

PRAGER RUNDSCHAU

HERAUSGEBER

DR. KAMIL KROFTA

JAHRGANG II

1932

Verlag »Orbis«, Prag, Fochova 62

Dr. Walther Rothschild, Berlin

Buchdruckerei „Orbis", Prag XII.

INHALT

*Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert.*

* * *

Rundschau:

Wissenschaft:

Literatur:

Musik:

Bildende Kunst:

Chronik:

(soweit die Beiträge nicht in den speziellen Rubriken aufgeführt sind):

MEIN VERHÄLTNIS ZU GOETHE

Von T. G. Masaryk

Zu Goethe gelangte ich ungefähr in der 4. und 5. Gymnasialklasse, also in meinem 17. und 18. Lebensjahr. Damals hatte ich mir ein paar Groschen erspart und erstand eine Auswahl aus Goethes Gedichten; nach ihnen konnte ich mir bald eine, freilich unvollständige, sechsbändige Ausgabe von Goethes Schriften kaufen. Aber sie genügte mir damals.

Goethe lernte ich zuerst als lyrischen Dichter kennen; ich bewunderte seine Kunst, was er nämlich aus der deutschen Sprache zu machen verstanden hat — Klangfülle, Bildlichkeit bis zur Onomatopoesie, vollendete Reime und Verse und ein harmonisches Gesamtgefüge der einzelnen Gedichte. In allem und jedem passt die Form zum Inhalt.

Von der Lyrik ging ich zu den Romanen, Dramen usw. über, auch zum Faust; auch im Faust packte mich die Form, ich möchte sagen, das Lyrische des Dramas. Ein Drama? Der Faust ist eine Analyse des modernen Menschen, eine Analyse der Übergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert, somit eine Philosophie der Geschichte, vielmehr des zeitgenössischen, aber auch des voraufgegangenen Geschehens. Die Geschichte wird von Goethe, und zwar richtigerweise, nicht bloss als eine Konstatierung von Tatsachen, sondern auch als deren Wertung aufgefasst.

Faustens Problem ist der Titanismus — er selbst nennt Faust einen Übermenschen — der Titanismus, wie er von der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie entfesselt ist, die Unrast des neuzeitlichen Menschen überhaupt, die inständige Suche nach einem neuen, neuen Dasein, nicht selten auf Kosten der Überlieferung. Goethe überwindet das Mittelalter, aber auch den Humanismus und Rationalismus, soweit sie in Religion, Theologie und neuzeitlicher Philosophie und Wissenschaft sich in Gestalt der Scholastik kundgeben.

Sohn des 18. und des 19. Jahrhunderts, Zeitgenosse der Grossen Revolution, der Reaktion und der Restauration, Voltaires und Rousseaus, erlebte er als Künstler sehr lebhaft den Klassizismus und die Romantik; in seinem Kern blieb er Klassiker (Iphigenie — Tasso u. a.).

Im ersten Teil des Faust gelangte er durchaus folgerichtig zum Problem des Selbstmords (über diesen siehe auch den Abschnitt in Dichtung und Wahrheit) und des Mordes (Tötung von Gretchens Bruder); dieser Beschluss der modernen Zerrissenheit, Halbheit und einseitigen Sinnlichkeit wurde, nicht ohne Goethes Einwirkung, von den Russen (Dostojevskij — Tolstoj) auf eine realistischere Art dargestellt.

Zu seinem Klassizismus schickt sich eine Dosis Aristokratizismus des Mannes von Bildung und Stand. Das Problem des Titanismus löste Goethe vornehmlich auf dem Gebiete der Philosophie und Religion; die soziale Seite blieb ihm nicht verborgen, jedoch Gewohnheit, Familientradition und sein eigenes Leben an einem kleinen Hof und in den Afterresidenzen liessen ihn nicht die Dosis damaligen deutschen Bürgertums überwinden, die Beethoven in ihm mit solchem Befremden herausspürte.

Praktisch war Goethe sein ganzes Leben hindurch das Vorbild eines arbeitenden Menschen, auch als Beamter und Finanzmann in der ersten Weimarer Zeit; der zweite Teil des Faust löst das Problem philosophisch. Der Werdegang eines Doktors der Rechte, Advokaten und Beamten verleidete ihm die Poesie nicht, gab ihm im Gegenteil die praktische Richtung. (Dichterisch die Elemente von Jungdeutschlands nachgoethischem Realismus.) Mit dem energischen Götz überwand er den schwachmütigen Werther: bezeichnenderweise erschien der Götz vor dem Werther, wiewohl er beide Charaktere zur gleichen Zeit erlebte.

An Goethe kann man sich das Verhältnis der Kunst (Poesie) zur Wissenschaft und Philosophie klarmachen.

Goethe war mir ein Lehrer mit seiner Allseitigkeit und Universalität; die Kultur aller Zeiten und Völker fesselte ihn, alle Gebiete des menschlichen Denkens und Tuns nahmen sein Interesse in Anspruch.

Goethe ist seinem Wesen nach Deutscher; er bemühte sich aber, alle Völker und ihre Kunst zu begreifen und von ihnen zu lernen. Er war frei von jeglicher Vaterlandstümelei, die in Deutschland zu seiner Zeit bereits im Schwange war; er fürchtete sich nicht, diese Kulturunart von sich zu weisen. Freilich ist heute das nationale, aber auch das internationale Bewusstsein reicher und intensiver,

aber Goethe bestimmte richtig die Richtung, die harmonische Verbindung von Nationalismus und Internationalismus. Goethe war einer der ersten Europäer.

Auf meine eigene Entwicklung hat Goethe stark mit formendem Einfluss eingewirkt. Die Einwirkungen auf einen modernen Gebildeten, der die Literatur und Kultur vieler Zeiten und Völker in seinen Erfahrungskreis zieht, sind freilich mannigfaltig. Wir übernehmen einzelne Gedanken, wir lernen die Methode, werten unsere Vorbilder und ahmen sie nach, aber überwinden und lehnen auch ab, was vor unserer Kritik nicht zu bestehen vermag. Auch in dieser Ablehnung kann sich ein starker, intensiver, guter Einfluss bergen. In diesem weiteren Sinne gebrauche ich den Begriff: formender Einfluss.

Ich habe meine Lehrer und Vorbilder nicht unkritisch übernommen. Ich war frühzeitig kritisch auch gegen Goethe. Goethe öffnete mir die Augen mit seinem starken Egoismus, seiner gewissen Rücksichtslosigkeit (wie Heinrich das Gretchen verlässt — die Rücksichtslosigkeit gegen Philemon und Baucis, um bei Faust zu verbleiben); aber er versöhnte mich mit seiner Wahrhaftigkeit, die auch vor einer nicht bloss unwillkürlichen Beichte nicht zurückschreckt. Seine Beichte war diskret, insolange er selbst sich der Leserschaft darbot. Die literarischen Detektivs machen die Leserschaft auch mit intimen Beichten bekannt, wie bei anderen grossen Dichtern. Dichtung und Wahrheit ist nicht bloss ein Genre Goethes, sondern die Methode aller Autobiographen. Die Menschen verstehen wenig davon, dass das Menschenleben nicht bloss Denken und sittliche und technische Praxis, sondern auch Kunst, Dichtung ist.

Goethe wurde nicht das Glück zuteil, eine starke, ihm an Bildung ebenbürtige, ihn wenigstens begreifende Frau kennen zu lernen; sein Leben ist eine Galerie schwacher Frauen, mit Gretchens Vorbild beginnend. Er träumte von Helena, um bei der Vulpius zu enden — nur Frau von Stein wurde ihm für längere Zeit eine selbstbewusstere Freundin.

Bystrička, den 27. September 1931

Das tschechische Original erscheint gleichzeitig in der vom Staatsverlag in Prag herausgegebenen Festschrift *„Goethův sborník"*.

DIE TSCHECHISCHE PHILOSOPHIE SEIT 1918

Von Jan Patočka

Es geht in diesem Aufsatz nicht um eine erschöpfende Analyse alles dessen, was seit der Wiedererrichtung des tschechoslovakischen Staates auf dem Gebiet der Philosophie geleistet worden ist. Das Ziel ist bescheiden: es gilt zu zeigen, welche Tendenzen das philosophische Schaffen in dem gegebenen Zeitraum beherrschen und wie sie sich in den einzelnen Persönlichkeiten verkörpern. Vor allem werden jene Denker in den Vordergrund gestellt, die erst in dieser Epoche ihre Entwicklung auf den Höhepunkt geführt, oder neue Richtungen eingeschlagen haben. Dabei kann, wie bei jeder derartigen Abgrenzung von Epochen nur eine Abkürzung gegeben werden. So steht ein grosser Teil der Produktion unter dem überwältigenden Eindruck *Masaryks*, dessen philosophisches Schaffen in seinen Hauptphasen der Vorkriegszeit angehört. Er war es, der den Positivismus in das tschechische Denken eingeführt und ihm zugleich einen Mangel an erkenntnistheoretischer Grundlegung zum Vorwurf gemacht hat, womit er zugleich den Fragestellungen der neuesten tschechischen Philosophie den Weg vorgezeichnet hatte. Denn gerade durch die Krise des Positivismus, den man als die nationale tschechische Philosophie bezeichnet hatte, und durch das Suchen nach neuen Richtungslinien ist die Epoche der philosophischen Bemühungen seit 1918 gekennzeichnet.

Wie Em. Rádl noch 1926 festgestellt hat, war der von Prof. František *Krejčí* (geb. 1858) vertretene Positivismus bis unlängst die einflussreichste Philosophie. „Krejčí ist der erste tschechische Philosoph, der sich hinter ein gegebenes philosophisches System gestellt und es sein ganzes Leben lang verteidigt hat" (Rádl in ČM* 1928). Krejčí ist der eigentliche Urheber der tschechischen wissenschaftlichen Psychologie; unter seinem Einfluss wurden die philosophischen Fragen lange Zeit psychologisch behandelt. Krejčí hat den Versuch eines Systems der Psychologie und des Psychologismus auf evolutionistischer Grundlage geliefert. Nachdrücklich tritt das in die Erscheinung in seinem Hauptwerk in dem behandelten Zeitraum, in seiner „Positiven Ethik als Sittenlehre auf natürlicher Grundlage" (Prag, 1922). Die sittliche Verpflichtung wird darin psychologisch und evolutionistisch gedeutet, die Begriffe der abso-

*) Tschechische philosophische Zeitschriften: ČM = Česká Mysl (Der tschechische Gedanke), RF = Ruch Filosofický (Die philosophische Bewegung).

luten Verpflichtung und Freiheit werden folgerichtig nicht anerkannt, Sittlichkeit ist das richtig begriffene eigene Interesse, das Bewusstsein der Bedingungen eines zufriedenen Lebens. Eine spezifisch ethische Komponente im Gefüge der menschlichen Persönlichkeit gibt es nicht. Die ethische Norm besagt, dass das Individuum der eigenen Überzeugung gemäss handeln solle. Die Norm ist aber nichts anderes als eine imperative Äusserung des Gesetzes, nach dem der nach Glückseligketit strebende Mensch wirklich handelt. Es gibt keine Tugend ausser der Pflicht, und diese lässt sich auf das Gefühl der Verpflichtung zurückführen, das eine Begleitung des Wissens von den Folgen der Handlungen darstellt. Neben diesem Werk hat Krejčí den sechsten und letzten Teil seiner „Psychologie" (Prag 1926) und „Die Grundlagen des wissenschaftlichen Systems der Psychologie" (1929) veröffentlicht, wo er seine Auffassung des Psychischen als einer bewussten Reaktion des Organismus, einer Dreidimensionalität des seelischen Geschehens u. a. gegen die psychologischen Prinzipien der neueren Systeme verteidigt. Eine polemisch gerichtete Diskussion ist zum grössten Teil auch die Schrift „Die Philosophie der letzten Vorkriegsjahre" (2. Aufl., Prag 1930), in der Krejčí seinen evolutionistischen Positivismus gegen die idealistischen Richtungen von James und Bergson bis Husserl und Driesch verteidigt. Allenthalben tritt Krejčís zähes Streben zutage, seinen Standpunkt, der doch nicht ganz von der Metaphysik frei ist, philosophisch zu begründen. Er wird bis in die letzte Zeit hinein nicht müde, seine Haltung gegenüber den gleichzeitigen einheimischen und ausländischen philosophischen Erscheinungen in der schon genannten, von ihm vor 31 Jahren mitgegründeten Zeitschrift „Česká Mysl" darzulegen (vgl. den Aufsatz „Parallelistische Phänomenologie", 1931). Dennoch ist klar zu erkennen, dass ein Positivismus dieser Prägung nicht mehr genügt. Wohl kein einziger der jüngeren Philosophen hat das Bedürfnis, auf der Grundlage der Philosophie Krejčís und in seinem Geiste weiterzuarbeiten. Allenfalls halten die Psychologen Prof. *Forster* (geb. 1882) und Prof. *F. Šeracký* (geb. 1891) an seinen psychologischen Grundsätzen, besonders an dem psychophysischen Parallelismus fest, aber beide ergänzen diese Grundsätze durch Gesichtspunkte, die von anderwärts her übernommen sind. Die „Positive Ethik" hat in den Kreisen der Fachphilosophen keinen Eindruck eines Erfolges gemacht (vgl. die Urteile von Vodseďálek in dem Artikel „Hauptströmungen der zeitgenössischen tschechischen Philosophie in der „Přítomnost", 1927, und die Aufsätze von J. B. Kozák, F. Fajfr,

Zd. Smetáček in der Krejčí-Festschrift, 1928 und N. Losskij in RF 1929).

Gleichzeitig mit Krejčís Buch ist Prof. In. A. *Bláhas* Werk „Philosophie der Sittlichkeit“ (Brünn, 1922) erschienen. Auch sie ist im Grunde positivistisch, versucht aber einen weiteren Ausblick zu gewinnen. Gegenüber dem Psychologismus Krejčís weist sie auf das gesellschaftliche Bedingtsein des Sittlichen (er ist Soziologe von Fach), gegenüber dem Naturalismus betont sie die geistige Aktivität, die ohne Unterlass neue und auch sittliche Werte schafft. Bláha (geb. 1879) ist bewandert in der französischen Philosophie und erinnert mit gewissen Zügen an Gedankengänge Brunschvicgs. Bláhas Standpunkt ist bei weitem nicht so bestimmt und streng, wie der Krejčís. Bei ihm wird die allgemeine Krise des Positivismus deutlich spürbar. Die letzte Perspektive, welche seine Philosophie eröffnet, wäre aber vielleicht dieselbe, wie bei Krejčí, ein Monismus der Substanz, welcher an Spinoza erinnert. Das gleiche gilt von Prof. J. *Tvrdý* (geb. 1877), der vornehmlich auf den Gebieten der Geschichte der Philosophie und der Erkenntnistheorie arbeitet. Weiter gehört dem Kreis der Positivisten Prof. J. *Král* (geb. 1882) an, ein gelehrter und methodisch vorgehender Historiker der Philosophie und Soziologe, der seine umfassende Tätigkeit insbesondere auf die Herbartische Soziologie, die Erforschung des Lebenswerkes G. A. Lindners (1828—1887), des Schöpfers der modernen tschechischen Pädagogik, und die Vergangenheit der philosophischen Disziplinen bei den Tschechen überhaupt konzentriert hat.

Die Krise des Positivismus erscheint zugleich als Krise des systematischen philosophischen Denkens. Die Form des philosophischen Systems hat an Geltung eingebüsst. An den Systemen wird die unzulängliche Vertiefung der einzelnen Fragen bemängelt. Die unwirksame Theorie wird mit der Rolle, die die Philosophie im Leben zu spielen hat, konfrontiert. Darin ist deutlich der Einfluss Masaryks zu erkennen und noch mehr die Art, wie seine nächsten Anhänger seine Lehren begriffen haben. *Masaryks* „Weltrevolution“, die Synthese seiner Arbeit in Leben und Philosophie, ist als grossartiges und typisches Beispiel lebenhaltigen Denkens aufzufassen, das in einer Zeit neuer grosser, sowohl sittlicher, als auch intellektueller Aufgaben dem allgemeinen Bedürfnis entspricht.

Die Hauptvertreter dieser Richtung sind J. B. *Kozák* und Emanuel *Rádl*. Prof. J. B. *Kozák* (geb. 1888), ist von der Bibelkritik der liberalen Theologie ausgegangen, hat sich von der Orthodoxie abgewandt und bemüht sich um einen neuen Objektivismus,

in dem die rationale Theologie als wissenschaftliche Metaphysik und die positive Wissenschaft versöhnt werden könnten, wobei er Motive des Pragmatismus, des Positivismus und der neuen deutschen Philosophie bearbeitet. So kommt es zu der schmerzlichen Spannung eines Kampfes zwischen der Metaphysik der tschechischen Positivisten, die bei Kozák namentlich in der Studie „Ökonomisierung der Lebensfunktionen" (Nové Athenaeum, 1921) durchschimmert, und dem Theismus. Kozák zeigt, dass die Probleme der Wahrheit und der sittlichen Verpflichtung notwendig eine transzendent gerichtete Weltanschauung voraussetzen. Dort ist die Grenze des Wissens gezogen — der Szientismus, der die methodologischen Prinzipien und die Ergebnisse der Wissenschaft für die letzte metaphysische Wirklichkeit hält, ist unwahr („Essay über Wissenschaft und Glauben", Prag 1924). Über die transzendente Gesetzlichkeit im Bereich des Sittlichen wissen wir freilich nur, dass sie uns persönlich Pflichten auferlegt. Ist dadurch der Theismus auch nicht begründet, so verliert dennoch die Zuversicht dem Leben gegenüber, von der jener unabtrennbar ist, durchaus nicht ihre Berechtigung. („Der heutige Stand der Ethik", Prag, 1930.) Offenbar ist Kozák vor allem an den sittlichen Fragen gelegen. Seine Vorträge erörtern die sittliche Erziehung, auch im vorschulpflichtigen Alter, die Eudaimonie, die sittlichen Aufgaben der Frau. („Im Kampf um die geistigen Werte", Prag 1930.) Die Bedeutung der Gestalt Christi im Leben der Gegenwart behandelt eine besondere Schrift „Jesus in Glauben und Skepsis" (Prag 1930).

Neben Masaryk hat Prof. Em. *Rádl* (geb. 1873) den stärksten Einfluss auf Kozák ausgeübt. Der nachdrückliche und bewusste Widerspruch gegen den Positivismus ist bei Rádl geradezu Mittelpunkt neuer Impulse in Denken und Leben geworden. Seit seinen ersten biologischen und philosophischen Arbeiten hat sich Rádl zum Vitalismus bekannt. Die letzten Kapitel seines bekannten Werkes „Geschichte der biologischen Theorien" (Leipzig 1909²), weisen den Verfall des Darwinismus nach und stellen sich mit offenkundiger Sympathie auf die Seite der Lehren Drieschs, die darauf ausgingen, die Biologie als selbständige Wissenschaft zu begründen. Sogar das Erkennen hat Rádl damals biologisch aufgefasst: eine bestimmte Wissenschaft ist ebenso persönliche Eigenschaft des Menschen wie sein Gesicht oder der Bau des Knochengerüstes. Für die Wahrheit ist entscheidend, dass sie der echte Ausdruck tiefster persönlicher Überzeugung ist, in der uns nichts beirrt, so dass unsere Wissenschaft und mit ihr unsere Wahrheit Ausdruck der a priori gegebe-

nen Anlage ist, die ihre Lebenserfahrung mit allen Traditionen nach ihrer Art formt. Man hat für diese Theorie, die von dem Überzeugtsein ausgeht, die Bezeichnung „logischer Expressionismus" geprägt, die für die ganze Erkenntnislehre Rádls eher zutrifft, als die Etikette eines „intuitiven Realismus", die ihm manchmal angeheftet worden ist. Man findet freilich besonders beim jungen Rádl intuitivistische Neigungen: die Bewunderung für Paracelsus, für den russischen Realismus, Betrachtungen über realistisches Erkennen als Verfliessen von Subjekt und Objekt („Wissenschaftliche und philosophische Erwägungen", Prag, 1914). Daneben aber findet man eine von Rádl nie aufgegebene Konzeption der Wissenschaft: Grund der Wissenschaft, wichtiger als der logische Ausdruck, Begriff, Beweis, sind die Anschauung, das Ding. Die Wissenschaft handelt von Dingen, nicht von Begriffen. Die intuitivistischen Motive sind für Rádl keineswegs spezifisch. Das Erkennen als Kontemplation genügt ihm nicht. Die Wahrheit muss in der Welt wirken, sie ist für diese Welt bestimmt eben als Ausdruck der tiefsten Schicht des Menschlichen. Mit fast übertriebenem Nachdruck formuliert das Rádl in seinem Buch „Romantische Wissenschaft" (Prag, 1918), in dem er „mit dem Romantismus abrechnet". Der deutsche Idealismus hatte Rádl von der Ferne angelockt, bei einem näheren Studium stiess er ihn ab. Nur bei Herder, Goethe und Schelling fand er die natürliche biologische Weltanschauung, deren Fährten er in seiner „Geschichte der biologischen Theorien" gefolgt war. Der deutsche Idealismus, besonders Kants Rationalismus, erscheint ihm gewaltsam, unnatürlich, „er teilt die Welt in das Reich des Teufels und das Reich Gottes", er verachtet diese Welt, der gegenüber alles erlaubt ist; er reisst Wissenschaft und Philosophie voneinander. „Die deutschen Idealisten spüren nicht, dass die Wahrheit gleichzeitig richtig, sittlich und fromm ist" und fliehen daher in die reine Theorie, entfernen sich vom Leben. Ihre Wissenschaft und ihr Leben stimmen nicht überein, ja, grundsätzliche Entfremdung der Wissenschaft vom Leben, die bei ihnen in der Theorie gefordert wird, kann zur Gefahr für das Leben werden, ist unverantwortlich, unmoralisch. Es ist das Wort gefallen: die Intelligenz muss in die Praxis eintreten! Die Wahrheit muss nicht nur erlebt, sondern auch verwirklicht werden. Idealismus ist der durch Taten bezeugte Glaube, dass die Wahrheit siegt; das Reich Gottes ist auch in dieser Welt. Der moderne Idealismus wird sich dem Positivismus, Pragmatismus, Utilitarismus, sogar dem Materialismus zuneigen („Demokratie und Wissenschaft", Prag 1919).



Wissenschaft und Demokratie haben ein gleiches Grundprinzip: die Zuversicht zum Menschen und seiner Vernunft. Seit dieser Zeit wächst bei Rádl die Bedeutung der Vernunft und der Planmässigkeit, der Methode, wie die Broschüre „Über unsere jetzige Philosophie“ vom Jahre 1922 zeigt, in der er seine Wandlung (unter dem Eindruck des Krieges, vornehmlich der russischen Ereignisse) rechtfertigt. Bis zum Kriege hatte Rádl der landläufigen positivistischen Wissenschaft, darin in Übereinstimmung mit der allgemeinen Haltung der Zeit, einen Irrationalismus, Realismus, ja Mystizismus gegenübergestellt. Nun soll der Positivismus durch die Vernunft, nicht gegen sie, überwunden werden. Rádl gibt seine frühere Theorie nicht ganz auf, aber er vertieft sie und ist bemüht, ein neues Motiv hineinzutragen. Das programmatische Denken wird über das „instinktive“ gestellt. In der Philosophie, der Wissenschaft ist die Hauptsache nicht die natürliche Äusserung der individuellen Begabung, sondern die selbstbewusste Zucht und die methodische Ordnung der Arbeit.

Aber der überrationale, individualistische Standpunkt ist nicht verlassen: die Wissenschaft ist nicht Selbstzweck, sie ist eine Angelegenheit lebender Menschen, die sie schaffen, intellektuell und moralisch für sie bürgen. Unter Wahrhaftigkeit verstand Rádl früher einen intimen Kontakt mit den Dingen; jetzt ist es nicht mehr blosser Kontakt, sondern wir gehorchen einer inneren Stimme, die uns heisst, die Vernunft zu benützen und ihr zu glauben. Die Vernunft benützen bedeutet dann nicht nur, sich dessen bewusst zu werden, was in der Natur vorgeht — so möchte der Positivismus gern die Intelligenz erklären, seinem Grundsatze getreu, alles, was existiert, als einfache oder zusammengesetzte Tatsächlichkeit aufzufassen. Vernünftig sein bedeutet, über die Natur, die Welt urteilen, also sich über die Natur erheben; das Denken ist praktisch, und wenn wir Prinzipien, die nicht existieren, aber gelten, benützen (wie Begriffe, Urteile, logische Grundsätze), so bekennen wir unsere Überzeugung, dass man die Wahrheit zur Geltung bringen muss: die Wahrheit soll gelten. Logik und Ethik bedeuten in der Hierarchie der Wirklichkeiten (das Anorganische, das Reich der natürlichen Zwecke, das Seelenleben, das Geistige), etwas vollständig Neues, „sie kommen aus anderen Welten, als diejenigen sind, wo lediglich die Physik und Chemie gelten“ („Moderne Wissenschaft“, Prag 1926). Das eben genannte Buch zeigt, dass Rádl neue, höhere Probleme in Angriff nimmt, als bisher. Sein Interesse konzentriert sich nun auf das Problem der Religion. Früher hatte

sich Rádl um die Lösung der Frage bemüht, wie die moderne allzu abstrakte Wissenschaft zu reformieren sei. Nun fragt er, was dem modernen Leben überhaupt fehle. Dem modernen Menschen ist die Aussenwelt, die Natur, zur ersten und letzten Tatsache geworden. Diese einseitige Orientierung hindert uns daran, das wichtigste und höchste Faktum unseres urteilenden Gewissens seiner wirklichen Bedeutung gemäss zu würdigen. Über dem wirklichen Universum erhebt sich die geistige Welt, in deren Bereich auch die Wahrheitsnormen fallen. Die Aufgabe der Christen im heutigen Leben ist, zu bekunden, dass das Geistige seine Bedeutung nicht verloren hat, „dass in ihm das eigentliche Schicksal des Menschen entschieden wird." Rádl unternimmt die wenig populäre Arbeit, der Öffentlichkeit zu zeigen, was das religiöse Leben in diesem Sinne bedeutet, wie es sich mit einem „gesunden Objektivismus" verträgt, wie es tätig bleibt — obwohl und eben deshalb, weil ihm diese Welt nicht die letzte Wirklichkeit bedeutet. Die Schrift „Religion und Politik" (Prag 1921) ist der erste Schritt auf diesem Wege. Kein religiöser Dilettantismus, keine Sentimentalität, keine Rückkehr zum Katholizismus, sondern Gewissen und Wahrheit. Er will eine vernünftige, praktische Religion, obwohl er die Tradition nicht nur als organisatorische, sondern auch als sittlich-religiöse Macht hoch bewertet. Rádl stösst dadurch später auf die schwierigsten, verwickeltsten Fragen (Wissen — Glauben, Philosophie — Theologie, Religion — Offenbarung — Dogma — Kirche usw.), deren Lösung er noch nicht gegeben hat. Auch die Kritik des östlichen Mystizismus und Quietismus in der Schrift „Westen und Osten" (Prag 1925) soll das christliche Selbstbewusstsein heben. Das Christentum wird hier als die einzige moralische personalistische, tätige Religion und als die wahre Grundlage der westlichen Zivilisation dargestellt. Die kritische Tätigkeit, welche er von seinem Standpunkte aus entwickelt, ist überhaupt sehr bedeutsam.

In Masaryk erblickt Rádl das Muster eines Philosophen, der sich mit lebendigen Fragen befasst und kritisch ins Leben eingreift. Von ihm hat er auch manche Argumente gegen den Positivismus übernommen (z. B. der Positivismus will die Tatsachen nur passiv betrachten, er beurteilt sie nicht). Ausser Masaryk sind es besonders Driesch und der Neukantianismus, die Rádl beeinflusst haben. Im Religiösen hat er von Prof. J. L. *Hromádka* (geb. 1889), dem protestantischen Theologen, welcher der Barthschen Schule nahe steht, viele Anregungen empfangen. Hromádkas Kampf gegen den positivistischen Dogmatismus, welcher in der ganzen Religion nichts

anderes sieht, als Aberglauben und Unaufrichtigkeit, ist vom geistigen Gesichtspunkte aus sehr hoch einzuschätzen. Er ist aber sicher zu weit gegangen, als er zu beweisen unternahm, dass die Theologie der mythischen Denkart ferner liege als alle Wissenschaften mit der Philosophie an der Spitze („Masaryk", Prag 1930); diese These hat auch den heftigsten Widerstand hervorgerufen (Smetáček: Kozák, Rádl, Hromádka, Prag 1931, 61 ff.).

Obwohl Rádl kein streng systematischer Philosoph ist, obwohl er vielleicht die wichtigsten seiner Motive in ein gewisses Halbdunkel gehüllt hat*), muss man zugeben, dass mit ihm die Reaktion gegen den Positivismus ihren Gipfel erreicht hat. Er baut keine Metaphysik der Erkenntnis auf, weil ihm die *Überzeugung* von der absoluten Wahrheit genügt, weil er auf das Leben wirken, nicht die gedanklichen Konstruktionen vermehren will. Keiner von den übrigen tschechischen Philosophen, die den Positivismus bekämpfen, hat eine so lebendige und originelle Problematik entwickelt. Sie nehmen von den abstrakten Problemen, von anderen philosophischen Autoren ihren Ausgang, sie übertragen die ganze Mannigfaltigkeit der ausländischen Tendenzen, soweit sie imstande sind, sie zu verfolgen und Anteil daran zu nehmen.

Dem ursprünglichen Intuitivismus Rádls nähert sich mit einigen Zügen Prof. Vladimír *Hoppe* (1882—1931), dessen Interesse aber, mit Rádls Teilnahme an Wissenschaft und Leben verglichen, mehr metaphysisch, theoretisch, einseitig ist. Auch nach Hoppe stehen wir vermittels unseres tieferen Wesens, des überindividuellen Gebietes unserer Seele, mit dem Urgrunde alles Seienden im Zusammenhang. Es verhält sich aber so, weil „der Gegenstand der Erkenntnis, vom metaphysischen Standpunkte aus betrachtet, nichts anderes ist, als das Subjekt selbst in erstarrter Form" („Grundlagen der Geistesphilosophie", Prag 1922, 12). Sein Intuitivismus ist idealistisch, seine Metaphysik der Erkenntnis gründet er auf den Begriff des schöpferischen Subjektes, welcher zum grössten Teil ausserhalb der bewussten Sphäre liegt, mit dem aber das Bewusstsein trotzdem verschmelzen kann, indem es die „kopernikanische

*) Welche grossen, ungelösten Probleme entspringen z. B. dem Verhältnis von Gelten und Sein! Wird nicht erst jetzt das erkenntnistheoretische Problem als das Problem des gültigen Urteils aufgerollt werden können? Wie wird es nun um die Wirklichkeit der Wissenschaften stehen? — Die Probleme des Verhältnisses von Philosophie und Theologie, des Wahrheitskriteriums des christlichen Dogmas, werden auch nicht überzeugend gelöst, wie Smetáček l. c. und ČM 1931, 143 f. zeigt.



Wendung" vollbringt, d. h. indem es von der Mannigfaltigkeit des subjektiven, besonders gefühlsmässigen Erlebens, seinen Ausgang nimmt und die Verführung ablehnt, den Geist und die Natur vom Standpunkte der quantitativen identifizierenden Naturwissenschaft, die alles rein Qualitative aus dem Weltbilde ausscheiden möchte, aufzufassen und zu erklären. (Hoppe wurde vielfach von der zeitgenössischen sogenannten Kritik der Wissenschaft angeregt, insbesondere hat E. Meyersons Kausalismus auf ihn einen starken Einfluss ausgeübt.) Die Welt der Vernunft und der Wissenschaft bedeutet einen toten nivellisierenden Aspekt der lebendigen fliessenden Wirklichkeit, sie stellt nur „ihre hohlen Schalen und Bestecke" dar; erst die irrationalen Akte der Intuition und der Kontemplation ermöglichen uns, jener vorübergehend, dieser methodisch und definitiv, den Plan der Sinnlichkeit zu überschreiten; die Verstandesbegriffe sind ja überhaupt nur „ursprüngliche erblasste, erloschene Gefühle" und sind somit durch ursprüngliche Intuitionen gerechtfertigt („Einführung in die intuitive und kontemplative Philosophie"). Im Akte der Intuition erfassen wir das Individuelle eines Wirklichen, sein tiefstes Wesen; in der Kontemplation streifen wir alles Sinnliche ab und werden zu Gliedern einer geistigen Weltordnung. Hoppe hat diesen Standpunkt in zwei umfassenden Werken zu entwickeln und zu begründen versucht: „Natürliche und geistige Grundlagen der Welt und des Lebens" (Prag 1925) und „Einführung in die intuitive und kontemplative Philosophie" (1928). In dem ersten wird das „transzendentale Gebiet der Persönlichkeit", die Quelle des Seinsollenden, in dem alles Seiende ursprünglich steckt, untersucht und an der Hand eines reichen Materials von Belegen der mystische Weg der Reinigung, Erleuchtung und Verschmelzung, auf dem man die dauernde Vereinigung mit jenem absoluten Gebiete erlangt, beschrieben. Im zweiten Werke unternimmt Hoppe eine erkenntnistheoretisch-metaphysische Grundlegung und Verteidigung seiner Ansichten denen gegenüber, die mit anderen Mitteln das gleiche Ziel, nämlich die Versöhnung des Absoluten mit dem Relativen verfolgen. In beiden Arbeiten geht er von Kant aus, macht ihm aber seinen übertriebenen Rationalismus zum Vorwurf, der ihn gehindert hat zu erkennen, dass das Ich der transzendentalen Apperzeption den intuitiven und kontemplativen Akten in seinem schöpferischen Wesen zugänglich ist. Das von Hoppe angestrebte System beruht im Ganzen auf einer psychologischen Basis, die logischen und zum grossen Teil auch die erkenntnistheoretischen Probleme werden zu

rasch übergangen; es wirkt deshalb als ein sehr edles Bekenntnis eines Philosophen. Vielleicht war es nicht einmal Hoppes Ziel, ein genau durchgearbeitetes System der Metaphysik zu schaffen, sondern vielmehr dem Menschen eine Methode der Lebensführung zu geben, die imstande wäre, ihn aus der Bedeutungslosigkeit seiner naturhaften Existenz zu erheben. Welcher Kontrast besteht zwischen Rádl und Hoppe, obwohl sie beide übernatürliche Prinzipien anerkennen! Hoppe verliert sich darin, wogegen sie für Rádl zu Normen des planmässigen Handelns in dieser Welt werden.

In den Arbeiten Rádls und Hoppes ist die Befreiung aus positivistischer Gebundenheit auch darin ersichtlich, dass sie die Geschichte der Philosophie nicht mehr als eine bunte Sammlung von Irrlehren auffassen, sondern oft auf ältere Problemstellungen zurückgreifen, die sie als nicht überwunden nachweisen. Aber es fehlt ihnen die feste logische Armatur, die aus einzelnen Eingebungen ein ganzheitliches Gefüge entstehen lassen könnte. Zwar kann sich Rádl vielfach auf Drieschs Arbeiten stützen*), man weiss aber nicht immer genau, wo sich ihre Wege scheiden. Zu derselben Zeit hat sich um eine selbständige philosophische Überzeugung ein anders gearteter Denker bemüht, der Mathematiker *K. Vorovka* (1880 bis 1929), welcher schon im J. 1917, von Poincaré angeregt, eine intuitionistische Grundlegung der Mathematik zu liefern unternommen hatte. Rádls Schriften setzen gewöhnlich eine Reihe lebendiger Gedanken über ein gewisses Thema auseinander; Vorovka bemüht sich dagegen um den strengen, logisch-systematischen Zusammenhang**); er möchte in seiner Schrift „Skepsis und Gnosis" (Prag 1921) den Positivismus logisch überwinden, obwohl er die Notwendigkeit der Glaubenstat anerkennt. Dieser Mut zum Glauben, der allein die Skepsis vollständig beseitigen kann, wird von Vorovka „Gnosis" genannt. Man darf sagen, dass Vorovka der einzige unter den tschechischen Philosophen dieses Zeitraumes war, in welchem vor allem das logische Gewissen lebendig war. Sein Programm war vom Problem der Gewissheit und Wahrheit ausgefüllt. Rádl z. B. hat nicht die Notwendigkeit empfunden, die Skepsis zu bekämpfen: es hat ihm nie an Prinzipien gemangelt, denen er ein

*) Das verhältnismässig rege Interesse an Drieschs Philosophie bei den tschechischen Philosophen ist zweifellos dem Einflusse Rádls zuzuschreiben.

**) Vgl. Lapšin, Der russische Gedanke, 1930, S. 88: „er war ein wahrhaft ernster und strenger Denker". Lapšin analysiert in diesem Artikel Vorovkas Philosophie sehr ausführlich und vergleicht sie mit den Lehren der russischen Philosophen Vl. Solov'ev, Lesevič u. a.



kritisches Vertrauen schenken konnte. Bei Vorovka handelt es sich aber um die absolute Gewissheit, er bedient sich fortgehend der skeptischen Methode, um seine Voraussetzungen zu prüfen und jeden Zweifel zu beheben. Ich glaube, dass bei Vorovka, wenn wir von der rhetorischen Form einiger seiner Schriften abstrahieren, viel mehr philosophisch Wertvolles übrig bleibt, als manche zuzugeben geneigt sind. Der rhetorische Ballast war ihm im Grunde fremd; er zollte damit der erregten Stimmung der Zeit, sowie der Begeisterung für die Mystik Březinas seinen Tribut. Vorovka philosophiert nicht nur, um sein inneres Wesen gedanklich auszudrücken, nicht, um sich von dieser Welt zu erlösen, sondern er löst die Aufgabe, dem Menschen den Zutritt zur Wahrheit sicherzustellen. Wenn er den Boden der Metaphysik betritt, so geschieht es also aus ganz anderen Gründen als bei Rádl oder bei Hoppe; er glaubt nämlich, dass ein Reich der reinen Essenzen angenommen werden muss, wenn man die Eigenart der logischen und mathematischen Erkenntnisse begreifen und diese über alle Zweifel erheben will. Zweitens will er aber den Sinn des Lebens begreifen und findet ihn in der Schönheit, welche die Werke der unaufhörlich schöpferischen und freien Weltprinzipien durchstrahlt. Vorovkas Metaphysik ist dem Neuplatonismus und Gnostizismus verwandt. Die Welt der Essenzen steht, als unerschöpfliches Reservoir der Formen, über der Existenz, die ihr „entspringt" und restlos psychischer Natur ist — der persönliche Gott, die Monaden und das „psychische Feld", das alle Erzeugnisse der lebendigen Wesen in sich aufnimmt und ihre Wechselwirkungen ermöglicht. Das psychische Feld ist das Bewusstsein Gottes. In diesem Punkte weicht Vorovka von Leibniz, dessen Weltanschauung er am nächsten steht, ab; übrigens hat er niemals abgelassen, Leibniz' immer wachsende Bedeutung für die Gegenwart hervorzuheben und in seiner Schrift „Kants Philosophie in ihren Beziehungen zu den exakten Wissenschaften" (Prag 1924) schätzt er Leibniz höher als Kant. Die Schrift zeugt übrigens davon, dass Vorovka alle Seiten seiner Metaphysik nicht gleichermassen befriedigt haben; vom Panpsychismus wird hier überhaupt nicht gesprochen, aber die Lehre vom logischen Universum wird oft erwähnt. Endlich erklingt in der Schrift „Die amerikanische Philosophie" (Prag, 1928) wieder stark die skeptische Saite; es wird von einer wissenschaftlichen Philosophie gesprochen, deren Resultate lediglich negativ sind (z. B. die Ablehnung des Naturalismus). Man kann nicht einmal sagen, dass Vorovka alle seine philosophischen Pläne vorgezeichnet hat; jedenfalls

kann seine Metaphysik nur als Andeutung aufgefasst werden, denn um wirklich ausgeführt zu werden, müsste sie auf eine breite logische und erkenntnistheoretische Grundlage gestellt werden: ein Unternehmen, zu welchem er sich nicht entschlossen hat und das trotzdem allein vermöchte, dem ganzen Bekenntnis objektiven Wert zu verleihen. Der reine Logizismus, besonders in der Fassung Russells, war ihm unannehmbar, er suchte in der von Leibniz angedeuteten Richtung Platon mit Bergson zu versöhnen, kam aber nicht weit über die Formulierung des Problems hinaus.

Hoppe und Vorovka unterschieden sich von der tschechischen positivistischen und realistischen Tradition auch durch ihren Akademismus, ihr Fernbleiben vom öffentlichen Leben und ihre im grossen und ganzen konservative politische Haltung. Das hatte auch zur Folge, dass ihre Lehren wenig Beachtung fanden. Gewisse Anregungen hatten beide von dem führenden Physiologen Prof. F. *Mareš* (geb. 1857) empfangen, der bei Kant Zuflucht suchte, um gewissen Folgerungen aus einer mechanistischen Weltanschauung auszuweichen. Ein Angehöriger der älteren Generation, unternahm er auch nach dem Kriege eine Reihe von philosophischen Exkursen, die nicht immer geglückt sind („Die Wahrheit über die Wirklichkeit", 1918, „Wahrheit im Gefühl", 1922). Insbesondere bekämpfte er mit Eifer Krejčís „Psychologie ohne Seele", und es ist sicher seinem Einfluss zuzuschreiben, wenn der Positivismus oft als mechanistische Psychologie angesehen wurde. Es gibt noch andere scharfe Kritiker des Positivismus, von denen manche aber bis jetzt nicht dazu gelangt sind, einen persönlichen positiven Ausdruck für ihre Anschauungen zu finden.

Zu ihnen gehört etwa F. *Pelikán* (geb. 1885), der gemeinsam mit F. Žakavec Bergsons „Évolution créatrice" übersetzt und ihr eine einleitende Studie beigegeben hat, wie er denn überhaupt als guter Kenner der französischen Philosophie gilt, der sich aber zugleich an Fichte und am Pragmatismus (bes. James und Schiller) inspiriert hat. Im Sinne des Pragmatismus hat er eine sehr knappe Übersicht der formalen Logik geschrieben. Vornehmlich aber betreibt er historische Studien, wozu auch seine umfangreichste Arbeit „Der Fiktionalismus in der modernen Philosophie, insbesondere bei Hume und Kant" (1928) gehört, worin er zu beweisen sucht, dass der moderne Skeptizismus seinen Ursprung in der Nichtbeachtung der emotionalen und affektiven Grundlage der menschlichen Persönlichkeit habe. So wendet sich auch Pelikán dem Irrationalismus zu,

mit dem im tschechischen Milieu in der Regel die Abkehr vom Positivismus ihren Anfang nimmt.

Der gleichen Reihe von Denkern schliesst sich auch J. L. *Fischer* (geb. 1894) an, der seinen ursprünglichen Pragmatismus, an dem ihn vor allem die Lehre von der Plastizität und Formbarkeit der Wirklichkeit angezogen hatte, aufgibt, um zu einem „System der konstruktiven Philosophie" überzugehen. Den ersten Teil hat er im Jahre 1931 unter dem Titel „Grundlagen der Erkenntnis" herausgegeben. Das Programm dieser Philosophie ist in der Broschüre „Über die Zukunft der europäischen Kultur" (1929) skizziert. Der Mechanismus, der seit dem 17. Jahrhundert den Bereich unseres kulturellen Umkreises beherrscht hatte, wird jetzt durch einen Soziologismus ersetzt. Das geschieht mit Hilfe einer „ebenso einfachen, wie evidenten Überlegung", nämlich „sofern unsere begrenzten Erkenntnismittel nur noch ausreichen, um winzige Bruchstücke des mannigfaltigen Reichtums der Wirklichkeit zu fassen, werden wir diesem Reichtum der Formen und dieser Verwobenheit der Beziehungen viel eher gerecht, wenn wir sie mittels der höchsten uns noch zugänglichen und dabei nächsten Erscheinungen anschauen und deuten, als wenn wir umgekehrt vorgehen" — wir erhalten so anstatt eines Mechanismus eine vermenschlichte Welt. Fischers Standpunkt ist dabei wiederum metaphysisch und involviert ein Bekenntnis: „so bin ich dagegen *überzeugt*, dass das Ganze der Wirklichkeit zu jeder Zeit unfertig und unvollkommen ist und immer nach neuen Sinngebungen und Sinnverwirklichungen trachtet." Die „schöpferische Wirklichkeit" soll auch hier ein Universalmittel gegen den Positivismus sein, wobei aber die Überzeugung von ihr hypothetisch bleibt. Was Fischer überdies in seinen „Grundlagen der Erkenntnis" gibt, ist kein Fortschritt. Es ist Psychologie, aber keine Erkenntnistheorie und dazu noch eine Psychologie, die mit Hilfe von unzureichend klaren Begriffen konstruiert ist. Der Begriff Intention wird z. B. auf eine seltsame Weise gefasst, und es bleibt zuletzt unverständlich, wie Fischer vom Subjektivismus zu einem kritischen Realismus gelangt. Wir haben hier wiederum eine erkenntnistheoretische „Überzeugung" vor uns.

Bleibt die Formulierung der Arbeiten Pelikáns und Fischers im grossen und ganzen im Bereich des Fachgemässen, so begegnen wir in T. *Trnka* (geb. 1890) und L. *Klíma* philosophischen Geistern, die ihr dichterisch gestimmtes Erleben in ausgesprochen literarischen

Formen, in Essays und Aphorismen gestalten. Trnka steht besonders in seinem umfangreichsten Buch „Der Mensch und sein Werk" (1926) unter dem Einfluss des Dichters Otokar Březina (1868—1929) und seiner Mystik mit ihrem Glauben an den schöpferischen Menschen, den geheimen Sinn des Daseins und die erlöserische Funktion des lebenentsprossenen Werkes. Auch Trnka ist vom Irrationalismus, von der pragmatischen Negation des Dualismus von Subjekt und Objekt ausgegangen, hat seine Gedankengänge durch Bergson befruchten lassen, der ihm die Antithese Zeit und Raum als Thema stellte und ist schliesslich zur differentiellen Psychologie und Charakterologie gelangt. Nimmt man seine Beschäftigung mit Kulturpsychologie und personalistischer Philosophie hinzu, so kommt eine bunte Erudition zusammen, der sich Trnka jedoch nicht immer kritisch zu bedienen weiss, wenn er etwa in Kant einen unvollkommenen Anlauf zum Pragmatismus sieht oder behauptet, dass bei Dilthey der Weltanschauungstypus — physiologisch gegeben sei. N. Losskij hat ihn denn auch in seinem Artikel „Zehn Jahre tschechischer Philosophie" (RF. 1929) als „Denker von aussergewöhnlicher Beweglichkeit des Denkens" gekennzeichnet.

Bedeutet für Rádl Philosophie eine wissenschaftliche Methode der Behandlung allgemeiner Fragen, für Vorovka systematische Gnosis, für Hoppe die Deutung des Sinnes der Welt und des Lebens, zu der man durch theoretische aber auch praktische Vorbereitung gelangt, so ist sie für Trnka „spontan formulierte Lebensweisheit". Er kennt in diesem Sinne keine fachgerecht konzipierten Fragen, er stellt keine Untersuchungen über Philosophie als Lebensberuf oder sittliche Aufgabe an, sondern begnügt sich mit geistreichen Betrachtungen über Tatsachen und Gedanken. Versucht er sich an Problemen der Erkenntnistheorie, so berührt er nur selten konkrete Probleme, dafür verbreitet er sich über allgemeine Merkmale der verschiedenen Systeme, etwa des Fiktionalismus Vaihingers, des Pragmatismus, des Kantismus, des Bergsonismus („Die moderne Philosophie in der Sackgasse", 1929). Als typisches Beispiel wäre etwa zu zitieren („Wege der Philosophie und Wissenschaft", 1919): „An der Wiege des Problems stehen Staunen und Entsetzen. Das wissenschaftliche Problem und das Problem überhaupt entsteht in der Seele des Menschen unter dem Einfluss der Berührung des Erstaunens und der Überraschung. Das Rätsel eines wissenschaftlichen Problems ist ein kreisender Wirbel... das Problem ist das Staunen über Gegensätze." Über ein konkretes Problem

wird dann aber nicht gesprochen, und es ist verständlich, dass die Mathematik bei solchen Voraussetzungen überhaupt keine Wissenschaft ist. „Die Mathematik ist einzig und allein Methode und keine Wissenschaft. Wissenschaft bedeutet Zusammenfassung von Problemen und Methode, hier aber handelt es sich um kein Problem, sondern einzig und allein um die Methode, den logischen Fortgang. Darum war auch die Mathematik in jener Zeit (d. h. im 17. Jahrhundert) die ideale Wissenschaft, die Wissenschaft der Wissenschaften, obwohl sie überhaupt keine Wissenschaft, sondern nur die Verwirklichung der logischen Methode ist.“ Wenn er über die Psychologie des schöpferischen Typus schreibt, so genügt es ihm, zum Beweis seiner These vom zweifachen, d. i. vom räumlichen und zeitlichen Typus die Dichotomien Schillers, Poincarés, James', Kretschmers usw. zu zitieren, ohne sich weiter damit zu mühen, zu beweisen, dass und wie sie sich decken. Zwar lockt ihn die Metaphysik, aber eher mit dem, was geheimnisvoll an ihr wirkt und nicht die Möglichkeit einer methodischen und restriktiven Forschung, die, wie etwa bei N. Hartmann und H. Driesch, zum Absoluten vorzudringen sucht. Das Wesen der Welt ist nach Trnka „die Gerechtigkeit sich selbst gegenüber“, die zugleich ein Sich-Selbst-Formulieren, ein Sich-Selbst-Ausdrücken ist. Sie offenbart sich uns in dem beständigen Ausgleich zwischen Leben und Tod, zwischen dem lebendigen Wirken und dem toten Kulturwerk. Jedwede Offenbarung des Lebens ist das Absolute selbst, ist Ausdruck der schöpferischen und dennoch gerechtenWirklichkeit. Man begegnet bei Trnka Momenten, die ihn in die Nähe des älteren Positivismus rücken: einem Monismus, der einen Pluralismus der Kundgebungen des Lebens nicht ausschliesst, der Meinung, dass Bewusstsein und Erkenntnis nur Epiphänomena einer tieferen Wirklichkeit sind. An die Stelle der Substanz Spinozas wird der durch das ethische Attribut der Gerechtigkeit bereicherte élan vital gesetzt, einer Gerechtigkeit freilich, die in höchstem Masse übermenschlich, mysteriös und kapriziös ist. Das Werk des Menschen ist gleichermassen wie jede andere Schöpfung Ausdruck einer geheimen Gesetzlichkeit, eines geheimnisvollen Reifens. Eine solche Philosophie, die sich jeder Kontrolle entzieht, hätte zu einem Skeptizismus führen müssen, wenn Trnka nicht den Mut gehabt hätte, eine Stellung ausserhalb des logischen Kreises einzunehmen, der seine Metaphysik umspannt.

Ladislav *Klíma* (1878—1928), zweifellos der geistreichste der tschechischen philosophischen Improvisatoren, hat einst in seinem

Buche „Die Welt als Bewusstsein und Nichts" (1904) eine vollständige Weltanschauung skizziert. Von den modernen Idealisten hat er vorzugsweise Schopenhauer und Nietzsche gelesen und ist von ihnen auf dem Wege einer spitzfindigen Dialektik zu einer Konstruktion gekommen, derzufolge die Welt eine Fiktion des Intellektes sei, der das Bewusstsein zugrundeliege und dessen Beschaffenheit weiterhin auf den Willen zurückzuführen sei. Der Wille zum Angenehmen ist der Urantrieb des Weltgeschehens, das eine Kombination aller Weltelemente darstellt, deren wechselseitige Einwirkung aufeinander auf die Verwandtschaft der Ideen reduzierbar ist. „Jedes Gedankenatom verschmilzt im Laufe eines Weltjahres mit der Gesamtheit aller Gedankenatome und wird so in der Zeit eines Weltjahres zu dem, was die Welt in jedem ihrer Augenblicke ist." Die Welt ist vollkommen wertlos und sinnlos; Klíma sieht folgerichtig ein: man darf nichts hoffen, braucht aber auch nichts zu befürchten. „Wenn der betäubende Kreislauf zum Stillstand kommt, was wird damit erreicht? Nichts... als ob nichts dagewesen wäre..." Klímas Irrationalismus ist intellektualistisch; er ist sich dessen bewusst, dass seine Intuitionen Auswirkung einer intellektuellen Phantasie sind, erachtet diese jedoch für ein Prinzip. Seine nihilistischen und scharf invektiv zugespitzten Inventionen und Aphorismen hat Klíma in zwei weiteren Bänden „Traktate und Diktate" (1922) sowie „Sekunde und Ewigkeit" (1927) gesammelt. Die Aphorismen Klímas sind getränkt von Verachtung, einer Verachtung der Wissenschaft, der christlichen und sozialen Moral, der Demokratie, des Sozialismus, des Pazifismus, des Internationalismus, denen gegenüber eine Apotheose des Individualismus, der Herrschaft des Stärkeren, des Nationalismus und Imperialismus aufgerichtet wird. Es ist eine bekannte und auch verbrauchte Thematik, aber Klíma findet doch eigene geistreiche Töne und ein eigenes erregtes und göttergleiches Pathos. Der Rausch des Bewusstseins der eigenen Gottgleichheit, die absolute Ungebundenheit des kosmischen Abenteurers, der eschatologische Fragen einfach dadurch löste, dass er alle objektiven Werte leugnete, diktiert ihm seine herausfordernden Aphorismen in die Feder. Es sind sozusagen Reflexe einer philosophischen Praxis, die das Ziel hatte, „alles Leiden zu töten, unwandelbare selige philosophische Ruhe durch eine souverän kommandierte, organisierte ewige Schau des Alls zu erlangen." Höchst charakteristisch ist ein Satz wie folgender, den eine ganze Reihe tschechischer Denker unterschreiben könnten, die dem belletristischen Typus angehören: „Die Teilgebiete: Poesie,

Kunst, Philosophie, ja höhere Wissenschaft, sind nichtig — blosse Formalien und daher auch so hoch geschätzt und beliebt." Nicht minder bezeichnend sind andere Formulierungen wie: „Bisher hat es keine tschechische Philosophie gegeben, höchstens im Stadium eines zwei Monate alten Embryos. Es hat keinen tschechischen Philosophen gegeben ausser Otokar Březina... solange es nicht dazu kommt, dass Napoleon für den grössten Philosophen seiner Zeit und Grabbe für den grössten Genius der Tat erklärt wird, solange wird die Menschheit über die wichtigsten psychologischen Erscheinungen mit idiotischer Oberflächlichkeit und Schülerhaftigkeit urteilen." So bedeutet dieser Dichter, der in die Philosophie geraten war und der alle Tiefen und die Erhabenheit des geistigen Lebens kennt, der die Indolenz der Öffentlichkeit im Bereich des Geistigen nach Gebühr gebrandmarkt hatte, das Ende der Sackgasse, in die sich das tschechische bekennende, subjektive, erlebnissüchtige Denken verirrt hat. In dieser Weise aufgefasst, bedeutet Philosophie ein blosses Spiel, selbst dann, wenn man sie sechzehn Jahre lang nicht nur mit dem Intellekt, sondern auch mit festem Willen, geistiger Dressur und einem Mehrverbrauch von Alkohol betrieben hat. In der Einleitung zu Hegels „Phänomenologie des Geistes" gibt es einen Satz, dessen man sich angesichts der Karikatur eines antiken Philosophen, als die Klíma erscheint, erinnert: „Das Leben Gottes... mag also wohl als ein Spielen der Liebe mit sich selbst ausgesprochen werden, diese Idee sinkt zur Erbaulichkeit und selbst zur Fadheit herab, wenn der Ernst, der Schmerz, die Geduld und die Arbeit des Negativen darin fehlt." Für diejenigen, die das Weltproblem brevi manu lösen wollen, gibt es keine „Negation", gibt es nichts, was das Denken durch den Prozess der Analyse und der Konstruktion bewältigen müsste, gibt es nichts ausserhalb meiner Eingebung, ausserhalb meiner selbst und daher auch über mir. Das bedeutet aber ein Ende der Philosophie, denn sie ist in der Tat ein *menschliches* Gebaren, da der Mensch, gesetzt auch, er wäre frei, seinem Wesen nach endlich und abhängig ist namentlich im Hinblick auf den *Sinn* seines Handelns.

Die Philosophie ist keine blosse positive Wissenschaft, es gibt in ihr Probleme, denen sie nicht ausweichen kann und die doch, um mit N. Hartmann zu reden, „nur behandelt, nicht gelöst werden". Aber es kommt darauf an, dass die Philosophie auf einem möglichst sicheren Grunde baut, dass sie mit genauen Begriffen und mit genauen Gedankengängen arbeitet. Sie muss trachten, über jeden ihrer Schritte Rechenschaft ablegen zu können und mit einem Minimum



von Metaphysik auszukommen (nach Hartmann). Der Philosoph hat die Pflicht, aus seinen Thesen alle Folgerungen zu ziehen, zu Ende zu denken, so weit als möglich systematisch zu konstruieren, um den Sinn seiner Behauptungen und Thesen in ein genaues und klares Licht zu stellen. Die Logik als Wissenschaft des präzisen Fortganges der Gedanken wird so zum Ausgangspunkt der Philosophie. Die tschechischen Antipositivisten waren aber mit dieser Sachlage nicht einverstanden. Ihnen ging es um ein rein persönliches Verhältnis zu den Dingen und zur Welt, nach dem Vorgang des Dichters und überhaupt des Künstlers, um einen tiefen persönlichen Ausdruck, der das ganze eigene Wesen und darin vielleicht das Wesen der Welt erschliesst. Dieses Postulat ist auch dem jüngeren Rádl, Hoppe, Trnka, Klíma, ja sogar der Gnosis Vorovkas gemeinsam. Die Behutsamkeit, mit der sie vorgehen, ist freilich von Fall zu Fall verschieden, aber alle streben vor allem danach, auszusagen, was der Grund ihrer Seele birgt und erblicken darin die richtige Methode. Es ist verständlich, dass der Positivismus unter diesen Bedingungen bei allen, die durch die Schule des wissenschaftlichen Denkens hindurchgegangen sind und alle übrigen geistigen Bedürfnisse der Sphäre der Träume und Zerstreuungen zuweisen, an Bedeutung gewinnt. Unter den jungen Philosophen gibt es eine starke Gruppe von Positivisten, die sich um die Zeitschrift „Čin" (Die Tat) schart. Ihr Positivismus deckt sich jedoch kaum mit dem älteren Positivismus Krejčís mit seinen Spinozischen Perspektiven. Es scheint, dass auch er im Stadium einer Gärung begriffen ist. Auch hier aber handelt es sich eher um eine kräftige, wohlbegründete Überzeugung, als um die Anbahnung einer neuen Systematik. Es gibt jedoch Fälle, in denen eine philosophische Konfession, eine aus subjektiven Erlebnissen hervorgegangene Weltanschauung immerhin zumindest den Wert eines persönlichen Dokumentes, einer Aufzeichnung tiefgreifender Lebens- und Denkenserfahrung hat, die der Philosophie bestimmte Fragen zu stellen geeignet ist. Dies haben Nietzsche, Tolstoj, Dostojevskij u. a. getan. Auch in der russischen Philosophie der Gegenwart begegnen wir einem solchen reichen, unsystematischen Denken, (vgl. Losskij „Russkaja filosofija v XX veke", Belgrad 1930) etwa bei Berdjajev, Bulgakov, ja auch Karsavin. Das Schaffen dieser lebendigen Denker ist dabei unverhältnismässig bedeutsamer als das Philosophieren der genannten tschechischen Denker. Das beruht in der Verschiedenheit der Bildung der Persönlichkeit und der traditionellen Problematik. Den russischen

Denkern verleiht der tiefe, innige und wahrhaftige Zusammenhang mit der religiösen und theologischen Basis oft Bedeutung, ein Zusammenhang, der geistige Schätze aus Jahrtausenden in spezifischer Weise in ihnen aufleben lässt. Von den tschechischen Denkern ist Rádl eigentlich der einzige, der offene Augen für die Vergangenheit und Zukunft hat, der ebenso tief im modernen Humanismus wie im christlichen Supranaturalismus verwurzelt ist. Kozák und Vorovka schliessen sich ihm wenigstens ihren Intentionen nach an. Die übrigen fliehen allzu oft in das eigene Selbst oder in dichterische Weiten, wohin die Stimmen des lebendigen Tages kaum noch dringen. Wenn z. B. Hoppe oder Trnka die exakten Wissenschaften mit ihrem Anspruch, eine in ihrer Art vollkommene Erkenntnis zu liefern, ablehnen, so tun sie das bestimmt nur, um sich ihrer ein für allemal zu entledigen und um die Unruhe zu vermeiden, die diese Wissenschaften dem modernen Metaphysiker immer bringen werden. Davon zeugt, dass es ihnen genügt, den Szientismus zu kritisieren und dass im positiven Aufbau ihrer Anschauungen die exakten Wissenschaften keine Rolle spielen, obwohl sie sich damit befasst haben (besonders Hoppe). Wie durchaus anders nimmt sich dies bei Nietzsche oder Bergson aus. Oder Hoppes Pläne einer Lösung der sozialen Frage mit Hilfe der kontemplativen Methode ohne jedwede konkrete Analyse der tatsächlichen Verhältnisse, ohne ein bestimmtes Programm für die Struktur der Gesellschaft der Zukunft — der blosse Einfall eines Tagtraumes. Von einem religiösen Leben, aus dem Denker emporwachsen könnten, kann man schwerlich etwas Bestimmtes sagen. Von J. L. Hromádka ist schon die Rede gewesen. Ansonsten ist protestantische Religionsphilosophie nicht lebendig genug. F. *Linharts* (geb. 1882) „Philosophie der Religion" (1930) vermag mit ihrer psychologischen Fundamentierung den Bau des christlichen Supranaturalismus nicht zu tragen. Der tschechische Katholizismus ist in philosophischer Hinsicht blutlos. Der fruchtbarste philosophische Schriftsteller aus den Reihen der Katholiken J. *Kratochvil* (geb. 1882), der Autor zahlreicher geschichtlicher Abrisse und Einführungen in die Philosophie, schreibt trocken und eklektisch. Der Essayist R. J. *Malý* (geb. 1889) hat versucht, Teilnahme für die Philosophie Malebranches zu wecken, aber ohne Erfolg. Einen scharfen Kritiker gibt es freilich, den Dichter und Essaisten Jaroslav *Durych* (geb. 1886), der ohne Unterlass seinen absoluten Maßstab an die kleinen tschechischen Verhältnisse anlegt und überhaupt die Hoffnung des tschechischen Katholizismus im Bereich geistigen Lebens ist. Alle genannten Philo-

sophen sind durch die gemeinsame Tendenz gekennzeichnet, den Positivismus in der Richtung auf einen Theismus oder zumindest einen Ethizismus zu überwinden (Trnka). Gott aber ist, sofern er nicht wie bei Klíma zu einem allmächtigen Ich reduziert wird, bei fast allen von ihnen allzu abstrakt aufgefasst, allzu sehr blosse Reminiszenz eines wahrhaften, erschütternden Gotterlebnisses, von dem das mittelalterliche Denken — auch das tschechische — erfüllt ist.

Begreiflicherweise ist die Lage der heutigen tschechischen Philosophie auch durch eine lange Reihe von Kontroversen und Polemiken gekennzeichnet, die zwischen Positivisten und Realisten und den Vertretern der sonstigen Richtungen stattgefunden haben und stattfinden.

Gegen die positivistische „Česká Mysl" begann Pelikán zusammen mit Vorovka, Hoppe und anderen im Jahre 1920 die Zeitschrift „Ruch Filosofický" herauszugeben. Die Diskussion war durch Rádls Artikel in der „Realistická Stráž", 1921, begonnen worden, ein Jahr später gab Rádl diese Artikel mit Ergänzungen in der schon erwähnten Broschüre „Über unsere heutige Philosophie" heraus, Vorovka, Trnka, E. Čapek, Pelikán haben damals geantwortet. Krejčí meldete sich mit einem „Blick auf den gegenwärtigen Stand der Philosophie in Böhmen" in den „Verhandlungen der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften" 1925 zum Wort. Vorovka hat seine polemischen Artikel in einem Bande „Polemos" (1926) gesammelt. Auch Klíma hatte in den Kampf der Meinungen eingegriffen. Rádl hatte den Jüngeren ihre papierene Philosophie, ihre Entfernung vom konkreten Leben und seinen Problemen, sowie ihre Nichtbeachtung der einheimischen philosophischen Tradition zum Vorwurf gemacht. Am besten hatte sich Vorovka zu verteidigen verstanden. Er bewies in dem Streit guten Willen, arglose und aufrichtige Gesinnung. Zu einer entscheidenden Klärung haben alle diese Polemiken aber nicht geführt, wohl aber die Situation grell beleuchtet. Wer heute im tschechischen Milieu den Bereich der Philosophie betritt, findet schwer einen zuverlässigen Ausgangspunkt. Der Positivismus gefällt sich allzusehr in abstrakten Darlegungen (wie wenig Mannigfaltigkeit gibt z. B. Krejčís Psychologie, verglichen etwa nur mit Ribot). Im übrigen aber gewinnt man den Eindruck, dass es an einer gründlichen Durcharbeitung der zentralen Fragestellungen gebricht, so dass ein labiler Zustand herrscht, aus dem man nur mühselig zu einem Gleichgewicht zu ge-

langen sucht. Dabei ist Interesse für philosophische Themen vorhanden, wie durch die Menge von Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie bewiesen wird, die im Lauf der letzten zehn Jahre erschienen sind. Auch sind in den letzten Jahren einige erkenntnistheoretische Arbeiten zu verzeichnen. Ausser den „Wahrheitstheorien" (1929) von Prof. Tvrdý ist insbesondere L. *Riegers* Untersuchung „Das Problem der Wirklichkeitserkenntnis" (1930) zu nennen, wo der kritische Realismus der Fries'schen Schule durch psychologische Argumente gestützt wird. In diesem Zusammenhang ist auch die Arbeit von L. *Dratvová* „Der Begriff der Kausalität in der Physik" (1931) zu stellen.

Freilich gibt es eine Richtung der philosophischen Forschungsarbeit, die zur Zeit ausschliesslich von Juristen und Nationalökonomen geleistet wird. Da sie nächstens an dieser Stelle in einem besonderen Artikel von einem ihrer Repräsentanten, dem Brünner Professor J. *Kallab,* behandelt werden soll, wird hier von einer Darstellung abgesehen.

WIE ICH ZUM STOFF MEINES HUS-ROMANS KAM

Von Oskar Wöhrle

Schon früh, in meiner Kindheit, bin ich der tragischen Gestalt des Prager Magisters begegnet.

Elf- oder zwölfjähriger Knabe mag ich gewesen sein, als, durch das Wort meines Geschichtslehrers entzündet, zum ersten Male der Konstanzer Scheiterhaufen in meiner Phantasie brannte.

Seit dieser Stunde hab ich die Flamme nie mehr vergessen.

Doch hätte ich mir damals nie träumen lassen, dass das Leben selbst mich später für lange Jahre an der Letztstätte des böhmischen Reformators in der Feuerzange halten würde.

Aber nach dem Weltkrieg, als ich den Rückweg ins Elsass, meine Geburtsheimat, versperrt fand, schlug mich der Zufall nach Konstanz, wo ich, alten Kulturboden voraussetzend, eine Buchhandlung nebst Antiquariat gründete. Die Strasse, in der sich mein Laden auftat, hiess ausgerechnet Strasse des Hus.

Hier in der „guten und getreuen" Stadt am See, wo das Mittelalter zum Teil noch daliegt, wie Schlachtfleisch auf Eis — muffig zwar, aber gut erhalten — hier, wo das Auge noch auf Schritt und Tritt den steinernen Zeugen bewegter Vergangenheit begegnet,

drängte sich das Bild des grossen Reformators und sein Schicksal von allein auf.

Täglich führte mich mein Weg am sogenannten Hus-Haus vorbei, am Gefängnis des Hieronymus, am Kloster der Barfüsser, am ragenden Münster, an der Dominikaner-Insel mit dem Gefangenenturm, am Hus-Stein auf dem Brühl, der angeblichen Stelle des Scheiterhaufens.

Aber trotz diesen mannigfachen Erinnerungszeichen in der Stadt, trotz den vielen dickbäuchigen Chroniken, die, das Gewesene in sich gekapselt, die Regale meines Buchladens füllten, würde wohl der „letzte Tag des Jan Hus“ ungestaltet in mir liegen geblieben sein, wenn nicht ein merkwürdiger Zufall ihn als brennendes Erlebnis aus mir herausgerissen hätte. Mit Gewalt beinahe.

Und das kam so:

In den Inflationsjahren besuchte irgend ein böhmischer Verein, ich glaube, er nennt sich „Verein der Freunde des Jan Hus“, die jedem tschechischen Herzen teuren Hus-Erinnerungsstätten zu Konstanz. Einer der Führer, ein protestantischer Geistlicher, wollte bei dieser Gelegenheit im Konzilhaus einen Vortrag halten und die Konstanzer Bürger über das Leben und die Lehre des Jan Hus aufklären. Gegen diese Absicht wurde sofort von nationalistischer Seite Sturm gelaufen. Die an der Verhinderung des Vortrages interessierte Stelle arbeitete mit allen Mitteln und schickte u. a. auch mir eine Liste zu, in die ich mich einzeichnen sollte als Zeichen des Protestes gegen diese „tschechische Anmassung und Unverschämtheit“, den guten Ruf der Stadt Konstanz zu entweihen!

Da, bei diesem dreisten Versuch, die Vergangenheit als Mittel politischer Verhetzung dazu zu benutzen, im Heute das Morgen abzuwürgen, fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

Ich sah, wie wenig sich im Grunde die Welt geändert hat trotz dem halben Jahrtausend seit dem Damals; ich sah, wie lebendig Hass und Engstirnigkeit geblieben sind, wie beschränkt und armemann-mässig die völkischen und konfessionellen Bindungen!

Ich sah, dass noch immer Kräfte am Werk sind, die Wahrheit zu meucheln!

Da fing der Scheiterhaufen des Böhmen in mir wieder aufzulodern an. Er sengte die Seele wie mit wirklichen Flammen und gab keine Ruhe, bis ich die Ungeheuerlichkeit jener Zeit, die einen Jan Hus abgeschlachtet hat, und die auch unsere Zeit mit ihren Mordinstinkten in sich schliesst, im Wort gebannt und beschworen hatte!

Kein Zweifel, der Prozess des Jan Hus war der Prozess um meinen eigenen Kopf und Kragen, und ich konnte ihn nur gewinnen, wenn ich jene Konzilszeit, ihre Personen und treibenden Kräfte mitleidlos und bis in die letzte Faser hinein enthüllte.

Einen Tag Mittelalter hatte ich an den Pranger zu stellen. Einen Tag jenes Mittelalters, wie es wirklich gewesen ist, in seinem ganzen Dreck und Speck, nicht wie es sich abspiegelt in romantisch verkleisterten Gehirnen, denen die Wahrheit so unangenehm ist, wie der Eule das Licht des Tags.

Ich habe mich bemüht, das Chaos jener Zeit aufzuzeigen, jenes wimmelnden Verwesungshaufens, den ein Jan Hus auf die Schaufel nahm, ihn in heiligem Zorn in das Feuer der Neuwerdung zu streuen.

Ich habe versucht, diesen letzten Tag des Hus so lebendig zu machen, dass man das rauschende Blut der geplagten Kreatur bis unter die Haut spürt, dass man selber mitfürchtet, selber mitleidet.

Ich sehe in Jan Hus die Sinngebung des tschechischen Volkes an die Welt. Das wollte ich besonders hervorheben! Nicht in trockenen, lehrhaften und theoretischen Worten stellte ich das Für und das Wider in Sachen Jan Hus und seiner Lehre dar, sondern ich unternahm es, dieses Für und Wider in der Handlung und in den handelnden Personen zu verlebendigen.

Mein Streben war in jedem Satz das Eine: *Wirklichkeit!*

Dass ich dabei in Einzelnem bewusst davon abwich, was quellenmässig beweisbar ist, hat seinen guten Grund. Ich weiss sehr wohl, dass Žižka zur Zeit des Konzils nicht in Konstanz war, auch nicht Petr Chelčický. Ich weiss auch sehr gut, dass dieser das Netz des Glaubens, aus dem ich zitiere, erst volle fünfundzwanzig Jahre nach dem Konzil schrieb.

Aber diese Anachronismen nehm' ich als dichterische Freiheit gern in Kauf, dienen sie mir doch dazu, den Stoff weiterzutreiben zu einer tschechischen Trilogie, die in dem kommenden Band „Hussiten“ ihre Fortsetzung und im „Komenský“ ihre Krönung findet.

Viel schwerer als meine Verantwortung vor den Herren Historikern drückt mich die vor dem tschechischen Volk. Hat die dichterische Kraft ausgereicht, mich in die Seele einer Nation einzufühlen, von der ich aus eigener Anschauung so gut wie nichts kannte, weder Land, noch Wesensart, noch Sprache? Das ist die Frage.

Freisprechen kann mich da nur eine Instanz, die tschechische Öffentlichkeit selber.

DIE RECHTSORDNUNG DER INTERNATIONALISIERTEN ELBE

Von Vojtěch Krbec

Die den Weltkrieg beendenden Friedensverträge führten zu wichtigen Abänderungen des bisher geltenden internationalen Flussrechtes und setzten namentlich eine neue Rechtsordnung für die wichtigsten europäischen Flüsse, wie Rhein, Mosel, Elbe, Oder, Njemen und Donau fest.

Das Gebiet der Tschechoslovakei durchfliessen drei dieser internationalen Ströme, die Elbe, die Oder und die Donau. Von diesen ist wegen ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung die Elbe mit der Moldau am wichtigsten, denn diese beiden Flüsse bilden die kürzeste und schnellste Verbindung unseres Staates mit dem Meere. Wir glauben daher, dass es die Öffentlichkeit interessieren wird, eine Darstellung der Rechtsordnung zu erhalten, die vor dem Weltkriege für diese Wasserstrasse galt, sowie derjenigen, die durch den Versailler Friedensvertrag mit der klaren Absicht festgesetzt wurde, dem neuen Binnenstaate einen ungehinderten Zugang zum Meere zu sichern und so auch auf dem Gebiete des Verkehrs zu seiner grösstmöglichen wirtschaftlichen und damit auch politischen Unabhängigkeit beizutragen.

Obwohl die ersten Berichte über den Warenaustausch auf der Moldau und Elbe bereits bis ins 6. Jahrhundert n. Chr. zurückreichen, kann man von einer wirklichen Schiffahrt in grösserem Massstabe erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sprechen. Die Schiffahrt wurde jedoch auch damals durch eine grosse Anzahl der diese beiden Ströme beherrschenden Uferstaaten gedrosselt. Erst auf dem Wiener Kongress des Jahres 1815 wurde der Grundsatz der freien Schiffahrt für Handelsschiffe der Ufer- und Nichtuferstaaten auf den europäischen Strömen, welche mehrere Staaten durchflossen, aufgestellt. Auf diesem Grundsatze beruht die sogenannte „Elbeschiffahrts-Akte", welche am 23. Juni 1821 von 8 Elbe-Uferstaaten (Preussen, Österreich, Sachsen, Hannover, Dänemark für die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, Mecklenburg-Schwerin, Anhalt und der Stadt Hamburg) abgeschlossen wurde. Sie wurde vervollständigt einerseits durch die „Additionelle Elbe-Schiffahrts-Akte vom 13. April 1844", andererseits durch die Schlussprotokolle vom 8. Februar 1854 und 4. April 1863 und abgeändert durch den Vertrag vom 22. Juni 1870, der zwischen dem Norddeutschen Bund und Österreich abgeschlossen wurde.

Die Hauptgrundsätze der durch die erwähnten Vertragsakten ergänzten und abgeänderten Elbeschiffahrts-Akte waren folgende:

Die Schiffahrt auf der Elbe ist frei von der Stelle an, wo sie schiffbar zu werden beginnt, bis zum freien Meere und in entgegengesetzter Richtung, mit Ausnahme der Kabotage, das ist des Verkehrs von einem Uferstaate zum anderen, welcher den Angehörigen dieser Staaten vorbehalten ist. In der betreffenden Additionalakte des Jahres 1844 wurde der Vorbehalt der Kabotage eingehender und genauer festgesetzt in dem Sinne, dass der Verkehr zwischen den verschiedenen Staaten angehörenden Elbehäfen den Schiffen der betreffenden Uferstaaten unterschiedslos vorbehalten ist und die Beförderung von Personen und Waren zwischen den Häfen eines Staates durch diesen Staat mit einer gewissen Beschränkung nur dessen Staatsbürgern zugestanden werden kann. Den Schiffen der Nicht-Uferstaaten wurde nur der Personen- und Frachtenverkehr von der Nordsee zu beliebigen Elbehäfen und in umgekehrter Richtung gestattet.

Die Elbeakte des Jahres 1821 hob bis auf wenige Ausnahmen sämtliche Steuern und Abgaben auf und führte an deren Stelle eine Schiffahrtsgebühr ein, der alle Schiffe, Flösse und Frachtsendungen unterlagen und die teilweise von der Ladung als sogenannter „Elbezoll" und teilweise von den Schiffen als sogenannte „Recognitionsgebühr" eingehoben wurden. In näheren Bestimmungen über diese Abgaben wurden im Laufe der Zeit einige Änderungen vorgenommen: so z. B. durch die Vertragsergänzung vom Jahre 1844, welche die Recognitionsgebühr abänderte. Durch den Vertrag vom 4. April 1863 wurde an Stelle des sog. Elbezolls, der von 16 verschiedenen, an den Ufern der Elbe befindlichen Ämtern eingehoben wurde, eine einheitliche Gebühr eingeführt, welche nur in Wittenberge zugunsten aller Uferstaaten eingehoben wurde. Durch den Vertrag vom 22. Juni 1870 wurden sämtliche Abgaben mit Gültigkeit vom 1. Juli 1870 aufgehoben und bestimmt, dass in Zukunft Abgaben nur von Schiffen und deren Ladung, sowie von Flössen ausschliesslich für die Benutzung „besonderer Einrichtungen", die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind, eingehoben werden dürfen. Diese Verfügung in Verbindung mit der Beseitigung der Wehre und der Regulierung der Flüsse führte zu einem Aufschwung der Schiffahrt, wie aus den Zahlen über die auf dem böhmischen Teile verfrachteten Waren hervorgeht: 1822 19.170 t, 1855 301.024 t, 1870 622.845 t, 1880 1,415.323 t, 1890 3,010.679 t, 1901 3,511.578 t. Es ist bemerkenswert, dass dieser Vertrag vom Jahre

1870 einer derjenigen war, den die tschechoslovakische Regierung der deutschen Regierung auf Grund des Art. 289 des Versailler Friedensvertrages als zwischen beiden Staaten verbindlich erklärte, welcher Umstand eine wichtige Rolle bei der Ausarbeitung der neuen Elbeakte nach dem Weltkriege bildete.

Die Elbeakte des Jahres 1821 enthielt ferner eine im Jahre 1844 teilweise berichtigte Bestimmung über die Verpflichtung jedes Schiffes oder Kahnes, einen nach dem vorgeschriebenen Muster ausgestatteten Frachtbrief und einen Ladeschein, der die Ladung des Schiffes oder Flosses bezeichnete, zu führen. Dieser musste den Ämtern, welche die Gebühren einhoben, vorgelegt werden. Die Elbeakte enthielt ferner eine Bestimmung über die Berechtigung der an den Ufern befindlichen Ämter, die Ladung zwecks richtiger Einhebung der Gebühren entweder allgemein oder eingehend zu untersuchen, Bestimmungen über die Strafen für Übertretungen gegen die Vorschriften, über die Gebühren und Abgaben etc. Ausserdem ist die Bestimmung aufgenommen, dass an den Orten, an denen die Gebühren eingehoben werden, Richter eingesetzt werden, denen die Untersuchung und Rechtsprechung über Streitfälle, die sich auf die Bezahlung und die Höhe der Hafen- und anderen Gebühren, über die den Treidelwegen zugefügten Beschädigungen, über die Höhe der Abgaben für Rettung oder andere Belohnungen für Hilfe bei Zusammenstössen beziehen, obliegt. Der Nachtrag zu der Elbeakte vom Jahre 1844 enthält eingehende Bestimmungen über diese Schiffahrtsgerichte und deren ausgedehnte Zuständigkeit, die bis auf unbedeutende Änderungen bis zum Weltkrieg auf der Elbe von Mělník bis Hamburg in Kraft blieben, obwohl diese Gerichte, besonders in neuerer Zeit, verhältnismässig wenig in Anspruch genommen wurden.

Soweit es sich um den technischen Stand der Fahrtrinne und deren Instandhaltung handelt, stellt die Akte des Jahres 1821 den Grundsatz auf, dass die Uferstaaten verpflichtet seien, in ihrem Gebiete die Treidelwege auf eigene Kosten in gutem Zustande zu erhalten, sowie alle Fahrthindernisse sofort aus der Fahrtrinne zu entfernen und keinen Bau zu gestatten, der die Schiffahrt schädigen könnte.

In der Additionalakte des Jahres 1844 wurde dieser Grundsatz eingehender entwickelt und die geringste Tiefe bestimmt, in welcher der Fahrweg zwischen Děčín (Tetschen) und Hamburg erhalten werden musste.

Nach der alten Akte wurde auch eine aus Bevollmächtigten der

Uferstaaten gebildete Kommission eingesetzt, die immer nach einigen Jahren zusammentrat, um sich zu überzeugen, ob die Akten genau eingehalten werden, und die zur Erleichterung des Handels und der Schiffahrt nötigen Massnahmen auf Grund der gewonnenen Erfahrungen vorzuschlagen.

Hier muss noch der Vertrag vom 13. April 1844 erwähnt werden, der sich auf die Richtlinien für die Elbeschiffahrts-Polizei bezieht und zugleich die Grundsätze bestimmt, gemäss welchen die Elbeuferstaaten eingehende Bestimmungen für die Schiffahrtspolizei herausgaben, die von Mělník bis zur Nordsee galten. Dieser Vertrag, ergänzt in den Jahren 1854 und 1863, wurde i. J. 1894 durch eine Verordnung der Uferstaaten ersetzt, welche im Jahre 1898 abgeändert wurde. Daneben bestand noch ein Übereinkommen über die Regeln für die Beförderung von Brennstoffen, die nicht zu den Sprengmitteln zählen, aus dem Jahre 1895, abgeändert in den Jahren 1897 und 1898, und ein Abkommen über die Eichung von Binnenschiffen auf der Elbe aus dem Jahre 1899, ersetzt im Jahre 1913.

Diese vor dem Weltkriege bestehende Rechtsordnung, die auf Grund des Übereinkommens zwischen den Elbeuferstaaten niedergelegt wurde, erfuhr bedeutende Abänderungen durch die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages vom 28. Juni 1919 (in Kraft getreten am 10. Januar 1920), durch welche die Rechtsordnung auf der Elbe (ebenso wie auf der Oder, der Donau, dem Rhein und Njemen) auf eine noch breitere internationale Grundlage gestellt wurde. Durch den Art. 331 des erwähnten Vertrages wurde die Elbe von ihrem Zusammenfluss mit der Vltava (Moldau) bis zum Meere, und die Moldau von Prag bis zur Mündung in die Elbe für international erklärt, und zwar nach den Grundsätzen der Artikel 332 bis 337 dieses Vertrages und den besonderen Bestimmungen seiner Artikel 340, 343—345.

Der Hauptgrundsatz dieser neuen Rechtsordnung ist die Gleichstellung der Staatsbürger, der Waren und Flaggen aller Nationen ohne Unterschied (also nicht allein der Uferstaaten oder der Vertragspartner). Zur Bestreitung der Auslagen für Erhaltung und Verbesserung des Flusses wurde grundsätzlich die Einhebung von Schiffahrtsabgaben zugelassen, soweit allerdings die geltenden Verträge dem nicht entgegenstehen. Alle sonstigen Abgaben wurden verboten, jedoch wurden Zölle, Orts- und Verzehrungssteuern, sowie Hafengebühren zugelassen. Die Freiheit des Transitverkehrs wurde besonders betont. Die Uferstaaten wurden verpflichtet, sämtliche

technischen Fahrthindernisse zu beseitigen und die Fahrtrinne in gutem Zustand zu erhalten unter Sanktion des Völkerbundes.

Diese allgemeine und vorläufige Rechtsordnung sollte durch die Rechtsordnung eines allgemeinen internationalen, zwischen den alliierten und assoziierten Mächten abgeschlossenen und vom Völkerbund genehmigten Übereinkommens ersetzt werden, dem Deutschland beizutreten verpflichtet wurde. Dieser Vertrag wurde unter Garantie des Völkerbundes wirklich abgeschlossen und am 20. April 1921 in Barcelona unterzeichnet. Für die Tschechoslovakei erlangte er am 7. November 1924 Gültigkeit. Die Grundlagen dieses Vertrages unterscheiden sich nicht von denen des Friedensvertrages, und da der Vertrag so ausgearbeitet wurde, dass die grösstmögliche Anzahl europäischer und aussereuropäischer Staaten ihm beitreten kann, sind seine Bestimmungen ziemlich allgemein, so dass er für die Elbe und für andere europäische Ströme keine grosse praktische Bedeutung besitzt, auch deswegen, weil einige bedeutende Staaten (auch europäische), dessen Ratifizierung ablehnten.

Für die Elbe (desgleichen für die Donau, den Rhein und die Oder) besitzen die in den Artikeln 340, 343 bis 345 des Versailler Friedensvertrages enthaltenen besonderen Bestimmungen grosse Bedeutung. Die Elbe wurde nämlich der Verwaltung der internationalen Elbekommission unterstellt, die aus vier Vertretern der deutschen Uferstaaten, 2 Vertretern der Tschechoslovakei und je einem Vertreter Grossbritanniens, Frankreichs, Italiens und Belgiens besteht. Diese Kommission hatte die Aufgabe, einen Entwurf für die Revision der geltenden internationalen Vereinbarungen und Bestimmungen auf Grundlage des oben aufgezeichneten internationalen Übereinkommens auszuarbeiten, sofern dieses bereits fertiggestellt sein sollte, andernfalls auf Grundlage der Artikel 332 bis 337 des Versailler Friedensvertrages diese Ausarbeitung vorzunehmen.

Bis zur Ratifikation dieses Revisionsentwurfes liess der Friedensvertrag die bisherige Abmachungen bestehen, freilich nur soweit sie nicht den Bestimmungen des Friedensvertrages widersprachen. Der Revisionsentwurf sollte besonders die Wahl des Sitzes der internationalen Kommission enthalten, die Art der Ernennung des Kommissionsvorstandes, den Umfang ihrer Rechte, besonders bezüglich der Erhaltungs- und Verbesserungsbauten, der Finanzgebarung, der Festsetzung und Erhebung der Gebühren, der Schiffahrtsordnung, sowie der Abgrenzung jener Stromabschnitte und ihrer Nebenflüsse, auf welche sich die internationale Rechtsordnung beziehen soll.

Die internationale Elbekommission trat zum ersten Male im Jahre 1920 zusammen und widmete sich bald ihrer eben bezeichneten Hauptaufgabe. Im Jahre 1921 wurde in erster Lesung der Entwurf des neuen Vertrages ausgearbeitet, der die Bezeichnung „Elbeschiffahrts-Akte" erhielt und am 22. Februar 1922 in Dresden in Verbindung mit dem Schlussprotokoll unterzeichnet wurde. Internationale Gültigkeit erlangte er nach der Ratifizierung durch sämtliche Vertragspartner am 1. Oktober 1923 (die ursprüngliche Ratifizierungsfrist war durch das Nachtragsprotokoll vom 31. März 1923 verlängert worden).

Wir können hier nur den Inhalt der hauptsächlichsten Bestimmungen dieses bedeutenden, 53 Artikel umfassenden internationalen Übereinkommens, das einen Markstein in der Tätigkeit der internationalen Elbekommission bildet und das namentlich die Rechte und Pflichten der Ufer- und Nichtuferstaaten auf dem Gebiete der internationalisierten Moldau und Elbe von Prag bis zur Nordsee festsetzt, wiedergeben. Für Einzelheiten verweisen wir auf den in der tschechoslovakischen Sammlung der Gesetze und Verordnungen unter Nr. 222/1923 aufgenommenen Wortlaut.

Während im ersten Artikel der Umfang des internationalisierten Elbe-Stromgebietes festgesetzt ist, enthält das II. Kapitel (Artikel 2 bis 11) der Elbeschiffahrts-Akte Bestimmungen über die Befugnisse und Organisation der internationalen Elbekommission, deren Zusammensetzung schon durch eine besondere Bestimmung des Friedensvertrages geregelt wurde. Ihr Sitz ist Dresden. Im Vorsitz lösen einander nach einjähriger Amtsdauer die Mitglieder der Kommission ab. Die Kommission hält regelmässig jährlich zwei Tagungen ab; beschlussfähig ist sie nur dann, wenn vier Delegationen mit mindestens sechs Stimmen anwesend oder vertreten sind. Bis auf einige Ausnahmen entscheidet die Kommission mit einfacher Stimmenmehrheit. Am Sitze der Kommission befindet sich das Sekretariat, das aus dem Generalsekretär, dessen Stellvertreter und den Hilfskräften besteht. Der Generalsekretär verwaltet das Archiv, erledigt die laufenden Angelegenheiten und berichtet der Kommission alljährlich über die Schiffahrtsverhältnisse und über die Schiffbarkeit des Flusses. Die Kommission regelt selbst durch eine Geschäftsordnung die Einzelheiten ihrer Tätigkeit und ihrer Organisation.

Die Rechtsordnung der Schiffahrt bildet den Inhalt des III. Kapitels (Artikel 12 bis 38) des Vertrages. Ihre Grundlage ist die Freiheit der Schiffahrt, die Schiffen, Kähnen und Flössen aller Völker zuerkannt wird, ferner ist die völlige Gleichstellung der Staatsange-

hörigen, Güter und Flaggen aller Nationen ausgesprochen. Ausser Zöllen, Orts- oder Verbrauchsabgaben, sowie den durch diesen Vertrag vorgesehenen Abgaben werden keine anderen Abgaben, Steuern, Gebühren oder dgl. erhoben, welche die Schiffahrt unmittelbar belasten würden. Der Durchgangsverkehr der Elbe wird für frei erklärt, gleichviel ob dieser unmittelbar oder nach Umschlag oder Einlagerung erfolgt.

Sehr eingehend sind die Bestimmungen über die Zollförmlichkeiten, besonders im unmittelbaren Durchgangsverkehr und im Durchgangsverkehr mit Umschlag oder Leichterung. Im unmittelbaren Durchgangsverkehr, der für die Ausfuhr der tschechoslovakischen Waren nach Hamburg und nach Übersee wichtig ist, werden fast ausschliesslich zollamtlich verschlossene Frachtschiffe benützt, so dass ein in der Tschechoslovakei zollamtlich verschlossenes Frachtschiff das deutsche zollpflichtige Gebiet ohne irgendwelche Ingerenz durch die deutschen Zollbehörden bis in den Hamburger Hafen ungehindert passiert. Die deutschen Zollbehörden dürfen das Vorlegen des Ladungsverzeichnisses nur im Falle dringenden Verdachtes der Zollhinterziehung oder bei Verletzung des zollamtlichen Verschlusses fordern. Die praktische Durchführung dieser Bestimmungen, die für die tschechoslovakische Regierung besonders wichtig waren, weil sie den Schutz des Geschäftsgeheimnisses bezwekken, war in den letzten Jahren Gegenstand langwieriger Verhandlungen mit der deutschen Regierung, deren Ergebnis von der internationalen Elbekommision zur Kenntnis genommen wurde.

Die Grundlage der Rechtsordnung der Häfen ist wiederum völlige Gleichstellung der Staatsangehörigen, Güter und Flaggen aller Nationen, soweit es sich um die Benützung der Häfen und deren Einrichtungen handelt, sowie in bezug auf die Höhe der Abgaben und Gebühren, die für deren Benützung eingehoben werden dürfen; diese Abgaben müssen angemessen sein. Die Uferstaaten sind verpflichtet, in den Häfen nach Bedarf die für den Verkehr nötigen Massnahmen zu treffen, damit das Verladen, das Löschen und das Einlagern der Waren erleichtert werden. Jedes Fahrzeug (Schiff, Kahn oder Floss), welches die Elbe befährt, muss durch eine verantwortliche Person geführt werden, die das Schifferzeugnis besitzt. Dieses wird den Bewerbern, die ihren Wohnsitz in einem der Uferstaaten haben, von den Behörden des betreffenden Landes ausgestellt. Den nicht in solchen Gebieten wohnhaften Behörden stellen diese Schifferzeugnisse entweder die Behörde eines der Uferstaaten

oder die Elbe-Kommission aus. Unter den gleichen Bedingungen werden die Fahrtbücher für die Mitglieder der Besatzung ausgefertigt. Jedes Schiff muss einen Nachweis der Fahrttüchtigkeit (Schiffszeugnis) besitzen, den die Behörden der Uferstaaten für Schiffe, die Eigentum ihrer Staatsbürger sind, ausstellen. Jeder der vertragschliessenden Staaten ist berechtigt, der Elbekommission vorzuschlagen, zur Ausstellung des Schiffszeugnisses besondere geeignete Organe anzuerkennen. Die Einzelheiten dieser Vorschriften wurden der Elbekommission auf Grund der unterbreiteten Vorschläge der Uferstaaten zur Ausarbeitung überlassen. Ebenso wurde die Kommission ermächtigt, den endgültigen Wortlaut der Schiffspolizeiordnung auf Grund der Vorschläge der Uferstaaten festzusetzen, während die Hafenpolizeiordnungen ausschliesslich der Jurisdiktion der betreffenden Uferstaaten unterliegen.

Das IV. Kapitel der Elbeakte (Art. 39—43) handelt von den Bauten und Arbeiten. Jeder Uferstaat ist verpflichtet, auf seine Kosten die zur Erhaltung der Fahrtrinne und der Leinpfade erforderlichen Arbeiten durchzuführen, die Benützung dieser Anlagen zu sichern und für Beleuchtung und Bezeichnung der Fahrtrinne, Beseitigung aller Hindernisse oder Gefährdungen der Schiffahrt zu sorgen. Die Uferstaaten übergeben der Kommission eine allgemeine Beschreibung aller übrigen sich nicht auf die Erhaltung der Schiffahrt beziehenden Arbeiten, die sie auf der Elbe auszuführen oder zu bewilligen beabsichtigen. Die Kommission kann die Ausführung dieser Arbeiten, soweit es sich nicht um für die Schiffahrt schädliche Arbeiten handelt, nicht untersagen. Die Kommission kann ausnahmsweise beschliessen (durch Zustimmung von mindestens 7 unter 10 Delegierten), dass bei grösseren Verbesserungsarbeiten die Herstellungskosten ganz oder teilweise durch Abgaben von mässiger Höhe gedeckt werden können. Auf den Vorschlag eines Uferstaates kann die Kommission ein Bauprogramm für Verbesserungsarbeiten aufstellen, deren Ausführung von überragender Bedeutung sein sollte. Vorbehaltlich des berechtigten Einspruchs, gegründet auf die in der Akte näher bezeichneten gewichtigen Gründe, darf kein Uferstaat die Ausführung dieser Arbeiten ablehnen, vorausgesetzt, dass er nicht verpflichtet wird, unmittelbar zu den Kosten beizutragen.

Das V. Kapitel (Artikel 44—47) behandelt die Schiffahrtsgerichte. Die Uferstaaten melden der Kommission Sitz und Amtsbereich der Gerichte, die für die Rechtsprechung bei Übertretungen der Vor-

schriften der Schiffahrtspolizeiordnung, sowie in den übrigen die Schiffahrt betreffenden Rechtssachen zu erkennen haben. Der Sitz dieser Gerichte soll in möglichst nahe am Flusse gelegenen Orten sein. Das Verfahren vor diesen Gerichten regelt sich nach der Gesetzgebung der zuständigen Uferstaaten; sie soll möglichst einfach und rasch erfolgen. Über die Berufung gegen die von diesen Gerichten gefällten Urteile entscheiden nach Wahl der Parteien entweder die Gerichte des Staates, in welchem das Urteil gefällt wurde oder die Elbekommission als Organ der strittigen Gerichtsbarkeit. Die Einzelheiten der Durchführung dieser Richtlinien wurden einem Zusatzübereinkommen zur Akte vorbehalten, das gleichfalls von der Elbekommission ausgearbeitet und unter der Bezeichnung „Additional-Elbeakte" am 27. Januar 1923 mit dem Schlussprotokoll in Prag unterzeichnet wurde. Internationale Gültigkeit erlangte diese Vertragsergänzung am 1. April 1924 nach der Ratifikation durch sämtliche vertragschliessende Staaten.

Das letzte (VI.) Kapitel der Elbeschiffahrtsakte (Artikel 48—53) enthält verschiedene Bestimmungen, worunter besonders jene bemerkenswert sind, die sich auf die Gültigkeit des Vertrages in Kriegszeiten beziehen. Zunächst wird darin ausgesprochen, dass die Bestimmungen dieses Vertrages auch in Kriegszeiten in Geltung bleiben, soweit dies mit den Rechten und Pflichten der Kriegführenden und der Neutralen vereinbar ist. Falls jedoch Deutschland durch Kriegsereignisse zu Massnahmen genötigt werden sollte, die eine Verhinderung des freien Durchgangsverkehrs der Tschechoslovakei auf der Elbe zur Folge hätten, verpflichtet sich Deutschland zur Überlassung eines anderen, möglichst gleichwertigen Weges — sofern dies nicht materiell unmöglich sein sollte — jedoch mit der Einschränkung, dass die getroffenen militärischen Sicherheitsmassnahmen beobachtet werden. Wenn im Falle materieller Unmöglichkeit der Tschechoslovakei kein mit der Elbe möglichst gleichwertiger Weg überlassen werden sollte, werden sich die Signatarmächte bemühen, ihr andere Verbindungen mit dem Meere zu beschaffen. Diese Bestimmung neben einer Menge anderer beweist deutlich, dass der Zweck der Internationalisierung der Elbe der war, der Tschechoslovakei als Ersatz für die fehlende Meeresküste alle irgend möglichen Erleichterungen für freien und ungehinderten Zugang zum Meere zu sichern.

Von den übrigen Bestimmungen verdienen noch jene Erwähnung, die sich auf die Art der Schlichtung von Streitfällen beziehen, die

aus der Auslegung und Anwendung der Elbeakte entstehen könnten. Über alle derartigen Fragen entscheidet die Elbekommission. Falls wegen ihrer Entscheidung ein Streit wegen Unzuständigkeit oder Vertragsverletzung entstehen sollte, kann jeder vertragschliessende Staat die Angelegenheit dem Völkerbunde vorlegen. Wegen jeder anderen Ursache darf nur derjenige Staat Schlichtung des Streites beantragen, dessen Gebiet dadurch berührt wird.

Nach der Ausarbeitung und Ratifikation beider Schiffahrtsakten widmete sich die Kommission vor allem der weiteren gesetzgebenden Tätigkeit, das ist der Ausarbeitung verschiedener Verordnungen, die ihr ausdrücklich durch die Akte selbst übertragen worden war. Bisher wurden folgende Verordnungen herausgegeben:

1. Ordnung zur Festsetzung der Bedingungen und des Programms für die zur Erteilung des Schiffahrtspatentes vorgeschriebenen Prüfungen. (Entschliessung vom 19. Juni 1925.) Die zur Erlangung des Schiffahrtspatentes vorgeschriebenen Bedingungen erfordern hinreichende theoretische Bildung und praktische Kenntnis des Schiffahrtsweges. Den Richtlinien ist das Muster des Schiffahrtspatentes beigegeben, das zur Schiffahrt auf der internationalisierten Elbe berechtigt. Die Richtlinien erlangten am 1. April 1926 Gültigkeit.

Die Vorschriften beziehen sich auf Führer aller jener Fahrzeuge, die mittels mechanischen Antriebes fortbewegt werden, das sind Dampfschiffe, Motorschiffe und Motorboote. Bald erwies es sich jedoch, dass die Anwendung dieser Vorschriften auf Motorboote, besonders solche kleinerer Tragfähigkeit, bestimmte Schwierigkeiten hervorrief. Infolgedessen wurde am 12. Februar 1929 eine Abänderung des 10. Artikels der Richtlinien erlassen, die besondere Erleichterungen für die Führer von Motorkähnen mit kleinerer Tragfähigkeit als 15 Tonnen festsetzte. (Protokoll Nr. 12.)

2. Verordnung für die Bedingungen, welche durch die Flösse eingehalten werden müssen. (Entschliessung vom 15. Februar 1926.) Enthält Vorschriften für die Zusammenstellung und Beförderung von Flössen. Diese Bestimmungen erlangten am 1. Januar 1927 Gültigkeit.

3. Das Schiffahrtsbuch. (Entschliessung vom 9. Februar 1926.) Das Schiffahrtsbuch dient einem zweifachen Zweck:

a) Der Bewerber um ein Schifferzeugnis weist durch das Schiffahrtsbuch die Erfüllung des zur Erlangung des Patentes vorgeschriebenen praktischen Dienstes nach, der zur Führung von Schiffen berechtigt.

b) Das Schiffahrtsbuch ersetzt dem Schiffer bei der Ausübung seines Berufes den Reisepass. Die äussere Form des Schiffahrtsbuches ist daher derjenigen des Passes angeglichen.

Durch die im Jahre 1928 zwischen der deutschen und der tschechoslovakischen Regierung abgeschlossenen Vereinbarung sind die Elbeschiffer berechtigt, die deutsch-tschechoslovakische Grenze ohne Reisepass zu überschreiten, falls sie sich durch das Schiffahrtsbuch ausweisen. Ungeklärt ist jedoch bisher die Frage des Grenzübertritts der Schiffsführer, die in der Tschechoslovakei zur Besatzung gerechnet werden und welche das Schiffahrtsbuch besitzen, während in Deutschland der Schiffsführer nicht zur Besatzung gezählt wird. Im Sinne der getroffenen Vereinbarung kann daher nach dem heutigen Stande der Angelegenheit nur der in der Tschechoslovakei wohnhafte Schiffsführer ohne Reisepass die Grenze überschreiten. Die Elbekommision hat deshalb die Regierungen der Uferstaaten aufgefordert, auf diplomatischem Wege die Frage des Schiffahrtsbuches für Kapitäne zu lösen.

Die Frage der Reisepässe für Schiffer soll übrigens in der nächsten Sitzung der Verkehrskommission des Völkerbundes behandelt werden. Dieser hat eine Aktion unternommen, welche die Schiffer berechtigen soll, in Ausübung ihres Berufes ohne Reisepass die Grenze zu überschreiten.

Das Schiffahrtsbuch wurde auf der Elbe fakultativ ab 1. April 1926 eingeführt; seine obligatorische Benützung wurde am 1. April 1927 angeordnet. Die Einsetzung des Provisoriums war nötig mit Rücksicht auf den Umtausch der alten Dienstbücher der Schiffer gegen das neue Schiffahrtsbuch.

4. Bestimmungen über die Sicherheitsbedingungen, denen Schiffe und Kähne auf der internationalisierten Elbe entsprechen müssen. (Entschliessung vom 15. Februar 1927.) Enthält Vorschriften technischer Art für die Sicherheit der Schiffe. Den Bestimmungen ist das Muster des Fahrttüchtigkeit-Zeugnisses der Schiffe, zu dessen Mitnahme an Deck jedes die Elbe befahrende Schiff verpflichtet ist, beigefügt. Die Bestimmungen traten am 1. Februar 1928 in Kraft. Bald erwies sich die Notwendigkeit, diese Bestimmungen zu ergänzen, hauptsächlich betreffend Tankschiffe, die der Beförderung brennbarer Flüssigkeiten dienen. Mit Verordnung der Kommission (Entschliessung vom 21. Juli 1929) wurden diesbezüglich besondere Vorschriften für Tankschiffe erlassen, die am 1. Februar 1930 in Kraft traten.

5. Die Polizeiordnung für die Beförderung brennbarer Flüssigkeiten in Frachtschiffen auf der internationalisierten Elbe. (Entschliessung vom 22. Juli 1929.) Die Beförderung brennbarer Flüssigkeiten auf dem Strome regelt eine besondere Ordnung, die am 1. Februar 1930 in Kraft trat.

6. Die Polizeiordnung für die Beförderung brennbarer, nicht zu den Sprengstoffen gehörenden Gegenstände, sowie von Ätzmitteln auf der internationalisierten Elbe. (Entschliessung vom 22. Juli 1929.) Diese Ordnung setzt Richtlinien für den Transport von Brennstoffen fest, die nicht zu den Sprengstoffen gehören. Dies ist eine Reihe besonderer Vorschriften mit eingehenden Anordnungen über Fahrzeuge, welche die erwähnte Beförderung besorgen. Die Ordnung trat am 1. Februar 1930 in Kraft.

7. Bestimmungen über die Schiffahrtspolizei auf der Elbe.

Die Internationale Elbekommission arbeitet bereits seit dem Jahre 1925 an einer neuen Schiffahrtspolizeiordnung für die Elbe. Der Stoff ist sehr umfangreich und schwierig, denn es handelt sich darum, einen gesicherten und ungestörten Verkehr zu ermöglichen und dabei den berechtigten Wünschen sowohl der Schiffahrtsgesellschaften, als auch der einzelnen Reeder zu entsprechen. Die aufreibende Arbeit nähert sich jedoch ihrem Ende, so dass man hoffen darf, dass im Laufe des Jahres 1932 die neue Schiffahrtspolizeiordnung für die Elbe in Kraft treten wird.

Neben dieser gesetzgebenden Tätigkeit wirkt die Elbekommission als Gerichtsorgan bei Berufungen gegen Urteile der Schiffahrtsgerichte der Uferstaaten; die Anzahl dieser Fälle ist jedoch gering (ein oder zwei jährlich).

Hinsichtlich der technischen Ausgestaltung des Elbeschiffahrtsweges ist ihre Zuständigkeit ziemlich beschränkt; die gesamte Initiative und die Ausführung der Bauten ist den Uferstaaten vorbehalten.

Im Jahre 1925 unternahm die Kommission eine Studienreise auf der Elbe und Moldau von Cuxhafen über Hamburg stromaufwärts bis Mělník, um den Gesamtzustand der Schiffahrt zu erforschen. Das Ergebnis dieser Reise wurde in einen Bericht aufgenommen, welcher endgültig erst im Jahre 1929 genehmigt und gedruckt herausgegeben wurde. Der Bericht enthält eine technische Beschreibung des Stromes mit den entsprechenden Plänen und Daten. Auf Grund dessen gelangte die Kommission zu dem Schluss, dass die Uferstaaten im Laufe der Jahre wichtige Verbesserungen des Zu-

standes der Fahrtrinne vorgenommen hatten, so dass die Schiffahrt unter günstigen Bedingungen erfolgen kann. In Deutschland werden die Erhaltungsarbeiten so ausgeführt, um die Flussregulierung für den Durchfluss von Niederwasser zu ermöglichen und um sich dem erwünschten Ziele dieser Regulierung zu nähern, das ist die Erreichung einer Tiefe von 1.10 m oberhalb der Mündung der Saale und von 1.25 m unterhalb dieser. In der Tschechoslovakei geht die letzte Staustufe bei Schreckenstein (oberhalb Aussig) ihrer Vollendung entgegen. Auf Grund des von der tschechoslovakischen Delegation ausgesprochenen Wunsches lud die Kommission die Uferstaaten zu einem Meinungsaustausch über die gemeinsamen Grundlagen zur Verbesserung der Schiffbarkeit des Flusses, besonders in den Zeiten niedrigen Wasserstandes, ein.

Das Sekretariat der internationalen Elbekommission gibt alljährlich einen von der Kommission genehmigten Bericht über den Stand der Schiffbarkeit der Elbe und über die Schiffahrtsverhältnisse heraus. Dieser auf Grund der von den Behörden der Uferstaaten erstatteten Meldungen zusammengestellte offizielle Bericht enthält ausführliche Angaben über die Schiffahrtsverhältnisse, über die Gerichtsbarkeit, über die wirtschaftlichen Verhältnisse, statistische Tabellen für das entsprechende Jahr. Die Berichte bilden deshalb eine wertvolle Studienquelle. Die während der beiden letzten Jahre (1928, 1929) herausgegebenen Berichte beanstanden die ungünstigen Schiffahrtsverhältnisse, die besonders durch den lange andauernden niedrigen Wasserstand hervorgerufen wurden (im Jahre 1928 z. B. musste die Schiffahrt vom 21. VII. bis 8. X. völlig eingestellt werden, da die Schiffe nur einen ganz geringen Teil ihres Fassungsraumes ausnützen konnten), ferner durch die scharfe Konkurrenz der Eisenbahn und der Autobusgesellschaften, sowie durch die ungenügende Rationalisierung des Schiffahrtsbetriebes. Im Sommer 1929 war der Stand der Schiffbarkeit auf der Elbe so schlecht, dass die Interessenten die Durchführung von Regulierungsarbeiten in Deutschland forderten, sowie die Einführung ausserordentlicher Tarife zu Gunsten der auf dem deutschen Gebiete der Elbe liegenden Häfen.

Die zehnjährige Tätigkeit der Elbekommission gestattet schon jetzt die Bildung eines bestimmten Urteils über diese internationale Institution. Die gegensätzlichen Interessen der vertretenen Staaten und die geringe Anzahl der Sitzungen (einmal, höchstens zweimal

jährlich) führt unweigerlich dazu, dass die Entscheidungen in langsamem Tempo getroffen werden, was ein Kennzeichen aller internationalen Institutionen bildet. Oftmals wird den Fragen der inneren Verwaltung, die für die Schiffahrt eher sekundäre Bedeutung besitzen, grosse Aufmerksamkeit gewidmet. Trotzdem wäre es ungerecht, ihre Bedeutung und die geleistete Arbeit, die in dem vorliegenden Abriss aufgezeichnet ist, zu unterschätzen, besonders wenn man die Schwierigkeiten grundsätzlicher Art in Betracht zieht, unter denen die Kommission arbeitet.

Die durch den Versailler Friedensvertrag auf der Elbe eingeführte Rechtsordnung stiess in Deutschland nicht so sehr aus wirtschaftlichen oder technischen Gründen auf Widerspruch, als vielmehr infolge politischer Erwägungen. Wie aus den von der deutschen Delegation zu dem Entwurf des Friedensvertrages gemachten Anmerkungen hervorgeht, betrachtete Deutschland im Jahre 1919 jeden Eingriff in die Rechtsordnung seiner Wasserstrassen und jede internationale Kontrolle als Verletzung seiner Souveränität und lehnte einige einseitige Bestimmungen des Friedensvertrags als Verstoss gegen den Grundsatz der Gegenseitigkeit ab. Auch als diese einseitigen Verfügungen nach fünfjähriger Gültigkeit aufgehoben wurden, sei es überhaupt, oder teilweise mit Gültigkeit unter der Bedingung der Gegenseitigkeit, blieben diese grundsätzlichen deutschen Einwände weiterbestehen, denn auf dem deutschen Gebiete der Elbe entscheidet heute nicht mehr Deutschland allein, auch nicht in blosser direkter Übereinkunft mit dem anderen Uferstaate, der Tschechoslovakei, sondern die neue allgemeine Rechtsordnung auf der Elbe ist durch ein internationales Übereinkommen festgesetzt, dessen Anwendung von der Elbekommission überwacht wird, in der neben den Uferstaaten auch vier Nichtuferstaaten vertreten sind, die noch dazu keine eigene Elbeschiffahrt betreiben.

Diese grundsätzlichen Einwände dauern bisher an und wirken sich praktisch in der Elbekommission aus, obwohl Deutschland bei den Verhandlungen über die Elbeschiffahrtsakten seine Interessen nicht nur durch vier Delegierte vertreten lassen konnte, sondern diese Konvention freiwillig angenommen und ratifiziert hat, obwohl die Ratifizierung zur Erlangung der internationalen Gültigkeit nicht nötig war.

Aus der Antwort, welche die alliierten und assoziierten Mächte Deutschland auf der Friedenskonferenz erteilten, erfahren wir, dass

die beabsichtigte Internationalisierung der Flüsse vor allem die Freiheit des Verkehrs und der Durchfuhr zu Gunsten der neuen Binnenstaaten sichern sollte, die ohne genaue Garantien zwar die politische Freiheit erringen konnten, jedoch auf Kosten wirtschaftlicher Abhängigkeit von Deutschland.

Im Übrigen bezieht sich die Rechtszuständigkeit der Elbekommission nicht allein auf das deutsche Gebiet, sondern auch auf das tschechoslovakische und wurde sogar auch auf die Moldau bis nach Prag ausgedehnt, obwohl weder nach der Definition des Wiener Kongresses, noch nach dem Barcelonaer Übereinkommen vom Jahre 1921, die Moldau zu den internationalisierten Flüssen gehört.

Der Friedensvertrag sicherte die Gleichstellung aller Nationen und verhinderte, dass ein Uferstaat seine geographische Lage und den Durchgang der internationalen Wasserstrassen durch sein Gebiet zu einem wirtschaftlichen und politischen Druck auf die übrigen Staaten, die an diesem Wasserwege Anteil haben, ausnützt. Die Vertreter der Nichtuferstaaten in der internationalen Kommission haben einerseits allgemeine Interessen zu vertreten und andererseits ein Gegengewicht gegen den eventuellen übermässigen Einfluss des mächtigsten Uferstaates zuungunsten der übrigen Uferstaaten bilden.

In der Elbekommission besitzen Deutschland vier Vertreter, die Tschechoslovakei zwei, die Nichtuferstaaten vier Delegierte. Wenn wir erwägen, dass einer von diesen an der Prosperität der Elbeschiffahrt kein Interesse hat — eher das Gegenteil — und dass bei Stimmengleichheit kein Beschluss möglich ist, dürfen wir objektiv behaupten, dass von der Elbekommission nichts beschlossen werden kann, was gegen berechtigte Interessen Deutschlands oder der Tschechoslovakei verstossen könnte, ungeachtet der in bestimmten Fällen möglichen Berufung an den Völkerbund. Daraus geht hervor, dass hier auch vom allgemeinen Standpunkt eine gerechte Regelung getroffen wurde. Nichtsdestoweniger machen sich diese grundsätzlichen Unterschiede, die durch die geographische Lage und die Machtverhältnisse verursacht sind, bei der Elbekommission praktisch besonders bei den Verhandlungen über Fragen grundsätzlicher Art geltend. Der grösste Teil dieser Fragen wurde allerdings bereits gelöst und man darf deshalb hoffen, dass bei einer Würdigung der gegenseitigen Interessen der Uferstaaten und bei der ausgleichenden Tätigkeit der Vertreter der Nichtuferstaaten die Kommission weiter zum Nutzen und zur Förderung der Elbeschiffahrt wirken wird.

DIE WIRTSCHAFTLICHE ENTWICKLUNG DER SLOVAKEI

Von J. Chorvát

INDUSTRIE, GELDWESEN, DISTRIBUTION.

I.

Die Anfänge der Industrie*) in der Slovakei reichen bis in das Mittelalter zurück. Interessant ist, dass schon im 16. Jahrhundert zwischen Thurzo und der Familie Fugger ein Kartellvertrag abgeschlossen wurde. Dieselben verkauften die Förderung der Silber- und Kupferbergwerke in Banská Bystrica auf Grund gemeinsam festgesetzter Bedingungen und im Jahre 1548 entstand zwischen der Familie Fugger und der Firma Manlich in Augsburg ein regelrechter Preis- und Territorial-Kartellvertrag.**)

Der grösste Teil der Slovakei ist landwirtschaftlich wenig ertragreich und als gebirgiges Land mit genügenden Arbeitskräften war sie für die Gründung von Industrieunternehmungen gut geeignet. Soweit die Slovakei mit ihren Feldfrüchten landwirtschaftlich ertragreich ist, ermöglichte sie den Aufschwung der landwirtschaftlichen Industrie (Zuckerfabriken, Mühlen, Spiritus- und Stärkefabriken). Die Industrie entstand entweder auf Grund guter Rohstoffe (Lebensmittel-, holzverarbeitende und Bauindustrie), und wenn diese nicht vorhanden waren, spielte die menschliche Arbeitskraft eine solche Rolle, dass die Rohstoffe an Wichtigkeit verloren (Textil-, elektrotechnische Industrie und ähnl.). Bei einigen Industriezweigen waren auch noch die Absatzverhältnisse, insbesondere der hohen Anteil der ungarischen Industrie an Staatslieferungen, entscheidend.

Die Industrialisierung der Slovakei hat grössere Dimensionen erst zu Ende des 19. Jahrhunderts angenommen, wo auf das Entstehen vieler Industriezweige auch die speziellen wirtschafts-

---

*) Vgl. „Die slovakische Industrie", Jahresberichte der Zentralvereinigung der slovakischen Industrie 1923—1930. Dr. E. Hexner: Stav slovenského priemyslu v jubilejnom roku, Hospodárske rozhľady 1928, Ing. O. Kapp: O hospodárskych pomeroch Slovenska a Podkarpatskej Rusi, Praha, 1924, Ing. P. Zaťko: Industrializačná politika Maďarska a jej výsledky, Bratislava, 1930, Offergeld: Grundlagen und Ursachen der industriellen Entwicklung Ungarns, Jena, 1914, Mitteilungen des Statistischen Staatsamtes.

**) Vgl. Dr. E. Hexner: Niekoľko dát z dejín našich kartelov, Bratislava, 1928, Seite 9; dort auch der ganze Text des Kartellvertrages.



politischen Verfügungen der ungarischen Regierung von Einfluss waren. Die ungarische Regierung hat auch in dem Bestreben, die wirtschaftlichen Beziehungen Ungarns zu Österreich zu stärken, getrachtet, eine eigene Industrie zu schaffen und daher systematisch dem industriellen Unternehmertum Unterstützung zugesichert. Um aber die Gründung von Industrien an Seite der starken Konkurrenz der österreichischen Industrie ermöglichen zu können, hat die Regierung den Mangel eines eigenen Zollgebietes mit besonderen Verfügungen der Industriepolitik — durch direkte Unterstützung, Steuerbefreiungen, Transportbegünstigungen, Herabsetzung der Salzpreise für Industriezwecke usw. — ersetzt (Ges. Art. XLIV: 1881, XIII: 1890, XLIX: 1899, III: 1907, III: 1916). Diese Gesetze ermöglichten auch den Gemeinden und anderen Selbstverwaltungskörperschaften durch verschiedene Begünstigungen, wie durch die Befreiung von Zuschlägen, Schenkung von Grundstükken, Lieferung des elektrischen Stroms zum Regiepreis, Gewährung billigen Baumaterials, die wirtschaftliche Festigung den neugegründeten Unternehmungen zu gewährleisten.

Auch die Industrialisierungspolitik übte einen direkten Einfluss aus und auch in dieser ist die Erklärung für die Gründung vieler Industriezweige zu suchen. Das gewesene Ungarn war ein kapitalarmes Land und wäre nicht imstande gewesen, die Industrie in so kurzer Zeit auszugestalten. Mit seiner Industrialisierungspolitik ermöglichte es dem fremden Kapital, bei guter Investierung Industrieunternehmungen zu gründen. Die Tatsache, dass die slovakische Industrie eine so grosse Anzahl von Aktiengesellschaften umfasst und dass keine mittlere Industrie besteht, weist nur darauf hin, dass hier nicht genügend kapitalstarke Einzelpersonen waren, sondern dass finanziell starke Gruppen gegründet wurden, resp. dass die Industrie direkt oder indirekt mit Hilfe fremden Kapitals gegründet wurde. Aber auch ausländische Konzerne gründeten hier ihre Filialen (z. B. Mauthner, Siemens, Stollwerk, Tiberghien, Witkowitzer Bergbau, Berg- und Hüttenwerke etc.). Die Industriepolitik ermöglichte es, dass die Produktionszweige in einigen modern ausgestatteten Grossbetrieben konzentriert waren (z. B. Zukkerfabriken, Textilien). Es existiert daher in der Slovakei eine relativ grosse Anzahl technisch erstklassiger Betriebe, welche mit ihrer Produktionskapazität die grössten oder auch einzigen der Republik sind. In der Slovakei befindet sich die grösste Bürstenfabrik, eine Gummifabrik, in der Textilbranche: die Zwirnfabrik, eine baumwollverarbeitende Fabrik, die grösste Kabelfabrik, die

Beteiligung der einzelnen Produktionszweige an der slovakischen Industrie nach der Zählung im Jahre 1926.

Produktionszweig	Zahl der Unter-nehmungen	Zahl der Arbeiter		Die zum Antrieb von Arbeitsmaschinen benützten Pferdekräfte insgesamt	
		absolute Zahl	im Verhältnis zur Gesamtzahl der Arbeiterschaft in der Slovakei in %	absolute Zahl	im Verhältnis zur Gesamtzahl der Pferdekräfte in der Slovakei in %
Berg- und Hüttenwesen	40	8.061	9.5	12.204	8.4
Metallindustrie . .	68	12.327	14.6	25.674	18.0
Holzindustrie . . .	245	12.654	15.0	19.593	13.5
Bauindustrie . . .	154	9.660	11.4	13.572	9.3
Glasindustrie . . .	11	2.159	2.6	495	0.2
Textilindustrie . .	26	11.032	13.1	16.808	11.6
Verarbeitung von Leder und Borsten	19	2.076	2 4	3.282	2.2
Gummiindustrie . .	1	396	0.5	350	0.1
Papier- und Zelluloseindustrie . .	17	4.129	4.9	15.451	10.6
Chemische Industrie	35	3.773	4.5	4.264	2.9
Nahrungs- und Lebensmittelindustrie*)	433	14.056	16.6	28.833	20.2
Elektrizitätswerke .	48	341	0.4	358	0.2
Graphische Industrie	37	1.155	1.4	716	0.3
Gaswerke	7	221	0.3	145	0.1
Tonindustrie . . .	1	6	—	14	—
Tabakfabriken . .	5	2.401	2.8	378	2.4
	1147	84.447	100%	142.137	100%

*) In der Tabelle sind die Mühlen nicht enthalten. In der Produktionsperiode 1927 bis 1928 arbeiteten insgesamt 50 Handelsmühlen mit einer Tagesproduktionskapazität von 15 983 q Weizen und Korn.

grösste Mühle, Zucker-, Schokolade- und Stärkefabrik, grosse Betriebe für Holzdestillation usw. Bei der grossen Anzahl von Grossbetrieben gibt es aber auch noch viele kleine Unternehmungen; mittlere Unternehmungen sind verhältnismässig sehr schwach vertreten.

Nach der Zählung der Industriebetriebe im Jahre 1926 gibt es in der Slovakei (Karpathorussland nicht mit eingerechnet) 1147 Industrieunternehmungen, die 84.447 Arbeiter beschäftigen. Diese Ermittlung bezog sich nur auf sog. Grossbetriebe, in welche Unternehmungen, die weniger als 18 Arbeiter beschäftigten, nur dann einbezogen wurden, wenn sie seitens der Experten als Grossbetriebe anerkannt wurden. Bei der Zählung wurde der Wert der Produkte nicht erfasst, so dass der Vergleich der Daten kein vollkommenes Bild gibt, insbesondere dort nicht, wo sich zufolge Durchführung der Rationalisierung bei einer verhältnismässig geringen Arbeiteranzahl die Produktionskapazität erhöht hat (z. B. bei der Papier- und Zelluloseindustrie).

In gewissen Produktionszweigen ist die Slovakei so stark vertreten, dass ihre Kapazität jene des Verbrauches der Slovakei weit übersteigt, wie z. B. die Zuckerfabriken, die Textil-, Emailgeschirr-, Zellulose-, Papier- und Glasindustrie, die Industrie der Holzdestillation, deren Erzeugnisse auf eine starke Ausfuhr angewiesen sind, da der Überschuss in den übrigen Teilen des Staates ebenfalls nicht voll abgesetzt werden kann. Die Produktion der Zementindustrie ist auch grösser als die Absatzmöglichkeiten in der Slovakei. Andere Produktionszweige sind wiederum schwach vertreten, wie z. B. die Metall- und Maschinenindustrie. Man kann daher die slovakische Industrie nicht als vollkommen einheitliches, sich gegenseitig ergänzendes Ganzes betrachten.

Die Dislokation der einzelnen Industriezweige weist in der Slovakei eine ziemlich grosse Mannigfaltigkeit auf. Eine gänzliche Konzentration eines Produktionszweiges in einem bestimmten Gebiete kommt nicht vor.

Am raschesten hat sich die Industrialisierung der Westslovakei entwickelt, wogegen die Industrie im Osten schwach vertreten ist. In der mittleren Slovakei leidet die einst blühende Industrie nach dem Umsturz infolge der geänderten Transport- und Absatzbedingungen durch ihre exzentrische Lage. Am stärksten betroffen sind das Hüttenwesen, die Metallindustrie (Erzeugung von Maschinen und Emailwaren) und Glasindustrie. Die Industrie dieses Gebietes hat durch den Bolschewikeneinfall im Jahre 1919 stark gelitten. Die

Maschinenerzeugung konnte sich gegenüber der stärkeren und ausgedehnteren Konkurrenz der Fabriken in den übrigen Gebieten des Staates nicht behaupten. Im Osten wurde das Hüttenwesen (Krompachy) und die Metallindustrie betroffen.

Die slovakische Industrie hat nach dem Kriege eine Reihe von technischen, finanziellen, Handels- und Organisationsänderungen vorgenommen. Die Nostrifizierung der Aktiengesellschaften, die früher ihren Sitz in Wien und die Betriebe in der Tschechoslovakei hatten, wurde anstandslos durchgeführt. Schwierigkeiten machte jedoch die Nostrifizierung jener Unternehmungen, welche ihren Sitz in Budapest hatten, da lange kein diesbezüglicher Vertrag abgeschlossen war. Die Nostrifizierungsaktion wurde erst im J. 1925 beendigt. Einige Aktiengesellschaften übertrugen ihren Sitz nach der Slovakei, andere nach Prag, einige haben fusioniert oder liquidiert. Eine grosse Anzahl der Fabriken wechselte ihren Besitzer oder wenigstens die finanzierende Gruppe, die Firmen schlossen sich an grössere Konzerne und Kartelle an. Bei der Umorganisierung wurden mehrere grössere und kleinere Betriebe eingestellt. Es wurden auch mehrere Betriebe aufgelöst; einige Textilbetriebe und alle Bugholzmöbelfabriken (bis auf eine), die Dynamitfabrik (Dynamiterzeugung), die Zündholzfabrik in Trnava, die Kunstdüngerfabrik in Sered haben ihren Betrieb eingestellt. In letzter Zeit kommen definitive Betriebseinstellungen nur mehr ausnahmsweise vor. Auf einigen Gebieten kann man wieder einen recht schönen Aufschwung und die Erweiterung der Kapazität in bezug auf Quantität und zugleich auch Qualität beobachten. Nur beispielsweise führen wir die Kabelerzeugung, die Zellulose- und Papierindustrie, die Zement- und Gummiwarenerzeugung an. Diese hat im Jahre 1931 schon über 1000 Arbeiter beschäftigt.

Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse zwang auch eine Reihe slovakischer Industrieunternehmungen zur Umorganisierung ihrer administrativen Leitung und zur Herabsetzung der Produktionskosten durch eine entsprechend durchgeführte Rationalisierung, um so ihre Konkurrenzfähigkeit zu erhöhen. Die Rationalisierung konnten jedoch und haben auch nur die grossen Unternehmungen durchgeführt, wogegen viele kleine und mittlere Unternehmungen aus Mangel an Kapital dazu nicht in der Lage waren, wodurch die Rentabilität ihrer Erzeugung und ihre Konkurrenzfähigkeit gegenüber anderen Unternehmungen stark gesunken ist.

Die Produktionsbedingungen sind in mancher Hinsicht besser, in mehreren Richtungen aber schlechter als in den historischen Ländern; die Ursachen hievon sind verschieden. Die Regierung ist bestrebt, den Unterschied bei den Produktionsbedingungen zwischen den einzelnen Gebieten durch Verfügungen auszugleichen, die der Industrie die Arbeit bei annähernd gleichen Bedingungen ermöglichen sollen. Gegen einzelne Verfügungen, ihre Art und das Tempo können Einwendungen erhoben werden, insbesondere, dass sie nicht zur rechten Zeit und im richtigen Masse eingriffen, so dass der Unterschied in den Produktionsbedingungen zwischen dem westlichen und östlichen Teil des Staates zu ungunsten des letzteren stets noch recht intensiv empfunden wird. Dies ist auch die Ursache davon, dass das Unternehmertum in der Slovakei nur in einem sehr langsamen Tempo vorwärtsschreitet. Die Gründung eines neuen Betriebes ist eine Seltenheit. Durch einen Vergleich der statistischen Daten über die Gründungstätigkeit kommt man zum Schluss, dass die Aktiengesellschaften und G. m. b. H. in überwiegendem Masse auf dem Gebiete der Distribution und nicht auf jenem der Erzeugung gegründet werden. Das rasche Anwachsen der Bevölkerung würde einen grösseren Aufschwung der Gründung von Industrieunternehmungen fordern, wodurch neue Arbeitsgelegenheiten geschaffen würden.

Die slovakischen Arbeiter arbeiten gut, vollkommen verlässlich und haben es verstanden, sich auch den erhöhten Forderungen der modernen Technik durch ihre Arbeitsfähigkeit anzupassen.

Der tschechoslovakische Staat hat nach dem Umsturz ein Eisenbahnnetz übernommen, das seiner Struktur nicht entsprach: die meisten Strecken waren strahlenförmig gegen das alte Zentrum gerichtet. Der Slovakei fehlt immer noch eine Transversalbahn in der Richtung von Westen nach Osten; die Errichtung einzelner Strekken ist schon im Gange. — Das alte Netz und viele Privateisenbahnen haben mit ihren nicht durchgerechneten Tarifen den Transport der slovakischen Waren nach den neuen Absatzgebieten erschwert und verteuert; die slovakische Produktion und ihre wirtschaftlichen Organisationen kämpfen systematisch gegen die Folgen der grossen Entfernungen, sowohl beim inländischen Transport als auch beim Export. Ihre Forderungen verfolgen den Zweck, dass die Industrie bei annähernd gleichen Bedingungen wie die Industrie in den historischen Ländern exportieren könne.

II.

Die Situation im Geldwesen*) hat sich seit dem Umsturz wesentlich geändert. Ausserordentliche Verhältnisse, die durch den Krieg und dann zufolge der besonderen Gestaltung der Währung eingetreten sind, haben auch seitens des Staates ein gewisses Eingreifen gesetzgebenden Charakters nötig gemacht. Die Regierung hatte auch die Aufgabe, ja sogar die Pflicht, ihren Einfluss geltend zu machen und, wenn nötig, zur Gesundung beizutragen, und so sind wir seit einigen Jahren Zeugen solcher Wandlungen, wie sie vor dem Umsturz im Laufe mehrerer Jahrzehnte nicht vorgekommen sind.

Den Schwerpunkt des Geldwesens in der Slovakei bildeten vor dem Umsturz die Aktienbanken, die aber einen ganz anderen Charakter hatten, als die grossen Aktienbanken in Böhmen, Mähren und Schlesien, welche dort an der Spitze der Organisation des Geldwesens stehen. In der Slovakei wurden Aktienbanken nach dem ungarischen Handelsgesetz Art. XXXVII: 1875 errichtet, dessen Bestimmungen bezüglich ihres Entstehens ziemlich liberal sind und von dem in den historischen Ländern gültigem Recht abweichen; das ungarische Handelsgesetz basierte auf dem Grundsatze des normativen Systems, zum Unterschiede von dem Konzessionssystem. Nur sehr selten war die Gründung von Aktienbanken an irgendwelche Bedingungen seitens des Staates gebunden, im übrigen hatten sie freie Hand. Es entstanden daher in Ungarn sehr viele kleine Geldinstitute in Form von Aktienbanken und fast jede kleine Stadt hatte ihre eigene selbständige Aktienbank, die aber keine eigentlichen Banken im wahren Sinne des Wortes, sondern vielmehr Volksgeldinstitute sind und grösstenteils eher den Charakter der böhmischen Spar- oder Vorschusskassen haben. Auch der Umsatz ihres Geldes basierte hauptsächlich auf Einlagen, die auf Einlagebücher gemacht wurden, und auf dem den Bewerbern aus der nächsten Umgebung gewährten Kredit. Diese kleinen lokalen Aktienbanken dienten auch den slovakischen Führern als Mittel zur aufklärenden Kleinarbeit auf wirtschaftlichem Gebiete in den Reihen der slovakischen Bevölkerung. Diese kleinen Banken, die Spareinlagen der kleinen Leute verwahrten, waren aber überhaupt nicht

*) Vgl. Dr. J. Makovický: Peňažníctvo na Slovensku v r. 1918—1928, „Hospodárske Rozhľady" III, 1928, J. Jirásek: Deset let vývoje slovenského peněžnictví, Ročenka ČSR. 1929, F. Houdek: Črty zo slovenského peňažníctva „Prúdy", 1930.

imstande, Unternehmungen zu finanzieren. Die kapitalarme Slovakei konnte mit ihrer finanziellen Kapazität den wirtschaftlichen Bedürfnissen nicht entsprechen und so waren die industriellen Unternehmungen entweder direkt, oder indirekt im Wege eines grösseren Geldinstitutes in Budapest, auf ausländische Quellen, auf den Auslandskredit, angewiesen.

Zu Ende des Jahres 1918 wirkten in der Slovakei*) 237 Aktienbanken, deren Aktienkapital und Reserven 223 Mill., die Einlagen auf Bücher und die auf laufenden Konti 1254 Millionen tschechoslovakische Kronen ausmachten. Von diesen Banken hatten 54 eine slovakische Verwaltung, deren eigene Mittel 34 Millionen, die ihnen anvertrauten 159 Millionen Kč betrugen. Die übrigen Banken hatten eine magyarische Verwaltung. Es ist notwendig, dies zu unterscheiden, denn ihre Lage und Entwicklung äusserte sich in den ersten Nachumsturzjahren in verschiedener Weise. Die Geldinstitute mit magyarischer Verwaltung standen in engerem Kontakt mit den grossen Budapester Banken, sie hatten bei ihnen oder in Kriegsanleihen einen wesentlichen Teil ihrer Barschaft. Die Geldinstitute mit slovakischer Verwaltung bewahrten sich eine gewisse Selbständigkeit und waren an den Kriegsanleihen nur insoweit interessiert, als sie dazu gezwungen wurden. Gleich nach dem Umsturz leisteten sie initiative organisatorische Arbeit, bei welcher sie auch durch das Vertrauen des Volkes unterstützt wurden, welches ihnen insbesondere in der Inflationszeit und während des Geldzuflusses durch den amerikanischen Dollar zu bedeutenden Einlagen verhalf. Die nach Amerika ausgewanderten Slovaken, von denen es über eine halbe Million gibt, sandten ihren Verwandten hohe Beträge zum hohen Dollarkurs, und auch die Emigranten kehrten bis zum Jahre 1922 vielfach und mit beträchtlichen Barschaften zurück. Die Konzentrationsbestrebungen schreiten bei diesen Instituten in rascherem Tempo vorwärts.

Die Anzahl der Aktienbanken geht in den Nachumsturzjahren beständig zurück, neue Banken entstehen selten, da ihre Errichtung durch die Regierungsverordnung Nr. 465/1920 erschwert wurde. Diese Regierungsverordnung war für die Zeit ausserordentlicher Verhältnisse gedacht, wurde aber bisher noch nicht aufgehoben. Nach derselben ist zur Errichtung von Aktiengesellschaften, zur Erhöhung des Aktienkapitals der Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien, sowie zur Errichtung von Filialen

*) Dr. J. Makovický l. c., S. 411.

die Genehmigung des Ministeriums des Innern nach Übereinkommen mit dem Finanz- und Handelsministerium erforderlich. Nach dieser Regierungsverordnung übt das Finanzministerium durch einen Regierungskommissär die Aufsicht über die Aktienbanken aus. Das Finanzministerium übt auf die Politik der Banken einen ungewöhnlich starken Einfluss aus; die Errichtung neuer Banken bewilligt es nicht. Verschiedene andere gesetzgebende Verfügungen, wie z. B. die Gewährung von Gebührenerleichterungen bei Fusionen, tragen nur dazu bei, dass kleinere Banken fusionieren und es bilden sich stärkere finanzielle Gruppen, die insbesondere von der „Slovenská banka", „Slovenská všeobecná úverná banka", „Tatra-banka", „Americko-slovenská banka", „Dunajská banka" etc. repräsentiert werden. Mit Ende d. J. 1930 sind in der Slovakei und Karpathorussland insgesamt nur 80 Aktienbanken, also gegenüber dem Jahre 1918 ein Viertel der damaligen Banken, die aber an Einlagen auf Einlagebüchern 3155 Mill. Kč verwahren (die Filialen der tschechischen Aktienbanken sind nicht inbegriffen), was gegenüber dem J. 1919 bei den Gesamteinlagen auf Einlagebücher um 187% mehr ausmacht. Die Aktienbanken haben also auch nach dem Kriege ihre alte Tradition der Volksgeldinstitute nicht aufgegeben und konzentrieren auch weiterhin beträchtliche Mengen an Ersparnissen bei sich. Die Einlagen auf laufende Konti erreichen bei ihnen bei weitem nicht die Höhe der Einlagen auf Einlagebücher. Bei rund 1100 Millionen Einlagen auf Einlagebücher betrugen im J. 1919 die Einlagen auf laufenden Konti 704 Millionen. In der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges, in den Jahren 1921, 1922 trat eine Besserung der Verhältnisse ein, die auch noch im J. 1923 andauerte. So betrugen im J. 1923 bei 2088 Millionen Einlagen auf Einlagebücher die Einlagen auf laufenden Konti 1172 Millionen. In den folgenden Jahren verschlechterte sich das Verhältnis wiederum, so dass im J. 1927 bei 2787 Millionen Einlagen auf Einlagebücher, auf laufenden Konti nur 840 Millionen waren, also das Verhältnis war 3.32:1. In den ersten Nachumsturzjahren spornte die Inflationsperiode und die bedeutende finanzielle Kapazität die Aktiengeldinstitute an, sich an gewagteren Unternehmungen finanziell zu beteiligen. Diese riskanten Geschäfte verursachten den slovakischen Banken in der Deflationszeit bedeutende Verluste. Trotzdem haben sich die Institute unter den konsolidierten Verhältnissen und bei der ständigen Stabilität der Währung erholt, so dass sie neben dem tschechischen Kapital ein tüchtiger Wirtschaftsfaktor wurden.



Gleich nach dem Umsturz begannen grosse tschechische Handelsbanken in der Slovakei Filialen zu errichten, insbesondere in Bratislava und Košice, die vor allem auf die finanzielle Umorientierung der Produktionsunternehmungen in der Slovakei grossen Einfluss ausübten. Es sind dies die Filialen der Živnobank, Union-, Legiobank, der Česká priemyselná banka u. a. m. Sie haben eine Ingerenz auf die Richtung der Bankpolitik genommen, indem sie streng kartelliert sind und zur Gesundung des Bankwesens der Slovakei beitragen. Die grösste Expansion übte unter ihnen die Legiobank mit dem Netz ihrer Filialen und durch Affilierung der Americko-slovenská banka und im J. 1930 durch Affilierung der Slovenská všeobecná úverná banka aus.

Der Bedarf an Hypothekarkrediten wuchs von Tag zu Tag und das Interesse dafür steigerte sich ständig, ja in den schlechteren Zeiten erhöhten verschiedene Wirtschaftszweige die Anfrage nach langfristigen Krediten, um bei nicht variierender Zinsenbelastung arbeiten zu können. Die Unzulänglichkeit eines eigenen Landes-Hypothekarinstitutes ersetzt seit dem J. 1924 mit ihrer Filiale und Expositur die Böhmische Hypothekenbank, welche auf der Grundlage von 5% und 6%igen slovakischen Emmissionen von Pfandbriefen und aus den ihr im Wege der Zentralsozialversicherungsanstalt zur Verfügung gestellten Mitteln Hypothekarkredite gewährt. Bis zum Ende des J. 1930 wurden 4739 langfristige Hypothekaranleihen im Betrage von 609.4 Millionen bewilligt. Tatsächlich ausgezahlt wurden um ca. 10% weniger. Schwierigkeiten bei der Bewilligung von Hypothekarkrediten verursachten die ungeordneten Grundbücher, die Zersplitterung des Grundeigentums. Die Gewährung von Anleihen an die slovakischen Selbstverwaltungsverbände, an das Land, an die Bezirke und Gemeinden für verschiedene gemeinnützige Institutionen besorgt die Filiale der Landesbank, welche bis Ende 1930, also während 7 Jahren ihrer Tätigkeit für 354.1 Millionen Kommunalanleihen, 26.5 Millionen Meliorationsanleihen und für 17 Millionen Hypothekaranleihen, an Baukrediten 82.7 Millionen, also insgesamt ca. ½ Milliarde ausgezahlt hat. Es wird die Errichtung eines eigenen slovakischen Landesemissionsinstitutes vorbereitet, welches die regelmässige Entwicklung der Emissionstätigkeit des Landes ermöglichen würde.

Auf Grund des Sparkassengesetzes Nr. 3C2/1920 entstand ein neuer Typ von Geldinstituten. Es wurden städtische von der Gemeinde garantierte Sparkassen errichtet, die sich sehr eingebürgert und bewährt haben. Da sie einen niedrigen Debet- und Kre-

ditzinsfuss haben, wirken sie ausgleichend auf dem Geldmarkte. Die erste Sparkasse wurde im J. 1920 in Uhorská Skalica errichtet und heute gibt es in der Slovakei schon 8 selbständige Kommunalsparkassen und 4 Filialen der Böhmischen Sparkassen, die zusammen Ende des J. 1930 362.6 Millionen Kč Einlagen verwahren. Die führende Stelle unter den Sparkassen hat die Sparkasse in Bratislava, welche 102.6 Millionen Kč an Einlagen auf Einlagebücher verwahrt.

Das Netz der Volksgeldinstitute war in der Zeit des Umsturzes sehr klein. Im J. 1918 gab es 236 Kreditgenossenschaften, welche fast $^{2}/_{3}$ ihrer Einlagen in der Zentrale in Budapest gebunden hatten; ihre Schwierigkeiten dauerten bis zum J. 1927, bis zur Sanierung seitens der Regierung. Der Bedarf an kleineren Instituten rief neue Kreditgenossenschaften ins Leben, so dass bis Ende 1929 in der Slovakei 689 in Tätigkeit waren. Seit dem Jahre 1924 entstand ein neuer Typ des volkstümlichen Geldwesens, die slovakischen landwirtschaftlichen Kassen, die den Zweck haben, die Barüberschüsse der Landwirte wieder in Form von landwirtschaftlichen Krediten zu placieren. Sie werden mit Unterstützung des Ackerbauministeriums errichtet, welches jeder Kasse bei ihrer Gründung eine zinsenfreie Einlage in der Höhe von Kč 200.000.— gibt. Den Kredit der kleinen Unternehmer besorgen die Gewerbevorschusskassen auf Genossenschaftsgrundlage. Zu Ende des J. 1930 haben in der Slovakei und Karpathorussland 1037 Kreditgenossenschaften inklusive der Gewerbevorschusskassen und der gegenseitigen landwirtschaftlichen Kassen Einlagen von 712.1 Millionen Kč ausgewiesen. Es ist dies ein bemerkenswerter Aufschwung, doch kann das Netz der kleineren Geldinstitute in der Slovakei und Karpathorussland bei der Anzahl von rund 4000 Gemeinden, noch nicht als genügend betrachtet werden.

Beim Vergleich der Kapitalkraft der Aktienbanken in der Slovakei und Karpathorussland stellen wir fest, dass die Volksgeldinstitute ca. ein Viertel aller Einlagen auf Einlagebücher verwahren. Die Einlagen haben sich *bei allen Geldinstituten* in der Slovakei und Karpathorussland seit dem Umsturz von 1¼ Milliarden auf *4647.1 Millionen* erhöht, miteingerechnet auch die Filialen der böhmischen Banken und Sparkassen, was von den Gesamtersparnissen auf Einlagebücher in der ganzen Tschechoslovakei in der Höhe von 54.170,2 Millionen nur 8.6% ausmacht.*)

*) Mitteilungen des Statistischen Staatsamtes Nr. 82/1931.

Die Slovakei bleibt auch heute noch ein kapitalarmes Land und die Situation wird von den Geldinstituten selbst durch den Konkurrenzkampf um den Einleger erschwert. Die Überbietung und Überzahlung der Einlagen ist keine seltene Erscheinung, was allerdings diejenigen, die einen Kredit benötigen, am meisten empfinden. Der laufende Unternehmerkredit ist zu teuer und Investitionskredit schwer zu bekommen. Eine rege Baubewegung bindet das investierte Kapital ebenfalls für lange Zeit, so dass lange Zeit ein Überfluss an Geld nicht zutage tritt. Je weiter nach Osten, desto ungesünder sind die Kreditverhältnisse. Für die Finanzierung der Industrie kommen, wie oben erwähnt, die slovakischen Aktienbanken noch recht wenig in Betracht, eher noch die tschechischen. Hiebei richten sich die Kreditverhältnisse der Unternehmungen, welche zu den Industriekonzernen der grossen Banken gehören, nach der Einsicht der patronisierenden Bank. Grosse Unternehmungen erhalten den Kredit unter normalen Bedingungen. Schlechter daran sind mittlere und kleine Betriebe, die sich den Kredit schwer und teuer beschaffen müssen, insbesondere wenn sie mit einem kleineren Institut finanziell verbunden sind. Für den Hypothekarkredit der Industrie ist bisher nicht gesorgt, nur die Sozialversicherungsinstitute haben durch Gewährung von Mitteln für einen langfristigen Hypothekarkredit an der Sanierung der Industrie teilgenommen.

III.

Die Gründung von privatwirtschaftlichen Unternehmungen war im letzten Jahrzehnt auf solche beschränkt, die der Distribution (und nicht der Erzeugung) dienen. Nur ausnahmsweise wurden neue industrielle Unternehmen errichtet, während bezüglich des Kleingewerbes die Situation günstiger war. Das Handelsgewerbe in der Slovakei war bis zur akuten Krise im Aufblühen. Ein neues Element drang in den Handel, der bis zum Umsturz vorwiegend in den Händen unserer Mitbürger jüdischer Rasse war: es sind dies in der Slovakei ansässig gewordene Tschechen, die mit ihren Organisationsfähigkeiten und ihrer Geschäftsroutine den jüdischen Geschäftsleuten starke Konkurrenz machen (es wäre sehr interessant diese Erscheinung ziffernmässig festzustellen). Die Beteiligung der anderen Slovaken am Handel war unbedeutend, sie werden aber durch die eben skizzierte neue Bewegung und durch die Entwick-

lung des Genossenschaftswesens auch diesem Erwerbszweig zugeführt.

Die im J. 1930 durchgeführte Zählung der Gewerbebetriebe zeigt das Verhältnis der Produktions- und Handelsgewerbe folgendermassen:

	Böhmen, Mähren, Schlesien	Slovakei	Karpathorussland
Gesamtzahl der Gewerbebetriebe	605.154	96.382	16.543
Hievon entfallen auf Handelsbetriebe	210.882	34.855	6.916
in %	34.85	36.2	41.8

Nach Osten zu erhöht sich der Prozentsatz der Handelsbetriebe im Verhältnis zu anderen Unternehmen. Die verhältnismässig grosse Zahl von kleinen Handelsunternehmen verteuert den Weg zum Konsumenten. Der mittlere und Kleinhandel leiden ausserdem an dem Mangel eigenen Kapitals. Es gibt auch keine grossen Handelshäuser nach ausländischem Muster. Die Detailverkaufsstellen der Industriebetriebe findet man fast ausschliesslich nur im Schuhhandel; ihr Netz ist gross (Baťa) und sie prosperieren sehr gut.

Der Genossenschaftsgedanke dringt auch in den Handel, und es scheint, dass dem Privathandel die Genossenschaften in der Zukunft scharfe Konkurrenz machen werden. Es entstehen landwirtschaftliche und gewerbliche Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften, die an Anzahl und auch Bedeutung den historischen Ländern voraus sind. Es sind dies kleine, in der ganzen Provinz verstreute Geschäfte, bei welchen sich die heimische Bevölkerung ihren Bedarf zum grossen Teil decken kann. In der Slovakei und Karpathorussland waren zu Ende des Jahres 1929*) 26 landwirtschaftliche Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften, 26 gewerbliche Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften und 1015 Konsumgenossenschaften (in den historischen Ländern gibt es insgesamt 840 solcher Konsumgenossenschaften).

*) Mitteilungen der Statistischen Staatsamtes Nr. 131/1930.

IV.

Das Wirtschaftsleben hat sich den neuen politischen Verhältnissen im ganzen gut angepasst. Die in der Slovakei zur Konsolidierung und Festigung der Grundlage des Wirtschaftslebens geleistete Arbeit war keine vergebliche. Es wurden und werden Eisenbahnen gebaut, die Strassen verbessert, die Städte und ganze Gegenden änderten ihr Aussehen durch eine grosse Anzahl von privaten und öffentlichen Gebäuden und andere Investitionen. Gewiss wird es auch in den nächsten Jahren möglich sein, in der Arbeit für eine bessere wirtschaftliche Zukunft, bei gesunder Mitarbeit der öffentlichen und privaten Faktoren, weiter fortzufahren.

KARPATHORUSSISCHE KIRCHENKUNST

Von Vsevolod Sachanev

Das Studium des karpathorussischen Kirchenlebens ist schon aus dem Grunde interessant, weil die Religion stets im Mittelpunkte des historischen Lebens dieses Landes stand. Alles, was mit der Kirche zusammenhängt, steht im Vordergrunde des Bewusstseins des Karpathorussen. Der Umstand, dass Karpathorussland durch viele Jahrhunderte unter nichtslavischer Oberhoheit mit fremdem Glaubensbekenntnisse stand, brachte es mit sich, dass die Kirche zum Nationalfaktor geworden war und sich dadurch über den fremdsprachigen Staat und nach der Union über die in fremdsprachigen Schulen erzogene Geistlichkeit stellte. Kirchenkuratoren, Djaken, Kantoren sind hier eher Vertreter der Bevölkerung als der Geistlichkeit. Die Sorge für die Erhaltung der Kirche trägt die Bevölkerung allein. Ist der Priester, der namentlich heute mehrere Dörfer gleichzeitig versorgen muss, nicht zur Stelle, so wird der Gottesdienst auch ohne ihn abgehalten.

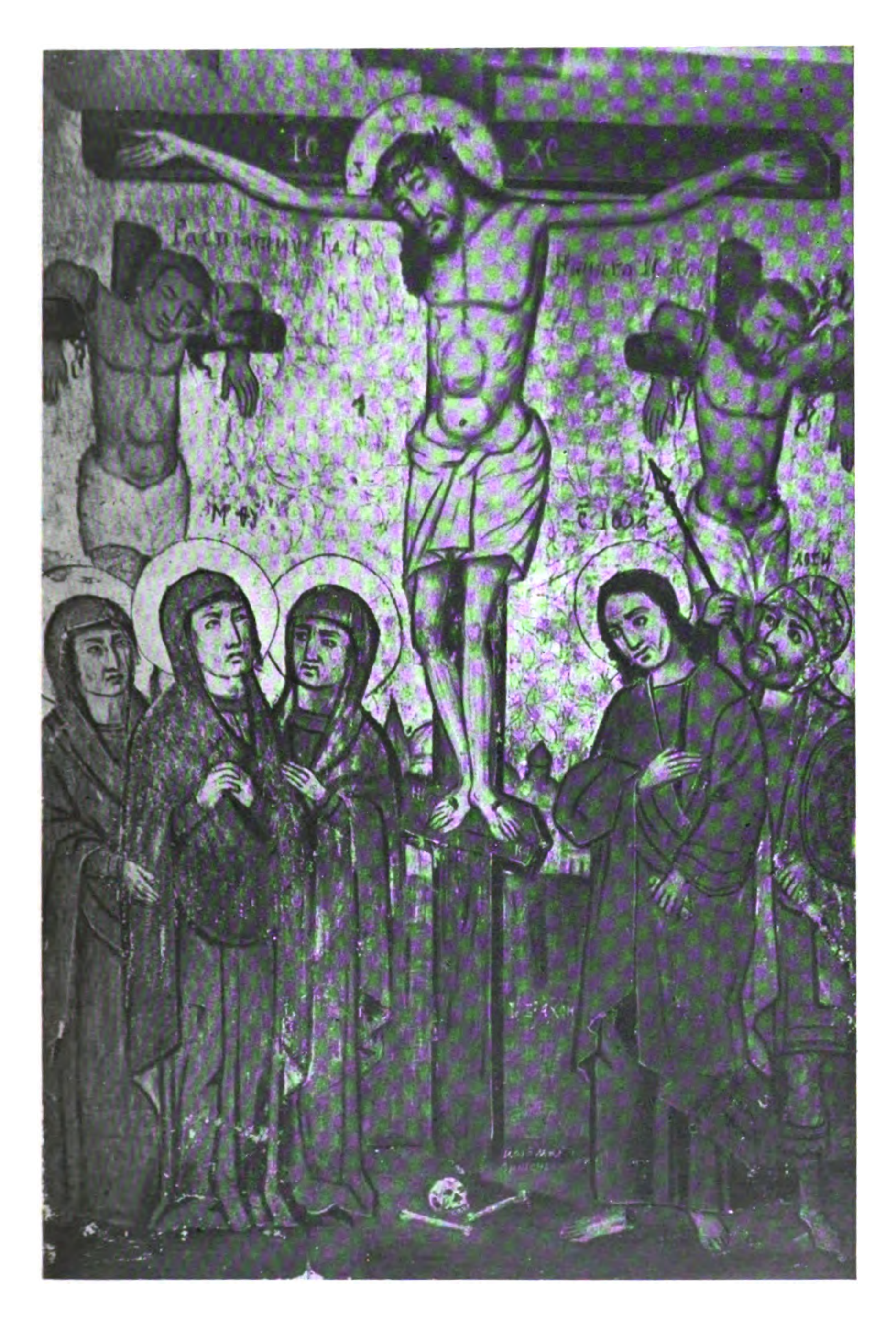
Bei dieser Lage der Dinge ist es begreiflich, dass auch die Errichtung einer Dorfkirche nicht Sache der Geistlichkeit noch der Regierung, sondern ausschliesslich der Ortsbevölkerung ist. Die Kirche wird entweder unmittelbar von der ganzen Bevölkerung oder auf ihre Kosten gebaut. Die einen schaffen Baumaterial heran, die anderen sorgen für die Aufstellung des Heiligenschreines, das Malen der Ikonen, die Anschaffung von Kirchengeräten usw. Einmal werden die Ikonen bei Meistern bestellt, deren Ruf bis zu der Ortsbevölkerung gedrungen ist, ein andermal werden die Ikonen

von einheimischen Malern angefertigt. Geschickte Holzschnitzer bieten ihre ganze Kunst auf, um den Kronleuchter, die Kirchenleuchter, die Altarkreuze, die Verzierungen des Heiligenschreines und die Kirchengefässe so schön als möglich zu schnitzen. Schon dieser Umstand verleiht dem Studium der karpathorussischen Kirchen ein besonderes Interesse. Noch interessanter wird es durch den frommen Brauch, all diese Gegenstände mit Votivinschriften zu versehen. Diese Inschriften — etwa „Zum Ablass der Sünden verstorbener Eltern und der eigenen" — findet man auf Ikonen, an der Eingangstür zur Kirche, auf verschiedenen Gegenständen und fast ausnahmslos in jedem Buche, das von frommen Stiftern für die Kirche gekauft wird. Mitunter enthalten diese Bücher auch Eintragungen über die anderen Gegenstände, die der Betreffende der Kirche gestiftet hat.

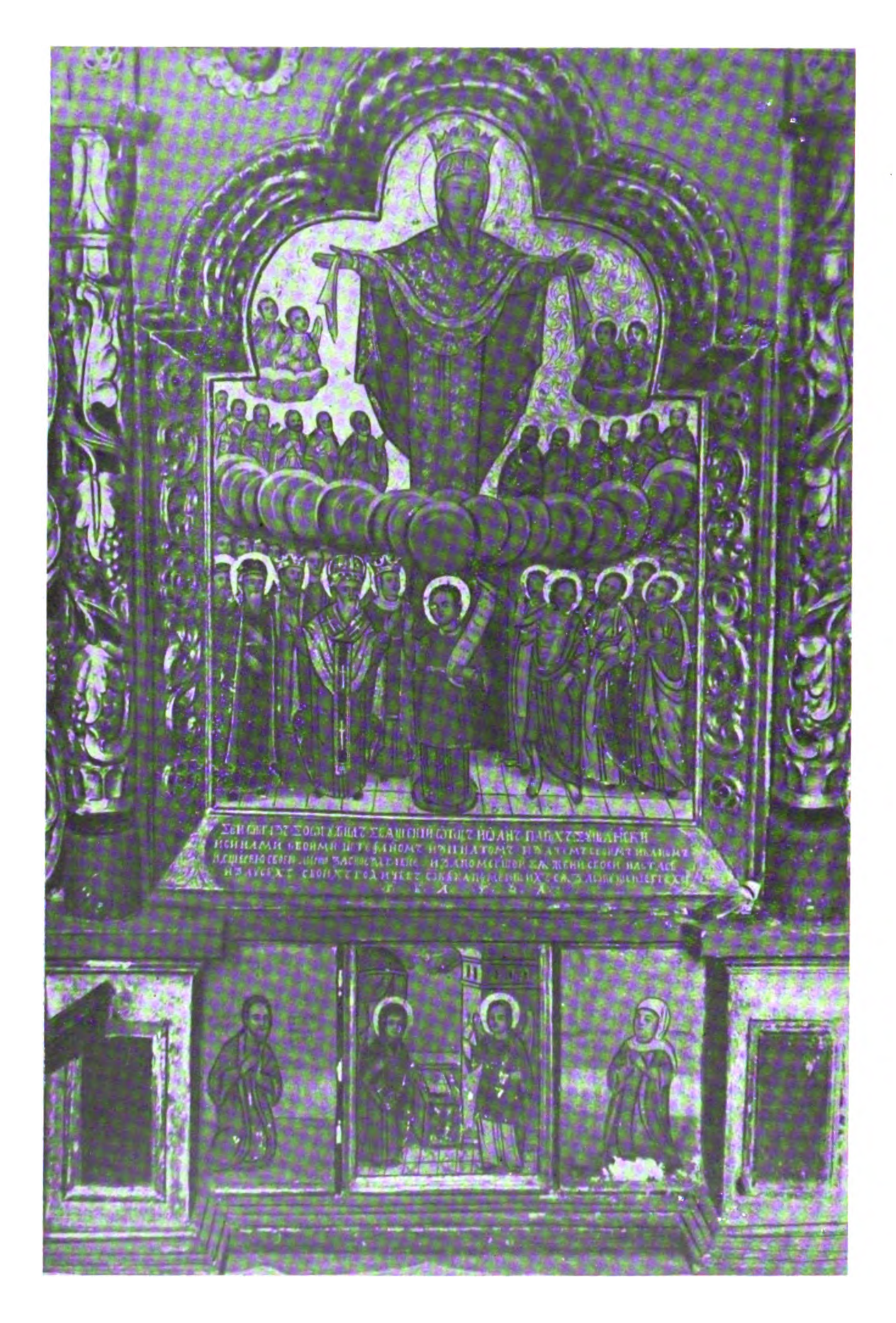
Die Geistlichkeit verhält sich jedoch nicht immer der Kirche gegenüber passiv, besonders, wenn sie der einheimischen Bevölkerung entstammt. Häufig nimmt sie regen Anteil an der Errichtung und Verschönerung der Kirche. Die Priester, die sich auf diese Weise hervortun, gewinnen die besondere Zuneigung der Bevölkerung und ihre Namen werden in den Kirchenbüchern besonders vermerkt. Am Ende finden sich in diesen Büchern auch chronikalische Eintragungen, die sich auf die hervorragendsten Ereignisse aus dem Leben der Gemeinde in den vergangenen Jahren beziehen.

Auf diese Weise wird die Kirche zu einem eigenartigen Denkmal und Museum, das eine Reihe von Quellen umfasst, nach denen die Geschichte des Kirchenbaues und der damit verbundenen Begebenheiten verfolgt werden kann. Im Augenblick ist es noch schwer, eine derartige Geschichte der karpathorussischen Kirchen zu schreiben, — das Material muss erst gesammelt und gesichtet werden. Die nachstehenden Notizen sollen das ihrige dazu beitragen.

Inschriften an Kirchenportalen mit Daten über das Entstehungsjahr sind nicht überall anzutreffen. Wo sie aber vorhanden sind, lassen sich daraus nicht nur das Alter der Kirche, sondern auch andere interessante Nebenumstände feststellen. Die Kirche von Užok z. B. weist am Portal eine Inschrift in einem lokal gefärbten Kirchenslavisch auf, aus der nicht nur hervorgeht, dass die Kirche im Jahre 1745 unter dem Priester Ilja errichtet wurde, sondern auch die Tatsache, dass der Bau von Pavel Toniev aus Butl und von Ivan Izšaninov aus Tichoje ausgeführt wurde. Butl ist ein Ort in Galizien in der Nähe der Grenze. Offenbar hatte sich die Orts-



Kreuzigung aus der Kirche in Sucha (1678)



Mariä Schutz und Fürbitte aus der Kirche in Sucha (1671)

bevölkerung bei der Errichtung der Kirche mit der Baukunst der einheimischen Meister nicht begnügt und holte sich noch einen zweiten Baumeister aus Galizien. In der Folge werden wir sehen, dass die galizischen Baumeister auch sonst einen gewissen Ruf in diesem Teile des Landes hatten und recht oft karpathorussische Bauaufträge erhielten.

Die Kirche von Perekrestnoje, in der Bauart der von Užok ähnlich, ist wenig bekannt, indessen ist sie sowohl wegen ihrer abgeklärten architektonischen Formen als auch wegen der Einheitlichkeit ihrer Ausstattung beachtenswert. Die Inschrift am Portal stammt von unkundiger Hand und gibt nur vage Andeutungen über das Entstehungsjahr sowie über die Personen, die sich am Bau beteiligt haben. Offenbar hat der Schreiber seine Aufgabe nicht bewältigt und vermochte nicht auszudrücken, was er sagen wollte. Klar ist jedenfalls, dass am Bau Ivan Voron mit seiner Frau Kalyna beteiligt war. Wahrscheinlich war er einer der grössten Stifter, wenn nicht der einzige Geldgeber gewesen: dafür spricht die Erwähnung des Namens seiner Frau, — sonst, wäre er nur Baumeister gewesen, hätte der Name seiner Frau nicht erwähnt werden können. Zu entziffern bleibt noch das Datum, aber die Inschrift gibt dafür keine zuverlässige Handhabe, und auch aus den Jahreszahlen, die an einigen Gegenständen der Kirchenausstattung vorhanden sind, lässt sich das Entstehungsjahr der Kirche nicht feststellen.

Im Dorfe Lazy (Timšor) stand bis vor kurzem eine Holzkirche, deren Baumaterial nach der Abtragung von den Bauern für ihre Wirtschaftsbauten verwendet wurde. Im Hofe eines Bauern namens Ivan Ivančikov Matol sind die Vorderwand und zwei Seitenwände des Frauenraumes erhalten geblieben. Aus diesen drei Wänden und noch einer hinzugebauten Hinterwand wurde ein ganz brauchbarer Schuppen aufgestellt. Am besten ist die Vorderwand mit dem Portal erhalten. Am oberen Querbalken des Türrahmens ist auch eine Inschrift zu sehen, aus der sich klar erkennen lässt, dass die Kirche mit dem Segen des Bischofs Manuil Olšavskyj 1755 erbaut wurde und dass die Brüder Ktitor Michael und Priester Stefan Kornaš die Stifter waren.

Im östlichen Teile der Verchovina (Oberland) sind die Kirchen, im Gegensatz zu den dreitürmigen im westlichen Teil, eintürmig. Am typischesten ist die schlanke eintürmige Kirche von Roztoka, deren Bauart für diesen Teil der Verchovina massgebend ist. Am Portal ist keine Inschrift vorhanden, statt dessen ist neben der Tür

an der Seitenwand die Zahl 1759 angebracht, welche das Errichtungsjahr angibt. Die Kirche von Bukovec, in ihrer Bauart der von Rostok ähnlich, trägt ebenfalls eine Inschrift, die bloss das Entstehungsjahr (1808), aber keine anderen Details angibt. Ebenso verhält es sich mit der Kirche von Koločava-Negrovec, deren Portalinschrift besagt, dass sie 1718 errichtet wurde. Viel ausführlicher ist hingegen die Inschrift an der Kirche von Koločava-Gorb. Diese Kirche wirkt, nebenbei gesagt, so schlank und zerbrechlich, dass einem bei ihrem Anblick angst und bange wird, dass sie der Wind forttragen könnte. Die Portalinschrift lautet: „Diese Kirche wurde 1795 unter dem Priester Ivan Popovič unter Kaiser Franz II. vom Meister Ferenc Tekka erbaut. Es war dazumal grosse Hungersnot." Dieser Baumeister stammt wahrscheinlich aus Ungarn. Gegenwärtig ist die Kirche geschlossen und dem langsamen Verfall preisgegeben.

Es gibt auch Inschriften, die sich an manchen Gegenständen der Innenausstattung befinden und die gleichfalls zur Beleuchtung der Geschichte der Kirchen beitragen können. In der Kirche des Dorfes Sucha sind am Bogen, der den Frauenraum vom Hauptschiff der Kirche trennt, Überreste irgendeines Heiligenschreins befestigt. Unterhalb der Stellen, wo Ikonen angebracht waren, sind vier Inschriften erhalten geblieben, die einige interessante kunsthistorische Schlüsse erlauben. Neben den Namen von Stiftern, in deren Auftrage die Ikonen gemalt worden sind, ist hier der Name des Malers Ivan Ščireckij aus Przemyśł unterzeichnet. Wir haben es also hier mit einem weiteren Fall der Heranziehung eines Meisters der Kirchenkunst aus Galizien zu tun. Ščireckij hat seine Ikone (resp. seine Ikonen) im Jahre 1679 gemalt, während die Kirche von Sucha nach Angaben des Schematismus des Mukačever Bistums 1759 erbaut wurde. Sollten die Angaben des Schematismus stimmen, so dürften die Überreste dieses Heiligenschreins aus einer älteren Kirche stammen, die durch die 1759 errichtete Kirche ersetzt wurde. Da die Ikonen in diesem Heiligenschrein fehlen, so ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, dass sie irgendwo an einer anderen Stelle der Kirche zu suchen sind und dass eine authentische Ikone Ščireckijs noch vorhanden ist. Die Ikonen, die sich im jetzigen Heiligenschrein befinden, sind im Barockstil gemalt. Da der Barockstil in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine ziemliche Verbreitung in Karpathorussland fand, ist es nicht ausgeschlossen, dass die Ikone in der Tat ein Werk Ščireckijs ist. Doch sind direkte Beweise dafür nicht vorhanden. Es gibt aber noch eine

Ikone, welche den Namen Ščireckij trägt und auf der Nordseite der Kirche sich befindet. Sie stellt das Opfer Abrahams dar, ihre Technik ist recht primitiv. Die Unterschrift ist nicht an der Ikone selbst, sondern auf einem Brett, das am Rahmen angenagelt ist, angebracht, überdies passt das darüberstehende Bibelzitat wenig zum Inhalt der Ikone, es ist daher sehr fraglich, ob wir es hier wirklich mit einem Werke Ščireckijs zu tun haben.

Abgesehen von der Frage, welche Ikonen dem Pinsel Ščireckijs entstammen und ob in der Kirche überhaupt noch Werke dieses Meisters vorhanden sind, ergibt die Durchsicht der Ikonen dieser Kirche viel Interessantes und Wichtiges. An der Südwand des Hauptschiffes hängt eine Ikone der Kreuzigung, die exakt datiert und mit der Unterschrift des Meisters versehen ist. (Abb. 1.) Rechts vom Kreuz stehen drei Frauengestalten, die mittlere davon ist die Mutter Gottes, rechts stehen zwei Männergestalten. Unterhalb des schief abfallenden Fussbalkens ist an der rechten Seite das Datum 1678 angebracht, etwas tiefer steht die Unterschrift des Meisters in zwei Zeilen: Ioan Maler Višenskij.

An der Nordwand des linken Chors steht auf einem hohen Untergestell eine grosse Ikone, Mariä Schutz und Fürbitte darstellend (Abb. 2). Auf dem oberen Teile ist die Mutter Gottes mit den 12 Aposteln zu ihren beiden Seiten zu sehen. Oberhalb der Häupter der Apostel sind je zwei Engel dargestellt. Im untern Teile steht im Mittelpunkt ein junger Mann mit Heiligenschein um das Haupt und einer Schriftrolle im linken Arm. Die Inschrift oberhalb seines Hauptes lautet: Roman Pevec. Links von ihm stehen eine Königin, ein König, ein Heiliger und zwei Mönche mit Heiligenschein um die Häupter, dahinter sind mehrere Figuren ohne Heiligenschein sichtbar. Rechts ist ebenfalls eine Reihe von Figuren sichtbar, darunter fünf mit Heiligenschein. Am unteren Teil des Innenrahmens steht die Inschrift: „Diese Ikone wurde errichtet von Ioann, Priester der Dorfes Sucha und von seinen Söhnen Stefan und Ignat, und von seinem Schwager Ivan und von seiner Tochter Maria zu ihrem Heil und zum Seelenheil seiner verstorbenen Frau Nastasja und für alle seine verstorbenen Anverwandten und zum Ablass ihrer Sünden. 1761". Gleichsam eine Fortsetzung der Ikone sind die Darstellungen auf dem oberen Teile des Untergestells. Im Mittelpunkte ist die Verkündigung dargestellt, rechts davon, in gesonderter Umrahmung, kniet ein Mann im Priestergewand, von dem eine Inschrift besagt, er sei Ivan Kasič, Priester von Sucha, Schultheiss von Husna, links ist ebenfalls in knieender Stellung

eine Frauengestalt sichtbar, die der Inschrift nach die Popin Nastasja ist. Die Ikone ist leider nicht signiert.

Zu erwähnen ist noch eine Ikone der Kreuzigung von 1740, die am Hauptaltar steht. Sie ist aus einem grossen, aus mehreren Teilen bestehenden Brett herausgeschnitten. Den Hintergrund bilden durchbrochene Pflanzenornamente in Barockstil. Kreuz und Figuren der Mutter Gottes und des Apostels Johannes sind ebenfalls ausgeschnitten. Die Ikone ist reich bemalt und vergoldet. Das Kreuz stützt sich auf eine besondere Umrahmung in Trapezform, innerhalb deren die Kreuzabnahme dargestellt ist.

Die Innenausstattung dieser Kirche gibt demnach mehrere Anhaltspunkte kunsthistorischer und historischer Art. Wir lernen hier zunächst zwei Maler des 17. Jhs. kennen: den Galizier Ivan Ščireckij und den offenbar einheimischen Meister Ivan Višenskij. Die Kirche wurde aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1759 erbaut, und zwar unter dem Priester Ivan Kasič, der zum Andenken an seine verstorbene Frau die Ikone Mariä Schutz und Fürbitte stiftete.

In der Kirche des Dorfes Perekrestnoje ist der Heiligenschrein ebenfalls mit Datum und Inschrift versehen. Die Ikonen sind vom Zahn der Zeit stark zernagt, an einigen ist die Farbe ganz abgeblättert, an anderen ist sie voller Sprünge. Neben der Ikonenreihe der Feiertage des Heiligenschreines gibt es hier noch zwei andere Reihen dergleichen Ikonen. Die eine hängt an der Scheidewand des Frauenraumes; die Ikonen sind hier durchaus primitiv bemalt, die Figuren sind roh umrissen, statt der Augen sind schwarze Punkte zu sehen, die Nase ist ein roher Strich; die Farbe ist eintönig, ohne Schatten aufgetragen, die Stoffalten sind durch schwarze Striche markiert. Die dritte Reihe besteht aus acht Feiertagsikonen, die an verschiedenen Stellen hängen. Aus den Inschriften lässt sich feststellen, dass der Heiligenschrein 1710 unter Teilnahme eines gewissen Bindas' Bič errichtet wurde, welcher auch die dritte Reihe im Jahre 1737 errichtet hat.

Sämtliche Ikonen der Kirche von Lazy (Timšor) liegen auf dem Dachboden des Duchnovič-Volkshauses. Hier finden wir alle lokalen Ikonen sowie Ikonen der Apostel und Propheten. Die lokalen Ikonen sind in dem für Karpathorussland typischen Barockstil auf gepresstem goldenen Hintergrund gemalt, die Ikonen der Propheten sind viel primitiver. In der Kirche befindet sich eine Ikone der Mutter Gottes — ein Gegenstück zu der Heilandsikone, die auf dem Dachboden des Volkshauses liegt. Aus der Inschrift auf

dieser Ikone ist zu ersehen, dass die ganze Kirche von ein- und denselben Personen eingerichtet wurde, und zwar von Angehörigen der Familie Kornaš, von denen der eine Kurator und der andere Priester war.

Der Heiligenschrein der Kirche von Roztok ist nicht datiert. Die darin enthaltenen Ikonen weisen keine Inschriften auf. Daneben enthält die Kirche eine nahezu vollständige Sammlung von Ikonen aus einem offenbar älteren Heiligenschrein. Im Frauenraume hängt eine Ikone der Verkündigung mit der Jahreszahl 1709. Ihr zur Seite hängt eine Ikone Mariä Schutz und Fürbitte, offenbar aus den letzten Jahren des 18. Jhs., was wir aus einer Gegenüberstellung der Inschriften der Ikone mit einer Eintragung in einem der Kirchenbücher erfahren.

In der Nikolauskirche zu Pilipec ist die ganze Einrichtung der zwei älteren Kirchen zu finden, welche nach der Volkslegende seinerzeit niedergebrannt waren. Es gibt hier Ikonen und einen Heiligenschrein aus dem Ende des 17. Jhs., die mit dem Namen eines näher nicht bezeichneten Gric Ložan verbunden sind. Die Inschriften erwähnen auch manche andere Namen.

Eine wundervolle Kirche mit drei Türmen ist im Dorfe Verchneje Studenoje erhalten geblieben. Leider ist sie ganz in einen Panzer aus Zinkblech eingeschlossen. Ihr Entstehungsjahr ist unbekannt. Der Heiligenschrein trägt keine Inschrift, von den Ikonen ist eine gezeichnet aber nicht datiert. Unter den Kirchengeräten findet sich eine Zinnschale mit umlaufender Inschrift, welche besagt, dass sie von Lazar Pupnič und Dmitro Roskovič unter dem Priester Andrej Bloskanovič im Jahre 1693 gestiftet waren. Die Namen von Roškovič und Priester Andrej Bloskanovič stehen in einem gestifteten Kirchenbuche, einem 1691 in Lemberg gedruckten Messbuch. Diese Inschrift ist datiert (1693).

Eine grosse Anzahl von Ikonen weist die Kirche von Iski auf, die nach Angaben des Schematismus 1798 erbaut wurde. Nach Erzählungen der Einwohner hat es hier vier Kirchen gegeben, die offenbar aufeinander folgten, — daher die Anhäufung der Ikonen. Die Inschriften am Heiligenschrein lassen sich schwer entziffern, hingegen findet sich in einem Kirchenbuche das Datum 1743, das sich möglicherweise auch auf den Heiligenschrein beziehen kann. Eine von den Ikonen trägt das Datum 1730. Diese Daten sowie die vielen Inschriften mit zahlreichen Personennamen lassen einiges auf die Geschichte der Kirche erschliessen. Erwähnenswert ist der Umstand, dass die beiden letzten Kirchen ein und demselben Hei-

ligen, dem wundertätigen Nikolaus, geweiht sind, während in allen anderen Dörfern Karpathorusslands jede neue Kirche den Namen eines anderen Heiligen trägt.

So beleuchten die Inschriften an den Ikonen die Geschichte der Kirchen. Man könnte noch viele ähnliche Beispiele anführen, doch würde es den Aufsatz allzusehr belasten. Es sei bloss darauf hingewiesen, dass die Inschriften in der Kirche von Tjuška ein beredtes Zeugnis von der Rolle ablegen, die der dortige Priester Grigorij, der aus dem Dorfe Guklivoje stammte und 1770 starb, im Leben des Dorfes gespielt hat. Eine ähnliche Rolle spielte im Dorfe Prislop der Priester Andrej Javorskij.

Von noch grösserem Interesse sind die Inschriften in den Kirchenbüchern, die das lokale Leben im vollen Umfange beleuchten. Abgesehen davon, dass sie ebenfalls einiges Material zur Beurteilung der materiellen Verhältnisse liefern, schildern diese Inschriften das Verhältnis der Bevölkerung zur Kirche in ganz hervorragender Weise. Für diese Inschriften hat sich im Laufe der Zeit eine ganz bestimmte Form herausgearbeitet. Sie beginnen stets mit dem obligaten „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen". Es folgt eine Erwähnung, wer, zu welchem Preise, wo und wann das gegebene Buch kaufte und welcher Kirche er es stiftete „zum Ablass seiner und seiner verstorbenen Eltern Sünden". Schliesslich kommt eine Beschwörungsformel, die den Fluch auf das Haupt dessen verhängt, der es wagen sollte, das Buch aus der Kirche, der es gestiftet wurde, zu entfernen. Offenbar massen die Stifter dem Verbleiben des von ihnen gestifteten Buches in der betreffenden Kirche eine mystische Bedeutung bei, indem sie annahmen, dass die Stiftung nur solange ihre Wirkung behält als sie in der Kirche bleibt. Diese Tatsache wurde für so wichtig erachtet, dass beim Verschwinden eines derartigen Buches aus der Kirche regelrechte Prozesse bei Gericht angestrengt wurden, die bis zum Bischof hinaufgingen. So enthält das 1699 in Lemberg gedruckte Triodium, das in der Kirche von Užok aufbewahrt wird, nach der üblichen Votivinschrift mit dem Fluch auf dessen Haupt, der das Buch aus der Kirche entfernen sollte, noch den von der Hand des Priesters stammenden Zusatz, das Buch sei „unrechtmässig" für 14 Gulden entfernt und während der bischöflichen Visitation vom bischöflichen Gericht zurückgegeben worden, dem Stifter aber sei es erlaubt, den Täter festzustellen und gegebenenfalls von ihm das Geld einzufordern. Im Dorfe Nižnije Verecki gibt es ein Choralbuch mit einer Inschrift, die da besagt, dass ein

gewisser Ivan Zajac ein Triodion kaufte und der Kirche stiftete, doch sei dasselbe durch die Fahrlässigkeit des Priesters Marko vom Mitikover Priester Ščerbačok entwendet worden, worauf ein Prozess entstand, der bis zum bischöflichen Gericht hinaufging, bis letzten Endes die Nachkommen des Priesters Marko das entwendete Buch zurückerstatten mussten und es durch das besagte Choralbuch ersetzten. Unmittelbar darauf wurde von einer anderen Hand im Namen des „Popensohnes" Jacko (offenbar eines Sohnes des bereits verstorbenen Priesters Marko) die übliche Votivinschrift mit dem obligaten Fluch auf die Häupter der eventuellen Entwender des Buches angebracht.

Neben derartigen Votivinschriften finden wir in den Kirchenbüchern Eintragungen über verschiedene Ereignisse, die sich in den gegebenen Ortschaften zugetragen haben. In einem Kirchenbuche von Tjuška finden wir Eintragungen, die sich auf das Leben des von der Bevölkerung des Dorfes hochgeschätzten Priesters Grigorij beziehen. In den Kirchenbüchern des Dorfes Lazy (Timšor) sind vom Diakonus Andrej Bljašin kleine Begebenheiten des lokalen Lebens aufgezeichnet worden: Das Jahr war ein dürres, es kamen schwere Zeiten — es gab keinen Regen und die Leute hatten nichts zum Dreschen; es gab Krankheiten und Viehseuchen; irgendeine Krankheit wurde zur Epidemie, der Verkehr wurde durch Sperren erschwert usw. Im Trifologion der Kirche von Pilipec schreibt der Priester Michail Ljachovič eine ganze Chronik: am 9. September 1775 sind auf der Verchovina die Saaten erfroren; 1776 gab es kein Saatgut und in diesem Jahre starben viele Leute Hungers; 1777 haben Mäuse den Hafer stark beschädigt; 1778 wurde es mit dem Brot etwas besser, da begann aber der Krieg Josefs II. mit dem türkischen Kaiser, viele Leute, selbst verheiratete, mussten in den Krieg; 1779 mussten viele Leute zum Militär, sowohl Herren wie Popen und gewöhnliches Volk.

Solcherart sind die Daten, die sich von den Inschriften an diesen Kirchen, Heiligenschreinen, Ikonen, Kirchenbüchern und -geräten ablesen lassen. Sie sind nicht zahlreich, aber beredt und erschliessen das lokale Leben in all seiner Schlichtheit und Innerlichkeit.

Literatur. Über die Kirchenkunst der Podkarpatská Rus ist bisher hauptsächlich vom architekturgeschichtlichen Standpunkt geschrieben worden (J. Král, K. Matoušek, V. Mencl, J. Millautz, A. Stránský, F. Zapletal u. a.). Am zugänglichsten sind: V. Zalozecky „Gotische und barocke Holzkirchen in den Karpathenländern", Wien 1928, und das Abbildungswerk von B. Vavroušek „Církevní památky na Podkarpatské Rusi. 272 fotografií lidových staveb", Praha 1929.

Die Neujahrsprognosen und Prophezeiungen, die die Zeitungen alljährlich bringen und zu beschaffen sich verpflichtet fühlen, waren diesmal vorsichtiger und zurückhaltender als in den vorhergehenden Jahren. Sie versuchten nicht, die Befürchtungen zu zerstreuen, dass das kommende Jahr die Sorgen nicht mildern werde, die das Leben des Einzelnen und das öffentliche Leben im vergangenen Jahr belastet haben. Der Tschechoslovake, soweit er den Ereignissen und Geschehnissen in seiner näheren und weiteren Umgebung Aufmerksamkeit schenkt, lernt, mit der bitteren Notwendigkeit zu rechnen, dass es notwendig sein wird, für einige Zeit „den Riemen noch enger zu schnallen" und sich wenigstens mit dem sonst unfruchtbaren Gedanken zu trösten, dass es anderwärts nicht besser ist und es im Gegenteil eine grössere Zahl von Ländern gibt, die die gegenwärtige Wirtschaftskrise früher und stärker betroffen hat als die Tschechoslovakei. Der Universitätsprofessor Dr. K. Engliš, der bereits viermal das Finanzministerium verwaltet hat, hat überdies die Staatsangestellten mit der Andeutung beunruhigt, dass es zu einer Herabsetzung ihrer Einkünfte kommen könnte und man sich also nicht mit der Reduktion, beziehungsweise Streichung ihres 13. Gehaltes begnügen würde, zu der sich die Regierung Ende November entschlossen hat. Die Zahl von einer halben Million Arbeitslosen ist sicherlich ziemlich hoch für ein Land mit 14 Millionen Einwohnern und die notwendigen sozialen Massnahmen, die das harte Los der von Arbeit und Erwerb Ausgeschlossenen lindern sollen, sind eine schwierige Finanzaufgabe und werden zu politischen Kämpfen von grösserem Ausmass, als es bisher der Fall war, Anlass geben.

In ständig sich steigender Spannung hielt die tschechoslovakische Öffentlichkeit durch drei Wochen der Prozess gegen den Abgeordneten Stříbrný und den Kaufmann Sichrovský wegen falscher Zeugenaussage. Wie wir schon hier erwähnt haben, war dieser Prozess nur der erste in einer Reihe von Prozessen, die sich mit der Tätigkeit dieses ehemaligen verantwortlichen Politikers und Ministers befassen werden. Während die Untersuchung gegen Jiří Stříbrný weitergeführt wird, eine Untersuchung, die sich namentlich mit den Kohlen- und Waggonbestellungen während der Ministerschaft Jiří Stříbrnýs befasst, hat sich einstweilen das Prager Kreisgericht auf die Verhandlung der Anklage des Staatsanwaltes beschränkt. Mit dem Urteil vom 4. Januar wurden Jiří Stříbrný und Sichrovský wegen Mangel an Beweisen freigesprochen. Gegen das Urteil hat der Staatsanwalt die Nichtigkeitsbeschwerde angekündigt, so dass die endgültige Entscheidung in dieser Angelegenheit vor dem Obersten Gericht fallen wird.

Dieses Ergebnis ist Stříbrný sehr gelegen gekommen nach dem Verdikt des Abgeordnetenhauses im vergangenen Herbst, mit welcher die Volksvertretung ihren Zweifel an der Ehrenhaftigkeit Stříbrnýs mit beinahe Zweidrittelmehrheit ausgesprochen hat.

Es ist selbstverständlich, dass Stříbrný, seine Partei und seine den Stimmungen der Gasse bereitwillig entgegenkommende Presse diesen Sieg, einen Sieg in der ersten Runde, reichlich ausgenutzt haben. Stříbrný ist bemüht, der Leitung der politi-

schen Koalitionsparteien Furcht vor einer gerichtlichen Behandlung seiner Kohlen- und Waggongeschäfte während seiner Ministerschaft einzujagen. Er kündigt an, dass er sich aus allen Kräften bemühen wird, einige seiner Kollegen aus dem Regierungslager auf die Anklagebank zu bringen. Das Thema „Politik und Geschäft" wurde bei dem Prozess gründlich behandelt.

Dieses Thema ist dank dem Fall des Abgeordnetten Stříbrný ein aktuelles Thema der Polemiken in der Parteipresse, der Diskussionen in den parteilosen Zeitungen und Zeitschriften geworden und gleichzeitig wurde Gegenstand der Erwägungen die Frage, „wovon eigentlich die politischen Parteien leben?" Da es bekannt ist, dass die Parteien genötigt sind, sich das Geld für ihren kostspieligen Organisationsapparat und Betrieb in beträchtlichem Masse auf Rechnung der Steuerzahler zu beschaffen, kehrt die Anregung immer wieder, den im Parlament vertretenen Parteien entsprechende, nach der Zahl ihrer Abgeordneten bemessene Subventionen aus der Staatskasse zu gewähren. Auf diese Weise würden die Parteien lernen, von öffentlich kontrollierten Geldern zu leben, und könnten auf die nicht selten verdächtigen Quellen entstammenden Gelder verzichten.

Der Inkompatibilitäts - Ausschuss des Abgeordnetenhauses und des Senates werden im Februar die Gutachten der verfassungsrechtlichen Fachmänner, der Univ.-Professoren Dr. Fr. Weyr und Dr. Jiří Hötzel durchberaten, ob die Mitgliedschaft im Verwaltungsrat von Versicherungen und Banken mit einem Abgeordnetenoder Senatorenmandat vereinbar ist.

In politischen und parlamentarischen Kreisen verstärkt sich unter dem Drucke der Öffentlichkeit das Bewusstsein, dass die Wählerschaft der Wirtschaft ihrer Parteien und ihrer Vertreter im Parlament ständig grössere Aufmerksamkeit schenkt und dass die Korruptionsaffären sowohl der Parteien als auch der einzelnen oder ihre irregulären Gewinne um so aufreizender sind in einer Zeit allgemeiner Depression und sehr wirksame Argumente in den Händen der Opposition bilden.

Das Abgeordnetenhaus, das seine Tätigkeit in diesem Jahre bereits aufgenommen hat, hat in der zweiten Session nach einer ruhigen Debatte das Ermächtigungsgesetz zum Abschluss einer Anleihe bis zu einer Höhe von 1 Milliarde Kč angenommen.

Einstweilen haben sich die Regierung und die Koalition noch nicht in Bewegung gesetzt und einige Blätter haben auf ein rascheres Arbeitstempo zu drängen begonnen. Um die Beratung der wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Vorlagen, die auf dem Programm dieser Session stehen, zu beschleunigen, wurden achtgliedrige parlamentarische Kommissionen aus den Regierungsparteien gewählt, in die jede der acht Koalitionsparteien ihren Vertreter ernennt. Hier soll der Boden vorbereitet werden für eine Einigung der Koalition, in der es häufig sehr schwer ist, die Interessen und Forderungen des rechten und linken Flügels dieser breiten Front mit einander in Übereinstimmung zu bringen. Gleich nach Beginn der parlamentarischen Arbeiten hielt am 23. Januar der Vollzugsausschuss der grössten tschechoslovakischen Partei, der Agrarpartei, seine von der politischen Öffentlichkeit mit grossem Interesse erwartete Vollsitzung ab, die eine Resolution mit sehr vielen radikalen Forderungen angenommen hat. Sie betreffen eine weitere Erhöhung des Zollschutzes für landwirtschaftliche Produkte, billigen Kredit für Landwirte, eine Art

Steuermoratorium usw. Demonstrativ und direkt wird gegenüber den sozialistischen Parteien im tschechoslovakischen und deutschen Lager die Forderung einer Reorganisierung des ganzen Systems der öffentlichen Arbeitslosenfürsorge auf der Grundlage äusserster Sparsamkeit geltend gemacht und ebenso die Forderung der baldigsten Aufhebung des Mieterschutzes.

In der Sitzung des Vollzugsausschusses der Agrarpartei kam es zu keinerlei Palastrevolution, wie sie einige Linksblätter angekündigt hatten. Mit der erwähnten Resolution jedoch kündigt die Partei des Ministerpräsidenten eine entschiedenere Taktik innerhalb der Koalition an, gegen die sich freilich die sozialistischen Parteien zur Wehr setzen werden. Dieser interne Kampf innerhalb der Koalition Udržals währt übrigens schon von allem Anfang ihres Bestehens und es ist unnötig, daran zu zweifeln, dass die Festigkeit dieser Regierungszusammenstellung sich auch in diesem Falle behaupten wird.

*

In der letzten Nummer der „Prager Rundschau" konnten wir nur kurz die Nachricht vom Ableben des ehemaligen Ministers und Senators JUDr. Adolf *Stránský* verzeichnen. Er ist am 18. Dezember in seinem 77. Lebensjahr in Brünn gestorben, wo er dreissig Jahre lang auf nationalpolitischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet so vielseitig, initiativ, ausdauernd und unnachgiebig gewirkt und gekämpft hat. Von Brünn aus erweiterte er die Sphäre seines unmittelbaren Einflusses auf ganz Mähren. Im Jahre 1893 wurde er in den Wiener Reichsrat gewählt, dessen Abgeordneter er bis zum Umsturze im Herbst des Jahres 1918 geblieben ist. Nach diesem wurde ihm in der ersten tschechoslovakischen Regierung das Ressort des Handelsministeriums anvertraut, welches er ein halbes Jahr, bis zum Frühjahr 1919 verwaltete.

Stránský stammte aus einer mittellosen, ursprünglich jüdischen, in Ostböhmen ansässigen Familie. Er beteiligte sich, schon in der Provinz und besonders als Rechtsstudent in Prag, an dem geräuschvollen Aufmarsch der liberalen jungtschechischen Partei gegen die Partei der Alttschechen im Jahre 1891. Der gesellige, intelligente, witzige Student aus der Provinz verschaffte sich rasch und erfolgreich Zutritt zum öffentlichen und Gesellschaftsleben, schloss Bekanntschaft mit Politikern, Literaten, Schauspielern und Journalisten. Im Jahre 1891 wurde er von dem talentierten und unternehmungslustigen Journalisten Skrejšovský nach Wien berufen, damit er mit ihm gemeinsam das deutsch geschriebene oppositionelle Blatt „Tribüne" redigiere. Ein Jahr später liess er sich in Brünn nieder, wo er heiratete und bald zu einem der am meisten gesuchten Verteidiger wurde. Er fing als erster an, vor den Brünner Gerichten tschechisch zu plaidieren. Durch einige Sozialistenprozesse, in welchen er Arbeiter verteidigte, hat er sich einen Namen gemacht.

Das zu drei Vierteln tschechische Mähren, das die Wiener Regierung den übrigen Ländern gern als „Musterland" vorhielt, stand zu jener Zeit noch abseits von dem politischen und kulturellen Geschehen und der nationalen Bewegung, die von Prag aus ganz Böhmen durchströmte. Brünn und die grösseren Städte, waren von ihren deutschen Majoritäten oder Minoritäten beherrscht und das tschechische Element mit seiner noch schwachen Oberschicht der Intelligenz und Bourgeoisie stand in bedeutendem Masse im Banne separatistischer,

gegen Prag und Böhmen gerichteter Tendenzen, die einerseits von Wien, andererseits von der mährischen Landesverwaltung und den kirchlichen Kreisen unterstützt wurden. Auf die Führung des tschechischen Mähren hatte die alttschechisch-feudal-klerikale Richtung einen entscheidenden Einfluss. Auch die tschechischen Studenten gaben häufig der Wiener Universität den Vorzug vor der Prager. Diesem Brünn und Mähren kündigte Stránský den Kampf an, es wurde zu seiner Lebensaufgabe, der aus Böhmen und Europa herüberwehenden frischen Luft • die Fenster zu öffnen. Er weckte und organisierte fortschrittliche politische, soziale und wirtschaftliche Kräfte in den Städten, innerhalb der Arbeiterschaft und selbst in der Provinz. Er gründete, beinahe ohne Geld, die erste freisinnige Tageszeitung in Brünn, aus der die „Lidové Nóviny“ emporwuchsen, die schon vor dem Kriege das beste mährische Blatt waren. Er widmete dem Brünner tschechischen Theater aktive Aufmerksamkeit und organisierte die politischen und kulturellen Beziehungen zu Böhmen. Aus der jungtschechischen Partei schied er im Jahre 1908 aus, als diese sich zu einer positiven Politik entschloss, und gründete seine eigene fortschrittliche Volkspartei. Drei Jahre vor dem Krieg gelang es ihm, den sogenannten fortschrittlichen Klub, in dem auch die sozialistische und die Agrarpartei vertreten waren, zu gemeinsamer Zusammenarbeit im mährischen Landtag zu veranlassen. Der draufgängerische, agressive Politiker verstand es, dank seiner diplomatischen Fähigkeit und Kunst mit Menschen umzugehen, auch zu einigen.

Im Reichsrat in Wien verschaffte er sich bald den Ruf eines der besten Redner und gefährlichsten Gegner. Seit der Badeni-Periode, in der die Hoffnung auf eine gerechte Übereinkunft und Einigung zwischen der Wiener Regierung und auf dem Hof einerseits und dem tschechischen Volk auf der anderen Seite fielen, stand Stránský beinahe ständig auf dem äussersten Flügel der Opposition und auch in Opposition zu der sogenannten positiven Politik der Mehrheit der tschechischen Parteien am Ende des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts.

Im Kriege verblieb er auf dieser Linie und seine Rede im Wiener Abgeordnetenhaus, als dieses nach drei Jahren Ende Mai 1917 einberufen wurde, war eine der mutigsten von denen, die in jener Zeit auf den tschechischen Abgeordnetenbänken gehalten worden waren.

Nach seinem Rücktritt vom Amt des Handelsministers der ersten tschechoslovakischen Regierung, fesselte er durch seine Reden im Senate, zeigte aber nicht mehr die Initiative, an der er noch während des Krieges Überfluss gehabt hatte. Seine Zugehörigkeit zur nationaldemokratischen von Dr. Kramář geleiteten Partei wurde ihm immer unbequemer und im Jahre 1925 verliess er sie gemeinsam mit dem Finanzminister Engliš, um mit seinem Sohn, dem „jungen Stránský“, die neue nationale Arbeitspartei zu gründen, die jedoch kein einziges Mandat erlangte, obwohl beinahe 100.000 Stimmen für sie abgegeben wurden. Adolf Stránský zog sich danach aus der politischen Arena zurück und seine weitere öffentliche Tätigkeit beschränkte sich auf die Präsidentschaft in der Prager Eisenindustriegesellschaft.

Er verblieb auch weiterhin in Kontakt mit seinen politischen und zahlreichen persönlichen Freunden, die in ihrem Kreise den geistvollen,

witzigen, an Erfahrungen reichen alten Herrn willkommen hiessen, den bis zu seinen letzten Augenblicken seine elementare Leutseligkeit nicht verlassen hatte, der in allen Lagen einen lebensbejahenden Standpunkt einnahm und der auch im Alter glücklich zu sein verstand.

Mit ihm ist einer der bemerkenswertesten Repräsentanten des tschechischen politischen Stabes der Vorkriegszeit hinweggegangen, der den Boden für den entscheidenden geschichtlichen Moment vorbereitet hat. Sein hartnäckiger Kampf und seine Arbeit in Mähren und Brünn, das ihm ein so imposantes Leichenbegängnis bereitet hat, haben eine dauernde Spur hinterlassen.

A. Pešl

Aussenpolitik

Einstweilen erleben wir ein aufregendes und spannendes Vorspiel zu den Ereignissen des Jahres, das vorweg als historisches Jahr angekündigt wurde, als ein Jahr radikaler Änderungen, denen die einen mit ungeduldigen Hoffnungen und die anderen mit schwankenden Befürchtungen entgegensehen — und allen gemeinsam ist das Gefühl beunruhigender Unsicherheit, die das Los der Generation der Nachkriegsaera ist. Die geopolitische Situation der Tschechoslovakei, die überdies bei ihrer entwickelten Industrie auf möglichst enge Beziehungen zu der sie umgebenden Welt angewiesen ist, macht es noch verständlicher, dass ihre politischen Faktoren und ihre Öffentlichkeit mit grosser Aufmerksamkeit die Ereignisse und Aktionen verfolgen, die die Entwicklung der internationalen Beziehungen in Europa günstig oder ungünstig beeinflussen können. Prag ist auch dank seiner Lage in der Mitte Europas ein günstiges Observatorium, von dem aus man vielleicht besser als von anderen selbst bedeutenderen politischen Zentren die Geschehnisse in den einzelnen Gebieten unseres vielgestaltigen Kontinents beobachten kann. Dieser Vorteil und ferner der Umstand, dass die Tschechoslovakische Republik selber ein beträchtlich differenziertes Gebilde ist, sowohl unter dem nationalen, als auch dem sozialen und kulturellen Gesichtspunkt, erleichtert es den am öffentlichen Geschehen ob aktiv oder passiv beteiligten Bewohnern dieses Staates, die Ursachen der ausserordentlichen Schwierigkeiten, in denen sich Europa befindet, mit einer grösseren Dosis von Objektivität zu beurteilen.

Die tschechoslovakische Aussenpolitik hat aber schon seit der ersten Nachkriegsperiode in den Grenzen ihrer Möglichkeiten sehr aktiv an allen positiven Aktionen mitgearbeitet, die dahin zielten, in Europa den Nachkriegszustand der Unruhe, der Unsicherheit und des Misstrauens so rasch als möglich zu überwinden und die politischen und psychologischen Voraussetzungen zu schaffen für eine zielbewusste, planmässige Lösung der Wirtschaftsprobleme, die notwendig ist, falls sich Europa von der Gefahr politischer und sozialer Störungen bewahren will, die für die kleineren Staaten um so gefährlicher wären.

Aus all diesen Gründen hat die Tschechoslovakei die Erfolge begrüsst, die die Zusammenarbeit der beiden bedeutendsten Kontinentalvölker, der Franzosen und Deutschen, begleiteten und die zu der Hoffnung berechtigten, dass es allmählich möglich sein würde, ein Zusammenspiel zwischen den europäischen Hauptmächten zu erzielen, so

dass diese die vielfach bewährten Vorteile eines gemeinsamen Vorgehens, im Geiste und Rahmen des Völkerbundes oder ausserhalb seines Forums, nicht mehr missen wollen würden.

Im Verlaufe der akuten allgemeinen Wirtschafts- und Finanzkrise jedoch hat sich gezeigt, dass der Vereinigungsprozess im europäischen Rahmen in langsamerem Tempo vor sich gehen wird, als man vor fünf, sechs Jahren hoffen konnte. Vor der Eröffnung der aufgeschobenen Reparationskonferenz hatte sich nunmehr eine Situation ergeben, durch welche die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich und zwischen den einzelnen Mächtegruppen gerade in dem Augenblicke kompliziert werden, in welchem die Abrüstungskonferenz zusammentreten soll, von der die Völker der Welt erwartet haben, dass sie die Garantien des Friedens und der allgemeinen Sicherheit vermehren und stärken und ermöglichen werde, die drückenden und das Staatsbudget belastenden Rüstungsausgaben zu reduzieren.

Das eigene finanzielle Interesse der Tschechoslovakei, insofern es sich um die Reparationsfrage handelt, tritt — wenn es auch nicht bagatellisiert werden kann — nicht so sehr in den Vordergrund, als dass es allein das Vorgehen der Prager Regierung in der Behandlung dieser Frage bestimmen könnte. Aus dem vorjährigen Moratorium konnte die Tschechoslovakei Vorteil ziehen, indem ihre jährlichen Staatsausgaben um einen Betrag von etwa 230 Millionen Kč herabgesetzt wurden. Aus finanziellen Gründen könnte die Tschechoslovakei nur die Forderung vertreten, dass es bei einer Einstellung, Ermässigung oder Streichung der Reparationszahlungen gleichzeitig zu einer Zahlungseinstellung, Ermässigung oder Streichung aller politischen Schulden komme. Das Vorgehen der tschechoslovakischen Regierung werden jedoch gleichzeitig auch Rücksichten auf die allgemeinen Folgen dieser oder jener Lösung des Problems der politischen Zahlungen bestimmen. Sie erblickt daher den einzig gangbaren und richtigen Weg darin, dass jede Neuregelung das Ergebnis gegenseitiger Übereinkunft zwischen Gläubigern und Schuldnern sein müsse, da sie sich der Gefahr bewusst ist, die heute notwendigerweise die eigenmächtige Initiative dieser oder jener Macht hervorruft, sobald die gültigen internationalen rechtlichen, politischen und wirtschaftlichen Verpflichtungen auf dem Spiele stehen.

In den Weihnachtsfeiertagen kam eine „zentraleuropäische Diskussion“ in Fluss, die während des ganzen Januar fortgesetzt wurde und das lebhafteste Echo in der magyarischen Presse und Öffentlichkeit gefunden hat. Der „Pesti Naplo“ hat am 25. Dezember eine Unterredung seines Redakteurs mit Minister Dr. Beneš veröffentlicht, die von der gesamten magyarischen Presse zitiert und kommentiert wurde und in Ungarn ausserordentliche Bewegung hervorrief.

Was die Voraussetzungen für eine engere wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen den mitteleuropäischen Staaten betrifft, betonte Minister Beneš:

„Die zentraleuropäische Krise ist nur mit vereinten Kräften aus der Welt zu schaffen. Vorbedingung dafür ist jedoch, dass die Lösung auf einer breiten Basis aufgebaut wird, denn heute kann Politik und Wirtschaftspolitik gleichfalls nur à une longue échéance gemacht werden.

Die Luft ist voll von sogenannten „grandiosen“ Plänen, jedoch bin ich der Meinung, dass es unklug wäre, sich mit diesen welterlösenden Plä-

nen hervorzutun. Denn nicht die grossen, sondern die kleinen Pläne haben den realen Wert der Verwirklichungsmöglichkeit — die kleinen Pläne, die nicht im luftleeren Raum der Theorie stecken bleiben. Eigentlich brauchen wir gar keine in allen Einzelheiten festgelegten Pläne; unsere wirkliche Aufgabe besteht darin, dass wir *den Weg für die naturnotwendige Entwicklung des Wirtschaftsprozesses freilegen* sollen. Denn wohin führt diese Entwicklung? Die Antwort ist nicht schwer: *in die Richtung der Synthese, der Zusammenfassung zur gegenseitigen loyalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit der Staaten von Zentraleuropa.*

Andererseits sind die realen Gründe für eine intensivere Zusammenarbeit der zentraleuropäischen Staaten durch die Umstände bereits gegeben. Die zentraleuropäischen Staaten sind als Produzenten und Konsumenten gleichfalls aufeinander so angewiesen, dass sich eine weitere Beweisführung diesbezüglich erübrigt. All diese Erkenntnisse haben mir die neue Richtung vorgezeichnet: die neue Richtung, die — wie ich es in meiner Rede im Senat-Budgetausschuss gesagt habe — mit Notwendigkeit einer *zentraleuropäischen Planwirtschaft* entgegensteuert.

Das kann auf dem Wege der Handelsverträge verwirklicht werden und das Ausarbeiten solcher Planwirtschaft ist die Frage der wirtschaftlichen Spezialisten. Jetzt kann ich nur sagen, dass mir eine solche Zusammenarbeit möglich und sogar nötig für alle Interessierten und sogar für ganz Europa scheint.

Die unaufhaltsame Logik des Weltgeschehens zwingt die wirtschaftlich und historisch so stark miteinander verflochtenen kleinen Nachbarstaaten Zentraleuropas, sich einander zu nähern. Der Umstand, dass die Tschechoslovakei, resp. die Staaten der Kleinen Entente und Ungarn wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind, ist das beste Unterpfand für eine produktivere Zukunft Mitteleuropas."

Wenn die Kundgebung des tschechoslovakischen Aussenministers in der magyarischen Presse und Öffentlichkeit einen sehr lebhaften und in der Mehrzahl der Fälle günstigen Widerhall hatte, so hat sie um so grössere Hoffnungen in Wirtschaftskreisen hervorgerufen, in welchen die von Grafen Apponyi ausgesprochene Ansicht überwiegt, dass die Frage der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Ungarn und seinen Nachbarn „entpolitisiert" werden sollte, um so ihre Lösung zu erleichtern und zu beschleunigen.

Aus diesen von der Wirtschafts- und Finanzkrise am schwersten betroffenen Kreisen und Schichten erhebt sich immer lauter die Forderung, einen Ausweg aus dem heutigen Provisorium zu finden. Den Standpunkt der *politischen* Regierungskreise hat, ebenfalls zu Weihnachten, der ehemalige Ministerpräsident Graf Bethlen verdolmetscht, der zwar die Versuche einer wirtschaftlichen Annäherung in Mitteleuropa begrüsste, jedoch hinzufügte, dass sie erzielt werden könnte, wenn die zwischen Ungarn und seinen Nachbarn bestehenden politischen Probleme „im ungarisch-nationalen Sinne" gelöst würden. Diese Einschränkung fand keine Aufnahme in dem an die Pariser Blätter gesandten Text der Weihnachtskundgebung des Grafen Bethlen.

Die Karolyi-Regierung, obwohl sie sich allgemein für die Idee einer wirtschaftlichen Annäherung und Verständigung ausspricht, würde es vorziehen, wenn die Initiative von irgendwo anders, z. B. von der Tschechoslovakei, ausginge. Aus dem

Regierungslager bekundet eine bemerkenswerte Aktivität auf diesem Gebiete der ehemalige Aussenminister Dr. Gratz, der zu Neujahr Prag und die anderen Hauptstädte der zentraleuropäischen Staaten aufgesucht hat. Er befürwortet ein Regime von Präferenzzöllen innerhalb einer wirtschaftlichen Entente, die ausser Österreich, der Tschechoslovakei und Ungarn auch Jugoslavien und Rumänien umfassen würde.

Zur Eröffnung der Verhandlungen über eine zentraleuropäische wirtschaftliche Zusammenarbeit wird die Budapester Regierung von den oppositionellen, vor allem der sozialistischen Partei aufgefordert. Mitte Januar kam einer der Führer der bürgerlichen Opposition, der ehemalige Ministerpräsident Stephan Friedrich, nach Prag, der eine Unterredung mit Minister Dr. Beneš hatte und auch den Unterrichtsminister Dr. Dérer und den Innenminister Dr. Slavík aufsuchte, die er beide noch aus der Zeit vor dem Kriege persönlich kennt. Nach diesen Unterredungen erklärte er, dass die Zeit der theoretischen Studien vorbei sei und dass es jetzt die Pflicht der verantwortlichen Faktoren sei, die Konsequenzen aus den theoretischen Erwägungen zu ziehen und zu Taten zu schreiten. Er ist überzeugt, dass eine wirtschaftliche Annäherung in Zentraleuropa derweil nur Schritt für Schritt zu verwirklichen sei, dass aber die eisernen Gesetze des wirtschaftlichen Lebens diese Staaten schliesslich zwingen würden, einander zu finden.

Die zentraleuropäische Diskussion blieb während des ganzen Januar in Fluss. Da einstweilen in der Presse über Anregungen, die sich nicht bestimmter formulieren lassen, diskutiert wird, ist die Aufgabe derjenigen verhältnismässig leicht, die gegen die Bestrebungen für eine wirtschaftliche Zusammenarbeit der Nachfolgestaaten im Donaugebiet dadurch Stimmung zu machen helfen, dass sie diesen Bestrebungen zumeist oder ausschliesslich politische Ziele unterschieben. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn von österreichischer Seite, namentlich aus dem grossdeutschen Lager, sich Widerstand gegen solche Bestrebungen, die auch von den reichsdeutschen Blättern abgelehnt werden, kundgibt.

Von tschechoslovakischer Seite wurde von allem Anfang mit den politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten gerechnet, die sich einer vernünftigeren Organisation des Zusammenlebens der kleineren zentraleuropäischen Staaten in den Weg stellen werden. Auf dieselben Schwierigkeiten stossen im gegenwärtigen Augenblicke auch die Bemühungen um eine Wirtschaftsgemeinschaft im europäischen Rahmen. Für eine bessere Zukunft arbeiten aber jene politischen und Wirtschaftsführer, die in ihren Vorbereitungen für eine Zeit fortschreiten, in welcher die Bemühungen und Kämpfe um die Überwindung der heutigen Wirrungen in Europa bessere Aussichten auf Erfolg haben werden.

*

Dem rumänischen Aussenminister Fürsten D. Ghika gab sein dreitägiger Aufenthalt in Prag, wo er am 20. Januar ankam, Gelegenheit zu Unterredungen mit Minister Dr. Beneš, einerseits über die eigentlichen gemeinsamen in erster Reihe wirtschaftlichen Interessen beider Staaten, andererseits über aktuelle Fragen der „hohen Politik".

In ihren Kundgebungen konstatierten beide Minister, dass alle drei Regierungen der Kleinen Entente, sowohl in der Reparationsangelegenheit, als auch gegenüber dem Problem der Abrüstung und den Bestrebungen für eine engere wirtschaft-

liche Zusammenarbeit in Zentraleuropa einen identischen Standpunkt einnehmen. Die Staaten der Kleinen Entente „wünschen in Genf positiv an der Lösung des ernsten Problems der Abrüstung mitzuarbeiten....., aber sie erwarten bei den anderen deutlich den gleichen guten Willen und den gleichen Respekt vor den internationalen Verpflichtungen."

Minister Ghika, dem in Prag eine warme Aufnahme zuteil wurde, reiste von Prag über Paris nach Genf und alle drei Minister der Kleinen Entente werden vor Beginn der Abrüstungskonferenz eine gemeinsame Beratung in Montreux abhalten.

A. Peŝl

Volkswirtschaft

Bei fortschreitendem Winter und vollständigem Ausfall der Bauarbeiten ist mit einem weiteren Ansteigen der Arbeitslosigkeit zu rechnen, wozu auch in hohem Masse die wachsenden *Schwierigkeiten des Aussenhandels* beitragen werden. Diese im letzten Heft der „Prager Rundschau" vor einigen Wochen aufgestellte Prognose (Seite 544), hat sich rascher und intensiver erfüllt, als es erwünscht war. Für Ende Dezember 1931 hat die Zahl der Arbeitslosen bereits 480.000 erreicht, wie dies der Minister für soziale Fürsorge bei den Regierungsberatungen mitteilte, welche den Massnahmen gewidmet waren, die zur Linderung der Not der Arbeitslosen dienen sollten. Die erwähnte Zahl von Arbeitslosen stellt das Maximum dar, welches bisher in der Tschechoslovakischen Republik erreicht wurde. Sie beweist, dass die fortschreitende Wirtschaftskrise der ganzen Welt auch jene Gebiete nicht verschont, welche, wie z. B. die Tschechoslovakei, bisher ziemlich widerstandsfähig waren. Da aber die Zahlungsschwierigkeiten in den meisten Nachbarstaaten und die daraus resultierende Einfuhrdrosselung einen unheilvollen Einfluss auf den Export der tschechoslovakischen Waren haben, musste natürlich der Arbeitsmarkt auch in jenem Teil empfindlich getroffen werden, welcher von der Erzeugung der Exportgüter seine Beschäftigung erhält. Dadurch wurde die im Winter saisonmässige Verschlechterung des Arbeitsmarktes noch verstärkt. Das Maximum der Arbeitslosigkeit wurde bisher immer Ende Februar erreicht, im März üben bereits die Frühjahrsarbeiten im Baugewerbe und in der Landwirtschaft ihre lindernde Wirkung aus. Es ist daher im Januar und Februar 1932 mit einem neuen Maximum der Arbeitslosenzahl zu rechnen.

Bei den Diskussionen über die Arbeitslosenunterstützung, welche in der letzten Zeit auch in der Tschechoslovakischen Republik zu den immer wiederkehrenden Themen gehört, mit denen sich sowohl Wirtschaftler als auch Politiker intensiv beschäftigen, hören wir oft Argumente, welche bereits früher oft auch in anderen Ländern vorgebracht wurden, wo die Arbeitslosigkeit seit Jahren bereits zu einer chronischen Krankheit wurde (z. B. England u. ähnl.).

Gegen eine angemessene Unterstützung von wirklichen Arbeitslosen dürfte wohl heute niemand Stellung nehmen können. Es werden aber auch in der Tschechoslovakischen Republik Stimmen laut, welche eine wirksame Kontrolle verlangen, damit die zur Unterstützung von Arbeitslosen gewidmeten öffentlichen Mittel nicht auch von solchen Leuten missbraucht werden, die keine Arbeitslosen im Sinne der gesetz-

lichen Bestimmungen sind. Solange die Arbeitslosigkeit in der Tschechoslovakischen Republik relativ sehr gering war (bis zum Jahre 1930), hat auch die finanzielle Seite dieses Problems keine Schwierigkeiten bereitet. Dies hat sich jetzt geändert und die zur Arbeitslosen-Unterstützung notwendigen Mittel steigen ständig. Es zeigt sich die Notwendigkeit einer neuen Einnahmenquelle, welche diesem Zwecke dienen würde. Bereits in dem Budget für 1932 war eine ausserordentliche Kreditermächtigung in der Höhe von 300 Millionen Kč enthalten, welche zur Finanzierung jener Massnahmen dienen sollten, die im laufenden Budgetjahr zur Linderung der Arbeitslosen-Not notwendig wären. Daneben sind noch Beträge vorgesehen, welche nach dem Genter System der Arbeitslosenunterstützung zufliessen. Da aber die steigende Arbeitslosigkeit den Rahmen dieser Massnahmen übersteigen dürfte, ist das Ministerium für soziale Fürsorge mit dem Vorschlag hervorgetreten, einen besonderen *Arbeitslosenfonds* zu bilden, der aus einer neuen Abgabe gespeist werden soll, zu welcher alle Unternehmer verpflichtet wären und welche proportional zur Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte wäre. Dieser Vorschlag, der eine Variante der österreichischen Fürsorgeabgabe darstellt, stiess auf finanztechnische Schwierigkeiten. Seine Gegner behaupten unter anderem, dass in der jetzigen Zeit, wo die Steueradministrative mit der Vorschreibung und Eintreibung der bisherigen Steuern stark überlastet ist und ausserdem noch die Arbeit bewältigen muss, welche mit einigen unlängst neu beschlossenen Steuern verbunden ist, es nicht opportun wäre, neue Abgabenarten einzuführen. Es wäre nach der Anschauung einiger Gegner des erwähnten Vorschlags praktischer, das Problem durch einen Zuschlag zu irgendeiner der bestehenden tragbaren Steuern zu lösen. Auf jeden Fall dürfte die Herbeischaffung neuer Mittel, welche der Arbeitslosenunterstützung dienen sollen, eine der ständigen Sorgen der nächsten Zeit bilden.

Die Verschlimmerung der Lage auf dem Arbeitsmarkt bestätigt neben der erwähnten Arbeitslosenstatistik auch die in diesen Tagen erfolgte Veröffentlichung der Produktionsstatistik einiger Wirtschaftsgebiete (Kohle, Eisen), als auch die Aussenhandelsbilanz für das verflossene Jahr 1931, welche speziell in den letzten Monaten einen *Rückgang der Ausfuhr* aufweist.

Die *Produktionsziffern der Eisenindustrie* zeigen speziell in den zwei letzten Monaten des Jahres 1932 einen intensiven Rückgang auf, durch welchen die Beschäftigung der in den vorhergehenden Jahren mit grossen Kosten modernisierten Werke auf einen Bruchteil der Erzeugungskapazität gesunken ist. So hat z. B. die Erzeugung von Rohstahl im Monate Dezember 1931 den Stand von 65.000 Tonnen erreicht, gegenüber einer Erzeugung von 131.000 Tonnen im gleichen Monate des Vorjahrs und 148.000 Tonnen im Jahre 1929. Bei Roheisen zeigt der Dezember 1931 eine Erzeugung von 60.000 Tonnen, gegen 114.000 im Jahre 1930 und 138.000 im Dezember 1929. Die Produktion für das ganze Jahr 1931 zeigt eine weniger fallende Tendenz gegenüber den Vorjahren, da erst in dem letzten Jahresviertel 1931 sowohl die verringerten Absatzmöglichkeiten im Auslande, als auch die inländische Wirtschaftsdepression voll zur Geltung kamen. Die Gesamtproduktion an Rohstahl und Eisen im Jahre 1931 ist zwar etwas höher als im Krisenjahr 1926, hat aber die Produktionsziffern des Jah-

res 1927 unterschritten, in dem der letzte Konjunkturzyklus anfing, welcher in den Jahren 1928/1929 seinen Gipfel erreichte. Den Verlauf dieses Konjunkturzyklus in den vergangenen fünf Jahren zeigen folgende *Produktionsziffern der tschechoslovakischen Eisenindustrie*:

Produktion in 1000 Tonnen

	Roheisen	Rohstahl
1927	1260	1625
1928	1569	1973
1929	1644	2137
1930	1435	1835
1931	1144	1529

Die tschechoslovakische Eisenindustrie stösst beim Export nicht nur auf die finanziellen Schwierigkeiten der Nachbarstaaten, welche dieselben zur Einfuhrdrosselung zwingen, sondern auch auf Schwierigkeiten bei der Finanzierung langfristiger Export-Kredite, welche in den letzten Jahren bei vielen Exportgeschäften (z. B. mit Russland u. ähnl.) zu einer Voraussetzung des Geschäftes wurden.

In der aufsteigenden Konjunktur der Jahre 1928 und 1929 sind die meisten Werke zu grösseren Investitionen zwecks Produktionserweiterung und Modernisierung geschritten und sind heute mit Abschreibungsquoten (teilweise auch Bankzinsen) für die erwähnten Investitionen belastet, ohne dass sie die Möglichkeit haben, die erhöhte Erzeugungskapazität bei den verschlimmerten Absatzverhältnissen ausnützen zu können.

Eine Produktionsverminderung ist ähnlich wie bei der Eisenindustrie auch bei andern Produktionszweigen im Jahre 1931 eingetreten, wobei insbesondere jene Zweige tangiert wurden, bei denen ein namhafter Teil der Produktion auf den Export angewiesen ist (Textilien, Porzellan, Glas usw.). Auch bei der Zuckerproduktion ist mit einer ziemlichen Reduktion zu rechnen. Während in den früheren Jahren die tschechoslovakische Zuckerproduktion die Höhe von etwa 12,000.000 q erreichte (Rohzucker), wovon etwa ein Drittel dem Inlandskonsum und zwei Drittel dem Exportbedürfnis dienten, hat sich im Laufe der letzten Jahre das Verhältnis des Inlandskonsums zum Export derart verändert, dass es im laufenden Jahr die Proportion 1:1 (gegen früher 1:2) erreichen dürfte, indem ca. die Hälfte der auf etwa 8,000.000 q gesunkenen Zuckerproduktion dem Inlandskonsum und die zweite Hälfte dem Export dienen wird. Die planmässige Reduktion der Zuckerproduktion ist das Ergebnis einer einheitlichen Organisation der Zuckerindustrie. Seit Kriegsende wurden bereits ca. 40 Zuckerfabriken stillgelegt. Der steigende Anteil des Inlandskonsums an dem Zuckerabsatz und der verringerte Anteil des Exports bilden eine Grundlage für die Sanierung dieses einst so wichtigen Exportzweiges der tschechoslovakischen Wirtschaft. Die Exportpreise des Zuckers sind derart niedrig, dass erst der Durchschnitt mit den weit besseren Inlandspreisen der Zuckerindustrie ein Auslangen gewährleistet. Dies war natürlich schwieriger, solange ein grosses Übergewicht des Exports über den Inlandskonsum vorhanden war. Die Krisis der Zuckerindustrie dauerte mehrere Jahre, sie hat sich bereits zu einer Zeit intensiv ausgewirkt, da die andern Wirtschaftszweige noch in der Konjunktur waren. Es ist daher natürlich und auch zu begrüssen, dass wenigstens dieser Produktionszweig durch seine mehrjährige planmässige Produktionsanpassung an die bestehenden Absatzverhältnisse und durch seinen Beitritt zum *Chadbourne*-Plan (welcher die grössten Produktionsgebiete der Welt um-

fasst) einen Ausweg aus der Krisis gefunden hat, der zu seiner Besserstellung führt. Die Verminderung der Zuckerproduktion hat natürlich auch fühlbare Folgen in der Landwirtschaft, da ein Teil des früher dem Rübenanbau gewidmeten Bodens für Getreide und andere Feldfrüchte frei wird. Der Verminderung des tschechoslovakischen Zuckerexports dürfte daher in der Zukunft auch eine teilweise Verminderung der bisher notwendigen Getreideeinfuhr folgen.

Die Entwicklung der Handelsbilanz

In der zweiten Januarhälfte wurden die statistischen Zahlen des tschechoslovakischen Aussenhandels für Dezember 1931 veröffentlicht, wodurch auch eine Übersicht für das ganze Jahr 1931 ermöglicht wird.

Der Gesamtumsatz des Aussenhandels im Dezember weist gegenüber dem Vorjahr eine weitere Senkung auf, er beträgt 2386 Millionen Kč gegen 2735 Millionen Kč im Dezember 1930. Der grössere Teil der Umsatzverminderung ist durch die *Verringerung der Ausfuhr* verursacht, welche mit 1156 Millionen Kč um 290 Mill. Kč hinter dem Vorjahr zurückblieb. Die Dezember-Einfuhr weist einen Wert von 1230 Mill. auf, d. i. um 57 Millionen weniger, als im Dezember 1930. Das Ergebnis zeigt ein Passivum von 74 Millionen Kč, gegenüber einem Aktivum von 159 Millionen im Dezember 1930. Die relativ geringere Senkung der Einfuhrseite der Handelsbilanz wird unter anderem auch mit überstürzten Vorratsimporten erklärt, welche die tschechoslovakische Wirtschaft vornahm, als es jedem Wirtschaftler klar wurde, dass nach der systematischen Einfuhrdrosselung, welche alle Nachbarstaaten den tschechoslovakischen Waren gegenüber praktizierten, es auch in der Tschechoslovakischen Republik zu einer Änderung des Einfuhr-Regimes wird kommen müssen. Zu dieser wichtigen Änderung kam es in der Tat, indem beim Finanzministerium eine besondere Kommission gebildet wurde, welche seit dem 23. Januar darüber entscheidet, welchen Waren auf Grund der von der Kommission erteilten Einfuhrbescheinigung von der Nationalbank die erforderlichen Devisen zugeteilt werden sollen. Die Funktion dieser Kommission liegt also darin, die Einfuhr *überflüssiger* Waren zu bremsen.

Ohne die erwähnte Einfuhr-Bescheinigung dürfen die dem erwähnten Einfuhr-Regime unterliegenden Waren nicht über die tschechoslovakische Grenze. Gleichzeitig mit der Kundmachung über die Konstituierung der Importkommission ist auch das Verzeichnis jener Warengattungen veröffentlicht worden, welche dem neuen Einfuhr-Regime unterliegen. Es bleibt auch jetzt noch eine ziemliche Anzahl bewilligungsfreier Waren, deren Import ohne die erwähnte Einfuhrbescheinigung vor sich gehen kann. Der Entschluss zur Änderung des Einfuhr-Regimes kam in der Tschechoslovakischen Republik ziemlich spät, nachdem in den die Tschechoslovakei umgebenden Staaten bereits seit längerer Zeit durch strenge Devisenmassnahmen die Einfuhr stark gebremst und bei vielen Warengattungen unmöglich gemacht wurde. Die Folgen dieses Zustandes zeigen sich nun an dem Ergebnis der tschechoslovakischen Handelsbilanz für Dezember in einem intensiven Ausfuhr-Rückgang, während die Einfuhr nicht dementsprechend gesenkt wurde. Dies dürfte allem Anschein nach auch für die Januarbilanz ein charakteristisches Merkmal bleiben, da die Importkommission erst Ende Januar ihre Tätig-

keit aufnimmt, um die Einfuhr- und Ausfuhrseite der Handelsbilanz in Einklang zu bringen.

Die Entwicklung der Handelsbilanz im ganzen Jahr 1931 zeigt gegenüber den Vorjahren ein weiteres Schrumpfen des wertmässigen Umsatzes, wobei sowohl die intensiven Preissenkungen des Jahres 1931, als auch die mengenmässige Verringerung der Umsätze mitwirkten. Die Ausfuhr im Jahre 1931 betrug 13.1 Milliarden Kč, gegenüber 17.5 im Jahre 1930 und 20.5 im Jahre 1929. Die Jahreseinfuhr 1931 betrug 11.8 Milliarden Kč, gegenüber 15.7 im Jahre 1930 und 20.0 im Jahre 1929. Sowohl die Einfuhr, als auch die Ausfuhr des Jahres 1931 zeigt Minimalziffern für die verflossene fünfjährige Periode auf, die im Jahre 1927 mit einem Steigen der Aussenhandelsumsätze begann, in den Konjunkturjahren 1928 und 1929 ihr Maximum erreichte und im Jahre 1931 auf einen Tiefpunkt gelangte. Die folgenden Tabellen geben eine übersichtliche Darstellung über die Entwicklung der Handelsbilanz in der Fünfjahr-Periode *1927—1931:*

Die Jahres-Einfuhr:
(in Millionen Kč)

	1927	1928	1929	1930	1931
Lebende Tiere	725	718	951	725	231
Nahrungsmittel	3.790	3.492	2.919	2.657	2.383
Rohstoffe	8.500	9.140	9.777	7.115	4.982
Fertigwaren	4.908	5.816	6.229	5.183	4.142
Edelmetalle	14	27	43	34	69
Gesamteinfuhr	17.937	19.194	19.919	15.715	11.789

Die Jahres-Ausfuhr:
(in Millionen Kč)

	1927	1928	1929	1930	1931
Lebende Tiere	48	62	35	55	23
Nahrungsmittel	2.871	2.901	2.341	1.706	1.114
Rohstoffe	3.945	3.663	3.430	2.796	2.040
Fertigwaren	13.246	14.562	14.596	12.906	9.921
Edelmetalle	12	38	14	13	43
Gesamtausfuhr	20.126	21.228	20.416	17.474	13.140

Aus den angeführten Ein- und Ausfuhrzahlen resultiert folgende Bilanz der einzelnen Warengruppen:

Aktivum (+) oder Passivum (—) für die Jahre 1927 bis 1931

	1927	1928	1929	1930	1931
Lebende Tiere	— 676	— 656	— 916	— 670	— 208
Nahrungsmittel	— 919	— 591	— 578	— 951	— 1.246
Rohstoffe	— 4.552	— 5.477	— 6.347	— 4.319	— 2.942
Fertigwaren	+ 8.338	+ 8.746	+ 8.367	+ 7.721	+ 5.796
Edelmetalle	— 2	+ 11	— 29	— 21	— 26
Gesamtergebnis Aktivum (+) Passivum (—)	+ 2.189	+ 2.034	+ 497	+ 1.759	+ 1.351
Gesamtumsatz (d. i. Einfuhr plus Ausfuhr)	38.063	40.422	40.335	33.189	24.929

Aus der vorangehenden Übersichtstabelle ist ersichtlich, dass die tschechoslovakische Handelsbilanz in allen Jahren der Periode 1927 bis 1931 *aktiv* war. Das Aktivum des Jahres 1931 beträgt 1351 Millionen Kč. In den vergangenen 5 Jahren betrug das Gesamtaktivum über 7800 Millionen Kč, wodurch es auch erklärlich ist, dass die tschechoslovakische Wirtschaft in dieser Periode ohne ausländische Kredite auskommen konnte und dabei noch in der Repatriierung tschechoslovakischer Effekten aus dem Auslande fortfahren und ausserdem noch frühere Auslandsschulden zurückzahlen konnte. Dabei darf nicht übersehen werden, dass speziell von dem Aktivum des Jahres 1931 ein grosser Teil noch als Forderung auf dem Papier steht, da teilweise in Deutschland, hauptsächlich aber in Österreich und Ungarn viele tschechoslovakische Warenkredite aus dem Jahre 1931 festgerannt sind, weil die rigorosen Devisenvorschriften der genannten Länder die Übertragung der erwähnten Forderungen nicht zulassen.

Wichtig ist auch die aus den angeführten Tabellen ersichtliche Feststellung, dass es hauptsächlich die *Bilanz der Fertigwaren* ist, welche in der tschechoslovakischen Wirtschaft das grosse Aktivum liefert, welches die Passivergebnisse aller anderen Warengruppen, hauptsächlich der Rohstoffe und Nahrungsmittel, überragt.

Der Posten der Fertigwaren-Ausfuhr war im vergangenen Jahr trotz ungünstiger Verhältnisse widerstandsfähiger als die anderen Posten der Ausfuhrbilanz, deswegen ist auch der *prozentuelle* Anteil der Fertigwaren an der Gesamtausfuhr gestiegen. Es zeugt dies auch von der Zähigkeit der tschechoslovakischen Industrie, welche trotz wachsender Ausfuhrschwierigkeiten auf dem Weltmarkt um ihre Absatzgebiete kämpft. Dabei ist es interessant, dass speziell die Ausfuhr von Qualitätswaren sich von

	1931		1930
	Dezember	Januar-Dezember	Januar-Dezember
	in Millionen Kč		
SPEZIALEINFUHR			
Getreide, Malz, Hülsenfrüchte, Mehl und Reis	142	1041	1147
Baumwolle	73	792	1411
Baumwolle, Garne und Waren	28	273	385
Wolle	59	722	994
Wollengarne und Waren	22	225	298
Tabak	65	256	358
Obst, Gemüse, Pflanzen	60	553	650
Seide und Seidenwaren	57	539	721
Tierische Produkte	45	481	633
Elektrische Maschinen und Apparate	41	295	327
Maschinen und Apparate	37	406	580
Eisen und Eisenwaren	37	371	503
Kohlen	36	388	397
Mineralöle	36	526	612
Unedle Metalle und Waren daraus	35	380	587
Firnisse, Farb-, Arznei- und Parfümeriewaren	30	224	214
SPEZIALAUSFUHR			
Fette	29	341	462
Mineralien	28	370	525
Schlacht- und Zugvieh	28	225	716
Südfrüchte	27	205	193
Instrumente und Uhren	27	220	284
Abfälle	21	218	211
Leder und Lederwaren	107	1227	1143
Baumwolle, Garne und Waren daraus	103	1578	2408
Eisen und Eisenwaren	103	1328	1860
Glas und Glaswaren	76	974	1153
Wolle, Wollengarne und Waren	74	1139	1671
Seide und Seidenwaren	61	574	671
Getreide, Malz, Hülsenfrüchte, Mehl und Reis	58	424	679
Kohlen	55	642	771
Flachs, Hanf, Jute, Garne und Waren daraus	36	424	547
Maschinen und Apparate	36	333	475
Papier und Papierwaren	36	396	468
Zucker	36	542	827
Konfektionswaren	29	437	586
Tonwaren	25	320	439
Holz	25	305	502
Unedle Metalle und Waren daraus	25	308	444
Tierische Produkte	20	239	306
Holzwaren	17	203	274
Fahrzeuge	13	126	153
Obst, Gemüse, Pflanzen	12	190	231

den traditionellen Absatzgebieten in der Nachbarschaft emanzipiert und auf den Märkten des Westens immer mehr Fuss fasst.

Von den konkurrenzfähigen Erzeugungen, deren Ausfuhr zunimmt, wäre z. B. die *Schuhindustrie* zu nennen. Der tschechoslovakische



Schuhexport hat auch im Jahre 1931 gegenüber dem Vorjahr an Umfang sowohl wertmässig, als auch mengenmässig zugenommen. Es wurden im Jahre 1931 insgesamt ca. 19 Millionen Paar Schuhe im Werte von *920 Millionen Kč* ausgeführt. Detailliert zeigt die Statistik für die ersten elf Monate 1931 eine Ausfuhr von ca. 16.900 Paar im Werte von 814 Millionen Kč, was eine grosse Steigerung gegenüber derselben Periode des Vorjahres bedeutet, in welcher 11.4 Millionen Paar im Werte von 687 Millionen Kč ausgeführt wurden.

Einen ungünstigen Einfluss auf das Ergebnis der Handelsbilanz 1931 hat die grosse Steigerung des Getreideimports (auch Obst und Gemüse) verursacht, was eine Folge der relativen Missernte von 1931 war.

Die detaillierten Angaben über die Ein- und Ausfuhr der einzelnen Warenkategorien im Dezember 1931, sowie ihre vergleichsfähigen Gesamtergebnisse in den Jahren 1931 und 1930, zeigt die Tabelle auf S. 78.

M. Bitterman

Die geologische Forschung in der Tschechoslovakischen Republik und ihre Organisation

Die Geschichte der geologisch-paläontologischen Forschung in Böhmen ist nicht die jüngste und hat ihre ehrwürdige Tradition. Wir können auf einige berühmte Männer hinweisen, wie z. B. *Georgius Agricola* († 1565) in Joachimstal, *Joh. Th. Anton Peithner v. Lichtenfels* († 1729) und andere, welche sich montanistischen Studien widmeten und für ihre Zeit wichtige Arbeiten hinterliessen. Wir wissen, dass es am Ende des 18. Jahrhunderts in Böhmen Männer gegeben hat, die sich rührig für die Vorgeschichte des Landes interessierten. Es genügt nur zwei Namen zu nennen: *Nikolaus Zeno* († 1781), einen der ersten Trilobitenforscher und den Mineralogen *Ignaz von Born* († 1791), den Gründer der altehrwürdigen *Königlichen Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften* (1786), in deren Publikationen bis jetzt eine grosse Reihe gediegener geologischer, paläontologischer und petrographischer Arbeiten erschienen sind.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts erschien in den Schriften dieser Gesellschaft eine von dem Ing. *Jirásek* († 1797) verfasste Arbeit über die Kameral-Herrschaften Mirošov, Zbiroh, Vosek, zu welcher die erste petrographische Karte der verschiedenen Ortschaften nach den vorherrschenden Gesteinen publiziert wurde.

Alle späteren Karten, welche zumeist nach sächsischen und bayrischen Karten konzipiert wurden, waren echte geologische Karten, die sich natürlich in Auffassung der verschiedenen Schichten, Gesteinskörper usw., in vieler Hinsicht von den späteren und neuesten Karten unterscheiden.

Ein neuer Ansporn für die geologisch-paläontologische Forschung kam am Anfang des 19. Jahrhunderts, durch den *Grafen Kaspar Maria Sternberg* († 1838). Dieser hochherzige Aristokrat, ehemals Domherr zu Regensburg, kehrte nach der Säkularisation des Regensburger Erzbistums in sein Vaterland zurück, um die verwaisten väterlichen Güter zu übernehmen. Hochgebildet und speziell den Naturwissenschaften geneigt, tauschte er in Böhmen sein früheres Interesse für die „Scientia amabilis" für ein ebensogrosses Interesse für Geologie, Paläontologie und Montanistik ein. Früchte dieses

Interesses waren nicht nur seine wunderschönen Sammlungen, deren beste Stücke aus seinen eigenen Bergwerken bei Radnice herrührten und die heute eine Zierde des National-Museums in Prag bilden, sowie sein grundlegendes pflanzenpaläontologisches Werk *„Versuch einer Flora der Vorwelt"*, sondern auch sein tiefschürfendes Werk über die Geschichte der Bergwerke in Böhmen und der Gipfel seiner organisatorischen Tätigkeit, *die Gründung des Nationalmuseums*, des späteren Museums des Königreiches Böhmen, das die erste Arbeitsstätte für die systematische naturwissenschaftliche Forschung im Lande wurde. Es gelang ihm auch, junge Forscher heranzuziehen, und bald standen unter seinem Einfluss als seine Mitarbeiter die damals jungen *August Joseph Corda* († 1849), der Schöpfer der „Flora protogaea" (1845), *Karl Bořivoj Pressl* († 1852), der sich als Pflanzenpaläontologe einen geachteten Namen erwarb. Manche wertvolle Arbeiten dieser und anderer Forscher finden wir in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift des Nationalmuseums in Prag, später auch in Purkyněs Zeitschrift „Živa", z. B. Arbeiten von *Fr. Pošepný, J. Krejčí;* auch in der Zeitschrift „Lotos" sind manche noch heute sehr wertvolle Arbeiten veröffentlicht worden.

Von *F. X. H. Zippe* († 1863) stammen besonders die inhaltreichen geognostischen Beschreibungen in Sommers Werk „Das Königreich Böhmen"; von *Franz Ambros Reuss* († 1830) sehr wertvolle geologische Arbeiten und Kartenwerke. Auch sein Sohn *August Emanuel von Reuss* († 1873), ragte gleichfalls als Geologe und Paläontologe hervor.

Auch zu ausländischen Forschern unterhielt Graf Sternberg rege Beziehungen. Wenigstens einer von ihnen muss hier genannt werden: niemand geringerer als *Goethe*, der Dichter und Forscher, den die geologischen und mineralogischen Probleme Westböhmens im Banne hielten. Beide befreundeten sich eng miteinander und manche Gedanken über die Geologie von Böhmen wurden unter ihnen ausgetauscht. Eines der wichtigsten Probleme, das Goethe Graf Sternberg vermachte und dieser zu lösen vermochte, war die vulkanische Natur des *Kammerbühls* bei Eger, an welche Goethe bis zu seinem Tode nicht recht glauben wollte. Der unscheinbare Hügel Kammerbühl wurde so zu einer klassischen Stätte in der Geschichte der geologischen Forschung. (Siehe die Arbeiten von J. W. Judd oder Heinrich Cotta.) Nicht lange nach dem Abschluss dieses zweiten glorreichen Kapitels der böhmischen geognostischen Forschung begann die *Periode Joachim Barrandes* († 1883) und der damit verbundenen Silurforschung.

Das böhmische Altpaläozoikum hat von jeher die Forscher und Sammler angezogen. So gab es schon in der Zeit Sternbergs einige bedeutende Sammlungen, die für das Nationalmuseum erworben werden konnten, wie z. B. die Sammlungen des Bergmeisters *Johann Thadeus Lindacker*, des Grafen *Eugen Wrbna*, des Karlsteiner Burggrafen *Auge* oder des Dechanten *Vlček*.

Barrande kam mit den entthronten Bourbonen nach Böhmen. Er war als Sekretär und Erzieher in der Königsfamilie angestellt, blieb aber in Prag, auch nachdem seine Brotgeber die Stadt verlassen hatten.

Als Schüler der École des ponts et chaussées in Paris, hatte Barrande die später verlassene Eisenbahnstrasse Prag—Pilsen entlang der Berounka projektiert und war so mit den reichsten Fundstätten des böhmischen Altpaläozoikums Skreje und Tejřovice in Berührung. Da er schon

von Frankreich her mit der Paläontologie vertraut war, brachte er den ergiebigen Fossilienfundstätten reges Interesse entgegen und begann sie auszubeuten und zu studieren. Das Ergebnis seines Studiums ist das klassische Werk *„Système silurien du centre de la Bohême"*; die mittelböhmische „Silurformation" wurde durch seine Arbeiten bald weltberühmt. Er war nicht der einzige Sammler in dieser Zeit. Ausser ihm sammelten z. B. Gubernialrat *Hawle*, der Industrielle *Dusl* in Beroun, der Prager Brauer *Schary*, der Abt *Zeidler* von Strahov u. a., so dass man getrost behaupten kann, dass das Interesse für Fossilien in Böhmen zu dieser Zeit so gross war, wie vielleicht nur noch in den Jura- und Triasgegenden Deutschlands und in England.

Es handelt sich dabei nicht nur um blosses Sammeln, sondern, wie wir bei Barrande sehen, auch um stratigraphische Arbeiten.

Barrandes Arbeiten wirkten sehr anregend auf die einheimischen Geologen, besonders auf *J. Krejčí* († 1887), *Karel Feistmantel* († 1885) und *Marc. Vincenz Lippold* und andere, die sich die Aufgabe stellten, die Stratigraphie und Tektonik des älteren Paläozoikums auszuarbeiten.

Auch in der östlichen Hälfte unseres Staates, in der Slovakei und in Karpathorussland, beteiligten sich ausser österreichischen Geologen auch auswärtige Forscher sehr bald an der Erforschung dieser Länder.

Zu ihnen gehören *Ami Boué* († 1882), welcher im Anfange des 19. Jahrhunderts die erste tektonische Auffassung der Karpathen formulierte, und der bekannte Paläontologe *R. Zeiller*, der in seinen jungen Jahren die jungvulkanischen Gesteine der Slovakei studierte.

An Interesse für die geologische Forschung hat es in Böhmen also nicht gefehlt. Als Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie hatten die Länder der heutigen Tschechoslovakischen Republik *kein selbständiges Institut für geologische Forschung*. In Österreich-Ungarn gab es, wie bekannt, nur *ein* solches Institut, die *k. k. geologische Reichsanstalt*, eines der ältesten Institute dieser Art in Europa (gegr. 1849).

Die handkolorierten und erst später in grösserem Maßstabe gedruckten geologischen Karten der Österreichisch-ungarischen Monarchie stellen *ein Werk grossartigen Fleisses und solider Wissenschaft dar;* bis jetzt sind wir, besonders was Böhmen und die Slovakei anbelangt, in mancher Hinsicht darauf angewiesen.

Böhmen, Mähren, Schlesien und die Slovakei wurden verschiedenen Feldgeologen für die geologische Kartenaufnahme zugeteilt: *Andrian, Czížek, Foetterle, Heidinger, v. Hauer, Hochstetter, v. Jockély, v. Lidl, Lipold, Stur, Wolf, Tausch, Cammerlander u. a.* Auch einige hervorragende Tschechen und Slovaken beteiligten sich daran, z. B. Professor *Johann Krejčí* und *K. Feistmantel* in *Böhmen*, oder *Dionys Štúr* († 1892) in der Slovakei; ihre Arbeiten, welche in den Schriften der Wiener Anstalt erschienen sind, sind aber deutsch geschrieben und können daher nicht als Produkt der tschechoslovakischen Wissenschaft im eigentlichen Sinne betrachtet werden.

Die späteren äusserst wichtigen Arbeiten von *Eduard* und *Franz E. Suess, Victor Uhlig, M. Lugeon* und anderen österreichischen sowie ausländischen Geologen werden von uns hochgeschätzt.

Diese Sachlage wurde von tschechoslovakischen Gelehrten natürlich schwer getragen, wie z. B. aus einem tschechisch geschriebenen Briefe *Dionys Štúrs* an Dr. *Antonín Frič* zu

lesen ist, worin er auf die Lage der Slaven hinweist, welche gezwungen sind, die Faunen und Floren der slavischen Länder in fremden Sprachen zu beschreiben und wie noch aus den Äusserungen des mährischen Geologen *V. J. Procházka* in der Revue *„Rozhledy"* aus dem Jahre 1901 hervorgeht. Es kam so im Jahre 1864 zur Gründung einer eigenen Forschungsinstitution, des *Komitees für naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Böhmen*. Wieder war es das Nationalmuseum, das die Initiative zur Gründung des Komitees ergriff. Obzwar gegen die Berechtigung des Komitees von deutscher Seite Einwendungen gemacht wurden, hat der Landtag dem Komitee nach einer sachlichen Rede Prof. *J. Krejčis* eine Dotation von 3000 Gulden bewilligt.

Am 14. Februar des genannten Jahres wurde die erste Sitzung des Komitees abgehalten, in welcher das Arbeitsprogramm der neugegründeten Institution aufgestellt wurde. So entstand ein eigener, von eigenen Kräften bestellter *„survey"* für Böhmen, auf dessen Arbeit wir heute, nach fast siebzig Jahren, stolz sein können.

Die Pflege der Geologie und Petrographie waren die wichtigsten Aufgaben des Komitees. Die lange Reihe der Veröffentlichungen des „Archivs für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Böhmen" enthält zumeist sehr gediegene Arbeiten von dauerndem Wert, der auch ausserhalb der Landesgrenzen anerkannt wurde. Wir finden hier Arbeiten tschechischer und deutscher Forscher. U. a. veröffentlichten darin *Johann Krejčí* seine geologischen Beiträge, *K. Kořistka* seine topographischen Arbeiten, *Antonín Frič* die wichtige Reihe seiner Kreidestudien, *Em. Bořický* († 1881) seine bahnbrechenden petrographischen Untersuchungen, weiter findet man darin Abhandlungen eines *Karel Feistmantel, R. Helmhacker, Fr. L. Sitenský, Gustav Laube, Josef Klvaňa, J. N. Woldřich und Sohn, Alfred und Franz Slavík, Vl. J. Procházka, J. Barvíř* und anderer Forscher.

Eine der böhmischen Kommission ähnliche Institution wurde im Jahre 1903 auch für Mähren unter dem Titel *„Kommission für naturwissenschaftlicheLandesdurchforschung von Mähren"* gegründet.

Seit dieser Zeit bis zum Weltkrieg ist auch selbständig im Terrain gearbeitet worden. Im Verlag der „Matice Česká" erschien eine geologische Karte der Umgebung von Prag von *J. Krejčí und R. Helmhacker;* im *„Archiv"* erschienen einige geologische Blätter von Nordböhmen; Prof. *Č. Zahálka* gab einige geologische Karten der Umgebung von Roudnice heraus; Prof. *I. E. Hibsch* publizierte eine Reihe von geologischen Karten des böhmischen Erzgebirges, welche erst in diesen Tagen in unserer Anstalt beendet wurden. Eine geologische Karte des Pilsner Bezirkes wurde von einem Verfasser (Dr. C. Purkyně) im Jahre 1913 beendet. Der naturwissenschaftliche Verein in Brünn hat zwei geologische Karten der Umgebung von Brünn herausgegeben. Die Bergwerkbesitzer in Nordwestböhmen haben die Ausgabe einer bergmännisch-geologischen Karte der Braunkohlenfelder vorbereitet. Ing. *J. Jičínský* in Mährisch Ostrau ist Autor einer geologisch-montanistischen Monographie der dortigen Steinkohlenreviere.

Die Zoopaläontologen *Ot. Novák, Philipp Počta, W. Waagen, J. J. Jahn, Jar. Perner* u. a. haben in einheimischen wie auch in den ausländischen wissenschaftlichen Organen Arbeiten veröffentlicht; die Phytopaläontologen *O. Feistmantel, J. Ve-*

lenovský, K. Rudolph, Fr. Ryba u. a. haben durch ihre Untersuchungen nicht wenig zur Kenntnis der einheimischen fossilen Floren beigetragen. Schliesslich ist noch ein Werk zu nennen: Dr. *A. Fričs* „Fauna der Gaskohle und der Kalksteine der Permformation Böhmens", das zweimal im Ausland preisgekrönt worden ist. (Durch die englische Lyell-Medaille und den französischen Cuvier-Preis.)

Ein geologisches Forschungsinstitut wurde zur Notwendigkeit, als die Tschechoslovakische Republik entstanden war. Schon im Jahre 1919 wurde der *Státní geologický ústav Československé republiky* (Staatliches Geologisches Institut der Tschechoslovakischen Republik) gegründet und dem Ministerium für öffentliche Arbeiten angegliedert. An seine Spitze wurde Professor *Dr. Cyril Purkyně* von der technischen Hochschule in Prag als Direktor gestellt. Die Gründung des Institutes war durch ein Memorandum der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, deren damaliger Präsident der verewigte bedeutende Mineraloge Professor Dr. *Karel Vrba* war, beschleunigt worden.

Die Anfänge des Institutes waren nicht leicht. In der werdenden Hauptstadt, wo alles überfüllt war, wo das Parlament und die Ministerien mit Mühe Unterkunft fanden, wurde das Institut fürs erste in der Universität und in kleinen gemieteten Räumen untergebracht. Heute geniesst es Gastfreundschaft im Mineralogischen Institut der Karls-Universität und benützt ausserdem gemietete ungenügende Räumlichkeiten in zwei Häusern.

Diese Unterbringung ist nur provisorisch und keineswegs ideal für ein Institut von dieser Bedeutung und Arbeitsleistung. Die neue schon lange geplante Unterbringung der Anstalt in einem eigenen Gebäude ist leider durch die gegenwärtige wirtschaftliche Krise aufgeschoben worden.

Das Institut hat die Aufgaben der ehemaligen österreichischen Reichsanstalt und des Kgl. Ungarischen geologischen Institutes übernommen. Die Aufgaben, die der Bearbeitung harrten, waren gross und das Institut stand mit leeren Händen davor. Nur eines hatte es zur Verfügung: *rührige, zumeist junge und gutgeschulte Arbeitskräfte.* Leider hat das Institut das nötige technische Arbeitsmaterial, das ihm aus der Erbschaft Österreichs zufallen sollte, nicht erhalten; sogar die „Jahrbücher" und andere Publikationen mussten gekauft werden.

Die grösste Arbeit, die in Angriff genommen werden musste, ist die geologische kartographische Aufnahme des Staatsgebietes. Obzwar hier schon früher viel geleistet worden war, waren doch teils neue dem Stand der Wissenschaft entsprechende Reambulationen notwendig, teils ganz neue geologische Feldarbeiten zu unternehmen, da namentlich für die Slovakei nur die ältesten, aus der ersten Zeit der noch nicht geteilten Reichsanstalt herrührenden wenigen geologischen Karten existierten. Die handkolorierte geologische Karte der österreichisch-ungarischen Monarchie, die von österreichischen Geologen ausgeführt worden war, ist, wie schon erwähnt wurde, ein glänzendes Beispiel grossen Fleisses und solider Wissenschaft.

Von dieser Karte wurden Übersichtskarten gedruckt, später ging man an den Druck der einzelnen Blätter im Maßstab 1:75.000, aber nur bei den Karten des österreichischen Teiles. Das ungarische Institut hatte sich zumeist auf Aufgaben von praktischer Bedeutung beschränkt.

Die Arbeit, die das Institut im Bereich der Feldaufnahmen zu leisten hat, ist ausserordentlich umfangreich. Wenn das ganze Gebiet der Republik teils reambuliert, teils neu bearbeitet werden sollte, so würde die Arbeit bei der sehr geringen Anzahl des Personals 70 Jahre dauern. Da aber, wie gesagt, schon einige Blätter der k. k. Geologischen Reichsanstalt, namentlich für Mähren hergestellt worden waren, so bleibt noch eine Fläche von etwa 94.000 km² zu begehen, was eine Arbeit von etwa 47 Arbeitsjahren (wie bekannt, wird hauptsächlich im Sommer und im Herbst, wo die Felder abgeerntet sind, gearbeitet), erfordern würde.

Die Aufnahme wird im Maßstab 1:25.000 ausgeführt. Vier solcher Messtischblätter ergeben dann ein definitives Kartenblatt im Maßstabe 1:75.000.

Aus verschiedenen Gründen, besonders aus Geldmangel, um die fertigen geologischen Karten herausgeben zu können, bleibt die Mehrzahl der geologischen Karten (1:25.000) im Manuskript und bildet die wichtigste Abteilung des Archivs des Instituts. Dennoch sind einige Karten publiziert worden. Es ist in erster Reihe die *vierblättrige geologische Karte der Umgebung Prags*, das Ergebnis einer langjährigen und genauen Arbeit unserer heutigen Geologen, sowie auch unserer vorzüglichen graphischen Technik. Mit ihren 36 verschiedenen Farbentönen und ihrer ganzen Ausführung kann diese Karte mit den besten geologischen Karten des heutigen Europa verglichen werden.

Schon im Jahre 1922 wurde von dem Institut eine geologische Übersichtskarte (1:400.000) der Tschechoslovakischen Republik herausgegeben. Die Bearbeitung der Karte, auf der topographischen Unterlage der Machátschen Wandkarte wurde unter Mitwirkung des Professors Dr. *Radim Kettner* ausgeführt. Bei dem Druck der Karte wurden 11 Grundfarben benutzt, die 32 Farbenkombinationen ergaben. Die Karte, auf der auch die Fundstellen der technisch wichtigsten Rohstoffe anorganischer Herkunft eingetragen sind, ist von internationalem Wert.

Eine neue, kleinere geologische Karte (1:1,250.000) der Republik wurde von den Geologen des Instituts für den offiziellen Atlas der Republik ausgearbeitet. Diese Karte dient auch als Vorlage für die in Berlin erscheinende internationale Karte von Europa.

Die geologischen Kartenaufnahmen sind selbstverständlich nicht das einzige Arbeitsgebiet des Instituts. Der technische und industrielle Aufschwung des erneuerten Staates, die rege Bautätigkeit der Nachkriegszeit, der Bau von Eisenbahnen, Strassen, Wasserleitungen, Talsperren usw., erheben in höchstem Masse Ansprüche an die Arbeit des Instituts und unzählig ist die Reihe der Gutachten, die vom Staat, den Ländern, von den Gemeinden, sowie von privater Seite von dem Institut verlangt und gegeben wurden. In nicht geringem Masse ist daran auch das *Chemische Laboratorium des Staatlichen Geologischen Instituts* beteiligt, das, geleitet von Dr. *Václav Veselý*, leider noch von der Anstalt getrennt ist und im Mineralogischen Institut der Karls-Universität untergebracht ist. Das chemische Laboratorium ist mit Analysen von Gesteinen und Mineralien und speziell auch mit Untersuchungen der Mineralwässer beschäftigt.

Schon in den ersten Jahren des Bestehens des Instituts entstand die sogenannte *Steinbruchkommission*, die die Aufgabe hatte, einen Überblick über den Reichtum der Republik an nutzbaren Steinen zu gewinnen. Dies wurde durch eine grossangelegte

Fragebogenaktion unter Mitwirkung Prof. Dr. Radim Kettners zuwege gebracht. Diese Kommission arbeitete unter Mitwirkung der ***Masaryk-Akademie der Arbeit***, die auch die Herausgabe der geologischen Karte der Prager Umgebung unterstützte. Die hier nur zum Teil geschilderten bedeutenden Leistungen des staatlichen Geologischen Institutes der Tschechoslovakischen Republik wurden mit einer geringen Anzahl von fest angestellten Arbeitskräften und von einer Reihe von auswärtigen Mitarbeitern ausgeführt.

Der interne Arbeitsstab der Anstalt besteht aus dem Direktor, Professor Dr. *Cyril Purkyně* und den Geologen Dr. *Vojtěch Smetana*, Dozenten Dr. *Alois Matějka*, Professor Dr. *Odolen Kodym*, Dozenten Dr. Ing. *Ota Hynie*, Dr. Ing. *Lad. Čepek*, Dr. *Jaromír Koutek* und Dr. *Vladimír Zoubek*.

Im vorigen Jahr erlitt die Anstalt einen grossen Verlust durch den Tod des jungen talentierten Geologen Dr. *Ladislav Zelenka*. Leiter des Chemischen Laboratoriums ist, wie schon erwähnt, Dr. *Václav Veselý*. Bibliographischer Mitarbeiter ist Dozent Dr. *J. S. Procházka*. Von den externen Mitgliedern seien genannt: Dr. *D. Andrusov*, Dr. *Josef Augusta*, Dr. *Vl. Čech*, Dr. *Fr. Fiala*, Direktor Dr. *Josef Gränzer*, Professor Dr. *I. E. Hibsch*, Professor Dr. *Karl Hinterlechner*, Dr. *K. Jüttner*, Professor Dr. *Radim Kettner*, Prof. *Celda Klouček*, Dr. *J. Koliha*, Professor Dr. *J. Kratochvíl*, Professor Dr. *Adalbert Liebus*, Direktor Dr. *B. Müller*, Dr. *Fr. Němejc*, Dr. *R. Nováček*, Dr. *Josef Oppenheimer*, Dr. *Alexander Orlov*, Dr. *Oldřich Pacák*, Professor Dr. *J. Perner*, Lehrer *Jaroslav Petrbok*, Professor Dr. *V. Rosický*, Professor *Ant. Rzehak*, † Professor Dr. *Fr. Slavík*, Dozent Dr. *R. Sokol*, † Dr. *Jan Stejskal*, Dr. *K. Šťastný*, Ing. Dr. *V. Šusta*, Dr. *St. Trapl*, Doz. Dr. *Fr. Ulrich*, Dr. *K. Urban*, Dr. *Josef Velenovský*, Dr. *Ladislav Viniklář*, Professor *J. Volko*, Prof. Dr. Jos. *Woldřich*, Professor Dr. *B. Záhalka*, Professor Dr. *Čeněk Zahálka*, Dr. Ing. *Quido Záruba-Pfeffermann*, Sekr. *J. V. Želízko*.

Das Institut besitzt ausser der Sammlung von Handstücken und mikroskopischen Präparaten, die als Belege für die Kartenaufnahmen und die Gutachten dienen, keine Sammlungen und verteilt interessante Funde an Museen und Hochschulen. Die beständig wachsende Bibliothek wird teils durch Ankäufe, teils durch Tausch erweitert. Der Bibliothek wurde auch die reichhaltige Bücherei des verewigten Prof. Dr. Rzehak aus Brünn einverleibt.

Die Publikationen des Instituts sind die folgenden:

Sborník Státního geologického ústavu Čsl. Republiky, Jahrg. I. bis IX., 1919—1930.

Věstník Státního geologického ústavu Čsl. Republiky, Jahrg. I. bis VII., 1925—1931.

Der „Sborník" enthält umfangreiche Arbeiten über alle Gebiete der Republik, im „Věstník" werden kürzere Beiträge, dann die Jahresberichte, Personalangelegenheiten, eingelangte Manuskripte und Nachrichten von der „Čsl. Společnost pro mineralogii a geologii" gedruckt.

Knihovna Státního geologického ústavu Čsl. Rep. Band 1—13. Enthält monographische Arbeiten, z. B. *I. E. Hibschs* Fortsetzung der geologischen Karte des böhmischen Mittelgebirges; Bd. 13 enthält den „Guide des excursions dans les Carpathes occidentales organisées à l'occasion de la tertière réunion de l'Association pour l'avancement de la géologie des Carpathes", (397

Seiten, XXII Tafeln und XII Karten).

Rozpravy Státního geologického ústavu Čsl. rep., brachten die „Flora cretacea bohemiae" von *J. Velenovský und L. Viniklář* (4°, 1926—1930, mit 112 Textseiten und XXXII Tafeln und die Monographie von *Adalbert Liebus* „Über neue Schildkrötenreste aus den tertiären Süsswassertonen von Preschen bei Bilin in Böhmen" (4°, 1930).

Alle tschechisch geschriebenen Arbeiten pflegen mit umfangreichen Resumés in französischer oder englischer Sprache versehen zu sein. Dies erleichtert das Bureau für naturwissenschaftl. Übersetzungen (Přírodovědecká kancelář zpravodajská pro cizinu) durch Honorierung der Übersetzungen.

Von *geologischen Karten wurden bisher* die Blätter: *Prag, Benešov-Zbraslav* und *Hořovice* herausgegegeben; die Blätter *Kladno-Slaný* und *Královice-Břasy* sind druckfertig.

Ausserdem wurden in dem Institut einige Karten für den *Atlas der Tschechoslovakischen Republik* und auch die Vorlagen für die in Berlin erscheinende *Internationale Karte von Europa* ausgearbeitet.

Neben dem Staatlichen geologischen Institut gibt es noch eine Reihe von Institutionen, die sich der praktischen und theoretischen Forschung widmen. Hierher gehören hauptsächlich die betreffenden wissenschaftlichen Institute der *Hochschulen* in Prag, Brünn und Příbram, dann spezielle aus staatlichen Mitteln erhaltene Anstalten, z. B. *das Staatliche Forschungsinstitut für Silikatindustrie in Brünn* oder *das Institut für wirtschaftliche Ausnutzung des Heizmaterials in Prag* usw. oder private behördlich autorisierte Anstalten und Laboratorien (z. B. *das chemisch-analytische Laboratorium von Dr. J. Friedrich und Ing. V. Motlík* in Prag, *die chemisch-mikroskopische Anstalt des Dr. Reinhard in Karlsbad* usw.) und endlich Laboratorien und Anstalten, die von der Industrie erhalten werden und in denen auch wissenschaftlich gearbeitet wird (z. B. die *Laboratorien der Cementfabriken in Králův Dvůr bei Beroun, Čížkovice, Prag-Podolí* usw.)

Die agropedologischen Forschungen werden teils von den betreffenden Hochschulinstituten, teils von den landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Staats- oder Landesanstalten betrieben.

Die tschechoslovakischen Forschungsinstitute sind in dem *Tschechoslovakischen Verband für die Prüfung der technisch wichtigen Materialien und Konstruktionen* (Anstalt der Masaryk-Akademie der Arbeit) zusammengeschlossen.

Das Staatliche geologische Institut benutzt für seine Vorträge und Diskussionen das Forum der im Jahre 1922 gegründeten *Tschechoslovakischen Gesellschaft für Mineralogie und Geologie*, die auch die tschechoslovakische geologisch-paläontologische Bibliographie bearbeitet, die dann von der *Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste* herausgegeben wird.

Der sich von Jahr zu Jahr erweiternde Kreis von namhaften Geologen und geologischen Instituten, welche unserer Arbeit Interesse entgegenbringen und Anerkennung zollen, erlaubt uns anzunehmen, dass wir uns auf dem richtigen Weg befinden. Seit den Anfängen des Institutes ist es vor allem die selbstlose Arbeit der internen und externen Mitglieder gewesen, die es ermöglicht hat, unser Ziel zu erreichen, unter den älteren und wissenschaftlich hochstehenden geologischen Instituten der Welt nicht die letzten zu sein.

Jan Sv. Procházka — Cyril Purkyně

CHRONIK

In Memoriam des Obmannes der Tschechoslovakischen Sokolgemeinde Dr. Josef Scheiner

In breitem und mächtigem Fluss strömt reges Leben in den Sokolturnhallen auf dem Gebiete der Tschechoslovakischen Republik und der slavischen Staaten — in Jugoslavien und Polen —, denn die Tschechoslovakische Sokolgemeinde trifft gemeinsam mit dem Slavischen Sokolverband Vorbereitungen zur würdigen Gedenkfeier des hundertsten Geburtsjahres ihres Gründers Dr. M. Tyrš, um ihm geziemend zu huldigen und der ganzen Welt die Bedeutung seines unsterblichen Werkes durch den Sokolkongress zu erhellen. Die frohe Tätigkeit wurde plötzlich gedämpft durch den Tod des Obmanns der Tschechoslovakischen Sokolgemeinde Dr. Josef Scheiner. Und so bringt die Sokolschaft unmittelbar an der Schwelle des Jahres 1932 auf dem erhabenen Altar der Manen Dr. Tyrš' das traurigste Opfer dar: die Urne mit den sterblichen Überresten ihres Führers. Suprema est mors.

Als in der Ausschußsitzung im Frühjahr 1931 die Vorstandswahlen der Tschechoslovakischen Sokolgemeinde vorgenommen wurden, wurde Dr. Scheiner erneut zum Obmann gewählt, da es allen klar war, dass niemand anderer an der Spitze der Tyrš-Feierlichkeiten stehen könne, als des Meisters Schüler und Mitarbeiter — Dr. Scheiner.

JUDr. Josef Scheiner wurde am 21. September 1861 in Benešov bei Prag geboren, wo sein Vater Advokat war; nach beendigten Gymnasial- und Rechtsstudien erlangte er im Jahre 1889 an der Karlsuniversität die Doktorwürde; er verbrachte einige Jahre in den Advokatenkanzleien Dr. Čížeks und Dr. Tonders und eröffnete sein eigenes Advokatenbureau im Jahre 1894.

Schon als kleiner und zarter Knabe übte er fleissig in der Tyršschen Knaben-Turnhalle und wurde 1879 — also mit 18 Jahren — Mitglied des von Dr. M. Tyrš selbst gegründeten Prager Sokol; der Schüler Tyrš' entwickelte sich unter dessen direkter Leitung zum Fortsetzer des Werkes des Meisters.

Stellen wir Dr. Tyrš und Dr. Scheiner nebeneinander, den Lehrer und den Schüler, den Begründer des Sokol und seinen Organisator, ziehen wir beider reichen Lebensinhalt in Betracht, so wird uns auf den ersten Blick die Grösse ihres Werkes klar, sein Umfang und seine Tiefe, die den Durchschnitt weit überragen; deswegen ist die Frage durchaus am Platze, welche Merkmale ihrer Persönlichkeit, ihres Arbeitsprogramms, ihrer Ziele und Methoden den überdurchschnittlichen, geradezu genialen Charakter tragen.

Das Genie ist nach Sarton hauptsächlich durch folgende Merkmale gekennzeichnet: besondere Fähigkeit zur Abstraktion, komplizierte Assoziation der Vorstellungen, lebendiges Pflichtgefühl, grosse Unabhängigkeit des Geistes, richtiges Verhältnis zwischen Urteilskraft und schöpferischem Drang, stabilisiertes Gleichgewicht zwischen Antrieb und Hemmung, reicher Inhalt des Unterbewusstseins, unbezähmbarer Wille, der Wille des Meisters, der Wille des Eroberers, ausgezeichnete organisatorische Begabung.

Ich möchte die ausserordentliche Fähigkeit der Überlegung, die Voraussicht, die jugendliche Schaffenslust und den absoluten Glauben an

sich selbst, an seine Absichten und Ziele, und die intuitive Geistestätigkeit Tyrš' an einem einzigen Zitat aufzeigen. In der ersten Nummer der Zeitschrift „Sokol" veröffentlichte Tyrš im Jahre 1871 einen Artikel: „Unsere Aufgabe, unsere Richtung und unser Ziel"; auf die Frage: Was ist in Wirklichkeit unsere Aufgabe im nationalen Leben? antwortet er: „Die Sache des Sokol, wie sie sich an alle Stände und Schichten wendet, bedeutet so viel, als körperliche und zum Teil auch sittliche Erziehung und Veredelung des ganzen tschechoslavischen Volkes, seine Heranbildung zu Kraft, Tapferkeit, edler Art und erhöhter Wehrhaftigkeit, sie muss daher dahin streben, schliesslich das gesamte Volk in ihren Kreis einzubeziehen." Tyrš' Ziel war also die Erziehung des *neuen*, körperlich, geistig und moralisch gesunden, demokratischen tschechischen Menschen, der bereit ist, zielbewusst und stetig vorwärts zu schreiten. „Ewige Bewegung — ewige Unzufriedenheit." Der geniale Schöpfer des Sokol zeigte in Zeiten schwerer politischer Kämpfe dem tschechischen Volke den Weg, auf dem es gehen müsse, wenn es sich erhalten, durch seine wirtschaftliche, kulturelle, politische Tätigkeit unter den grossen Nationen zur Geltung bringen will. Tyrš wusste den jungen Scheiner, einen feinen und guten, arbeitsbegeisterten Jüngling, an sich zu fesseln, er verstand es, das organisatorische Talent in ihm bis zur Höhe der Genialität zu entfachen. Von der Verbundenheit der beiden Männer zeugt es, dass sie von allem Anfang ihres Wirkens an durchwärmt und durchstrahlt waren von einem unzerstörbaren Optimismus und tatkräftiger Klarsicht, die ihnen kein Schwanken erlaubten; sie vermochten sich über alle Schwierigkeiten des Alltags zu erheben, aus ihrem unerschütterlichen Glauben an die Richtigkeit und den Wert der Sokolidee schöpften sie den Mut und die Kraft, die für jede ihrer Zielhandlungen bezeichnend sind. Seine untergrabene Gesundheit behinderte Tyrš sehr bald in seiner Tätigkeit, das vorzeitige Ende Tyrš' schien dann die ganze Sokolsache zu bedrohen; Scheiner, von Tyrš' Ideologie durchdrungen, die er zu seiner Lebensanschauung umgeschmolzen hatte, nahm die Aufgabe auf sich, die Pläne Tyrš' zu verwirklichen und bekundete dabei so überdurchschnittliche schöpferische organisatorische Fähigkeiten, wie sie durch den heutigen Stand des Sokol bezeugt werden. Er begann an der Wiege des Sokol zu arbeiten und übernahm die Leitung des Mutterverbandes des Prager Sokol, in der er als Techniker, Bildner und Organisator arbeitete; in diesem Verbande wurde er im Jahre 1897 Obmann und blieb es bis zu seinem Tode. Ausserordentliche Verdienste hat sich Dr. Scheiner dadurch erworben, dass er 10 Jahre nach dem Tode Tyrš' dessen sämtliche Schriften, Abhandlungen und Artikel herausgab; er griff damit entscheidend in die geistige Strömung der Fortschrittsbewegung in den neunziger Jahren ein. Je mehr das tschechoslovakische Volk wirtschaftlich heranreifte und politisch erstarkte, um so mehr wuchsen die Sokolorganisationen. Es wurde nötig, der Sokolarbeit Richtung und Mittelpunkt zu geben. Im Jahr 1889 kam es zur Errichtung der zentralen Sokolorganisation in Böhmen, der „Sokolgemeinde", die von Dr. Scheiner eine feste Organisationsgrundlage und ein durchdachtes Arbeitsprogramm erhielt; diese Organisation zählte bei ihrer Gründung etwa 20.000 Mitglieder; am Ende seiner 26jährigen Obmannschaft war Dr. Scheiner das Haupt der mächtigsten

und einheitlichsten Organisation in der Tschechoslovakischen Republik, denn die Tschechoslovakische Sokolgemeinde hat heute 700.000 Mitglieder, Schulkinder, Jugend, Männer und Frauen. Dr. Scheiner hat das verwirklicht, was er als hauptsächlichstes Ziel des Sokol formuliert hat:

„Das Werk Tyrš', unser Streben ist ganz von seinem Geiste durchdrungen, von dem Geiste einer Hebung der Nation, der Veredlung der Rasse, deren physische und moralische Kräfte, deren Schönheiten und Vorzüge er so scharfsichtig zu erfassen verstanden hat, ob er nun die Übungen, mittels deren er aus Turnenden lebende Kunstwerke, erfüllt von Frische, Kraft und Schönheit schuf, ausgearbeitet, oder Schätze künstlerischen Empfindens aus den Tiefen des Volkes gehoben oder neue, aus der Seele des Volkes stammende Schöpfungen angeregt hat, das alles mit dem unerbittlichen Imperativ, dass wir all dies Mühen und Kämpfen nicht um seiner selbst willen auf uns nehmen sollen, sondern dass unser ganzes Volk einen ähnlichen Wettkampf bestehen muss, von dessen Ergebnis unser Wohl, unser Heil, ja unsere ganze Zukunft abhängig ist.

In welchem Masse bisher der Sokol diese Aufgabe der Höherentwicklung der Rasse erfüllt hat, wird die Zukunft zu beurteilen haben, aber sicher ist, dass er dieses grosse Ziel vor Augen hat und ihm mit ernsthafter Selbstweihung seines ganzen Wesens entgegenstrebt."

Es ist nicht verwunderlich, dass eine Persönlichkeit von der Art Scheiners bald im Vordergrunde unseres öffentlichen Lebens überhaupt stand; Scheiner war an der Entstehung aller wichtigen nationalen und kulturellen Organisationen beteiligt, trug die Vorzüge seines Geistes und die Arbeitsmethoden des Sokol in sie hinein.

Wenn der Satz Emersons richtig ist, dass sich die „ganze Menschheitsgeschichte in den Biographien einiger starker und gewichtiger Persönlichkeiten zusammenfassen lässt," dann darf man vielleicht den Gedanken aussprechen, dass sich alle in einem Kollektiv latenten seltenen Fähigkeiten und Kräfte in einem wunderbaren, unermesslich wertvollen Phänotyp — in einem Genie — kundgeben können. Von diesem Gesichtspunkte erscheint mir die ganze Ideologie Tyrš' als die schönste Blüte der slavischen Rasse und sie scheint mir unmittelbar aus der Grundlage der slavischen Seele entsprossen. Auf diese Weise können wir uns erklären, warum Tyrš' Ideen sehr bald einen so lebhaften Widerhall und begeisterte Aufnahme bei allen slavischen Völkern, den freien und unfreien, gefunden haben. Auch dieser Erscheinung hat sich Dr. Scheiner bemächtigt, er wurde der Pionier der Beziehungen zwischen den slavischen Sokolorganisationen. Seine unermüdlichen Bemühugen, seine zahllosen Reisen, Interventionen, sein schriftlicher und persönlicher Verkehr führten zum Ziel: Im Jahre 1908 wurde der Slavische Sokolverband gegründet; Haupt dieses Verbandes wurde Dr. Scheiner, er hatte sich damit auf ganz wesentliche Weise um die Verwirklichung der slavischen Wechselseitigkeit verdient; die Sokolkongresse und der Balkankrieg haben gezeigt, dass es eine Gemeinschaft der tatkräftigen Brüderlichkeit war, keineswegs der leeren Phrasen und glänzender Worte.

Dr. Scheiner fiel auch eine bedeutsame Aufgabe bei der Organisierung der Beziehungen des Sokol zum Auslande zu, namentlich leitete er zusammen mit dem Turnwart der

Tschechoslovakischen Sokolgemeinde Dr. Vaníček die Sokolexpeditionen zu Wettkämpfen in vielen europäischen Städten und gliederte den Sokol in die internationale Turn-Union ein, deren stellvertretender Vorsitzender er in den letzten Jahren war und zu deren Vorsitzenden er für das Jahr 1932 designiert war.

Die Realität aller Ideen Tyrš', seine Bemühungen um eine volle Entfaltung aller charakteristischen Merkmale und verborgenen Kräfte der Nation wurde durch ein grosszügiges Experiment beglaubigt: durch den Weltkrieg; die Ideen Tyrš' bewährten sich gleichermassen sowohl in der Vorbereitung des Volkes zum Kampf um die Freiheit, als auch in der grundlegenden Beteiligung des Sokol am Kampfe um die Befreiung des tschechoslovakischen Volkes und beim Aufbau des demokratischen Staates. Der Dichter Machar schrieb über den Sokol: „Dieses Volksheer schritt immer vorwärts, immer mit und hinter denen, die nicht stillestanden." Wer nicht stillestand, war Dr. Scheiner. Dr. Scheiner hatte vor dem Weltkrieg eine eingehende Kenntnis der europäischen Situation aus eigener Anschauung, er war einer der vertrautesten Freunde Prof. Masaryks und kannte seine Pläne genau; als der Weltkrieg ausbrach, organisierte er sofort innerhalb des Heeres den Widerstand der Sokolschaft, er war eines der wichtigsten Mitglieder der aus hervorragenden politisch und sonst öffentlich tätigen Personen zusammengesetzten Maffia; die Maffia führte den inländischen Abwehrkampf in enger Verbindung und im Einverständnis mit Prof. Masaryk und Beneš. Nach dem Umsturz wurde der Führer des nationalen Heeres des Sokol Generalissimus und später Generalinspektor der Armee. Von den österreichischen Schlachtfeldern kehrte die Armee in vollkommener moralischer Zerrüttung, ohne Sinn für Ordnung und Disziplin zurück; Scheiners Aufgabe war es, unsere Armee im Geiste des Sokol geistig und moralisch umzugestalten, damit dieses Heer auf der Wacht stehen und jeden Augenblick alle nationalen Güter zu verteidigen bereit sein könne. Sobald er die Grundlagen zu dieser geistigen Reorganisation des tschechoslovakischen Heeres gelegt hatte, kehrte er zu seiner leitenden Funktion im Sokol zurück; er hatte wesentlichen Anteil an der Formulierung der Aufgaben des Sokol im selbständigen Staate auf der Generalversammlung vom Jahre 1924 und begründete den neuen Slavischen Sokolverband, da der alte Verband durch den Kriegssturm auseinander gefegt worden war.

„Der Tod unterstreicht alle Lebenswerke mit einem grossen, dunklen Summierungsstrich und gibt Aufschluss über den endgültigen Wert alles Lebens, alles Schaffens" (Šalda: Marionetten und Werkleute Gottes). Dr. Scheiner, ein guter und edler Mensch, eine Persönlichkeit reich an Gaben, hatte sich in den Dienst der Ideen Tyrš' gestellt, er hat ihnen mit Liebe und Hingabe, demütig und mit Selbstaufopferung gedient; das hat ihn zu einem grossen Sohne seines Volkes gemacht, zu einem der ersten unter jenen, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben. Nach dem ihm von Tyrš und Fügner gegebenem grossen Beispiel ging er seinen Weg und lebte so, dass er eine tiefe Spur im Sande der Zeit für die Stärkung derer, die da kommen werden, zurücklässt.

Karel Weigner

Aleksej L. Petrov (1859—1932)

Aus den Reihen der Mitarbeiter der „Prager Rundschau" ist ein hervorragender Gelehrter durch den Tod gerissen worden. Am 5. Januar starb in Prag A. L. Petrov. Vor nicht ganz zwei Jahren wurde in der Tschechoslovakei sein 70. Geburtstag gefeiert. Er war am 16. März 1859 in Petersburg geboren. Ein Petersburger, der in Prag stirbt: darin liegt ein Stück Symbolik, denn die Arbeiten dieses Slavisten waren größtenteils den heute tschechoslovakischen Ländern, vor allem Karpathorußland, gewidmet. Schüler der Petersburger Slavisten Lamanskij und Sreznevskij und (seit dem Jahre 1887) Professor der Petersburger Universität, arbeitete er auf dem Gebiete slavischer Geschichte und Philologie, speziell auf historisch-demographischem und literarhistorischem Gebiet, besonders hervorragend als sehr fleissiger Entdecker und kritischer Bearbeiter unbekannten Archivmaterials.

Weitaus die Mehrheit seiner Arbeiten ist der Erforschung der ehemaligen ungarischen Archive gewidmet, aus denen er eine Menge Material für die Erkenntnis der ostslavischen Kolonisation im ehemaligen Ungarn, des sozialen und kulturellen Standes der ungarischen Ruthenen und namentlich für die Erkenntnis der nationalen Grenzen zwischen Ruthenen und Slovaken und zwischen Ruthenen und Magyaren am Ende des 18. Jahrhunderts zutage gefördert hat. Seine überaus zahlreichen, in Büchern und Zeitschriften erschienenen Arbeiten auf diesem Gebiete publizierte er zum grossen Teil in russischer, zum Teil in tschechischer und in magyarischer Sprache. Seit dem Jahre 1922, in welchem er Russland verlassen hat, hielt er sich hauptsächlich in der Tschechoslovakei auf, widmete sich hier mit Unterstützung der tschechischen wissenschaftlichen Instituionen (der Königl. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, der Tschechischen Akademie und des Slavischen Instituts) einer unermüdlichen Archiv- und Publikationsarbeit; seine Arbeiten gipfelten in dem Programm einer karpathorussischen Historiographie, deren eigentlicher Schöpfer und hervorragendster Repräsentant er gewesen ist, und die er von Fälschungen und falschen Gesichtspunkten gereinigt, womit er den Begriff der karpathorussischen Geschichte fest umrissen hat.

In seinem Buche „Drevnějšija gramoty po istorii karpatorusskoj cerkvi i ierarchie 1391—1498 g." (Die ältesten Urkunden zur Geschichte der karpathorussischen Kirche und Hierarchie aus den Jahren 1391 bis 1498) gibt Petrov einen Extrakt seiner Forschungen über die ruthenische Vergangenheit und skizziert seine Auffassung der Geschichte der karpathorussischen Ruthenen, gleichsam als sein wissenschaftliches Vermächtnis. Petrov selber hat diese seine wissenschaftlichen Schlüsse in dem Artikel „Zur Geschichte Karpathenrusslands" im 1. Heft des I. Jahrgangs der „Prager Rundschau" zusammengefasst.

Die Arbeiten Petrovs, soweit sie das jetzige Karpathorußland betreffen (eine eingehende Bibliographie seiner Werke enthält die Publikation J. A. Javorskijs „Iz istorii naučnago izslědovanija Zakarpatskoj Rusi" (Aus der Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung Karpathorusslands, Prag 1928), nehmen ihren Anfang in der Mitte der achtziger Jahre, da Petrov zum erstenmal (1885) nach dem damaligen Ungarn kam (später unternahm er weitere Studienreisen nach Ungarn 1887,

1890 und 1911). Das Hauptwerk Petrovs über die Geschichte der karpathorussischen Ruthenen sind die acht Teile seiner *Materialien zur Geschichte der ungarischen Rus:* I. und II. unter dem Titel „Staraja věra i unija v XVII.—XVIII. vv." (Der „alte Glaube" und die Union im 17. und 18. Jahrhundert, 1905, 1906), III. „O podložnosti gramoty knjazja Theodora Koriatoviča" (Über die Fälschung der Urkunde des Fürsten Theodor Koriatovič, 1906), IV. „Statji ob Ugorskoj Rusi" (Abhandlungen über die Ungarische Rus, 1906), V. Pervyj pečatnyj pamjatnik ugrorusskago narěčija: Urbar i inye svjazannye s krestjanskoj Marii Terezy reformoj dokumenty" (Das erste gedruckte Denkmal des ugrorussischen Dialektes: das Urbar und andere mit der Agrarreform Maria Theresias verbundene Dokumente, 1908), VI. (in zwei Bänden) „Preděly ugrorusskoj rěči v 1773 po officiaľnym dannym" (Die Grenzen der ugrorussischen Sprache im Jahre 1773 nach offiziellen Daten, 1909, 1911), VII. „Pamjatniki cerkovno-religioznoj žizni Ugrorussov XVI do XVII vv." (Denkmäler des kirchlich-religiösen Lebens der Ugrorussen im 16.—17. Jahrhundert, 1921), VIII. „Otzvuk reformacii v russkom Zakarpatji" (Ein Widerhall der Reformation in Karpathorussland, 1923 in Prag).

Einiges von diesem Material hat er in selbständigen Studien neu herausgegeben und verarbeitet. Von seinen übrigen Arbeiten führen wir noch an: „Ob etnografičeskoj granice russkago naroda v Avstro-Ugrii, o somniteľnoj „vengerskoj" nacii i o nedělimosti Ugrii" (Über die ethnographische Grenze des russischen Volks in Österreich-Ungarn, die angebliche „ungarische" Nation und die Unteilbarkeit Ungarns, 1915), „Madjarskaja gegemonija v Ugrii i Ugorskaja Ruś", (Die magyarische Hegemonie in Ungarn und die ungarische Rus, 1915), „Ethnographische Karte Ungarns nach dem amtlichen Ortslexikon vom Jahre 1773" (tschechisch, Prag 1923), M. Bél: „Tractatus de re rustica Hungarorum" und „Notitia Hungariae novae" (tschechisch, Prag 1924), „Unbekanntes Handschriftenmaterial zur historischen Demographie der Slovakei und Karpathorusslands aus den Jahren 1864—65: Fr. Pesty „Helység névtára" — Ortsverzeichnis Ungarns (tschechisch Prag 1925), „Das Sammelwerk Fr. Pestys Helység névtára als Quelle der historo-demographischen Angaben über slovakische und karpathorussische Ortschaften (tschechisch Prag 1927), „Karpatorusskija meževyja nazvanija" Karpathorussische Flurnamen, Prag 1929) und schliesslich die schon zitierte Schrift „Drevnějšija gramoty k istorii karpatorusskoj cerkvi i ierarchii, 1391 do 1498 g." (Prag 1930), die als erster Band der Bibliothek des Ausschusses für die Erforschung der Slovakei und Karpathorusslands beim Slavischen Institut in Prag erschienen ist.

A. Hartl

Zum Goethejahr

Wenn auf deutscher Seite gesagt worden ist, die bevorstehende Feier des hundertsten Todestages Goethes werde eine „ungewollte und vielleicht unbewusste Selbstprüfung sein, in jedem Fall ein bedeutsames, von der Geschichte auferlegtes Experiment, ein Akt der Selbstklärung und Selbstmessung", so gilt das mutatis mutandis auch für alle Völker des europäischen Kulturkreises, denen der Anlass Gelegenheit geben kann, ihre Stellung zu Goethe und der von ihm repräsentierten Gesamtheit geistiger

Werte zu dokumentieren. Dass die tschechoslovakische Öffentlichkeit den Sinn des Goethejahres in dieser Richtung begreift, haben einige Artikel gezeigt, die am 1. Januar in der Tagespresse erschienen sind. Die „Prager Presse", in der übrigens seit Ende Oktober 1931 Prof. Otokar *Fischer* regelmässig über „neue Goetheliteratur zum Goethejahr" berichtet, hat einen Leitartikel von Josef B. *Foerster,* dem Präsidenten der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste, gebracht. In den „Lidové Noviny" hat man einen in belletristische Form gekleideten Artikel Prof. Arne *Nováks* und Betrachtungen Otokar *Fischers* über das Thema der Forderung des Tages gelesen. Im sozialdemokratischen „Právo Lidu" hat F. V. *Krejči* versucht, die Bedeutung des Goethejahres programmatisch zu deuten. J. *Vodák* hat im nationalsozialistischen „České Slovo" seine Bilanz des tschechischen Literaturjahres 1931 mit einem Aspekt auf das Goethejubiläum beschlossen. Diesem Auftakt werden weitere Stimmen in Revuen, Zeitschriften und Zeitungen folgen. Die „Prager Rundschau" wird in ihrem nächsten Heft einen Beitrag von Arne *Novák* veröffentlichen, der das Doppelthema: Goethe und Böhmen und die Tschechen und Goethe in seiner historischen und gegenwärtigen Bedeutung behandeln wird. Der Chronist wird diesem Artikel nicht vorgreifen wollen; seine Aufgabe ist nur, einige Tatsachen zusammenzustellen, die schon heute bekannt sind und die davon zeugen, in welcher Weise die tschechoslovakische geistige Welt den bedeutsamen Jahrestag zu feiern gedenkt.

Der sichtbarste Index für die Rolle, die Goethe im Geistesleben des tschechoslovakischen Volkes gespielt hat, sind wohl die Übersetzungen seiner Werke. Am Beginn steht, wenn man von Rožnays Übertragung des „Klagegesangs von der edeln Frauen des Asan Aga" (1818) absieht, *F. Macháčeks* freilich misslungene Bemühung um die Iphigenie (1822). Einen grossangelegten Abschluss findet die Reihe der seitherigen Übersetzungen — A. *Kraus* hat sie in seinem Buch „Goethe a Čechy" 1897 verzeichnet — in der fünfzehnbändigen Auswahl aus Goethes Werken, die Otokar *Fischer* seit 1927 im Verlag von Fr. Borový in Prag herausgibt. Den Keim zu dieser Ausgabe hat man in der Anthologie von Übertragungen aus der deutschen Dichtung zu sehen, die Fischer im Jahre 1916 unter dem Titel „Z Goethova odkazu" (Aus Goethes Vermächtnis) herausgegeben und damals „bewusst unzeitgemäss unter den Schutz Goethes" gestellt hatte, „der vor hundert Jahren angesichts des Krieges nicht aufgehört hatte, an das menschliche Lied des Herzens zu glauben". Eine zweite Ausgabe der Anthologie erschien unter verändertem Titel „Z Goethovy země" (Aus Goethes Land) mit 11 Gedichten Goethes im Jahre 1925, als der Vertrag mit dem Verlag über die Ausgabe der Werke bereits abgeschlossen war. Fischer, dessen wissenschaftliche Tätigkeit J. Janko an dieser Stelle (Jahrg. I. S. 179 uff.) gewürdigt hat — auch von der Goetheausgabe ist dort die Rede — vereinigt in glücklicher Weise den trefflich geschulten Philologen mit dem sprachgestaltenden Künstler in sich. Eine erstaunliche Arbeitskraft und organisatorische Umsicht haben ihn vollends instandgesetzt, die Aufgabe zu lösen, die er sich gestellt hat, so dass dreizehn Bände schon erschienen sind und die zwei letzten noch vor dem Jubiläum vorliegen werden. Fischers Anteil an der

Übersetzungsarbeit stellt sich folgendermassen dar: Bd. I 1927: Fragmente und Improvisationen aus der Jugend (Urfaust — Prometheus — Satyros — Der Ewige Jude). Bd. II 1927: Jugenddramen in Prosa (Zum Shakespearetag — Clavigo - Stella). Bd. III 1927: Auswahl aus der Jugendlyrik. Bd. IV. 1931: Lyrik und Balladen. Bd. V 1930: Römische Elegien, Venetianische Epigramme. Bd. VI 1928: Westöstlicher Divan. Bd. XIV 1931: Dramen (Egmont-Proserpina — Der Grosskophta). Bd. XV 1928: Faust (Beide Teile). Der IX. Band wird noch die Wahlverwandtschaften, den Mann von fünfzig Jahren, das Märchen, die Novelle, die Pädagogische Provinz und eine Auswahl aus den Sprüchen in Prosa bringen. Für die übrigen in die Ausgabe aufgenommenen Werke — Götz von Berlichingen, Leiden des jungen Werthers, Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, die vier Jahreszeiten, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Italienische Reise, Dichtung und Wahrheit, Iphigenie, Pandora, die Geschwister und Torquato Tasso — hat er in K. Arnstein, P. Eisner, V. Jirát, J. Kamenář, F. Kubka, B. Plecháčová und E. A. Saudek Übersetzer gefunden, deren Leistung ein einheitliches, hohes Niveau darstellt. Knappe aber ausreichende Kommentare hat Fischer überall selbst geliefert, bis auf die Anmerkungen zu „Dichtung und Wahrheit", die K. Polák bearbeitet hat. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Soviel kann aber gesagt werden, dass die tschechische geistige Welt in dieser Ausgabe in Inhalt und Form einen Goethe erhalten hat, wie ihn, ausser vielleicht Russland, keine andere Nation besitzt. Es wird sich zeigen müssen, ob sie ihn zu erwerben wissen wird.*)

Neben dieses Goethedenkmal tritt, unmittelbar aus dem Anlass des Jubiläums entstanden, eine fast 400 Seiten starke Goethefestschrift „Goethův Sborník" die im Staatsverlag in Prag erscheint. Die Anregung dazu ist von den tschechoslovakischen Germanisten ausgegangen; der Kreis der Mitarbeiter ist aber über den Bereich der Spezialisten hinausgezogen worden, freilich ohne dass es gelungen wäre, alle führenden Repräsentanten des tschechoslovakischen geistigen Lebens zu dieser Huldigung zu vereinigen. Ein einheitliches Programm hat sich nicht durchführen lassen und die Einleitung zu der Festschrift macht selbst auf einige Dinge aufmerksam, die sich einer Betrachtung vom zeitlichen und lokalen Gesichtspunkt aus dargeboten hätten und die nicht zur Erörterung gelangt sind. Trotzdem ist die Ernte nicht unergiebig gewesen, und von selbst ergeben sich Gruppen von Beiträgen, die sich um ein zentrales Thema zusammenschliessen.

Im Vordergrund dieser thematischen Einheiten steht begreiflicherweise eine Reihe von Arbeiten, die gleichsam Kapitel aus einer historischen Betrachtung über die Tschechen und Goethe ausschneiden, Kapitel übrigens, die je nach der spezifischen Art des Gegenstandes in verschiedener Weise konzipiert sind.

*) Erwähnt sei noch, dass Fischer in der Sammlung „Deutsche Lektüre", die der Prager Staatsverlag für die tschechischen Mittelschulen herausgibt, eine Einführung in Goethes Faust (1929), eine Auswahl aus Goethes Balladen (1930) und den Egmont (1931) herausgegeben hat.

Der historische Ablauf umfasst, soweit er hier verfolgt wird, von J. E. Purkyně bis Masaryk ein Jahrhundert. Enkel und Enkelin des grossen Forschers, C. *Purkyně* und R. *Pokorná*, bringen gemeinsam mit den Brünner Gelehrten O. V. *Hykeš* und D. E. *Hykešová* Persönliches und Sachliches zur Erhellung der Beziehungen zwischen Goethe und Purkyně bei. Von besonderem Interesse ist, dass T. G. *Masaryk* selbst das Wort nimmt, um seine Anschauungen über Goethe zu formulieren, als Kritiker, der sich zeitlebens mit dem faustischen Problem in höchst aktiver Weise auseinandergesetzt hat.*) Wie sich diese Auseinandersetzung einem wissenschaftlichen Beobachter aus der jüngeren Generation darstellt, zeigt die Studie K. *Poláks*. Vier weitere Kapitel dieser Gruppe handeln von Dichtern und Übersetzern: von F. L. Čelakovský, dem vielleicht goethenächsten der tschechischen Dichter (O. *Fischer*), J. J. Kolár als Übersetzer des Egmont (F. *Strejček*), J. Vrchlický (A. *Novák*) und Otokar Březina (A. *Veselý*). Die Entwicklung eines ganzen Zeitraumes fasst A. *Pražáks* Beitrag über die Rolle Goethes in der slovakischen Literatur zusammen. Zuletzt sind hier J. *Kvapils* Erinnerungen an den Faust in Prag zu nennen.

In Böhmen, dessen Naturschätze für Goethe in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung gewesen sind, haben die naturwissenschaftlichen Bestrebungen des Dichters seit jeher nicht nur Verständnis gefunden, sondern auch — namentlich die Farbenlehre und die Morphologie der Pflanzen — unmittelbar Einfluss auf die wissenschaftliche Arbeit gehabt. Drei Arbeiten der beiden Botaniker J. *Velenovský* und K. *Domin*, sowie des Anthropologen V. *Suk* erbringen den Beweis dafür.

Es ist schon vermerkt worden, dass die erste tschechische Übersetzung der unter dem Namen Asanaginica bekannten serbokroatischen epischen Dichtung nach der Goetheschen Version erfolgt ist. Über das Verhältnis der Goetheschen Nachdichtung zum Original ist des öfteren schon gehandelt worden. Erneut wendet sich eine in unserer Goethefestschrift enthaltene Untersuchung M. *Murkos* der Ballade zu. Daran schliesst sich als weiteres Germanoslavicum A. *Bems* Studie über Puškins Faustfragment an, dessen Übersetzung O. Fischer besorgt hat. Nach dem Westen führt schliesslich P. M. *Haškovec'* Betrachtung der Bewertung, die Molière bei Goethe gefunden hat.

Zu einer zweiten Gruppe reihen sich mehrere Beiträge zusammen, die sich mit Goethe als geistigen Typus überhaupt (J. B. *Čapek*, J. *Münzer*, F. *Žilka*) und sodann mit einzelnen seiner Werke befassen, zum Teil auch wieder im Hinblick auf das tschechische Milieu. Es gibt da Arbeiten über den Wilhelm Meister (V. *Jirát*, R. *Messer*), die Braut von Korinth (F. *Stiebitz*), den Faust (F. *Chudoba*, A. *Kraus*, J. *Krejčí*), das Gedicht „Ich denke dein" (H. *Siebenschein*), vergleichende Betrachtungen und Analysen von tschechoslovakischen Übersetzungen („Zueignung" von J. *Janko* und „Ihr glücklichen Augen . . ." von F. *Kalda*) und in aktualisierender Betonung über die Gespräche mit Eckermann (O. *Fischer*).

Den Beschluss bilden dichterische Beiträge und Miszellen bibliographischer und anderer Art. So „wird sich die tschechische Germanistik

*) Der Beitrag ist an der Spitze dieses Heftes in deutscher, vom Autor redigierter Fassung abgedruckt.

übereinstimmend mit der Familie Purkyně und der Tradition Čelakovskýs der Kontinuität und der Eindringlichkeit bewusst, mit der der forschungsfreudige Liebhaber der Natur, der Schöpfer des Faust, der mit der Kraft eines sonnenhaften Auges begabte Dichter, durch sein Vermächtnis zu ihr spricht".

Eine, wie zu hoffen steht, ertragreiche Ergänzung zu dieser Festschrift der Germanisten, wird die den Lesern der „Prager Rundschau" bekannte Vierteljahrschrift „Germanoslavica" bringen, die ihrem Programm zufolge versucht hat, aus allen slavischen Ländern Material zusammenzutragen und genügend Zusagen erhalten hat, um mehr als ein Goetheheft zusammenzustellen.

Zu bedauern bleibt der Mangel einer synthetischen Darstellung des Lebens und Schaffens Goethes für den geistig lebendigen tschechischen Leser, dem freilich die wichtigen Bücher von Gundolf, Simmel u. a. im Original mehr oder weniger zugänglich sind, der aber eine solche unter den Perspektiven des tschechischen kulturellen Lebens geschriebene Monographie gewiss willkommen heissen würde. Die Übersetzung des Goethebuches von Emil Ludwig ist ein etwas fragwürdiger Ersatz.

Neben der wissenschaftlichen literarischen Arbeit hat man auch in den Vorlesungen an der Universität Goethe nicht vergessen. Im Wintersemester 1931/32 hat O. Fischer über Goethes Dramen gelesen und im Seminar die Gespräche mit Ekkermann behandelt. Im Sommersemester wird der Faust an die Reihe kommen. Die Prager tschechische Universität wird im März eine Goethefeier veranstalten.

Auch sonst wird es, wie es scheint, an Feiern nicht fehlen. Nicht nur in den Landeshauptstädten Brünn und Bratislava, sondern auch in der Provinz, z. B. in den Städten Tábor, Mladá Boleslav, Iglau, Olmütz, Znaim, Hradec Králové planen die kulturellen Organisationen Veranstaltungen.

Von den Bühnen ist bisher bekannt geworden, dass das Nationaltheater in Prag den Egmont, das Stadttheater den ersten Teil des Faust und das Theater in Brünn gleichfalls den ersten Teil des Faust aufführen werden.

Auch der Rundfunk wird nicht schweigen. Eine Feier mit dem Egmont und einer Rede von Otokar *Fischer* steht auf dem Programm.

Auf Vollständigkeit macht diese chronistische Zusammenstellung keinen Anspruch. Soviel geht wohl aber daraus hervor, dass das tschechoslovakische Volk an seinem Teil eine schöne Bereitschaft bekundet dem Andenken Goethes, der „grössten Einheit, worin deutscher Geist sich verkörpert hat", zu huldigen. ***Mgr.***

Die Mitarbeiter dieses Heftes

Ing. Vojtěch Krbec (geb. 1887), Generalkonsul der Tschechoslovakischen Republik in Triest; Trieste, Via Coroneo 21.

Dr. Jan Patočka (geb. 1906), Assistent des philosophischen Seminars an der Karls-Universität in Prag; Praha I., Smetanovo nám.

Dr. Jan Svatopluk Procházka (geb. 1891), Adjunkt der geologisch-paläontologischen Abteilung des Nationalmuseums in Prag, Praha II., Václavské náměstí.

Dr. Cyril Purkyně (geb. 1862), ord. Professor der Geologie an der Tschechischen technischen Hochschule und Direktor des Geologischen Institutes in Prag; Praha-Smíchov, Třebízského 1154.

Dr. Vsevolod Sachanev, Archäologe und Kunsthistoriker in Prag; Praha XIX, Bučkova 27.

MUDr. Karel Weigner (geb. 1874), ord. Professor der Anatomie und Direktor des Anatomischen Institutes an der Karls-Universität in Prag; Praha-Vinohrady, Varšavská 12.

Oskar Wöhrle, Schriftsteller; Berlin SW 11, Hallesches Ufer 22/23.

Die PRAGER RUNDSCHAU erscheint jeden zweiten Monat im Umfang von 6 Bogen (96 Seiten) fallweise mit Bilderbeilagen. — Herausgeber Dr. Kamil Krofta, Prag. Verantwortlicher Redakteur: Dr. A. Hartl, Prag. — Redaktionsschluss 31. Januar 1932.

GOETHE UND DIE TSCHECHEN

Von Arne Novák

Als in der Dämmerung der harten politischen Reaktion und lastenden Niederhaltung des ideellen Lebens im absolutistischen Österreich das tschechische und das deutsche Prag sich anschickten, mit grossem Festgepränge die 100. Wiederkehr von Schillers Geburtstag zu begehen, konnten taktische Zweifel obwalten, ob beide Völker ein gemeinsames Fest feiern oder aber getrennt vor den grossen Dichter und Erzieher des deutschen sittlichen Selbstbewusstseins treten sollen; in der Tat kam es bei der Feier, die zu einer machtvollen Kundgebung der freiheitlich gesinnten Gebildeten und des Bürgertums wurde, zu keineswegs völlig bedeutungslosen nationalpolitischen Meinungsverschiedenheiten. Darüber jedoch, ob Schiller, der Dichter und Denker, der Geschichtsschreiber und der Ästhetiker, der ethische Führer und der freiheitliche Erwecker, beiden Völkerschaften des Landes angehöre, dessen Vergangenheit er erforscht und verherrlicht hatte, darüber konnte es keinerlei Streit und Zwist geben: Deutsche wie Tschechen im vormärzlichen Böhmen bekannten sich zu ihm ingleichen als zu ihrem Lehrer, ganz abgesehen davon, dass diesen wie jenen aus seinem Werk und seiner ganzen Persönlichkeit die revolutionäre Botschaft der Freiheit entgegenwehte, dieser so heiss ersehnten Freiheit für ein Zeitalter, das die Bande des staatlichen, des kirchlichen und des gedanklichen Absolutismus zu zerbrechen im Begriffe war.

Wenn von den Tschechen und den Westslaven nicht in vollem Masse zutrifft, was kürzlich ein vortrefflich eingeweihter Beobachter — der Prager Slavist Prof. Gerhard Gesemann in der „Slavischen Rundschau" — von den Russen ausgeführt hat, dass nämlich Rousseaus Jünger Schiller ihnen ein Jahrhundert hindurch geradezu die symbolische Verkörperung des weltumspannend-überindividuellen Freiheitskampfes ist, so gehört Schiller dennoch zu den vornehmsten Bildnern des Lebensideals des tschechischen Bürgertums bereits von den unmittelbaren Anfängen der nationalen Wiedergeburt an, u. zw. sowohl durch sein ethisches Pathos eines ringenden und der Idee sich als tragisches Opfer darbringenden Heldentums, als auch durch seine ästhetische Erziehung des Menschen; das alte tschechische, einstmals religiös fundierte und seit der Aufklärungszeit mehr und mehr säkularisierte Humanitätsideal wuchs aus Schillerschen Anregungen hervor, die durch die klassische Richtung der Schul- und der literarischen Bildung eine gedeihliche Förderung er-

fuhren. Gewiss wirkten hiebei Schillers Ideen nachhaltiger als seine verehrten, aber einer jugendlichen Literatur, die vorläufig die Kinderschuhe noch nicht abgestreift hatte, unzugänglichen Formen: nicht bloss die grosse Tragödie, nicht allein die philosophische Lyrik, sondern auch die klassische Ballade in der von Schiller gepflegten Form blieb ein unerfüllbarer Traum für die tschechischen Vormärzdichter, die in anderen, dem romantischen Geschmack und der romantischen Praxis näheren Gattungen der Dichtung zur Meisterschaft gediehen. Dennoch aber erschien vor siebzig Jahren Schiller dem tschechischen wie dem deutschen Bildungskreis in Böhmen als ein Prototyp des Dichtertums und unsere Väter, die bei den Reden des tschechischen und des deutschen Redners zur Verherrlichung des Dichters des „Wallenstein" und des „Wilhelm Tell" jauchzten und Beifall klatschten, taten es aus der Überfülle des Herzens.

Unter völlig veränderten politischen und Kulturverhältnissen schreiten heuer die Enkel jener Männer an die grosse Feier von Schillers Freund und Antipoden, an die Jahrhundertfeier von Goethes Todestag. Wiederum ist es — bei uns nicht minder als anderwärts — um eine die Grenzen des Literarischen weit übersteigende Manifestation zu tun; sehnt sich doch die gesamte gebildete Menschheit Nachkriegseuropas, Zeugnis davon abzulegen, dass der durch den erlauchten Weisen von Weimar geheiligte und auch unmittelbar formulierte Kulturglaube uns über die abgründigen materiellen und Wirtschaftskrisen hinüberträgt, dass die von dem „Ahnen der Zukunft und dem Enkel der Antike" — so apostrophiert ihn Jaroslav Vrchlický — ins Leben gerufene Weltliteratur das Trennende zwischen Völkern, Staaten, Ständen, Klassen überwinden hilft, dass das ästhetische Element auch heute durch die wirtschaftliche und politische Komponente nicht verdrängt werden darf von dem Teilhaben am Aufbau der Menschlichkeit. Hier melden sich einträchtig und einvernehmlich zum Wort die tschechischen wie die deutschen Einwohner des Landes, das von Goethe geliebt und wiederholt aufgesucht wurde, dessen Natur und Vergangenheit er erforschte und erläuterte, wo er Freunde und Schüler hatte: ebensowenig wie Italien, die Wahlheimat von Goethes Mannesalter, darf bei der heurigen Feier Böhmen fehlen, die Wahlheimat seiner Alterszeit.

Es ist nicht unsere Aufgabe und auch nicht unser Recht, die Frage zu beantworten, ob die Deutschen aus Böhmen jederzeit der grossen und ruhmreichen Überlieferung Goethes treu geblieben

sind; der Umstand, dass gerade in Böhmen die Wiege von drei Dichtern verschiedener Generationen stand, in denen, jedesmal in anderer Flamme, ein goethischer Funke entbrannte — die Wiege Adalbert Stifters, Friedrich Adlers und Franz Werfels — lässt eine bejahende Antwort ziemlich wahrscheinlich erscheinen, nicht anders als die Tatsache, dass an den böhmischen und mährischen höheren Lehranstalten deutscher Zunge im Laufe eines Jahrhunderts methodisch so verschieden geartete, aber in ihrer Kulturbegeisterung einander ähnliche Pfleger der Goethephilologie wirkten und wirken wie Joseph Zauper, Friedrich Thomas Bratranek, August Sauer, Herbert Cysarz.

Doch bereits zur Zeit eines überwiegend territorialen Vaterlandsgefühls, da Goethe den deutschen nordwestlichen Teil des altehrwürdigen Königreichs Böhmen aufzusuchen begann, da er dortselbst nicht allein mit böhmischen Gelehrten und Musikern, sondern auch mit Vertretern des alten historischen böhmischen Adels deutsch sprach und in seiner Muttersprache seine den Bestrebungen des Prager Vaterländischen Museums sich einfügenden Beiträge zur landestümlichen Heimatkunde schrieb, meldete sich im Lande die tschechische nationale Bewegung als Fortsetzung einstiger, künstlich abgerissener heimatlicher Überlieferungen und zugleich als ein Ast der gemeinslavischen geistigen Wiedergeburt; Goethen selbst, dem ungeachtet seines zentralen Weltbürgertums ein feines Verständnis für volkheitliche Kundgebungen eigen war, konnte nicht entgehen, dass die rasche Entwicklung der tschechischen Schriftsprache, für die er sich lebhaft interessierte, mit dem allgemeinen Fortschreiten des revolutionären Nationalismus in Europa zusammenhänge. Und die Vordermänner der jungen Bewegung erfassten bereits sehr richtig die Weltbedeutung des regelmässigen Gastes in den böhmischen Bädern, der dort in siebzehn Aufenthalten volle drei Lebensjahre vollbrachte, und sie bekannten sich zu Goethe als Tschechen, immerzu bestrebt, ihn für ihre sei es das Land verherrlichenden, sei es die Volkheit zu neuem Leben aufrufenden Bestrebungen zu gewinnen, was ihnen auch glückte; nicht allein das Land Böhmen, sondern auch die tschechische Nation darf aus Goethes Aufenthalten in Karlsbad, in Marienbad und in Eger und deren Nachklängen in Goethes Korrespondenz und literarischer Tätigkeit Gründe dafür schöpfen, um den Naturforscher und Kulturphilosophen, den kritischen Publizisten und Dichter Goethe ihren Freunden und Gönnern beizuzählen.

Der äussere Rahmen dieser Beziehungen und ihre persönlichen

Hintergründe sind auf Grund der auch bereits kritisch herausgegebenen umfänglichen Korrespondenz in mehreren fesselnden Stücken der unübersehbaren Goetheliteratur dargestellt; mit einem davon, dem tschechisch verfassten Werk „Goethe in Böhmen“, führte sich vor fast vierzig Jahren der heutige Patriarch der tschechischen Germanistik Arnošt Kraus auf das vorteilhafteste ein, ein anderes — Goethe in Böhmen — schrieb in leicht unterhaltender und lyrisch stimmungsvoller Form der Prager deutsche Dichter Johannes Urzidil zum diesjährigen Goethe-Jahrestag; uns fesseln vor allem jene kulturellen Anregungen und Taten des erhabenen Schülers eines Herder und des Urvaters der Romantik, mit denen er lebhaft in das Geistesleben der zu neuem Dasein erwachenden Nation eingegriffen hat.

Die beiden ältesten von Goethes vornehmsten Freunden in Böhmen, der Slavist Josef Dobrovský und der Naturforscher Kaspar Graf von Sternberg, stellen zugleich die vorbereitenden Phasen der nationalen Renaissancebewegung vor und verstehen es, die Aufmerksamkeit des bewunderungswürdigen Polyhistors von Weimar auf sich zu lenken. Der Vater der kritischen tschechischen Grammatik und Geschichtsforschung, der durch Erkenntnis von Vergangenheit, Sprache und Schrifttum die tschechische Wiedergeburt in ihren Anfängen auf das ausgiebigste gestärkt hat, korrespondiert mit Goethe über Fragen der Bibliographie und der Altertumskunde. Der Gründer des Patriotischen Museums in Böhmen, das Goethe aus Dankbarkeit für seine reichen naturwissenschaftlichen Spenden sehr bald zum Ehrenmitglied ernannte, findet bei dem Erforscher der geognostischen Verhältnisse in Westböhmen, zu dem Goethe sich während seiner wiederholten Badeaufenthalte entwickelt hatte, einen lebhaften Widerhall für seine paläontologischen und geologischen Studien, die einen Teil der böhmischen Vaterlandskunde konstituieren. Mit seinem Takt und seiner organisatorischen Gewandtheit weiht er den Freund auch in die weiteren Phasen der böhmischen patriotischen Bewegung ein, wie sie sich gerade um das Vaterländische Museum konzentriert hatten: er bringt ihm das publizistische Unternehmen des Museums nahe, macht ihn auf die Königinhofer Handschrift, diesen grossen Ruhmestitel des romantischen Böhmens, aufmerksam, schickt ihm tschechische Bücher zu.

Gewannen Dobrovský und Sternberg Goethe — eher den Gelehrten als den Dichter — vor allem damit, dass sie seinen wissenschaftlichen Neigungen entgegenkamen, gilt dies in gesteigertem Masse von dem dritten seiner wissenschaftlichen Freunde aus Böhmen,

dem berühmten Physiologen Jan E. Purkyně, einem der nicht zahlreichen Fachleute, bei denen der schmerzhaft empfindliche Autor der „Farbenlehre" Übereinstimmung mit seinen optischen Anschauungen fand. Wir wissen, dass diese Übereinstimmung der Anschauungen bei Purkyně auch von einer Charakterharmonie mit dem grossen Empiriker und von aufrichtiger Bewunderung für seine Gedichte begleitet war, aus denen er übersetzte. So stand Goethe mit persönlichen Beziehungen und tatwirkendem Interesse an der Wiege der neuböhmischen Wissenschaft, u. zw. nicht allein soweit sie heimatkundlich den Renaissanceinteressen diente, sondern auch insofern sie durch selbständige Forschung an dem geistigen Weltringen teilnahm; es war eine dem Gegenstand und dem Geiste nach tschechische, der Sprache nach aber deutsche Wissenschaft.

Doch die nationale Wiedergeburt war eher eine poetische denn eine wissenschaftliche Bewegung, und Goethe selbst war seiner ganzen Wesenheit nach vor allem Dichter, wiewohl in dem letzten Lebensabschnitt ein Dichter von vorwiegend gelehrter Inspiration; es konnte nicht ausbleiben, dass es auch in diesem Bereiche zu einem Verstehen kam. Hier fühlte sich Goethe, der einstige Schüler Herders, der Sammler von Volksliedern aus der Umgebung von Strassburg und der Umdichter des südslavischen Klaggesangs von der edeln Frauen des Asan Aga, vor allem von demjenigen angezogen, was in der wiedergeborenen tschechischen Dichtung die fruchtbarste inspirative Fähigkeit hatte: von dem Kultus des volkstümlichen Liedes. Vom Volkslied spricht er mit seinen slovakischen Besuchern aus Jena Samuel Ferienčík und Jan Kollár, über das Volkslied unterrichtet ihn mit seinem Brief und seinen Übersetzungen ein anderer junger Slovake, Pavel Josef Šafařík, im Gesichtswinkel des Volksliedes erfasst er aus der ganzen Königinhofer Handschrift am besten das lyrische „Sträusschen", an dem er Gefallen findet und dessen Aufbau er scharfsinnig umstellt und gliedert, worauf es dann — mit ungefähr gleichem Recht wie die „morlakische" Asan Aganica — in seinen Werken erscheint. Wann immer die vergleichende Literaturgeschichte auf die tschechische romantische Dichtung unter dem Einflusse des Volkslieds zu sprechen kommen wird, immer wieder wird in diesem Zusammenhange Goethes Name neben den Namen Percy, Herder, Brentano, Arnim und Kopitar erklingen müssen, um so mehr als in Goethes Falle zu der theoretischen Hilfeleistung und der moralischen Sympathie auch noch die dichterische Förderung hinzutritt, welche von seiten des grossen Balladikers und Lyrikers den literarischen Schöpfern der tschechischen Romantik

zuteil wurde, die beflissen waren, durch Nachklänge der volkstümlichen Epik oder Lyrik in typisierender und zugleich vereinfachter Form ihre Gefühls- und sittliche Welt zum Ausdruck zu bringen, mochten sie nun Čelakovský oder Erben heissen.

In den Jahren, da Goethe mit Dobrovský, Sternberg und Purkyně Briefe tauschte, da er die eifrige und kurzatmige Monatsschrift der Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen wohlwollend beurteilte, da er unsystematisch, aber anregend und geistvoll sein Interesse an tschechischer Sprache, tschechischer Geschichte, tschechischer Literatur kundgab, wirkte er bereits mit seinem Werk und Denken, und dies sehr durchdringend, an dem Aufbau der literarischen Kultur in der zu neuem Leben erwachten Nation. Damals, zur Zeit Jungmanns und Čelakovskýs, erreichte sein ideeller und künstlerischer Einfluss den Höhepunkt, von dem er dann ein Jahrhundert hindurch herabstieg; damals, zur Zeit der überwiegenden Herrschaft des deutschen Geistes über das tschechische Gemüt, gesellte sich Goethe jenen von seinen Landsleuten, welche die ideelle Richtung in der zweiten Generation der Wiedererwecker bestimmten, Herder und Kant, Schiller und Wilhelm v. Humboldt, Aug. Wilhelm Schlegel, Jakob Grimm und Luden. Es ist tatsächlich zu bedauern, dass in der umfänglichen Goethe-Festschrift, die von den tschechischen Germanisten aus Prag und Brünn eben zu dem diesjährigen Gedenktag herausgegeben wurde und deren bedeutungsvollster einleitender Abschnitt „Goethe und wir“ Goethes Einwirkungen auf Böhmen vorbehalten ist, gerade dieses Segment aus dem Wirken des Grossmeisters in Böhmen eine bloss stiefmütterliche Behandlung erfahren hat.

Wenn die älteren Geschichtsschreiber der Literatur den ganzen Prozess der Wiedergeburt im tschechischen Schrifttum in zwei Zeitabschnitte gliederten, den der Aufklärung und den der Romantik, schiebt die neueste Forschung zwischen die beiden eine durch die Führernamen Jungmann, Šafařík, Palacký, Kollár bezeichnete Periode des Klassizismus ein, und gerade in ihr gab sich Goethes Wirken am durchdringendsten und dauerndsten kund; von Goethe nimmt ihren Ausgang Jungmanns literarische Theorie, die für mehr als ein halbes Jahrhundert dem gesamten tschechischen Schrifttum die Richtung weist und die dann auch von viel späteren Geschlechtern abgewandelt wird: das ganze dichterische Streben der soeben erwachten Nation wird von Jungmann bewusst und systematisch in den Dienst von Goethes „Weltliteratur“ gestellt, womit ihm nicht bloss Selbstbewusstsein, sondern auch Verantwortungsgefühl einge-

flösst wird; Goethes Beispiel ist Jungmann bei der Aufrichtung seines Ideals einer nationalen Klassik behilflich und befreit ihn teils von der Abhängigkeit vom griechisch-römischen Kanon, teils von der streng formalistischen Ästhetik der Franzosen; Goethe leitet ihn von der pseudoklassischen Rhetorik und der leeren Ornamentik des Barock zur Poesie der Wirklichkeit und des Erlebnisses, für die der gute Jungmann, Schöpfer bloss im Bereiche des Sprachlichen, zwar Verständnis, nicht aber schöpferisches Vermögen hat, so dass er dichterisch eigentlich nicht über Übersetzungen hinausgelangt, von denen auf Goethe ausser dem Mignon-Lied, dem Zauberlehrling und dem Gesang der Geister über den Wassern bezeichnenderweise auch „Hermann und Dorothea" entfällt, an dem den tschechischen Nachdichter neben dem Hexameter offenbar auch die idyllische Behaglichkeit, die gesunde Bürgerweisheit, die würdige Verherrlichung des in den Kreis der Familie eingeordneten Menschen verlockte.

Einem Palacký, der von der Ästhetik herkam, von Beruf aber Historiker war und sich in seinem öffentlichen Wirken als eine von dem Bewusstsein der sittlichen Verantwortung ständig beseelte Persönlichkeit darstellt, stand Schiller offenbar wesentlich näher als Goethe, von dessen dichterischer Sinnenfülle und naturwissenschaftlicher Lebensauffassung Palacký durch seinen kantischen Ausgangspunkt ferngehalten wurde. Aber nachdem er den starren Formalismus seiner dogmatischen „Anfänge der tschechischen Dichtung" überwunden hatte und die theoretischen und praktischen Erscheinungen der modernen Ästhetik charakterisierte, fand er denkwürdige Worte des Verständnisses und der Würdigung auch für Goethe, an dem er neben der schönen Entwicklungslogik zu allererst die „Ideale des ästhetischen Lebens", sodann die „Auffassung und Befolgung des Kunstgeschmacks aller Zeiten und Völker", insgesamt aber das Verdienst um die „Befreiung seiner Landsleute von der Einseitigkeit" erfasste. Hier wurde um das Jahr 1821 herum zum erstenmal in der tschechischen Literatur Goethes ästhetische Persönlichkeit voll erfasst, der der junge Kollár ratlos und ohnmächtig gegenüberstand, da es ihm völlig an demjenigen mangelte, worin das persönliche dichterische Geheimnis des Weimarer Meisters bestand — an der Fähigkeit der ständigen Erneuerung und Umgeburt des Künstlers in sich selbst durch intensives sinnenhaftes und gefühlsmässiges Erleben der Wirklichkeit, mag sie nun Naturwissenschaft oder Kultur heissen.

Diese Totalität von Goethes dichterischer Erscheinung blieb der

tschechischen Literatur eigentlich dauernd fremd, so dass in ihr eher bloss die von Weimar ausgehenden theoretischen Anregungen als ein fruchtbarer Widerhall von Goethes Poesie selber fortlebten, von der die Romane und Novellen auf tschechischem Boden niemals heimisch wurden, während von den Dramen ausser dem dauernd studierten und verehrten „Faust" eigentlich bloss „Egmont" zur Volkstümlichkeit gelangte, u. zw. vermöge seiner freiheitlichen Tendenz und dank seinem eine Analogie zur heimatlichen Geschichte liefernden historischen Vorwurf. Goethes Poesie näherte sich lebenslänglich von verschiedenen Seiten her Goethes treuer Lehrling und Jungmanns konsequenter Nachfolger, der auch charakterologisch durch sein ständiges Streben nach innerem Gleichmass, nach innerem Behagen und ruhevoller Anschauung, nach seelischer Heiterkeit aus Goethes Geschlecht war, ohne aber Goethes geniale Leidenschaftlichkeit zu besitzen. Otokar Fischers schöne Studie „Der junge Čelakovský und Goethe" in der genannten Goethe-Festschrift, in der die Bedeutung von Čelakovskýs meisterlicher Nachdichtung der „Geschwister" besonders einsichtsvoll dargelegt wird, gibt fürs erste bloss den einleitenden Teil einer Arbeit, die erst zu leisten sein wird, damit offenbar werde, wie Goethes segensreicher Einfluss nicht bloss Čelakovskýs Balladen und Lieder im Volkston, sondern auch seine Didaktik in epigrammatischer Gestalt, insbesondere aber seine männliche, ein wenig ausgedörrte Lyrik in der „Růže stolistá" einwirkend erfasste, die ohne das Vorbild des „Westöstlichen Diwan" schwerlich entstanden wäre. Čelakovský pflegt ungeachtet seines klassischen Ideals den Romantikern beigezählt zu werden; sofern er ihnen tatsächlich zugehörte, war er auch der einzige, der sich Goethe bewusst annähert, während die anderen sich von ihm vorsätzlich abwendeten, so dass nach Goethes Tode in Böhmen auch eine ersichtliche Herabminderung seines Einflusses kommt. Wir finden zwar goethische Anlehnungen in Máchas Prosa, wo uns die tschechische Replik Mignons begrüsst, desgleichen in Erbens Balladik, in der die mehrende Gabe aus Weimar mit manchem Motiv zur volkstümlichen und künstlichen Tradition der Slaven beigetragen hat, sonst aber halten sich die tschechischen Romantiker auf einem Wege, der von Goethe und seiner Welt abwärts führt in dunklere und leidenschaftlichere Gelände, denen Novalis und Lenau, die polnischen Romantiker und Byron herrschen, Erscheinungen, deren persönlicher und literarischer Zusammenhang mit Goethe zwar offenbar ist, die aber zuendegedacht dennoch nur eine Zersetzung des klassischen Ideals in der Dichtung bedeuten, so dass

die tschechischen Schriftsteller der dreissiger und vierziger Jahre kaum begriffen hätten, dass „Heinrich von Ofterdingen" seinem Wesen nach eine Entwicklung des Wilhelm Meister ist, dass Mickiewicz Goethe zu Weimar als den legitimen Statthalter der Poesie auf Erden ehrte, dass Goethe es war, der im Euphorion die geschichtliche Tragik von Byrons Genius am hinreissendsten verherrlicht hat... auch in Böhmen, zur Zeit von Menzels und Börnes antigoethischer Feindschaft hat es den Anschein, als wären Entwicklung und Fortschritt von Poesie und Kultur nunmehr geradezu gegen Goethe gerichtet, obwohl gerade auf diesem verspäteten Kulturboden Goethes dichterisches Vermächtnis bei weitem noch nicht verdaut und ausgelebt war. Und bezeichnend ist auch, dass die vereinzelten Geister, die zu ihm ein positives Verhältnis haben, ihren Blick eher zurück als vorwärts richten, wie der gelehrte Dichter Jan Erazim Vocel, der sich jenseits der Landesgrenzen im Geiste von Goethes Weltliteratur herausgebildet und sich nicht bloss des Meisters schmiegsamen Formalismus, sondern auch seine Forderung nach Kommandierung der Poesie angeeignet hatte. Sein national und slavisch erzieherisches Epos mit geschichtlichen Perspektiven „Labyrint Slávy" ist eigentlich die einzige richtige tschechische Faustiade; mit sinnvoller Dialektik, aber ohne lebensvolle Plastik wandelt sie den Gegensatz Faust—Mephistopheles in dem Antipodenpaar Jan Kutenský—Duchamor ab.

Überstürzt vertraut sich noch vor der Revolution die junge tschechische Kulturwelt Führern von vielfach gleichfalls germanischer Abkunft an, die eine Goethes Geist fremde, wo nicht feindliche Tendenz verkünden; erst jetzt wird in Böhmen lebhaft der prinzipielle Gegensatz Schiller versus Goethe empfunden, und die Nation, die soeben ihre ersten, freudigen und kurzen Flitterwochen mit der liberalen Politik lebt, schlägt sich fast ausnahmslos in Schillers Lager. Hegels Philosophie mit ihrer neuen antiindividualistischen Auffassung des Individiums, des Gemeinwesens und des Staates und mit ihrer bestrickenden, die naturwissenschaftliche Konzeption des Daseins in den Hintergrund rückenden Deutung des historischen Ablaufs nimmt die denkerischen Naturen gefangen, Byrons Typus des freiheitlichen, ja revolutionären Dichters, der mit empfindungsreichem Pathos die Zerrüttung der eigenen Persönlichkeit zur Schau stellt und dabei den Umsturz der bisherigen gesellschaftlichen und politischen Ordnung vorbereitet, wirkte als das wünschenswerte Urbild des modernen Schriftstellers, der von goethischem Legitimismus, von goethischer Objektivität, von der goethi-

schen Forderung nach resigniertem Sichfügen in die regelmässige Gesetzmässigkeit des beharrenden Lebens nicht einmal hören will. Die kritischen Theorien des Jungen Deutschlands von einer bewusst im Dienste des Tages und seiner dringenden Bedürfnisse stehenden Literatur waren richtungweisend für die literarische Entwicklung, die sich willfährig auf das engste der Entwicklung der Tagesschriftstellerei anschloss, und wiesen nicht bloss den Klassizismus, sondern auch jede künstlerisch autarkische Auffassung der Dichtkunst von sich. Geradezu als Verkörperer all dieser Bestrebungen kommt nach kurzem Aufenthalt in Russland, wo die literarische Jugend unter Schillers Fahne und in schroffem Widerstand gegen Puškins goethische Ästhetik nach Freiheit und Realismus ruft, Karel Havlíček nach Böhmen, um hier die geistige Führung anzutreten, wobei er in der Politik zwar durch Palackýs Autorität geschützt wird, sich aber gegen Jungmanns Ideale stellt: so wie in Deutschland Ludwig Börne, ist in Böhmen der an ihm geschulte Havlíček das Haupt der antiästhetischen und antiklassischen Opposition, mag er sich auch nicht unmittelbar gegen Goethe kehren.

Zuerst sprechen die Schriftsteller der Übergangszeit Goethes Namen noch mit pflichtschuldiger Pietät aus, propagieren sogar seine Werke und einige von seinen Prinzipien, aber Schritt für Schritt entfremden sie sich in der literarischen Praxis zusehends dem weimarischen Geist. Der Hegelianer František Matouš Klácel, einstmals Anhänger Klopstocks und schliesslich sozialistischer Schwärmer, gibt seine freie Paraphrase des „Reinecke Fuchs", doch eben nur um der dick aufgetragenen sozialpolitischen Kritik willen, wogegen die durch formale Meisterung erreichte breite Behaglichkeit des Werkes ihn kaum interessiert haben mag. Eher aus eigenen Theaterbedürfnissen denn aus literarischem Zusammenklingen entstehen nunmehr in den fünfziger Jahren Übersetzungen von Goethes Tragödien, von denen zur Lebenszeit des Meisters dank dem Verdienst des gebildeten Klassizisten Simeon Karel Macháček bloss die „Iphigenie" verdolmetscht worden war, aber der Urheber dieser Übertragungen des „Egmont", des „Götz" und des I. Teiles des „Faust", der tschechisch-deutsche Schauspieler Josef Jiří Kolar, selber ein meisterhafter Verkörperer ihrer mannhaften und dämonischen Gestalten, war literarisch in den Bereichen eines Jean Paul und E. T. A. Hoffmann heimisch und versuchte — im Text der übersetzten Werke sehr willkürlich wütend — mit seiner Dichterei in die Niederungen einer spätromantischen Groteske auch den „Faust" herabzuziehen, der allein von allen diesen Arbeiten in Buchgestalt er-

schienen ist; hier fesselte ihn bezeichnenderweise vor allem die Gestalt des Mephistopheles, in der er sich auf der Bühne glanzvoll hervortat. Die Kraftworte, mit denen er über den zweiten Teil der Tragödie aburteilt, sind ein Beweis, dass er auf seinen abenteuerlich romantischen Wanderfahrten zwar auf den Brocken, nicht aber bis nach Weimar gelangt war. Sogar der Kritiker und Dichter Václav Bolemír Nebeský, der nach Jungmann am wirksamsten die goethische Forderung nach Weltliteratur verfocht und verwirklichte. neigte von der klassischen und romantischen Auffassung der literarischen Entwicklung zu den Anschauungen eines Gervinus hinüber und zog auch in der Lyrik mit wertendem Geschmack und tätiger Nachahmung Lenau und andere Epigonen der goethischen klassischen Inspiration vor.

Die nach ihrem Almanach „Máj" benannte Dichterschule, die in den sechziger Jahren im vollen Tageslicht der Konstitution und Pressefreiheit und bei freudiger Lebensregung der ganzen Nation der tschechischen Literatur eine neue Gestalt gab und die Grundlage zur einer bislang fortlebenden Tradition legte, wuchs aus jungdeutschen Voraussetzungen auf; ihre Mitglieder hatten ihren Börne, Heine und Wienbarg nicht umsonst gelesen und an kühlem Misstrauen gegen den Klassizismus, insbesondere den goethischen, gaben sie ihren deutschen Lehrern in nichts nach. Der Kritiker und Dichter Jan Neruda, der gute Europäer, der Wohltaten und Klippen der gelehrten Inspiration in der Poesie am eigenen Leibe erfahren hatte und am unmittelbaren Beschlusse seiner komplizierten lyrischen Laufbahn in einigen Gedichten zu goethischer Gefühlsklarheit und satter Gegenständlichkeit gelangen sollte, verabsäumte als Kritiker keine Gelegenheit, um dem Dramatiker Goethe seinen Unwillen zu bezeigen, dessen Dramen, den „Faust" und „Egmont" nicht ausgenommen, er auf der tschechischen Bühne als Entwicklungshindernisse für das moderne Repertoire ansah; in Italien in Gefilden wandelnd, die Goethe teuer gewesen waren, wich er nicht bloss seinen Spuren, sondern allem und jedem aus, was auf welche Art immer mit Goethes kultureller und künstlerischer Betrachtungsweise zusammenhing. Dass Vítězlav Hálek in seiner byronischen und heinischen Jugendzeit meilenweit von Goethe entfernt blieb (zum Unterschied von seinem sentimentalen Gefährten Gustav Pfleger Moravský, für den noch in den schöpferischen Mannesjahren der „Werther" von hoher Bedeutung war), kann nicht wundernehmen, aber er kam leider auch in der Naturlyrik seiner Reifezeit nicht jener dichterischen Einheit nahe, die der Mann von Weimar zwi-

schen Mensch und Welt gewölbt hatte und nach der er selber Sehnsucht empfand; darum blieb Hálek bloss ein fragmentarischer Impressionist. Ein besonders lehrreicher Fall ist die grosse Schriftstellerin der Gruppe Karolina Světlá, die von Jugend auf mit den Ideen des deutschen klassischen Idealismus gesättigt war. Während Herders und der Brüder Humboldt Gedanken und Worte bei ihr wiederholt und an den bedeutsamsten Stellen sich vernehmen lassen, fanden bei ihr Goethes Anschauungen kein Gehör, gewiss auch darum, weil gerade Goethes auch von Neruda verurteilter weiblicher Typus ihrem zentralen Lebensstreben schroff entgegensteht. Um so begeisterter melden sich die Světlá und ihre Schülerinnen unter die Fahne Schillers, von wo es ihnen späterhin nicht schwer fällt, in das moralkritische Lager Ibsens zu desertieren. Und so schwört auf Goethes Evangelium aus der ganzen vielköpfigen Schar der Máj-Dichter ein einziger Schriftsteller, der auch sonst eine Ausnahme von der Regel darstellt, ein jeglichem Umsturz abholder Konservativer, Alois Vojtěch Šmilovský, im praktischen Leben Verfechter der sittlichen Entwicklung und individuellen Charakterbildung, in der literarischen Kunst Anhänger des typischen Realismus. Der selbständige Zögling Gogols liebte es, Goethe neben Homer und Shakespeare als Klassiker des echten und ewigen Realismus zu nennen.

Der Máj-Schule reihten sich bald und in vollkommener äusserer Harmonie die Ruch-Männer an, die politisch freiheitlichen Bekenner einer nationalen Tendenzpoesie, die für sie ohne malerische und rhetorische Elemente undenkbar blieb; ihr prinzipielles und programmatisches Slaventum steht in interessantem Gegensatz zu ihrer deutschen Vorbildung in der Literatur. Gerade ein sehr eigenartiger Mann unter ihnen, selber ein Balladiker aus Nerudas Hürde, der heute fast vergessene Ladislav Quis übersetzt (neben der „Iphigenie“) Goethes Balladen, und das eigentliche Haupt der Schule Svatopluk Čech, der lange Zeit hindurch als Prototyp des nationalen Dichters galt, ringt in den Jahren der Vorbereitung mit dem faustischen Problem und der mephistophelischen Polarität, ohne sich damit in einem gereiften Dichterwerk auseinanderzusetzen, während auf mehr denn einer seiner Idyllen und manchem beschreibenden Gedicht dennoch der segnende Blick Goethes ruht. Aber dies alles bleiben blosse Episoden, in denen nicht der eigentliche Herzschlag der dichterischen Entwicklung pulst, die in Böhmen ganze Jahrzehnte hindurch ohne Beziehung zu Goethe verläuft; dieser schwindet fortschreitend aus dem Lesestoff der jungen Kulturgeneration,

soweit der Eingriff der Schule dies nicht imperativ und oft unwillkommen verhindert.

Um so mehr überrascht die dramatisch bewegte Begegnung Jaroslav Vrchlickýs mit Goethe und insbesondere mit dem „Faust“. Alles schien verhindern zu wollen, dass es in der tschechischen Dichtung der achtziger Jahre zu einer solchen Begegnung komme. Die kulturelle Orientierung der Lumír-Gruppe, in der Vrchlický die führende Persönlichkeit war, wies auf die romanischen Nationen und nach England hin, grundsätzlich die Entdeutschung der tschechischen Dichtkunst verfolgend. Aus Frankreich, Vrchlickýs eigentlicher Künstlerschule, winkte in dem Werk Victor Hugos und seiner Plejade ein rhetorisch-malerischer Stil, der den Ausdrucksmitteln des weimarischen Klassizismus urfern lag. Von dort lockte auch ein neuer sozialer Humanismus, der den bürgerlichen Idealen des 19. Jahrhunderts ebenso aufrichtig Ausdruck lieh wie Goethes gebändigter Individualismus den Bedürfnissen der Geburts- und Geistesaristokratie im Zeitalter der Aufklärung entsprochen hatte. Diese Ideale seiner Zeit machte sich Vrchlický bereitwillig zu eigen, sobald er herangereift und selbständig geworden war, und ihnen ordnete er seine beiden Wesenstendenzen unter, die ihn in Goethes dichte Nähe brachten: den Titanismus seiner schwermütigen Jugend und das Ästhetentum seiner frühen Mannesjahre. Völlig verschlossen bleiben ihm jedoch lebenslänglich die beiden Methoden der Zucht, die Goethe, kaum dass er seinen Sturm und Drang durchgekämpft, sich und dem neuzeitlichen Schriftsteller vorgeschrieben hatte: die Zucht der empirischen naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die verlässlicher als die philosophische Spekulation den Durst des faustischen Intellekts stillt, und die Zucht der gesellschaftlich-bürgerlichen, demütig-verzichtenden Einordnung und zivilisatorischen Anteilnahme im Bereich einer gemeinnützigen Tätigkeit, welche die Spannung des in sich selbst unzufriedenen Titanen löst, gegenständlich macht und heiligt.

Während Vrchlický in seiner Jugendlyrik mit einem Übermass an Subjektivismus die beiden bekanntesten goethischen Typen sehr vertraulich ansprach, Faust als den Repräsentanten trotzigen Erkenntnisdranges und Werther als die bis zur Verzweiflung gesteigerte Verkörperung aufgelösten Gefühls, wandte er sich in den Mannesjahren so gut wie ausschliesslich dem „Faust“ zu. Die beiden Hauptwerke, in denen er zu Beginn der achtziger Jahre mit Goethes mystischer Tragödie wetteifert, entbehren jedoch der dramatischen Form, sind vielmehr in dem rhapsodischen Stil eines meditativen

Epos verfasst — dieser taugte Vrchlický am besten für die Légende des siècles, die bei ihm bezeichnenderweise „Bruchstücke der Epopöe" heisst. Es sind dies „Hilarion" mit seinem Vorwurf aus den ägyptischen Leben der Väter und „Twardowski", eine Paraphrase der humanistischen, den Bereichen des Landadels entwachsenden Faustsagen aus dem Polen des 16. Jahrhunderts. Aber ungeachtet vielfacher Anlehnung an Goethes Dichtung ist weder die erhabene Legende von dem heiligen Einsiedler aus der Thebais noch auch die laszive Geschichte des adeligen Genussmenschen aus dem versklavten Polen als faustisches Werk im eigentlichen Sinne anzusprechen: mephistophelische und Engelsstimmen ziehen Hilarion aus religiösem Titanismus dicht in den Mittelpunkt eines sozial-liberalistischen Humanismus und des sinnlichen Vitalismus der Neuzeit; über die Erlösung des Pan Twardowski, eines sinnlichen Lusthaschers, der zwischen Lustverlangen und dem Ekel der Übersättigung hintaumelt, aus der Gewalt seines teuflischen Begleiters, der ein reichlich persiflierender Mephistopheles ist, entscheidet nicht das sittliche Streben eines ganzen Lebens, sondern das Gebet eines verfälschten Gretchens. Obwohl beide Werke Vrchlickýs, kühn in der Konzeption, doch mehr als zersplittert in der Ausführung, durchaus nicht zu den dichterischen Gipfeln ihres Verfassers gehören, bleibt doch zu bedauern, dass Vrchlický, als er die Absicht hatte, die Krisen und Kämpfe, Siege und Niederlagen, Sehnsüchte und Hoffnungen des Menschen, der seiner Idee und seiner Lust gern die Ewigkeit erobern möchte, in tschechischem Gewande zu dolmetschen, hiezu nicht einen mit dem tschechischen Leben zusammenhängenden und neben allmenschlichen Fragen auch nationale Probleme lösenden Stoff gewählt hat, wie z. B. Ibsen im „Brand" und „Peer Gynt". Hier stehen wir aber dicht an dem eigentlichen Kern des eklektischen Kosmopolitismus bei dem grossen tschechischen Dichter.

Von allen dichterischen Werken Goethes stand der „Faust" Jaroslav Vrchlický das ganze Leben lang am nächsten, ja, genau gesagt, war er das einzige, das ihm nahestand — sowohl durch seinen Stoff und seine Motive als auch durch seine gedanklichen und literarischen Probleme. Zu all dem kehrte der tschechische Dichter wiederholt in epischen Paraphrasen und lyrischen Improvisationen zurück, ebenso in seinen feinen und kunstvollen versifizierten Charakteristiken des Dichters und seiner Schöpfung und endlich in gelegentlichen Erwähnungen als ein von Stimmungen beherrschter Kritiker, wo er dann den „süssen Weisen" in Goethe oft über den Dichter

stellte. Dem „Faust" galt auch Vrchlickýs dolmetschende Grosstat. als er 1891 die Nachdichtung beider Teile herausgab, während J. J. Kolár 1863 und Fr. Vlček 1890 sich bloss an den ersten Teil der Tragödie gewagt hatten. Auf diesen Sieg als Dolmetsch tat er sich mit Recht viel zugut und seine danksagenden Stanzen „Nach Beendigung der Übersetzung von Goethes Faust" kann man auch heute nicht ohne Bewegung lesen. Gegenüber diesem Werk treten Vrchlickýs Paraphrasen von Goethes Balladik und Lyrik aus dieser und der späteren Zeit zurück; sie sind zwar heute durch die feineren und anschmiegsameren Übertragungen Fischers verdunkelt, doch bleiben sie dadurch denkwürdig, dass Vrchlický sich nicht auf die von den tschechischen Übersetzern fast ausschliesslich favorisierten Balladen beschränkte — weitere Übersetzungen vor Fischer rühren von Alfred Fuchs 1911 und Jan Kamenář 1914 her, während Jan Nečas 1889 auch die Lyrik berücksichtigt — und dass Vrchlický auch den späten formalistischen Hervorbringungen des Altmeisters nicht ausweicht.

Gerade diese Übersetzungen sind ein Teil jenes kulturell-dichterischen Strebens, in das Vrchlický sich mit Goethe teilte, solcherart die von Jungmann begründete alte tschechische Tradition erneuernd: das Streben nach einer Weltliteratur, das kaum weniger intensiv war als das Ringen um das Faust-Problem. Hier konnte dem durch einen virtuosen Übersetzer und einen gelehrten literarischen Kenner potenzierten tschechischen Dichter eben nur Goethe Stärkung bieten, wogegen sein anderer Meister und Lehrer Victor Hugo, der sonst Goethes Wirken auf Vrchlický nicht immer segensreich durchkreuzte und übertäubte, in diesem Betracht eine Erscheinung von ausschliesslich nationaler Geltung blieb.

An Goethes Programm einer Weltliteratur trat Vrchlický bereits an der Scheide des Jünglingsalters und der Mannesjahre heran, gerüstet mit einer ungewöhnlichen Kenntnis der Sprachen, Kulturen, Literaturen, mit einem exzeptionellen Geschmack und Weitblick, mit einer einzigartigen Arbeitsamkeit und Begeisterung. Indem er seine Aufgabe zugleich als eine Entdeutschung der tschechischen Dichtkunst durchdachte, verlieh er seinem planmässigen Beginnen zugleich eine national-defensive Tragweite; dass ihm dabei gerade der grösste deutsche Dichter behilflich war, ist eines der interessantesten Paradoxa in Goethes mehr denn hundertjährigem Fortwirken in Böhmen. Die grösste Kulturlücke in der heimatlichen Kunstentwicklung versuchte er dadurch zu überbrücken, dass er in den Bereich seiner literarischen Propaganda auch die Renaissance-

poesie einbezog. Aus seiner glühenden und nichtalternden Liebe zur Antike wuchs zwar verspätet, doch nicht ohne Gelingen ein besonderer tschechischer Neuhumanismus hervor, der beseelt ist von der Sehnsucht nach Harmonie und verklärt von der bald träumerischen, bald sinnlichen Hingabe an plastische und farbenleuchtende Schönheit. Alle diese Züge von Vrchlickýs Bemühen um eine Weltliteratur haben ihre Analogien bei Goethe und hätten unstreitig auch seinen Beifall und Segen gefunden.

Für ihren tschechischen Träger bedeuteten sie neben dem kulturellen Pathos und der künstlerischen Inspiration mancherlei Gefahr. Mit ihrer Extensität brachten sie ihn von der konzentrierten Arbeit an der eigenen Individualität ab, die dann oft zu einer blossen Trägerin fremder Einwirkungen und entlegenerer und näherer Widerklänge wurde; arbeitsmässig trieben sie ihn zur Hast, zu Paraphrasen an Stelle des Schaffens, zu Virtuosenstückchen und formalistischen Spielereien an: im Bereich des Gedanklichen und Stilistischen schleppten sie den für den Denker wie für den Künstler gleicherweise gefährlichen Eklektizismus einher. Jaroslav Vrchlický brachte, wir werden uns dessen nicht einmal voll bewusst, alle diese Opfer für Goethes Programm, in dem er ein lebhaftes Bedürfnis der nationalen Kultur erblickte, Opfer, wie die literarische Entwicklung sie durchaus nicht von Goethe, dem Angehörigen einer grossen Literatur, gefordert hatte, der an die Verwirklichung jenes erhabenen Planens erst dann herangetreten war, als er, zur voll entwickelten Individualität gediehen, sich nicht mehr so vielfältigen Gefahren ausgesetzt sah.

Der tschechische Kritiker, der folgerichtig und entschieden auf diese Gefahren und diese tragischen Irrtümer des tschechischen Dichters im Dienste eines Weltprogramms hinwies, war selber ein Mann von Weltformat, der sich mit Vrchlický an Bedeutung bereits damals kühn messen konnte, als er selbst noch nicht seine eigentliche Lebenssendung vor sich liegen sah, die weder kritisch noch philosophisch, sondern politisch war. Ein Altersgenosse Vrchlickýs, war er sonst in allen Stücken sein Antagonist als ethische Natur, als spekulativer Geist, als Zögling der russischen und der angelsächsischen Kultur, als ein kritisches Temperament, dem die Kunst mehr Belehrung bietet als Lust; bloss in dem sozialen Mitleid, in der Laienreligion der Humanität und Demokratie, in dem Glauben an Massenfortschritt stimmten beide so ungleich beschaffenen Männer als Kinder eines Zeitalters überein. Es war Tomáš G. Masaryk, der in den neunziger Jahren nicht bloss Vrchlickýs tschechische Fau-

stiaden, sondern auch die faustische Idee bei Goethe selbst einer durchdringenden Kritik unterzog und sich so an die erste Stelle unter den tschechischen Kritikern Goethes stellte.

Obwohl Masaryk, in der Goethe-Philologie nicht unbewandert, bei seinen ästhetischen und kritischen Analysen und Interpretationen in ausgiebigem Masse Belege aus Goethes Werken heranzog, beschäftigten ihn doch vor allem die philosophisch-ethischen Gehalte von Goethes Leben und Schaffen; schon der jugendliche Soziologe des Buches „Der Selbstmord als Massenerscheinung" hatte den bedeutungsvoll typischen Charakter von Werthers Tat und Faustens Verzweiflung erfasst. Dem „Faust" wendet er dann — nicht anders als Vrchlický — sein Hauptaugenmerk zu als der Tragödie des modernen antireligiösen und philosophischen Titanismus, den er in seinem Zyklus von Studien über grosse Werke der neuzeitlichen Dichtung richtet, wobei er über sie alle — auch über den „Faust" — Dostojevskijs „Brüder Karamazov" stellt. Masaryks strenges soziales Gewissen richtet und verurteilt Faustens rücksichtslosen und des Verbrechens fähigen Egoismus, zu dem der um Gott und das aus ihm fliessende moralische Bewusstsein gebrachte Individualismus der Neuzeit entartet ist, betont aber interessant und charakteristisch mit zustimmendem Tenor Faustens in überpersönlicher und gemeinnütziger Zivilisationsarbeit gipfelnden Voluntarismus, worin ihm der mittelalterliche Alchymist und Gemahl der trojanischen Helena als typisch moderner Held erscheint. Als Moralist und Soziologe griff Masaryk die Faustgestalt völlig aus dem Bereich der literarisch-ästhetischen Auffassung heraus, hievon zeugt die schroffe Aburteilung über Gretchens Gestalt: sie ist ihm nicht die ewige Weibnatur, sondern der Typus der versklavten Frau aus der Vergangenheit, völlig ohne Bewusstsein eines Eigenwertes und einer eigenen Sendung; hier sprach einer der ersten Vorkämpfer der Frauenfrage in Böhmen, deren Verfechter, von der Světlá angefangen, Goethe kein sonderliches Vertrauen entgegenbrachten.

Wurde der vorsätzliche Rationalist Masaryk der dämonischen Komponente von Goethes Charakter und seines Schicksals nicht gerecht, lehnte er mit der schroffen Ungerechtigkeit des inständigen Ethikers und sittlichen Erziehers Goethes ästhetischen Ausgangspunkt ab, urteilte er von dem entrückten Gesichtspunkt eines sozialen Ideals über den Aristokratismus des Künstlers und Höflings ab, ihm nicht die Persönlichkeit Schillers, sondern Beethovens entgegenstellend, anerkannte er doch mit gerechter Bewunderung Goethes Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit und fand in seiner Beichte die

Hauptprobleme unserer Zeit, des Zeitalters der Renaissance und der Nachrevolutionszeit grosszügig formuliert. Wie Jungmann und Vrchlický vor ihm, wie Šalda und Fischer nach ihm, lernte auch Masaryk von Goethe Allseitigkeit und Universalität; auch er ist ein Bekenner von Goethes Weltliteratur. Im wesentlichen jedoch — sehr zutreffend formuliert es Karel Polák in seiner der Goethe-Festschrift einverleibten klugen Abhandlung — gelangt in dem Politiker und Ethiker Masaryk, der sich mit offenem Visier dem Dichter und Ästhetiker Goethe stellt, zu seiner geradezu typischen Verkörperung der Kontrast des tschechischen Geistes gegen die deutsche Kultur, ein Kontrast, der übrigens auch die Erklärung dafür gibt, warum das Verhältnis der tschechischen Literatur zu Goethe im ganzen stets lau blieb und warum den Tschechen ein Schiller soviel näher steht, heute freilich nicht so sehr mit seinen in Böhmen wenig bekannten Werken als vielmehr mit dem ganzen Ethos seiner geschichtlichen Persönlichkeit.

Übrigens büssten nach Jaroslav Vrchlický Goethes Werke unter den Tschechen völlig ihre Leser ein, insbesondere aber blieben die dichterischen Geister aus, die sich von ihnen hätten inspirieren lassen und sich an ihnen menschlich und künstlerisch gebildet hätten; gerade Vrchlický selbst wirkte zu diesem Ende, indem er die tschechische Poesie in die Botmässigkeit Frankreichs hinüberführte, dessen Einfluss in den letzten vierzig Jahren geradezu ausschliesslich ist. Ein einziger Dichter von Bedeutung erweist sich hier als Ausnahme, u. zw. eine nicht wenig überraschende, da es sich um den Sprecher des analytischen Realismus und der sozial-revolutionären Tendenz, somit um einen Mann handelt, dessen ideeller Charakter dem Charakter Goethes geradezu entgegengesetzt ist. Aber J. S. Machar, der sich aus einem sehr lauen Schüler Vrchlickýs auf einen unendlich eifrigen Bekenner Masaryks umstellte, nähert sich Goethen nicht ideologisch, sondern geradezu kraft unterbewusster Nötigung der innersten Persönlichkeit, die unbezwinglich nach hellenischer Klarheit, nach Umgeburt der Sinne in Italien, nach einer neuen Klassik und Objektivität als den Heilmitteln für Lebensskepsis, für plebejische Unzufriedenheit, für revolutionäre Gärung lechzt — in all dem ist ihm Goethe der herzlich, ob auch nicht ohne Ironie verehrte Führer. Die Spuren dieses Verhältnisses findet die urteilsfähige Kritik, die sich mit dieser Seite von Machars Entwicklung und mit diesem Goethe-Problem in Böhmen bisher nicht befasst hat, zum geringeren Teil in Machars polemisch zugespitztem Tagebuch einer Italienreise „Rom“ und in den goethischen Motiven

der beiden Bände von Machars Légende des siècles, die dem Zeitalter der französischen Revolution gewidmet sind („Roky za století“); vor allem finden sie sich in Machars sonnigstem Buch „Ausflug in die Krim“, das die eigentliche Hedschra des Dichters besingt. Aber nach Machar geht kein einziger von den bedeutenden tschechischen Dichtern mehr bei Goethe in die Bildungs- und Erziehungsschule, und vergeblich bleiben alle Versuche, goethischen Einfluss und goethische Nachklänge z. B. bei dem Mystiker Otokar Březina aufzuspüren, der sich als Dichter und Denker vom andern Geistespol erweist.

Dafür entgeht in der Regel den historischen Beobachtern der tschechischen Literaturentwicklung, welch wichtige Aufgabe dem Kunsttheoretiker und Psychologen des künstlerischen Schaffens Goethe bei der kritischen Erneuerung des tschechischen Schrifttums an der Neige des 19. Jahrhunderts zufiel; der Name F. X. Šaldas spricht hier für einen ganzen Zeitabschnitt. Der Schöpfer der neuzeitlichen tschechischen Kritik hat selbst bekannt, wie neben Flaubert, dem anerkannten Meister seiner Jugendzeit, gerade Goethe, der Schöpfer der gelehrten Inspiration in der Dichtung und damit auch der Gegner einer jeglichen Rührseligkeit und improvisatorischen Leichtigkeit, es war, der ihn, den ursprünglichen Lyriker, auf die Kritik als auf die zehnte Muse und als auf die Gehilfin der modernen Poesie hinwies und dergestalt in ihm das Streben nach einer möglichst weitgesteckten literaturwissenschaftlichen und kritischen Erkenntnis belebend nährte. Gleichzeitig — und dies war in unmittelbarem Widerspruch zu dem damals obwaltenden engliterarischen Symbolismus — führte Goethe den jungen Dichter und Kritiker auf eine weitgespannt objektive Kunst, die auf die ideelle Nachbildung des ganzen Weltgebäudes, die singende Ausschöpfung allen Daseinsdunkels und die Umbildung der gesamten Erscheinungswelt in die symbolische Schrift des Weltalls und der Ewigkeit gerichtet ist. Man nannte dies damals Synthetismus, aber es bargen sich darin die Keimzellen einer von den Anschauungen des alten und späten Goethe abgeleiteten neuen Plastik, der hier in Böhmen zum erstenmal und rein antiromantisch — gegen den jungen Goethe ausgespielt wurde. Von diesem alten Goethe übernahm F. X. Šalda in seiner ferneren Entwicklung zwei Leitgrundsätze für seine Ästhetik, um von ihnen nie mehr abzulassen: die Lehre vom dichterischen Kunstwerk als einem autonomen Organismus sui generis und die Überzeugung, dass der Ausgangspunkt des wahren künstlerischen Schaffens Sinnenfülle, Sinnenreinheit, Sinnenfrische sind und dass

die vollkommene Gesundheit des Sinnenlebens im Künstler Gewähr ist für den tatsächlichen Wert des hervorgebrachten Gebildes, darin auch die Idee aus der Sinnenfülle empordrängt. Mit diesen Anschauungen, die er durch eine ganze Lebenspraxis stützte und beglaubigte, sie durch unzählige, nicht bloss dem heimatlichen Schrifttum, sondern der ganzen Weltliteratur entnommene und analytisch gewonnene Beispiele erhärtend, unterhöhlte der Goethe-Jünger Šalda den Dogmatismus und Rationalismus, die bis dahin die tschechische Kritik beherrscht hatten, und wies der Dichtkunst in Böhmen neue Wege, auf denen in allmählicher Entwicklung eine nationale Klassik erreicht werden könnte. Er vergass dabei niemals, dass bei diesem Beginnen das beste Vorbild gerade Goethe sein kann, der vermeintlich unzeitgemässe, in Wahrheit jedoch zeitlose Dichter, und in stolzer Dankbarkeit nahm er als Epigraph für sein Werk die unsterblichen Verse aus dem Vorspiel auf dem Theater: „Ich hatte nichts und doch genug: den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug."

Von den Dichtern vernachlässigt, wurde so Goethe in Böhmen zum Mitinspirator und Helfer des ästhetischen und kritischen Studiums der Literatur, das mehr und mehr die drückenden Schuhe des Positivismus und der Botmässigkeit der Philologie abstreifte — dies ist die letzte Phase von Goethes Einfluss bei uns und gekennzeichnet ist sie insbesondere durch den Namen des eifervollen Goethepioniers, des Dichters und Germanisten Otokar Fischer, Obwohl er seine Lehrjahre in der Schule der Goethe-Fachphilologen verbracht hatte, gelangte Fischer zu dem Weimarer Grossmeister dennoch auf ziemlich verwickelten Umwegen von den Problematikern der deutschen Poesie und Idee her, von Kleist, Heine und Nietzsche, die er mit Scharfsinn erläuterte und mit viel Geschick übertrug. Mitten im Weltkrieg erscheint Fischers erste Anthologie „Aus Goethes Vermächtnis", die Goethen als Patriarchen in die Eingangspforten der gesamten modernen deutschen Lyrik stellt und in einer Zeit entfesselten nationalen Wütens höchst bedeutsam den gemeineuropäischen und ewigmenschlichen Gehalt dieser Poesie hervorhebt, für die der Dolmetsch, Vrchlickýs Übersetzertradition überwindend, einen ebenbürtigen stilistischen Ausdruck zu finden verstand. Im Geiste Vrchlickýs und Šaldas, von denen Fischer ausgeht, ohne Masaryks Anregungen zu verschmähen, wird hier Goethe vor allem als Zentralgestalt der Weltliteratur, dieser Vereinigerin der national und politisch zerklüfteten Menschheit aufgefasst; fortschreitend gelangt Fischer, den vorerst in Goethe den Stürmer und Dränger

und der dämonische Problematiker lockte, zum Verständnis seiner Totalität, den strengen Klassizisten und den späten romantischen Exotiker nicht ausgenommen.

So entsteht, neben ein paar eindringlichen Studien, Fischers gewichtigste Gabe zu dem heurigen grossen Jahrestag, die fünfzehnbändige tschechische Ausgabe von Goethes Schriften; von seinen Mitarbeitern verdienen wenigsten zwei Meister einer Goethen ebenbürtigen Form, Jan Kamenář und Paul Eisner, eine besondere Erwähnung. Manch ein in Böhmen längst heimisch gewordenes Werk Goethes, der „Faust", der „Werther", der „Götz", die „Iphigenie", „Egmont", „Hermann und Dorothea", „Reinecke Fuchs", sind hier vermittels einer revisionistischen Methode neuerlich verdolmetscht, die sich bemüht, dem Ausdruck das Konventionelle und Epigonale zu nehmen und sich an den Leser und Hörer mit dem frischen Fluss einer natürlichen Sprachfülle zu wenden. Mit einer geradezu unglaublichen Verspätung erscheinen erst in dieser Auswahlausgabe zum erstenmal in tschechischem Gewande einige von Goethes Arbeiten, die seit mehreren Generationen der Weltliteratur angehören — der Diwan, die Lehrjahre, die Italienische Reise, Aus meinem Leben. Aber man liest hier auch manches, was vom Leser eine nicht geringe literarische Kultur, wo nicht geradezu eine ästhetische Vorliebe oder die Lust am Experiment fordert: den Urfaust, die Pandora, die Achilleis, die Proserpina. Die schwierigsten Stücke, Faust und Diwan, Elegien und Epigramme und die Lyrik übernahm und bewältigte ehrenvoll der Herausgeber selbst, der mit der ganzen Ausgabe *seinen* Goethe überreicht, dem er jahrelang auf den Wegen der gelehrten Erkenntnis, der formalen Kultur, psychologischen Wissensdranges und ergebener Liebe näher und näher kam. Wie wird der erste Widerklang des schönen Unternehmens sein? Und wird den Dolmetsch Goethes der Beifall der unbekannten Menge nicht bange machen?

Diese beunruhigenden Fragen drängen sich auf die Lippen auch in Hinsicht auf das diesjährige Goethe-Jubiläum in Böhmen, dessen Gipfelung eben Fischers Goethe-Ausgabe bringen soll. Das slavische Volk, dessen Verjüngung vor hundert Jahren der grosse Greis von Weimar mit seinen Sympathien und seinem Segenswort begleitete, blieb nicht für lange Goethes Vermächtnis treu und fasste zu seiner Poesie keinerlei beredtere Zuneigung. Gerade beim Herannahen des bedeutsamen Jahrestages wandte es sich völlig ab von der antiken Kultur, von den ästhetischen Werten, von der individuellen Entwickelung der menschlichen Persönlichkeit, den Hauptpfeilern, auf

denen die Wölbung von Goethes Welt ruht. In seinem Innern eigentlich in die zwei grössten Massenlager zerklüftet, deren eines die Bekenner eines nivellierenden Kollektivismus, deren anderes die Parteigänger eines abstumpfenden Chauvinismus wimmelnd füllen, zeigt es bloss eine dünne Kulturschicht solcher, für die Goethe der Europäer, Goethe der Künstler, Goethe der Edelmann des Geistes gelebt, gewirkt, gedacht hat. Doch auch diese Schicht noch ist viel zu oft geneigt, vor wirtschaftlicher Not und sozialpolitischem Kampfgewühl die Bedeutung von Schönheit und Kunst zu unterschätzen, in deren Asyl Goethe zur Zeit revolutionärer Gärung und der napoleonischen Kriege sich selbst, die deutsche Nation, die guten Europäer rettend zu bergen wusste. Auch aus Goethes Vaterland dringen Stimmen zu uns, der Ernst der Zeitläufte fordere, das Asyl zeitweilig überhaupt zu schliessen. Kann und will einem solchen Geheiss das Land Böhmen zustimmen, die Heimat der heissen Quellen und der kühlen Herzen, wohin Goethe Jahr um Jahr sich mit Zuneigung und Vertrauen flüchtete?

KOMENSKÝ ALS VOLLENDER DER HUSSITISCHEN TRADITION *Von Kamil Krofta*

Von den Söhnen des tschechischen Volkes, die von der ganzen Kulturwelt verehrt werden, weil sie mit ihrem Werk zum Fortschritt des menschlichen Denkens und der Bildung beigetragen haben, hat keiner eine so allgemeine Anerkennung erlangt, ist keiner mit seinem geistigen Vermächtnis in so verschiedene und entfernte Weltgegenden gelangt wie Jan Amos *Komenský* oder Comenius, wie die latinisierte Form seines Namens lautet. Schon zu seinen Lebzeiten hat er persönlich und unmittelbar in einigen fremden Ländern gewirkt. In Schweden, Polen, Ungarn, Holland hat er mehrere mit fruchtbarer Tätigkeit angefüllte Jahre seines Lebens verbracht. In England hat er sich nur kurze Zeit aufgehalten, aber mit der dortigen gelehrten Welt hat er bedeutsame Beziehungen unterhalten, und vielleicht ist er auch nach Nordamerika geladen worden, um dort die älteste Universität des Landes zu leiten. Noch viel weiter als durch seine persönliche Tätigkeit hat Komenský durch sein literarisches Werk gewirkt. Obwohl seine Hauptschriften in der ganzen gebildeten Welt Verbreitung erlangen konnten und in der Tat auch erlangt haben, weil sie lateinisch geschrieben waren, sind einige davon immer wieder in die Nationalsprachen übersetzt worden. Seine „Didactica magna“ ist min-

destens fünfmal ins Deutsche, dreimal ins Russische, zweimal ins Italienische übersetzt worden. Weiter sind kroatische, polnische, slovenische und englische Übersetzungen gedruckt worden. Die „Janua linguarum reserata“ ist in zwölf europäische und vier asiatische Sprachen übertragen worden. Die Reihe der Übersetzungen und Bearbeitungen seiner am meisten verbreiteten Schrift „Orbis pictus“ ist fast unübersehbar. Von den tschechischen Werken Komenskýs ist das schöne und tiefe „Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens“ in eine grosse Zahl fremder Sprachen übersetzt worden: ins Deutsche (viermal), weiter ins Polnische, Russische, Englische, Französische, Magyarische und Spanische. Mit dem Studium Komenskýs und seiner Werke haben sich die Gelehrten wohl fast aller gebildeten Völker beschäftigt. In Deutschland wirkt schon an vierzig Jahre die Comeniusgesellschaft, die für die tiefere Kenntnis und die Verbreitung der pädagogischen Grundsätze ihres grossen Namenspatrons sehr viel getan hat.

Die Achtung und Anerkennung die solchergestalt und seit jeher die ganze gebildete Welt Komenský entgegengebracht hat, ist sicher eine der stärksten Stützen des Anspruchs auf die Wiederherstellung der staatlichen Selbständigkeit des tschechoslovakischen Volkes gewesen und wird ihm auch weiterhin einen ehrenvollen Platz im Kreis der Kulturvölker sichern. Aber diese Weltgeltung Komenskýs hat auch eine besondere Wirkung. Es scheint nämlich, dass dadurch Komenský seinem eigenen Volk in gewissem Sinne entfremdet wird, als ob man sozusagen manchmal vergässe, dass diese Erscheinung von Weltformat aus dem tschechischen Boden erwachsen ist, dass sie sich in engem Zusammenhang sowohl mit dem geistigen als auch politischen Leben der tschechoslovakischen Nation entwickelt hat, dass Komenský einen lebendigen und tiefen Anteil an ihren Kämpfen und Niederlagen, ihren Leiden und Hoffnungen gehabt hat. Darum möchte ich hier gerade dieser Seite des Wesens und Wirkens des grossen Völkerlehrers gedenken.

Mehr als einmal hat man gehört und hört es heute noch, dass das tschechische Volk vom Hussitentum einen geraden Weg zur Katastrophe am Weissen Berge im Jahre 1620 gegangen sei. Man will damit sagen, dass die hussitische Bewegung eigentlich die Ursache jener Katastrophe und aller ihrer verhängnisvollen Folgen gewesen sei. Diese Behauptung ist sicher nicht ganz unbegründet. Denn es ist kein Zweifel, dass zwischen der Schlacht am Weissen Berge und der hussitischen Bewegung ein unmittelbarer Zusammenhang besteht, dass die Auflehnung der böhmischen Stände gegen die Habs-

burgische Dynastie, der Kampf, der so unglücklich mit jener Schlacht endete, im Wesen ein Kampf für die Ideale war, die von der hussitischen Bewegung in die Seele des tschechischen Volkes gepflanzt worden waren. Es ist auch richtig, dass das Hussitentum einige Schattenseiten und einige Folgen gehabt hat, die für die tschechische nationale Entwicklung ungünstig gewesen sind. Daraus fliesst aber noch nicht, dass die Niederlage am Weissen Berge eine *notwendige* Folge der hussitischen Bewegung gewesen ist, dass das Hussitentum das tschechische Volk zur Katastrophe hat führen *müssen*, dass keine andere glücklichere Entwicklung in der nachhussitischen Zeit möglich gewesen wäre. Kann man also berechtigterweise nicht behaupten, dass der Weg des tschechischen Volkes notwendig vom Hussitentum zum Weissen Berg geführt hat, so kann man gewiss mit vollem Recht sagen, dass ein solcher gerader Weg Komenskýs Erscheinung und Wirken mit dem Hussitentum verbindet. Beide sind fest im tschechischen Geistesleben verwurzelt, das aus dem Hussitentum erwachsen und in allen seinen Elementen von dessen Geist erfüllt war. Völlig und richtig kann Komenský nur in diesem geschichtlichen Rahmen verstanden werden. Ich werde daher versuchen, diesen Rahmen wenigstens in grossen Zügen zu umreissen.

*

Wie immer man auch über die Gedanken und Grundsätze urteilen möge, um derentwillen die Hussiten ihren hinreissenden Kampf sozusagen mit der ganzen damaligen christlichen Welt und ihrer höchsten Autorität gewagt haben, so kann niemand die grosse geschichtliche Bedeutung dieses Ringens sowohl vom Gesichtspunkt der allgemeinen Geschichte als auch vom Gesichtspunkt der geistigen und sittlichen, kulturellen und politischen Entwicklung des tschechischen Volkes bestreiten. Ein Volk, das sich bis zu dieser Zeit eifrig die Früchte der westeuropäischen Zivilisation angeeignet und durch eigene Bemühung sowie durch das Verdienst seiner Herrscher einen bedeutsamen Platz in Europa eingenommen hatte, unternahm es, in kühnem Anlauf die Führung der damaligen westlichen Christenheit im Bereich des Geistigen an sich zu reissen. Dieser Versuch, gefährlich sowohl für die einen, die sich seiner unterfingen als auch für die, gegen die er gerichtet war, konnte nicht völlig gelingen. Er ging über die Kraft des tschechischen Volkes, und es nimmt nicht wunder, dass es diesem Volk nicht gelang, die ganze übrige Welt für seine Wahrheit zu gewinnen. Aber das hochgemute Auftreten der Hussiten ist in dieser Welt nicht ohne

Auswirkung geblieben, im Gegenteil haben einige Elemente des Hussitentums ganz zweifellos auf die spätere Entwicklung Europas Einfluss geübt. Einen grundsätzlichen und tiefgreifenden Umsturz hat die hussitische Bewegung jedoch im Leben des tschechischen Volkes hervorgerufen. Für zwei volle Jahrhunderte ist sie ein integraler Bestandteil des nationalen Lebens gewesen, dessen stärkste Triebkraft, die allen Manifestationen und Taten, Bestrebungen und Kämpfen der Tschechen ihr Gepräge aufgedrückt hat.

Durch seinen Anschluss an das Hussitentum war das tschechische Volk in ein besonderes Verhältnis zur übrigen Welt geraten. Daraus erwuchsen ihm ernstliche Schwierigkeiten im politischen und kulturellen Leben, die durch die unseligen inneren Folgen der Hussitenkriege nur noch gesteigert wurden. Herausgelöst aus der geistigen Einheit der anderen christlichen Völker, setzte es sich der Gefahr aus, jedweden Zusammenhang mit der europäischen Kulturentwicklung zu verlieren und geistig zu verkümmern. Mehr als das Bewusstsein dieser Gefahr trieben die schweren Leiden des Krieges und die von der hussitischen Revolution im Lande bewirkte sittliche, soziale und politische Zersetzung den gemässigten Teil der Nation zu Versuchen, den Abgrund zwischen dem hussitischen Böhmen und der übrigen Christenheit zu überbrücken. Unter den damaligen Verhältnissen war das nur durch eine Aussöhnung mit der römischen Kirche und ihrer höchsten Autorität möglich. Die Grundlage zu einer solchen Aussöhnung sollten die denkwürdigen Kompaktata werden, die nach der Schlacht bei Lipany nach dem Zusammenbruch der Macht der radikalen, unversöhnlichen Taboritenpartei auf dem Konzil von Basel vereinbart worden waren. Als sich im Jahre 1436 die hussitischen Tschechen feierlich zu diesen Kompaktata bekannt hatten und von den Delegierten des Konzils als treue Söhne der Kirche anerkannt worden waren, konnte es scheinen, dass der lange Kampf mit Rom beendet sei, dass sie wieder ganz in der römischen Kirche aufgehen würden und dass auf diese Weise auch alle religiösen Zwiste in der Nation selbst ein Ende nehmen würden.

Die Entwicklung ging jedoch andere Wege. Die Kompaktata wurden nicht zur Grundlage einer dauernden Aussöhnung des tschechischen Volkes mit der römischen Kirche und auch nicht seiner inneren religiösen Einheit. Die Kurie hatte sich niemals mit den Kompaktata abgefunden. Nur der Not gehorchend hatte sie diese zeitweilig anerkennen müssen, ohne sich aber je ihres letzten Zieles zu begeben: die ketzerischen Tschechen zu zwingen, sich der

Autorität Roms völlig und bedingungslos zu unterwerfen, sich von allen religiösen Besonderheiten, namentlich dem Kelch und der Verehrung Hus' loszusagen, der ihr immer noch als rechtmässig verurteilter Ketzer galt. Die Tschechen hinwiederum, denen es zwar redlich um eine Aussöhnung mit der Kirche zu tun war, konnten und wollten nicht einfach alles verleugnen, worum sie jahrzehntelang mit solchen Anstrengungen und Erfolgen gekämpft hatten: ihre ganze jüngste glorreiche Vergangenheit. So waren alle ihre Zugeständnisse vergebens gewesen. Die Päpste haben die Kompaktata nie bestätigt; ja, unter König Georg von Poděbrady erklärte sie Pabst Pius II. im Jahre 1462 für ungültig und aufgehoben. Die Tschechen hingegen liessen jedoch auch dann von den Kompaktata nicht ab. Ihre Gültigkeit und Verbindlichkeit wurde durch den Vertrag von Kutná Hora vom Jahre 1485 auch von den Katholiken anerkannt, als ihnen gleichzeitig das gleiche Recht wie den Utraquisten zugestanden wurde. Damit war zwar für lange Zeit die rechtliche Stellung der beiden religiösen Hauptparteien und ihr gegenseitiges Verhältnis geregelt, so zwar, dass beide Parteien in Böhmen durch die Landesgesetze als gleichwertig und vollberechtigt anerkannt waren, aber eine Aussöhnung der utraquistischen Tschechen mit der römischen Kirche war damit nicht erzielt worden. Unverbrüchlich auf den Kompaktata beharrend, hörten die tschechischen Hussiten nicht auf, sich als treue Söhne der universalen Kirche zu betrachten, aber von der höchsten Autorität dieser Kirche wurden sie als solche nicht anerkannt. Und wirklich bestanden zwischen ihnen und Rom sehr wesentliche Unterschiede. Am offenkundigsten trat das darin in die Erscheinung, dass sie eine eigene kirchliche Organisation, ihre eigene höchste kirchliche Behörde, Administratoren und Konsistorium hatten, die vom Papst nicht anerkannt waren und ihm daher auch nicht gehorchten. Die tschechische utraquistische Kirche war solchergestalt in Wirklichkeit ganz unabhängig von Rom, und die misslungenen Versuche, auf Grund der Kompaktata eine Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhl herbeizuführen, bewirkten, dass die Anhänger dieser Kirche vielfach wieder zu den radikaleren religiösen Anschauungen der ersten hussitischen Zeit zurückkehrten, die sie in der ersten Zeit nach den Kompaktata aufzugeben bereit gewesen waren. Da sie sich aber zu einem vollen und offenen Bruch mit Rom nicht entschliessen konnten, verharrten sie in einer unentschiedenen und zweideutigen Stellung, wodurch das innere Leben ihrer Kirche sehr litt.

Nur ein geringer Teil der utraquistischen Tschechen ist dieser

Unentschiedenheit entgangen. Das waren die Anhänger der Brüder-Unität, die Böhmischen Brüder. Sie zögerten nicht, den entscheidenden Schritt zu tun, den die eigentlichen Hussiten nicht wagten, und sagten sich, ähnlich wie die Taboriten, die zu Beginn der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts untergegangen waren, durchaus von der römischen Kirche los. Sie riefen einen eigenen geistlichen Stand und eine eigene Kirchenverfassung ins Leben. Damit rissen sie sich aber nicht nur von Rom, sondern auch von der utraquistischen Partei los. Es ist kein Wunder, dass diejenigen, denen an der Geschlossenheit dieser Partei und an der Möglichkeit ihrer Wiedervereinigung mit der universalen Kirche gelegen war, eine feindliche Haltung gegenüber den Brüdern einnahmen, weil sie bemüht sein mussten, den Zerfall der utraquistischen Kirche in Sekten einzudämmen. Da die Brüder die Kompaktata nicht anerkannten, konnten sie sich nicht zu ihrem Schutze darauf berufen, und auch der Vertrag von Kutná Hora bezog sich nicht auf sie. Ja, zu Beginn des 16. Jahrhunderts (im Jahre 1508) wurden sie durch Landesgesetz als Konfession erklärt, die im Lande verboten sei und deren Anhänger zu bekämpfen seien. Das Bestehen und die Entwicklung der Unität wurde dadurch zwar nicht bedroht und gehemmt, aber die Teilnahme ihrer Anhänger am öffentlichen Leben des tschechischen Volkes war dadurch wesentlich erschwert.

Übrigens schloss sich die Unität selbst lange Zeit von dieser Teilnahme und auch von einer stärkeren Einwirkung auf die Entwicklung der tschechischen Kultur durch ihre Abneigung gegen weltliche Dinge und ihren Widerstand gegen alle höhere Bildung aus. Vom religiösen Standpunkt aus war die Unität gewiss die edelste Frucht der hussitischen Bewegung, die vollkommenste Verkörperung des Ideals eines reinen Christentums, wie es Hus und den ersten Hussiten vorgeschwebt hatte. Gleichzeitig aber gipfelte in ihr die Abwendung des tschechischen Volkes nicht nur von der religiösen Einheit mit den umgebenden christlichen Nationen, sondern auch von der kulturellen Gemeinschaft mit ihnen. Die Gefahr der kulturellen Vereinsamung, die den Tschechen durch ihre Trennung von der universalen Kirche drohte, wäre durch einen Sieg des ursprünglichen Ideals der Brüderkirche im nationalen Leben bedenklich gewachsen. Zum Glück wurde diese Gefahr nicht nur dadurch abgewandt, dass die Brüder, solange sie auf ihren anfänglichen Grundsätzen beharrten, nur einen kleinen Bruchteil der Nation darstellten, sondern auch und vor allem durch die eigene innere Entwicklung der Unität. Noch ehe ein halbes Jahrhundert seit ihrer

Entstehung vergangen war, gewann die Richtung Oberhand in ihr, die sich gegen eine tätige Teilnahme der Brüder am öffentlichen Leben nicht wehrte und die der höheren Bildung günstig gegenüberstand, worunter allerdings zunächst vor allem eine höhere religiöse Bildung verstanden wurde.

Die grosse Majorität der Nation, die sich zur eigentlichen utraquistischen Partei bekannte, schloss sich von der Welt nicht so ab, wie die ersten Brüder, und alsbald erwachten in ihr auch Bestrebungen nach einer Annäherung an das kulturelle Leben der anderen Völker und der Wille zu einer unmittelbaren Beteiligung an der gemeinsamen Bemühung um die Vermehrung der allgemeinen Kulturgüter. Aber die innere Entfremdung zwischen den Tschechen und den übrigen Nationen, die der römischen Kirche die Treue gewahrt hatten, war auch hundert Jahre nach dem Ausbruch der hussitischen Revolution noch nicht überwunden. Auch die schwache Minderheit, die Rom ergeben geblieben war, zeigte weder die Kräfte noch die Fähigkeiten, die nötig gewesen wären, damit sie in dieser Beziehung eine Vermittlerin zwischen ihrem Volk und der übrigen gebildeten Welt hätte sein können, die in dem gemeinsamen Kulturkreis der römischen Christenheit verblieben war.

Die innere Entfremdung zwischen den Tschechen und den benachbarten Völkern wäre zweifellos früher behoben worden, wenn jene oder wenigstens ihre entscheidende Mehrheit in den Schoss der universalen Kirche zurückgekehrt wären. Das war lange Zeit der einzige Weg, der zu diesem Ziele hätte führen können, und es ist kein Wunder, dass im hussitischen Böhmen zeitweilig ziemlich viel Neigung bestand, diesen Weg einzuschlagen. Erst hundert Jahre nach Hus' Tode öffnete sich den utraquistischen Tschechen ein anderer Weg, auf dem sie der kulturellen Absonderung von der umgebenden Welt entgehen konnten. Diese Bedeutung hatte das Auftreten Luthers gegen die römische Kirche. Es ist begreiflich, dass die Tschechen Luthers Haltung als die Vollendung des von Hus begonnenen Werkes auffassten, dass es ihnen schien, als ob durch Luther die übrige christliche Welt und vor allem das deutsche Volk nun zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt sei, die ihnen schon seit der Zeit Hus' offenbar war. Sie wurden nicht gleich gewahr, dass das Luthertum auch sehr wichtige Elemente enthielt, die der tschechischen religiösen Bewegung völlig fremd waren. Ein solches Element war namentlich die grundlegende ethische Anschauung Luthers, derzufolge die Rechtfertigung des Menschen vom Glauben allein abhängt — das Prinzip sola fide — und nicht von besonderen

Bekundungen einer sittlichen Vollkommenheit. Damit überwand Luther die asketische Moral des Mittelalters, die auch eines der höchsten Ideale der tschechischen religiösen Bewegung und vornehmlich der Brüder-Unität war, die sich denn auch folgerichtig vom Luthertum völlig abwandte, nachdem sie sich nach einer anfänglichen Hinneigung zu ihm des tiefen, grundsätzlichen Unterschiedes zwischen ihren ethischen Anschauungen und der Lehre Luthers bewusst geworden war.

In der eigentlichen utraquistischen Partei, in der die religiöse Theorie und Praxis nicht so scharf ausgeprägt waren wie bei den Brüdern, verbreitete sich das Luthertum sehr rasch. Unter seinem Einfluss vollzog sich eine Scheidung der Geister, ja eine Zersetzung. Der altgläubigen Minderheit, die bei den alten hussitischen Einrichtungen verharrte, wie sie sich in der Zeit gefestigt hatten, da die tschechische utraquistische Partei bemüht war, sich der römischen Kirche so weit als möglich zu nähern, stand eine Mehrheit, die, von der lutherischen Bewegung ermuntert, nicht nur zu den ursprünglichen entschiedenen Anschauungen ihrer Vorfahren zurückkehrte, wie sie zumeist in der Unität erhalten waren, sondern auch gerade die neuen Anschauungen Luthers annahm, die keine Zustimmung bei den Brüdern gefunden hatten. So näherte sich die Majorität der Utraquisten unter der Einwirkung des Luthertums in vielen Dingen den Brüdern, auf der anderen Seite aber entfernte sie sich von ihnen. Aber beiden, sowohl den Brüdern als auch den entschiedeneren Anhängern der utraquistischen Partei, die sich den Einflüssen der Lehren Luthers ergaben und die man als Neukalixtiner oder Neoutraquisten bezeichnen kann, machte die Reform Luthers den Weg zu intimeren geistigen Beziehungen wenigstens zu dem Teil der gebildeten Welt frei, der von dieser Reform erfasst worden war. Das war zunächst der deutsche Kulturkreis, aber mit der weiteren Entwicklung der Reformationsbewegung schlossen sich bald weitere wichtigere Gebiete an, namentlich die Schweiz, Frankreich und später auch die angelsächsische Welt.

Von dieser Möglichkeit machten beide Parteien Gebrauch, und zwar die Brüder mehr als die Utraquisten, zuerst freilich nur im Bereich der Fragen der religiösen Theorie und Praxis. Die utraquistische Partei war darin durch ihre unentschiedene und unklare Stellung im Lande und in der Kirche behindert. Unter dem Einfluss der lutherischen Lehre wuchs zwar in der Partei die Entschlossenheit, sich ganz von der Abhängigkeit vom Papsttum zu befreien und sich eine eigene geistliche Administrative ohne Rücksicht auf Rom

zu schaffen. Aber die Anhänger dieser Richtung vermeinten, dass das im Rahmen der alten utraquistischen Partei, die von den böhmischen Landesgesetzen anerkannt worden war, durchgeführt werden könne, einfach durch eine Umbildung der Partei, ohne sie aufzulösen und eine neue zu gründen. Dieses Bestreben der durch das Luthertum radikalisierten Anhänger der utraquistischen Partei wäre zweifellos von Erfolg begleitet gewesen, wenn sich ihm nicht die Königsmacht entgegengestellt hätte, die seit dem Jahre 1526 in der starken Hand Ferdinands I. ruhte. Bei seiner Thronbesteigung in Böhmen hatte er sich verpflichtet, die Kompaktata aufrechtzuerhalten. Daraus erwuchs ihm die Pflicht, die katholische Partei und auch die utraquistische Partei anzuerkennen, soweit sich diese nach den Kompaktata richteten, aber Ferdinand leitete daraus auch das Recht und die Pflicht ab, nicht nur gegen die Brüder-Unität aufzutreten, sondern auch in der utraquistischen Partei alles zu bekämpfen, was nicht mit den Kompaktata übereinstimmte, nur die altgläubigen Hussiten zu schützen und zu unterstützen, aber weder Neuerungen zu dulden, die unter dem Einfluss des Luthertums in die utraquistische Partei eingeführt wurden, noch sonst welche Abweichungen von den Kompaktata.

Auch unter dem Nachfolger Ferdinands Maximilian II. änderte sich die Religionspolitik des königlichen Hofes in Böhmen nicht, obwohl der Herrscher nicht die religiöse Entschiedenheit und den Herrscherwillen seines Vaters besass. Der zähe Widerstand des Hofes gegen die Bestrebungen der Brüder und Neoutraquisten um die Erlangung der Freiheit für beide Bekenntnisse führte schliesslich die beiden Religionsparteien dazu, sich zu einem gemeinsamen Vorgehen im Kampf um die religiöse Freiheit zu vereinigen. Auf dem Landtag vom Jahre 1575 einigten sie sich auf eine neue beiden Parteien gemeinsame Konfession, die den Namen „Böhmische Konfession“ erhielt. Diese Konfession, die nach dem Vorbild der „Augsburgischen Konfession“ der deutschen Lutheraner redigiert, in einigen Punkten aber der Konfession der Brüder und der alten hussitischen Tradition der Utraquisten angepasst war, wurde dem König zur Bestätigung vorgelegt. Aber an Stelle einer ausgesprochenen Bestätigung erlangten die Stände nur das mündliche Versprechen, dass der König den Anhängern dieser Konfession in ihrer Religionsübung keine Hindernisse in den Weg legen und nicht zulassen werde, dass sie darin von anderen, namentlich vom Erzbischof und seinem Konsistorium behindert würden. Durch das Versprechen Maximilians hatten die Anhänger der „Böhmischen Konfession“

weder volle Freiheit noch gleiches Recht mit den Katholiken und den altgläubigen Hussiten erlangt, sondern nur eine Gewähr, dass ihr Bekenntnis, das bis dahin als unzulässig erklärt werden konnte, nun geduldet sein sollte. Diese Toleranz war aber so unzureichend, dass sie der utraquistischen Partei, die sich zur „Böhmischen Konfession" bekannte und das alte vom König völlig beherrschte hussitische Konsistorium nicht anerkannte, nicht einmal die Möglichkeit gab, sich für ihr Bekenntnis eine ordentliche kirchliche Organisation, ihre eigene kirchliche Verwaltung einzurichten. Auf die Brüder, die sich bei ihrer Zustimmung zur gemeinsamen „Böhmischen Konfession" von ihrer eigenen Konfession nicht losgesagt hatten, bezog sich die Toleranz, die den Neoutraquisten durch das Versprechen Maximilians vom Jahre 1575 zugestanden worden war, überhaupt nicht. Im Gegenteil, die Verfolgung, der die Unität ausgesetzt war, steigerte sich unter Maximilians Nachfolger Rudolf II. Unter dem Einfluss der mächtig gewordenen katholischen Partei begann sich die Religionspolitik dieses Herrschers sogar gegen die eigentlichen Anhänger der „Böhmischen Konfession", die Neoutraquisten zu richten.

Die wachsende gemeinsame Gefahr schloss die beiden Parteien, die sich auf die „Böhmische Konfession" geeinigt hatten, erneut zu einem gemeinsamen Kampf für die religiöse Freiheit zusammen. Der Kampf gipfelte auf dem grossen Landtage vom Jahre 1609, da die Stände unter Ausnutzung der schwierigen Lage Rudolfs von ihm den berühmten Majestätsbrief erzwangen. Neben der vollen religiösen Freiheit erlangten damit die Anhänger der „Böhmischen Konfession" die Möglichkeit, sich eine ordentliche kirchliche Organisation zu geben und den inneren Ausbau ihrer Kirche zu pflegen. Diese Freiheit konnte nun auch den Brüdern nicht mehr vorenthalten werden, die sich feierlich zur „Böhmischen Konfession" bekannt hatten. Der Majestätsbrief Rudolfs vom Jahre 1609 brachte so der grossen Majorität des tschechischen Volkes die Befreiung von der ungewissen und unwürdigen Stellung, die sie zur Unaufrichtigkeit zwang, ihre gedeihliche Entwicklung in Religion und Kirche hemmte und überhaupt jedwedes sittliche und geistige Leben erschwerte. Gleichzeitig war damit die Vereinigung der beiden tschechischen evangelischen Parteien besiegelt. Ihr gegenseitiges Verhältnis wurde bald nach dem Erlass des Majestätsbriefes durch eine besondere Übereinkunft der utraquistischen Stände geordnet. Seit jener Zeit betrachteten sich alle tschechischen Utraquisten, nicht nur die eigentlichen, sondern auch die Brüder, die

sich zur „Böhmischen Konfession" als dem gemeinsamen Ausdruck und der Regel ihrer Lehre bekannten, als eine einzige Kirche. In dieser gemeinsamen Kirche war aber den Brüdern eine ziemlich selbständige Stellung vorbehalten. Sie waren eine engere religiöse Gemeinschaft mit einer besonderen Kirchenverfassung und eigenen gottesdienstlichen Formen, aber sie waren doch zusammen mit der anderen utraquistischen Partei der einen höchsten gemeinsamen kirchlichen Behörde untergeordnet, dem gemeinsamen Konsistorium sub utraque.

So hatte sich endlich erfüllt, worum sich seit Jahrzehnten hervorragende Männer in der utraquistischen Partei und unter den Brüdern bemüht hatten und was unter den damaligen Verhältnissen sozusagen eine Lebensnotwendigkeit der grossen Majorität des tschechischen Volkes war. Es war gelungen, eine einheitliche Kirche zu errichten, die aus den alten hussitischen Traditionen emporgewachsen war, die nun den religiösen Idealen der neuen Zeit angepasst waren, eine Kirche, die unabhängig war sowohl von Rom als auch von der königlichen Macht, die den religiösen Bestrebungen dieser Mehrheit des tschechischen Volkes nicht gewogen war, eine Kirche endlich, die ordentlich organisiert war oder wenigstens die Möglichkeit hatte, sich eine solche ordentliche Organisation zu geben und sich die unerlässlichen Bedingungen für ein volles und freies religiöses Leben zu schaffen. Die Einheit dieser Kirche war freilich nicht von Anfang an vollkommen und vollständig, denn die Unterschiede zwischen den beiden grundlegenden Bestandteilen konnten nicht mit einem Schlage verschwinden. Aber allmählich traten sie zurück, und zwischen der eigentlichen utraquistischen Partei und der Brüder-Unität kam es zu einer deutlichen inneren Annäherung. So geschah es, dass in den Kreisen der Brüder einige Jahre nach dem Majestätsbrief der Gedanke auftauchte, dass für das Bestehen einer selbständigen Unität in der utraquistischen Kirche kein Anlass sei und dass jene in dieser aufgehen könne. Dieser Gedanke erstarkte während des böhmischen Aufstandes und gewann eine sehr klare Formulierung in einer Schrift, die von einer Gruppe von jungen Geistlichen der mährischen Brüderkirche im Jahre 1619 den Älteren vorgelegt wurde. Diese Vertreter der jungen Generation befürworteten ein volles Aufgehen der Unität in der utraquistischen Kirche.

Es scheint, dass unter diesen jungen Geistlichen auch der junge, damals siebenundzwanzigjährige Komenský gewesen ist, der nach seinen Studien zu Hause und im Auslande im Jahre 1616 zum Geist-

lichen ordiniert und im Jahre 1618 nach Fulnek als Seelsorger der dortigen Brüderkirche und Leiter der am Ort befindlichen Schule gesandt worden war. Es wäre das erste Eingreifen Komenskýs in die öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes und würde bedeutsam für die Höhe und Weite seiner Anschauungen darüber zeugen. Die Katastrophe vom Weissen Berge, die bereits im folgenden Jahre über Böhmen hereinbrach, vereitelte die Verwirklichung des kühnen Gedankens der jungen mährischen Geistlichen. Aber Komenský kam darauf zurück, als nach dem Einfall der sächsischen Heere in Böhmen die Anhänger der utraquistischen Kirche, die des Landes vertrieben worden waren, auf kurze Zeit zurückkehrten und in Prag wieder ein evangelisches Konsistorium errichteten. Damals schrieb Komenský, der seit 1628 im polnischen Leszno (Lissa) weilte, seine „Otázky některé o Jednotě bratří českých" („Einige Fragen über die Unität der Böhmischen Brüder), worin er Ratschläge erteilte, wie die Unität nach der Rückkehr nach Böhmen ihr Verhältnis zu der tschechischen evangelischen Kirche regeln solle. Ähnlich wie zwölf Jahre vorher die jungen Geistlichen, empfahl er „die Vereinigung mit anderen Unitäten ... vorzüglich solchen, die in der Reinheit des Glaubens schon einstimmig seien . . . und in *eine* Verfassung mit ihnen einzutreten", denn so könne „das Volk leichter zur Wahrheit Gottes gekehrt werden", wenn man ihm „soviel Zerrissenheit — der lutherischen, Brüder- und kalvinischen Konfession" nicht vor Augen stelle.

Durch die Aufhebung der Besetzung Böhmens durch die Sachsen waren alle Träume von der Erweckung der tschechischen utraquistischen Kirche zu neuem Leben zerstoben. Im fremden Milieu vergassen die tschechischen Exulanten mehr und mehr ihre „Böhmische Konfession" und passten sich den Kirchen an, in deren Sphäre sie lebten. In Sachsen schlossen sie sich der Augsburgischen Konfession an, und ihr geistlicher Führer Martinius z Dražova wies die vollkommene Übereinstimmung der Augsburgischen und der „Böhmischen Konfession" nach, um diese durch jene zu verdrängen. Gleichzeitig beschuldigte er die Brüder, dass sie sich von der Lehre der Väter entfernt und fremden Lehren zugeneigt hätten. Die Brüder antworteten Martinius mit einem „Ohlášení", einer Erklärung, das Komenský im Namen der Senioren der Brüdergemeinde in Leszno im Jahre 1635 verfasst hatte. Dort rief Komenský seinen utraquistischen Landsleuten zu: „Lieben Evangelischen, alle sub utraque getreuen Tschechen! Ein einziges Volk sind wir gemeinsam mit Euch an *ein* Evangelium halten wir uns, zu *einer* böhmischen

Konfession bekennen wir uns, *einem* Konsistorium, das im Vergleich mit unserem besonderen und anderen landschaftlichen Konsistorien Oberkonsistorium heissen kann, bleiben wir verbunden ... In der Vereinigung mit Euch stehen wir und gedenken wir zu stehen." Über Martinius schreibt er: „Schlecht beweist der Priester Martinius die Liebe zum Namen seines Volkes. Als ob er sich der „Böhmischen Konfession" und der ehemaligen beim Gottesdienst gewohnten tschechischen Übungen schämte, stopft er den Tschechen immer an Stelle unserer böhmischen Konfession die Augsburgische Konfession und die Formula concordiae zu und kreucht in fremde Ordnungen um den Fremden zu gefallen."

So bekannte sich noch im Jahre 1635 die Brüder-Unität in ihrem polnischen Exil durch den Mund Komenskýs zur gemeinsamen „Böhmischen Konfession" und zum gemeinsamen Konsistorium, wobei sie sich nur ihre besondere Verfassung vorbehielt. Das geschah in der Hoffnung, dass die Anhänger der Unität und der tschechischen utraquistischen Kirche in der Heimat wieder zu einem gemeinsamen Leben vereint sein würden. Als auch diese Hoffnung endgültig gegenstandslos geworden war und Komenský zwei Jahre nach dem Westfälischen Frieden sein „Vermächtnis der sterbenden Mutter der Brüder-Unität" schrieb, sprach er wiederum jenen Gedanken aus. Die sterbende Unität vermacht ihren zerstreuten Kindlein auch „Eifer zum Dienst Gottes und zu seinem Dienst mit *einem* Arm. Wonach ich mich von meinem Beginn an gesehnt habe ... Nutzen habe ich dies zwar nicht voll können, wiewohl ich anno 1575 der meinem Volk gemeinsamen Konfession sub utraque und anno 1610 dem gemeinsamen Konsistorium beigetreten bin. Um seiner Barmherzigkeit willen aber gebe Gott, als welchen Wunsch ich durch mein Leben oder meinen Tod, wie der Herr befiehlt, besiegeln werde, dass die dritte Vereinigung aller Reste meiner Kindlein die vollkommenste wäre mit allen anderen Resten der getreuen Tschechen, auf dass das Holz Judas und das Holz Ephraims *ein* Holz in der Hand Gottes wäre, wenn unsere verstreuten Gebeine versammelt, mit Fleisch und Haut bekleidet und mit dem Geist des Lebens erfüllt der allmächtige Herr, dem nichts unmöglich ist."

Aber noch ein anderes Erbteil hat Komenský in seinem „Vermächtnis" im Namen der sterbenden Unität seinem „lieben tschechischen und mährischen Volk" hinterlassen: „die Liebe zur reinen Wahrheit Gottes, als welche uns der Herr vor anderen Völkern zuerst durch den Dienst des Magisters Jan Hus zu weisen begonnen hat und als welche er mit seinem Gehilfen und vielen anderen ge-

treuen Tschechen mit seinem Blut besiegelt hat und von welcher dich der Antichrist zu jener Zeit mit seinen Listen auf dem Konzil von Basel, jetzt aber durch Kriegesmacht hinweggeführt hat, indes ich mit meinen Söhnen, als welche dem Licht haben folgen wollen, bislang daran festzuhalten getrachtet habe: dein ist dieses Erbe, dir vor anderen Völkern gegeben, o, teure Heimat. Nimm dich wieder deines Rechtes an als deines eigenen, wenn der Herr dir Barmherzigkeit erweist und der Wahrheit den Fortgang wiedergibt, er der Herr, dein Erbarmer."

Mit diesen Worten hat Komenský erneut seinem Verhältnis zur tschechischen religiösen Bewegung klar Ausdruck verliehen, sich von neuem zum geistigen Erbe Hus' und zum Ideal der einheitlichen tschechischen utraquistischen Kirche bekannt, in der die alten hussitischen Traditionen und die Überlieferungen der Brüder mit den neuen religiösen Gedanken zusammenflossen. Er hat es in einem Augenblick getan, da die religiöse Entwicklung des tschechischen Volkes schon einen durchaus abweichenden Weg eingeschlagen hatte, da sich die grosse Majorität des Volkes unter äusserem Druck nicht nur diesem Ideal Komenskýs, sondern den alten hussitischen Traditionen überhaupt immer mehr entfremdete. Um so schärfer offenbart sich der eigentliche tiefe und enge Zusammenhang Komenskýs mit diesen einheimischen Traditionen. Von neuem wird erhärtet, dass Komenský wirklich die Aufgipfelung und die letzte Synthese der grossen religiösen Bewegung im tschechischen Volk ist, die Hus durch sein Wirken und seinen Tod entzündet hatte und der durch die Niederlage am Weissen Berge der Todesstoss versetzt worden war.

*

Aber Komenský hängt nicht nur in seinem religiösen Denken und Fühlen und seiner kirchlichen Zugehörigkeit mit der hussitischen Bewegung zusammen. Auch seine ganze Reformtätigkeit im Bereich der Erziehung und des Bildungswesens, die ihn in der ganzen Welt berühmt gemacht hat, ist so organisch aus jener Bewegung hervorgewachsen, dass man sich jene ohne diese gar nicht vorstellen kann. Diese Behauptung könnte vielleicht Zweifel wecken, weil sie der beträchtlich verbreiteten Anschauung von der kulturellen Armut des Hussitentums widerspricht, der Ansicht, dass das tschechische Volk in seiner kulturellen Entwicklung Schaden erlitten habe, weil es sich so tief in jene Bewegung verstrickt hat. Aber diese Meinung ist ohne jeden Zweifel durchaus irrig. Es ist sicher richtig, dass durch die Hussitenstürme die frühere erfreuliche Ent-

wicklung der bildenden Kunst in den böhmischen Ländern für längere Zeit unterbrochen worden ist und dass in jener Zeit zahlreiche ältere Denkmäler dieser Kunst verloren gegangen sind. Es ist wahr, dass das Hussitentum den befruchtenden Zufluss neuer Schöpfungen der gedanklichen und künstlerischen Kultur des gebildeten Auslandes erschwert und eine Zeit lang überhaupt unterbunden und damit die kulturelle Entwicklung des tschechischen Volkes in manchen Gebieten aufgehalten hat. Aber ebenso ist wahr, dass es mit ungewöhnlicher Macht in das geistige Leben der Tschechen eingegriffen und Anlass zu einem gewaltigen Aufschwung der seelischen Kräfte der Nation gegeben hat. Diese Kräfte wirkten sich zwar in der ersten Zeit einseitig auf religiösem Gebiet aus, aber damit wird die Bedeutung dieser Erscheinung nicht im geringsten vermindert. Wieviel nicht nur sittliche, sondern auch gedankliche Bemühung von bewundernswürdiger Eindringlichkeit und Tiefe ist in dem Werk von Männern enthalten, wie es Milíč, Matěj z Janova, Hus, Jakoubek, Příbram, Rokycana, Biskupec u. a. waren. Wieviel ernste geistige Arbeit und Scharfsinn ist in ihren auf den ersten Blick unverdaulichen Traktaten und Postillen enthalten, in denen sie sich kühn und mit einem beträchtlichen Mass von Selbständigkeit mit den grossen sittlichen Fragen und Gedanken ihrer Zeit auseinandergesetzt haben. Welch erstaunliche Erscheinung ist der südböhmische Bauer Petr Chelčický, der ohne höhere Schulbildung und offenbar ohne Kenntnis der damaligen Sprache der Gebildeten, des Lateinischen, Werke von solcher Kraft und gedanklichen Tiefe hat schreiben können, dass sich noch heute die gebildete Welt mit lebhafter Teilnahme damit beschäftigt. Chelčický zeigt am deutlichsten, wie sozusagen wundertätig die hussitische Bewegung auf die Freiwerdung der bisher verborgenen geistigen Kräfte und Fähigkeiten des tschechischen gemeinen Volkes gewirkt hat. Haben etwa die Schriften Chelčickýs und die sonstigen literarischen Denkmäler der hussitischen Bewegung, die sich mit ernster Wahrhaftigkeit um die Lösung der schwersten Fragen des menschlichen Daseins mühen, wegen ihres überwiegend wenn nicht ausschliesslich religiösen Charakters einen geringeren kulturellen Wert als die verschiedenen tschechischen Legenden, Chroniken und Romane der vorhussitischen Zeit? Übrigens ist nicht die ganze tschechische Literatur der hussitischen Epoche nur religiös. Man erinnere sich nur der historischen Schriften des Vavřinec z Březové oder der alten tschechischen Annalisten, in denen es so viel warmes Leben und so viel sprachlichen literarischen Reiz gibt. In der späteren hussiti-

schen Periode erwächst dann im tschechischen hussitischen Volk ein lebhaftes Interesse für andere Dinge als nur religiöse Fragen, ein Interesse, das alsbald literarische Werke in tschechischer Sprache von hohem Wert zeitigte.

Abseits von der kulturellen Bewegung der späthussitischen Zeit stand in der ersten Periode ihres Bestehens bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die Brüder-Unität. Die Abneigung ja ein Widerstand gegen die Schulbildung ist ein wesentliches Element ihrer geistigen Wesenheit. Aber auch in die Unität drang alsbald ein anderer Geist ein. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts ging die Führung an Männer von höherer Bildung, wahrhaft gelehrte Männer über. Die Schriften eines Lukáš von Prag und Vavřinec Krasonický sind von hohem sprachlichen und sachlichen Wert; trotz ihres vorwiegend theologischen Inhaltes sind sie vielfach von lebendiger Frische.

Trotz der unbestreitbaren Entfremdung, die durch das Hussitentum zwischen den Tschechen und der übrigen zivilisierten Welt entstanden war, war das tschechische kulturelle Leben jener Zeit also keineswegs arm und wertlos und erschöpfte sich auch keineswegs im Interesse an religiösen Fragen. Eine neue Bewegung brachte die Reformation Luthers hinein. Das trat nicht nur in neuen theologischen Streitigkeiten und auch nicht nur in neuen entschiedenen Bemühungen um eine Vervollkommnung und Verselbständigung der kirchlichen Organisation der utraquistischen Partei in die Erscheinung, sondern auch in dem lebendigen Bestreben, geistige Beziehungen zu den Nachbarn anzuknüpfen, zu denen die Tat Luthers den hussitischen Tschechen den Weg frei gemacht hatte.

Es darf auch nicht übersehen werden, dass die deutsche Reformation neben Luther auch einen Melanchthon hatte, dessen Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Schulwesens und Bildung bekannt ist. Auch auf die tschechische kulturelle Entwicklung hat der lutherische Protestantismus nicht nur durch seinen Urheber, sondern auch, und vielleicht mehr noch, durch die Persönlichkeit des „praeceptor Germaniae“ gewirkt. Ähnlich hat auch die schweizerische Reform auf die tschechischen Utraquisten und besonders die Brüder nicht nur theologisch eingewirkt, sondern ihnen gleichzeitig den Zugang zu reichen kulturellen Quellen eröffnet. Wie mächtig diese Einwirkung der lebendig gewordenen Beziehungen wenigstens zu einem Teil der westlichen Kulturwelt gewesen ist, wird namentlich durch die Berichte bezeugt, die einige junge Männer der utraquistischen Partei und der Brüder-Unität über ihre Rei-

sen ins Ausland, nach Deutschland, nach der Schweiz und nach Frankreich erstattet haben.

Neben solchen kurzen, sozusagen Forschungsreisen, wirkte mächtig das längere Studium einer beträchtlichen Zahl von jungen Leuten an den Universitäten des Auslandes. Während die utraquistische Jugend vornehmlich nach Wittenberg pilgerte um ihre Bildung zu vollenden, ging die junge Generation der Brüder namentlich in den späteren Jahren zumeist nach Genf, Heidelberg, Basel und Strassburg. Es waren nicht nur Kandidaten des geistlichen Standes, sondern auch die Söhne von Adligen, die sich für ihre weltliche Tätigkeit in der Heimat vorbereiten wollten. Der befruchtende Einfluss dieser lebendigen Beziehungen zum Ausland ist nicht nur im tschechischen religiösen und kirchlichen Leben jener Zeit offenbar, sondern auch in den verschiedenen Bezirken der damaligen kulturellen Bestrebungen der Tschechen. Namentlich erlebte die Brüderunität trotz ihrer schwierigen rechtlichen Stellung eine Periode einer reichen inneren Entfaltung. Die literarischen Denkmäler der Brüder, wie sie in den berühmten Folianten des Brüderarchivs niedergelegt sind, die Werke der führenden Historiker der Brüder sind in Sprache und Inhalt wahrhafte Kostbarkeiten des tschechischen Schrifttums. Über die Bedeutung des klassischen Denkmals des Fleisses und der Gelehrsamkeit der Brüder, die denkwürdige Kralicer Bibel, ist kein Wort zu verlieren. Allein der einzige Blahoslav, dieses „Kleinod der Unität", mit seiner vielseitigen Erudition und der sprachlichen und gedanklichen Feinheit seiner Schriften würde hinreichen um zu beweisen, dass in der Unität das breite und tiefe kulturelle Interesse über das ausschliesslich religiöse gesiegt hatte.

Von der systematischen und konzentrierten kulturellen Arbeit der Brüder-Unität unterscheidet sich die kulturelle Tätigkeit der tschechischen Utraquisten zwar durch eine grössere Mannigfaltigkeit, aber auch durch gedankliche und organisatorische Zersplitterung. Aber auch diese Partei hat mehr als eine Frucht von dauerndem Wert gezeitigt und wesentlich zur Verbreitung und Vertiefung der Bildung im tschechischen Volk beigetragen. Die Chronik des Bartoš Písař, eines der ersten Anhänger des neuen vom Luthertum befruchteten Neoutraquismus, wird mit Recht als eines der hervorragendsten Werke der tschechischen Geschichtsschreibung erachtet. Die Anhänger dieser Richtung beherrschten auch die einzige tschechische Universität in Prag, die trotz ihrer Mängel, die sie mit der Mehrzahl der damaligen Universitäten teilte, ein bedeutsamer Herd des

tschechischen Geisteslebens war. Unter den Professoren dieser Hochschule finden wir zwar keine Männer, die den landläufigen Durchschnitt der Zeit überragt hätten, aber es ist kein Zweifel, dass die Summe ihrer Kleinarbeit, die sich von der Universität auf das ganze niedere Schulwesen im Staate verbreitete, keine geringe Bedeutung für die Hebung des allgemeinen kulturellen Niveaus der Tschechen hatte.

Sicher ist, dass dieses Niveau am Ende der Periode vor der Schlacht am Weissen Berge eine beträchtliche Höhe erreicht hatte. Davon zeugt vor allem die Schar von Männern von überdurchschnittlicher und zum Teil wirklich hervorragender Kultur, wie sie aus den verschiedenen Klassen und Gruppen der damaligen tschechischen Gesellschaft hervorgegangen waren. Unter den Adelsherren steht im Vordergrund Karl der Ältere von Žerotín, mit dem sich kein zweiter seiner Standesgenossen an Tiefe und Umfang der Bildung, vollkommener Kenntnis fremder Sprachen, Weltblick und Vielseitigkeit der internationalen Beziehungen messen konnte. Und doch war dieser Magnat und Böhmische Bruder keine fremdartige Erscheinung in seinem Kreise. Sein Freund und Glaubensgenosse Václav Budovec z Budova war gleichfalls ein Mann von ungewöhnlicher Bildung und gedanklicher Originalität. Die Briefe der beiden Herren an ihre ausländischen Freunde, vielfach Männer von europäischem Ruf, fesseln noch heute durch ihren Gedankenreichtum und ihre formale Vollendung. Ihre historisch-politischen Schriften haben an Wert nicht eingebüsst. Aber neben Žerotín und Budovec finden wir im tschechischen Adel nicht wenig Persönlichkeiten, deren Bildung und geistigen Fähigkeiten Achtung und Anerkennung nicht abgesprochen werden können. Hier können nur drei katholische Herren genannt werden: der Staatsmann und Historiker Vilém Slavata, ein Zögling der Brüderschulen, und die beiden Reisenden und Reisebeschreiber Václav Vratislav z Mitrovic und Kryštof Harant z Polžic. Von der hohen Kultur des damaligen Bürgertums zeugen neben den Nachrichten über die Bibliotheken der ersten Bürger, neben den reichen Aufzeichnungen und Korrespondenzen, die sich in den Stadtarchiven erhalten haben, die literarischen Werke zahlreicher bürgerlicher Autoren. Die Tatsache, dass aus diesen Kreisen neben kleineren und weniger bedeutsamen Schriften die grosse Kirchengeschichte des Pavel Skála und Pavel Stránskýs glänzende „Respublica Bohemiae" hervorgehen konnten, spricht gewiss eine beredte Sprache. Namentlich gehört Stránskýs Buch, das nach der Schlacht am Weissen Berge zur Belehrung des Auslandes geschrieben wur-

de, trotz seines lateinischen Gewandes zu den Gipfelleistungen der tschechischen Literatur und kann auch heute noch mit Interesse und Nutzen gelesen werden.

Das hohe Bildungsniveau des tschechischen Volkes in jener Zeit muss zu einem grossen Teil dem Brauch zugeschrieben werden, die Jugend zum Studium ins Ausland zu senden. Dieser Brauch ist zweifellos durch die Mängel der Prager Universität und der übrigen tschechischen Schulen gefördert worden. Diese Mängel waren in hohem Masse eine Folge der religiösen Unfreiheit, weil sich die Königsmacht den Bestrebungen der nichtkatholischen Bekenntnisse, ihr Schulwesen auszubauen, hindernd in den Weg stellte.

Sobald die utraquistischen Stände gemeinsam mit den Brüdern durch den Majestätsbrief Rudolfs im Jahre 1609 die religiöse Freiheit erlangt hatten, bemühten sie sich mit grossem Eifer, die Prager Universität und die von ihr abhängigen Schulen zu reformieren. Die Katastrophe des Jahres 1620 machte diesen Bemühungen ein Ende. Weder die Universität noch das sonstige Schulwesen standen auf einer Höhe, die den Ansprüchen des gebildeten Teiles der Nation genügt hätte. Es ist gerade Komenský gewesen, der sich höchst ungünstig über den Stand des tschechischen Schulwesens seiner Zeit ausgesprochen hat. Aber dieses Urteil eines strengen Beurteilers, begreiflich vom Standpunkt seiner hohen pädagogischen Forderungen, darf uns nicht zu der unrichtigen Vorstellung einer durchgängigen Minderwertigkeit des tschechischen Schulwesens jener Jahre verleiten. Denn der allgemeine Stand der Bildung des tschechischen gemeinen Volkes, vornehmlich des Bürgerstandes, stellt dem Schulwesen mittelbar ein ganz günstiges Zeugnis aus. In den letzten Jahrzehnten vor der Schlacht am Weissen Berge lassen sich in ihm deutliche Merkmale der Entwicklung und des Fortschrittes erkennen. Das gilt vor allem für das Schulwesen der Brüder-Unität, wo um jene Zeit eine rege Reformbewegung am Werke war.

Mit seinen Bemühungen um eine durchgreifende Schulreform, aus dem sein Weltruhm erwachsen ist, fügt sich Komenský durchaus in diese einheimische Entwicklung. Er war nach dem Besuch der Brüderschulen der höheren Studien halber nach Herborn und Heidelberg gegangen. Bereits dort hat er gelehrte Abhandlungen geschrieben und einmal Material für seinen Thesaurus der tschechischen Sprache, zum anderen Stoff für eine Art von Enzyklopädie des menschlichen Wissens zusammengetragen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wirkte er zuerst an den Brüderschulen in Přerov und Fulnek, wobei er sich bemühte, beim Unterricht namentlich im

Lateinischen bessere Methoden anzuwenden als sie damals üblich waren. Die Folgen der Katastrophe von 1620 unterbrachen gewaltsam dieses Wirken Komenskýs und zwangen ihn zuerst, sich im Verborgenen mit der Abfassung von Trostschriften zu beschäftigen und schliesslich ausser Landes zu gehen. Er liess sich im polnischen Leszno nieder, wo sich durch das Verdienst der Exulanten aus den Kreisen der Brüdergemeinde die dortige Schule zu einer Höhe erhob, wie sie in Polen zu jener Zeit in keiner Weise die Regel bildete. In Leszno beendete Komenský sein erstes grosses didaktisches Werk, die berühmte „Didactica magna". Dieses Werk war in erster Linie für das eigene Volk bestimmt und in der festen Hoffnung zu Ende geschrieben, dass es möglich sein werde, nach der Rückkehr der Exulanten in die Heimat zur Zeit des Einfalls der sächsischen Heere in Böhmen in seinem Geiste und nach seinen Grundsätzen das tschechische Schulwesen zu reformieren, dessen Unzulänglichkeit dem Auge Komenskýs, das durch weitreichende Erfahrungen und tiefe Überlegungen geschärft war, zweifellos grösser erschien, als sie in Wirklichkeit war, namentlich da Komenský darin eine der Hauptursachen der nationalen Katastrophe sah. Noch entschiedener und schöner als in der „Didactica" hat Komenský im „Vermächtnis der sterbenden Mutter der Brüder-Unität" vom Jahre 1650 den Gedanken ausgesprochen, dass die „Didactica" und überhaupt sein ganzes pädagogisches Werk vor allem für sein eigenes Volk bestimmt seien.

War so die „Didactica" eine Frucht der Bemühung Komenskýs, seinem Volk ein vollkommenes Schulwesen zu geben, in der Jugenderziehung die übrige Welt einzuholen, ja sie zu überholen, so wurde diese im schönsten Sinne patriotische Absicht durch die unglückliche Entwicklung der Verhältnisse in Böhmen vereitelt. Komenský war es versagt, in die Heimat zurückzukehren und dort seine Reformpläne zu verwirklichen. So übertrug er denn sein Wirken zu anderen Völkern. Sowohl durch dieses unmittelbare Wirken in verschiedenen fremden Ländern als auch durch seine pädagogischen Werke ist er im vollen Wortsinn der Lehrer der Welt geworden. Man kann sagen, dass er, freilich in einer besonderen Weise, erfüllt hat, worum sich — nach den Worten Pekařs — das ursprüngliche Hussitentum bemüht hatte. „Im Hussitentum", sagt Pekař, „haben wir uns in einem Masse europäisiert, dass wir uns kulturell stärker fühlten, dass wir selbst Europa, unserem Lehrer und Erzieher, die Richtung weisen, selbst das Steuer ergreifen wollten". Man kann hinzufügen,

dass das Hussitentum dieses kühne Ziel durch einen grossen revolutionären Anlauf erreichen wollte, der, wie hier schon gesagt worden ist, über die Kraft des tschechischen Volkes ging. Komenský aber ist der Lehrer der Völker zwar nicht im Sinn des hochgemuten hussitischen Gedankens geworden, wohl aber in sehr bedeutsamer Weise durch die stille und geduldige Arbeit seines grossen Geistes.

Auch darin also erscheint Komenský als der Fortsetzer und Vollender der grossen hussitischen Tradition; sein Werk ist die schönste Frucht der tschechischen Kultur der Epoche vor der Schlacht am Weissen Berge, trotz aller starken fremden Einflüsse erfüllt vom Geist der mächtigen nationalen Bewegung, die Hussitentum heisst. Wie sehr wir daher auch glücklich sind, dass Komenský und sein Werk heute der ganzen gebildeten Welt angehören, so dürfen wir uns gewiss mit Liebe und Stolz zu ihm bekennen, als dem treuen Sohn seines Volkes und dem glorreichen Vollender seiner grössten geschichtlichen Tat.

DER AGRONOMISCHE DIENST UND SEINE ORGANISATION IN DER TSCHECHOSLOVAKEI

Von V. Škoda

Allgemeiner Charakter und Organisation

Der Begriff „agronomischer Dienst" (Hilfe) ist bisher keineswegs eindeutig bestimmt. Er umfasst in den einzelnen Staaten verschiedene Arbeitsgebiete, deren Grundlage jedoch immer die Belehrung und Beratung der Erwachsenen, vor allem der selbständigen Unternehmer und ihrer Familien, bildet. Vom sachlichen Standpunkt aus betrachtet, kann man den agronomischen Dienst in den verschiedenen Staaten nach dem Umfang des Arbeitsprogramms und der Ausdehnung der Arbeitsmethoden unterscheiden.

Vom personalen Standpunkt aus gesehen, kann man teils ausschliesslich zur Durchführung agronomischer Dienste bestimmte Kräfte (Agronomen), teils solche unterscheiden, die im Rahmen ihres Wirkungskreises oder in Verbindung mit ihrer Hauptbeschäftigung agronomische Dienste leisten. Jede dieser Lösungen besitzt ihre Licht- und Schattenseiten.

Bei der Analyse dieser in den einzelnen Staaten eingeführten Dienste und Verhältnisse tritt als leitender Grundsatz für die Entscheidung über die Art der Organisation des agronomischen Dien-

stes vor allem das allgemeine Kulturniveau der landwirtschaftlichen Bevölkerung und nach diesem die fachliche Bildung und der mit dieser zusammenhängende technische Stand der landwirtschaftlichen Produktion auf.

Einfachere Verhältnisse erfordern im allgemeinen selbständige agronomische Dienste, während Staaten mit fortgeschrittener Bevölkerung — ausgenommen die Ostseestaaten, besonders Dänemark, ferner Holland — sich mit der Zuteilung dieser Dienste an bereits bestehende Organe begnügen.

Soweit einige Staaten Ausnahmen von dieser Regel darstellen, ist es kennzeichnend, dass hiefür der Stand und die Reife des landwirtschaftlichen Schulwesens massgebend sind. Dieser Tatsache widersprechen auch nicht die holländischen Verhältnisse, denn das landwirtschaftliche Schulwesen dieses Staates kann sich erst seit kurzer Zeit seines hohen Niveaus, sowie auch der Fürsorge der Staatsverwaltung rühmen. Die geschichtliche Entwicklung der übrigen Gebiete des öffentlichen und berufsständischen Lebens verlangsamt oder erleichtert bloss diese Entwicklung in der angedeuteten Richtung.

Dabei darf die Sonderstellung und der Einfluss der landwirtschaftlichen Forschung nicht übersehen werden. Je grösser ihr Übergewicht gegenüber dem landwirtschaftlichen Schulwesen ist, um so mehr trägt sie wieder zur Organisation des selbständigen agronomischen Dienstes bei, was schliesslich durch den Gesamtcharakter ihrer Arbeitssphäre begründet wird.

Der sich so geltend machende Faktor in der Organisation des agronomischen Dienstes findet stets seinen Ausdruck in der artweisen Vertretung und der Intensität der Arbeitsleistung, ebenso wie in den angewandten Verfahren, also im Inhalt und in der Durchführung des gesamten Beratungsdienstes.

Von den gemeinsamen Kennzeichen eines richtig organisierten agronomischen Dienstes ist ferner der Charakter dieses Dienstes nach seinem Erhalter für die Beurteilung der Bedeutung und der Aufgaben des landwirtschaftlichen Beratungswesens sehr wichtig. Die Ingerenz der Staatsverwaltung bei jeglicher Organisationsform des agronomischen Dienstes sinkt niemals unter 50 Prozent, ob wir nun den finanziellen Anteil des Staates oder die Anzahl der in diesem Dienste beschäftigten Personen zugrundelegen. Hiebei spielt die demokratische oder absolutistische Staatsform (Monarchie oder Sovět) keine wesentliche Rolle.

Der agronomische Dienst in der Tschechoslovakei im Jahre 1931

Den agronomischen Dienst in der Tschechoslovakei könnte man seinem weitestgesteckten Umfange nach in folgende zwei Hauptgruppen einteilen:

a) eine solche von öffentlich-rechtlichem Charakter,
b) eine solche von privatrechtlichem Charakter.

a) Der Dienst öffentlich-rechtlichen Charakters

Die verschiedene kulturelle, wirtschaftliche und politische Entwicklung der einzelnen Länder, welche die Tschechoslovakei bilden, vor allem der Slovakei und Karpathorusslands gegenüber den historischen Ländern (Böhmen und Mähren-Schlesien) fand selbstverständlich auch in der Gesetzgebung dieser Gebietseinheiten ihren Ausdruck. Durch die österreichische Regierung war den Bewohnern Böhmens, Mährens und Schlesiens eine gewisse, sehr bedeutende Selbstverwaltung, besonders in landwirtschaftlichen Angelegenheiten, eingeräumt worden. Deshalb ist es verständlich, dass sich der Schwerpunkt der Arbeit in den historischen Ländern gerade in der Landwirtschaft auf Fachorganisationen als freiwillige Selbsthilfeorganisation und auf die Landeskulturräte als Repräsentanten der landwirtschaftlichen Selbstverwaltung übertrug. Gegenüber den historischen Ländern wurde der östliche Teil der Republik (die Slovakei und Karpathorussland), die zu Ungarn gehörten, nach einem starren Feudalsystem verwaltet. Durch das Gesetz vom Jahre 1912, waren hier bei den Gespanschaftsämtern sogenannte gespanschaftliche Landwirtschaftsinspektorate errichtet worden, welche eine Institution von selbständigen staatlichen landwirtschaftlichen Agronomen darstellten. Durch die Regierungsverordnung vom 20. Dezember 1922 (Nr. 383 der Sammlung der Gesetze und Verordnungen) wurden durch die Regierung auf dem Gebiete der Slovakei die Landwirtschaftsinspektorate als selbständige Staatsinstitute aufgelöst und ihre Zuständigkeit den Gauämtern übertragen. In Karpathorussland wurde diese Änderung durch die Regierungsverordnung vom 28. Juni 1928 (Nr. 95 S. d. Ges. u. V.) durchgeführt.

Diese Zeit genügte jedoch, um diese sowohl für den Staat als auch für die Landwirtschaft wichtige Funktion kennen zu lernen, die freilich durch fachmännisch gebildete Beamte eines demokratischen Staates ausgeübt werden muss. Deshalb wurden bei der Neuorganisation der politischen Verwaltung auf Grund der Bestimmung des Absatzes 3 des § 7 des Gesetzes vom 14. Juli 1927 (Nr. 125 S. d. Ges. u. V.) in der Slovakei und in Karpathorussland den Landes-

und Bezirksbehörden Fachmänner (Agronomen) zugeteilt. Im Interesse einer Vereinheitlichung der Landesverwaltung und angesichts des Bedarfes von Fachorganen bei der Durchführung der administrativen Massnahmen im Bereiche des Landwirtschaftsministeriums, werden in Ausführung des Regierungsbeschlusses vom 24. Oktober 1930 auch bei den Landes- und Bezirksämtern in Böhmen und Mähren-Schlesien landwirtschaftliche Referate errichtet. Für Böhmen ist die Errichtung von Stellen für 21 Agronomen des volkswirtschaftlich-technischen Dienstes vorgeschlagen, für Mähren-Schlesien 11, für die Slovakei 24 und für Karpathorussland 21. Für diese staatlichen Agronomen wird das abgeschlossene Studium an einer landwirtschaftlichen Hochschule als Qualifikation gefordert. Ausserdem gibt es in der Slovakei 7 und in Karpathorussland 8 Dienststellen in der II. Dienstklasse (Mittelschulabsolventen).

Von speziellen Produktionszweigen sind für den Weinbau in den Weinbaugebieten besondere staatliche Weinbau-Inspektorate errichtet worden. In Böhmen versieht dieses Amt nur ein Instruktor, in Mähren-Schlesien ein Beamter der landwirtschaftlichen Landesversuchsanstalt und ein Instruktor ausser zwei Landesinspektoren für den Weinbau. In der Slovakei wirken 1 staatlicher Weinbau-inspektor und 1 Instruktor, in Karpathorussland ein Beamter der staatlichen Versuchsstation. Ihre wichtigste Aufgabe ist der Beratungsdienst bei der Reorganisation der Weingärten und der Schutz der Weingärten gegen Schädlinge und Krankheiten. Die Kontrolle der Winzerprodukte wird von staatlichen Kellereiinspektoren ausgeübt.

Im Obstbau wird in jedem Lande der Republik bei der Einsetzung der Beratungsorgane verschieden vorgegangen. In Böhmen wurden auf Anregung des Landeskulturrates Bezirks-Pomologen (Gärtner) ernannt, deren eigentliche beratende Funktion in jüngster Zeit durch die Verwaltung ausgedehnter Bezirksbaumschulen und Gärten in der Umgebung von Kranken- und Waisenhäusern u. a. Sozialinstituten gehemmt wurde. In Böhmen gibt es derzeit 33 Bezirkspomologen, in Mähren-Schlesien wurden die Obstbausachverständigen dienstlich als Landesbeamte den landwirtschaftlichen Schulen (Gärtner der landwirtschaftlichen Landeslehranstalten) zugeteilt, deren Zahl ungefähr 50 beträgt. Für die Slovakei und Karpathorussland sind staatliche Obstbauinspektoren ernannt, u. zw. 4 für das Gebiet der Slovakei und 5 für das karpathorussische Gebiet.

Für die Forstwirtschaft wurde ein forsttechnischer Aufsichtsdienst organisiert, durch den das Landwirtschaftsministerium die

Durchführung der Forstgesetze überwacht und auf den es sich in der praktischen Forstpolitik stützt. Ferner arbeiten diese Staatsbeamten, die dienstlich den politischen Landes- und Bezirksämtern zugeteilt sind, ebenso wie die staatlichen Forstschullehrer, aufklärend und beratend in Fragen der forstwirtschaftlichen Produktion. Der Gesamtstand der Beamten dieses forsttechnischen Aufsichtsdienstes beträgt etwa 200, deren Tätigkeitsbereich ausser den Landesämtern in Prag, Brünn, Bratislava und Užhorod 19 Aufsichtsbezirke in Böhmen, 11 in Mähren-Schlesien und 39 in der Slovakei (wo sie auch die städtischen und Genossenschaftswälder verwalten) und 12 in Karpathorussland bilden.

Die Landwirtschaftsschulen aller Kategorien entfalteten in den achtzig Jahren ihres Bestehens eine eifrige ausserschulmässige Tätigkeit, deren Ziel die Belehrung und Fortbildung der Schulentlassenen ist. Im Schuljahre 1930/31 bestanden insgesamt 276 Schulen, an denen 1603 ständige und 1406 externe Kräfte wirkten, die sich neben ihrer Hauptbeschäftigung auch der beratenden Tätigkeit widmeten. Zu diesen sind in letzter Zeit die sich vielversprechend entwickelnden landwirtschaftlichen Volksbildungsschulen getreten, deren Anzahl im Jahre 1931 die Zahl 1000 erreicht hat. Deshalb darf man auch hier mit weiteren 3000 fachmännisch gebildeten Kräften rechnen, vor allem für die Durchführung sämtlicher Aktionen, die einer Förderung und objektiven Kontrolle der Landwirtschaft dienen.

Mit der unmittelbaren beratenden Tätigkeit ist jedoch die ausserschulmässige Tätigkeit der Landwirtschaftslehrer bei weitem nicht voll gewürdigt. Von ihrer Mitwirkung ist zu einem beträchtlichen Teile die Stärke der Standesbewegung auf dem Gebiete der Schule und das Niveau der Fachpresse oder der volkswirtschaftlichen Rubriken der regionalen Blätter abhängig.

Die *landwirtschaftlichen Versuchsanstalten und Stationen* beschränken sich in der Tschechoslovakei nicht allein auf die Forschungstätigkeit, sondern leisten ausserdem auch eine ausgedehnte Kontroll- und damit auch Beratungstätigkeit. Sie sind für diese vielseitige Tätigkeit, die äusserst wünschenswert ist, da sie die beratende Funktion der landwirtschaftlichen Schulen zweckmässig ergänzt, besonders ausgestattet. Die Gesamtzahl der landwirtschaftlichen Versuchsanstalten beträgt 75, mit Einrechnung aller Sektionen 98 (davon 12 forstwirtschaftliche), die in administrativer Hinsicht in verwandte Gruppen eingeteilt werden. Die Zentrale der staatlichen landwirtschaftlichen Versuchsanstalten befindet sich in Prag-Dej-

vice. In Mähren-Schlesien gibt es 5 Landesversuchsanstalten, mit Einbeziehung aller Sektionen 10, von denen das Institut für Pflanzenzüchtung an die Mährische Landesversuchsanstalt in Brünn, die Sektion für Viehzucht an das zootechnische Institut in Brünn angegliedert ist. In Böhmen gibt es ausserdem 5 Stationen des Landeskulturrates in Böhmen, ferner 3 private Versuchsanstalten (für Zuckerraffinerie, Spiritusbrennerei, Bierbrauerei); ausserdem gibt es 15 bis 20 Versuchsstationen und Institute bei einigen Abteilungen der Technischen Hochschulen, vor allem bei den landwirtschaftlichen Hochschulen und bei Spezial-Mittelschulen. Im Zusammenhang mit diesen Versuchsanstalten müssen 11 staatliche und ein Landesinstitut für Pferdezucht erwähnt werden.

Von öffentlichen Körperschaften müssen die Landeskulturräte genannt werden, die für Böhmen in Prag, für Mähren in Brünn, für Schlesien in Troppau, für die Slovakei in Bratislava errichtet worden sind. Karpathorussland besitzt keinen Landeskulturrat, seine Funktion wird vom landwirtschaftlichen Referat des Landesamtes in Užhorod versehen. Den Informations- und Beratungsdienst leisten die Landeskulturräte einerseits durch die Beamten in den Zentralen, andererseits durch ihre Fachbeamten, welche in den landwirtschaftlich wichtigen oder bedeutenden Gebieten amtieren, endlich durch ausgewählte Delegierte aus den Reihen praktischer Landwirte. Die Tätigkeit der Beamten in den Zentralen erstreckt sich zum überwiegenden Teile auf den fachmännischen landwirtschaftlichen Informationsdienst für die staatlichen Zentralämter und die praktische Durchführung von Aktionen, vor allem solcher des Landwirtschaftsministeriums. Bei den Konsulenten überwiegt die beratende Tätigkeit für den zugewiesenen Gebietsteil über den amtlichen Informationsdienst für die Zentralkanzlei des Landeskulturrates. Für Bauangelegenheiten hat der Landeskulturrat für Böhmen eine Bauberatungsstelle errichtet, und für wasserwirtschaftliche Fragen ein kulturtechnisches Referat. Der Landeskulturrat für Mähren-Schlesien besitzt einen eigenen Beamten (Inspektor) für Fischerei.

In Böhmen sind für das tschechische Gebiet 9, für das deutsche 6 Konsulentenstellen errichtet. In der Slovakei sind 8 Beamten des Landeskulturrates tätig. Der mährische Landeskulturrat beabsichtigt ebenfalls die Errichtung solcher Konsulentenstellen.

Besondere Erwähnung verdient die Tätigkeit des Landeskulturrates auf dem Gebiete der Stallkontrolle, die ausser ihrer Kontrolltätigkeit ihre Hauptbedeutung in der beratenden Tätigkeit be-

sitzt, die sich vor allem auf die Viehzucht bezieht, und zwar nicht nur auf die Fütterungstechnik, sondern auch auf die Zucht und Pflege der Tiere. In Böhmen wird diese einerseits durch die tschechische Sektion (administrative Führung) gemeinsam mit dem Milchforschungsinstitut des staatlichen Forschungsinstitutes für Viehzucht in Prag (technische und Zuchtkontrolle), andererseits durch die deutsche Sektion des Landeskulturrates für das deutsche Gebiet durchgeführt. Insgesamt wirken in Böhmen 83 Kontrollassistenten, von denen auf das Gebiet der tschechischen Sektion 39 und auf das Gebiet der deutschen Sektion des Landeskulturrates 44 entfallen. In Mähren-Schlesien wird die Stallkontrolle für das tschechische Gebiet des Landeskulturrates vom zootechnischen Institut der mähr. Landesversuchsanstalt in Brünn von 32 Kontrollassistenten durchgeführt, für das deutsche Gebiet von der deutschen Sektion des Landeskulturrates in Brünn von 27 Kontrollassistenten. In Schlesien wirken 23 Kontrollassistenten, von denen 10 für das tschechische, 11 für das deutsche und 2 für das polnische Gebiet bestimmt sind. In administrativer Hinsicht werden diese Angelegenheiten im tschechischen Gebiet von der Schlesischen Zentral-Landwirtschaftsgesellschaft in Troppau, für das deutsche Gebiet von der Land- und Forstwirtschaftsgesellschaft, für das polnische von der Landwirtschaftsgesellschaft (Towarzystwo Rolnizce) in Teschen erledigt. Die genannten Organisationen arbeiten als Abteilungen des Landeskulturrates für Schlesien.

In der Slovakei wird die Stallkontrolle vom Landeskulturrat in Bratislava mit Hilfe von 20 Kontrollassistenten ausgeübt. Die Kontrollassistenten sind vertraglich angestellte Privatbeamte, in der Mehrzahl Absolventen höherer und niederer landwirtschaftlicher Schulen, die einen Spezialkurs für Stallkontrolle besuchen müssen. Zum Ersatz der Dienstbezüge tragen die Züchter durchschnittlich 50 Prozent bei, der restliche Prozentsatz wird aus öffentlichen, vor allem staatlichen Mitteln gedeckt.

b) Der Dienst privatrechtlichen Charakters

Von den privatrechtlichen Organisationen verdient als Spitzenorganisation der tschechoslovakischen Landwirte die „Zemědělská Jednota ČSR.“ Erwähnung, die ihre Zentrale in Prag hat und Filialen in Brünn und Bratislava besitzt. Im Jahre 1925 schritt dieser Verein im Rahmen seiner Tätigkeit für die Hebung der landwirtschaftlichen Produktion auch zur Ausführung ökonomischer Versuche. Die ursprüngliche Versuchstätigkeit wurde allmählich zu einer

individuellen landwirtschaftlichen Beratung, vor allem für Mitglieder der Vereinigung, erweitert. Derzeit hat die „Zemědělská Jednota" für landwirtschaftliche Beratung 17 Bureaus, einschliesslich eines Zentralbureaus errichtet. Mit dieser Tätigkeit sind 15 Agronomen (Landwirtschaftsingenieure) und 2 Assistenten (Mittelschulabsolventen) betraut, ausser einer sehr beträchtlichen Anzahl von Referenten für Spezialfächer aus den Reihen der Mitgliedschaft. Die Agronomen arbeiten in den zugeteilten Gebieten, einstweilen fast alle in Böhmen, während der Referentenstab der Zentrale die Beratungen fast alle schriftlich oder mit Hilfe der Vereinszeitschrift erteilt. Während der Dauer der alljährlich veranstalteten landwirtschaftlichen Ausstellung in Prag ist für die landwirtschaftlichen Besucher der Ausstellung eine Beratungsstelle auf dem Ausstellungsgelände eingerichtet. Bei der Zentrale ist als selbständige Formation ein landwirtschaftliches Bauinstitut errichtet, das Interessenten in Fragen landwirtschaftlicher Bauten fachmännisch berät und zahlreiche Baupläne ausarbeitet.

Die Zentrale der deutschen landwirtschaftlichen Fachorganisationen und ihr Landesverband bildet die „Geschäftsstelle der deutschen Land- und Forstwirtschaft" mit dem Sitze in Prag. Ausser spezieller Beratung durch die Beamten der Zentrale halten die Landesverbände einen Beratungs- und Informationsdienst mit Hilfe der landwirtschaftlichen Bezirksvereine aufrecht. Der Zentralverband für Böhmen (Deutscher Land- und forstwirtschaftlicher Zentralverband für Böhmen) unterhält z. B. ausser einer beträchtlichen Anzahl autonomer Funktionäre eine ständige Beratungsstelle in den Bureaus von 10 Gebietsverbänden, 99 Bezirksvereinen und 5 Bezirksvereinen für landwirtschaftliche Buchführung.

In wasserwirtschaftlichen Fragen, vor allem der Melioration leisten die Landesmeliorationsverbände beratende Werbetätigkeit. Für Böhmen sind derartige Verbände (deutsch und tschechisch) mit dem Sitze in Prag errichtet, für Mähren-Schlesien in Brünn, für die Slovakei in Bratislava und für Karpathorussland in Užhorod. In Schlesien arbeitet der Wasserwirtschaftsverband für die Oderregulierung in Troppau.

Ausser diesen Landesverbänden, die vom Staat und von den Ländern unterstützt werden, gibt es noch eine Reihe von Vereinen und Gebietsverbänden für Wasserwirtschaft.

Eine weitere interessante Organisation mit einem Beratungsdienst ist der Verband der Kartoffelzüchter in Deutsch-Brod, der in seinen Diensten 10 Kreis- und 8 Bezirks-Konsulenten beschäftigt,

sämtliche mit Hochschulbildung. Ausser organisatorischen Agenden und der Zusammenarbeit mit den Zentralen liegt diesen bald nach dem Staatsumsturz im Jahre 1918 eingesetzten Agronomen die Beratung in allen landwirtschaftlichen Fragen, vor allem auf dem Gebiete der Zucht und Verwertung von Kartoffeln ob.

Von den übrigen Standesorganisationen haben die Bienenzüchter die fachmännische Beratung am besten organisiert, die in Böhmen gleichzeitig zu den ältesten Fachorganisationen überhaupt gehört. Das ist die sogenannte Funktion der Bienenzuchtlehrer, die in der Bildungssektion der Landeszentrale der Bienenzüchtervereine in Prag, Brünn, Bratislava und Užhorod zusammengefasst sind. Für die theoretische Vorbereitung und praktische Durchführung des ambulanten Unterrichtes sorgt das staatliche Bienenzucht-Forschungsinstitut in Dole, gegebenenfalls die Bienenzuchtstation in Židlochovice. Gleichzeitig versehen in Böhmen 20, in Mähren-Schlesien 12, in der Slovakei 11 und in Karpathorussland 3 Bienenzuchtlehrer diese Funktion, mit der sie nach Absolvierung des staatlichen Bienenzüchterkurses und nach einem Probejahre nebenberuflich betraut werden. In den letzten Jahren werden sie von den staatlichen Prüfungsinstituten oder den Bienenzuchtstationen zu gemeinsamen Beratungen hinzugezogen, die 2 bis 3 Tage dauern. Allmählich soll die Anzahl der Bienenzuchtlehrer nach Erreichung einer genügenden Anzahl qualifizierter Absolventen der staatlichen Bienenzüchterkurse, in Böhmen auf 68, in Mähren-Schlesien auf 45, in der Slovakei auf 35 und in Karpathorussland auf 15 steigen.

Auch zahlreiche andere bedeutende Fachorganisationen befassen sich mit der Vertretung von Standesinteressen der Landwirtschaft oder der landwirtschaftlichen Industrie und entfalten gleichzeitig eine sehr rege Bildungs- und Beratungstätigkeit für ihre Mitgliedschaft. Sie begnügen sich nicht mit der Förderung der technisch-produktiven Seite der Produktion, sondern bemühen sich gleichzeitig, das allgemeine kulturelle Niveau des selbständigen landwirtschaftlichen Produzenten zu heben. Ihre besonderen Organisationen besitzen vor allem Rüben- und Rübensamenzüchter, Gersten-, Grünzeug-, Flachs-, Tabak-, Hopfenzüchter u. a., ferner Milchviehzüchter, die Schweine-, Geflügel-, Kaninchen- und Taubenzüchter, ferner die Seidenraupenzüchter u. a. Zu diesen gesellt sich weiter eine grosse Zahl landwirtschaftlicher Genossenschaften, die in dem ganzstaatlichen Zentralverband „Centrokooperativa“ zusammengefasst sind.

Von den in diesem Verband zusammengeschlossenen Organisatio-

nen verdient besondere Erwähnung der „Zentralverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften in Prag", der für die aufklärende Tätigkeit besondere fachlich zusammengestellte Werbefilme verwendet. Endlich gibt es Institutionen und Korporationen verschiedener Nebenindustrien, die auf gute Qualität der für ihre Betriebe notwendigen Rohstoffe Wert legen.

Die grösseren Güter und Herrschaften haben ausser den bereits genannten Institutionen und Korporationen eine eigene Organisation der tschechoslovakischen Grossgrundbesitzer in Prag geschaffen, die einige Sektionen nach der Grösse der Güter oder den Arten der Produktion besitzt.

Alle diese Korporationen erteilen ihren Mitgliedern individuelle mündliche und schriftliche Auskünfte; für Angelegenheiten allgemeineren Charakters und programmgemässe Erziehung benützen sie entweder eigene oder andere Fachzeitschriften, gegebenenfalls den volkswirtschaftlichen Teil der Tagespresse.

Die Landwirtschaft wird in letzter Zeit auch von den allgemein bildenden oder sozialen Instituten, vor allem von den Bezirks- oder Ortsbildungsausschüssen, deren Zentrale das Masaryk-Volksbildungsinstitut in Prag ist, ferner vom Tschechoslovakischen Roten Kreuz, den nationalen Verbänden u. a. berücksichtigt.

Auch wenn wir diese nichtlandwirtschaftlichen Institutionen und von den landwirtschaftlichen jene Personen ausschliessen, die keinen bemerkenswerten Anteil an der beratenden Tätigkeit für das Wohl des Landes nehmen, dürfen wir ohne weiteres behaupten, dass im agronomischen Dienst der Tschechoslovakischen Republik mindestens 2500 Personen tätig sind, abgesehen von den landwirtschaftlichen Volksbildungsschulen. Von dieser Zahl entfallen $^{3}/_{5}$ auf das Personal der landwirtschaftlichen Schulen, etwa $^{1}/_{10}$ entfällt auf die Forschungsinstitute und -Stationen und der Rest auf die übrigen Formationen. Unter ihnen nimmt wiederum die Forstwirtschaft die erste Stelle ein, dann folgen Viehzucht, Obstbau; die übrigen Gebiete werden in bedeutend geringerem Masse betreut, ausgenommen die Bienenzucht, welche rund 2 Prozent der Gesamtzahl der im Beratungsdienst Tätigen beschäftigt.

Grundsätze für die Durchführung einer Reorganisation

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Mehrzahl der obengenannten Organe immer aus eigener Initiative, gegebenenfalls nach Bedarf in mustergültiger Weise ihre Mission erfüllt hat. Aber alle diese auf verschiedene Weise geleistete Arbeit konnte nicht den



gewünschten praktischen und wirtschaftlichen Erfolg im Hinblick auf die aufgewandte Energie und die Kosten haben, denn sie wurde vielfach nur gelegentlich und ohne gehörige Verbindung mit der Tätigkeit der übrigen, ja oft der nächststehenden Organisationen verrichtet. Bisher wurde keine einheitliche Leitung, keine programmgemässe Durchführung, auch kein genauer und gründlicher Überblick über die für die landwirtschafliche Produktion und die ländliche Bevölkerung überhaupt geleistete Arbeit erzielt.

Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Verhältnisse, die Überorganisation der Vereinigungen, die wie Pilze aus dem Boden schiessen, die dadurch hervorgerufene Rivalität und viele andere Umstände erfordern von selbst die Organisation eines besseren agronomischen Dienstes in der Republik, vor allem des Dienstes öffentlich-rechtlichen Charakters.

Gleich zu Beginn der praktischen Realisierung dieses Gedankens war es klar, dass die beabsichtigte Neuorganisation die bereits geleistete und von den einzelnen bereits bestehenden Institutionen verrichtete Arbeit berücksichtigen müsse, und ferner, dass eine Vermehrung der Beamtenschaft um neue Kategorien nicht in Frage kommen kann. Als dann aus innerpolitischen Gründen von der Einführung obligatorischer landwirtschaftlicher Organisationen Abstand genommen wurde, wurde es klar, dass es sich bei der Reorganisation dieses Dienstes nur um eine freiwillige Zusammenarbeit aller bereits bestehenden Organisationen und Institutionen handeln kann, deren Hauptziel die Konzentration der bisher geleisteten Arbeit vor allem in Arbeitsabschnitten bildet, die nach den einzelnen Ländern und schliesslich für das ganze Staatsgebiet bestimmt werden müssten. Das ist nicht nur ein natürlicher, sondern unter den geschilderten Verhältnissen auch der einzige und am leichtesten gangbare Weg.

Als Arbeitszweck des reorganisierten Dienstes wurde mit Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse und Notwendigkeiten die praktische Aufklärung weiter Kreise der landwirtschaftlichen Bevölkerung bezeichnet, die nach Massgabe der gegebenen Möglichkeiten in Einzelberatung übergehen müsste.

Die im Auslande gewonnenen Erfahrungen beweisen — soweit sie für die tschechoslovakischen Verhältnisse als richtunggebend übernommen werden können — dass das landwirtschaftliche Schulwesen für die programmässige Rationalisierung des Beratungsdienstes die geeignetste Zentralstelle sein würde.

Aus administrativen Gründen spricht dafür einerseits die Zahl der Schulen selbst, andererseits der sehr zahlreiche Stand des für

ähnliche Dienste qualifizierten Personals an diesen Schulen. Auch durch den Charakter ihrer Tätigkeit und Sendung sind die landwirtschaftlichen Schulen für die Durchführung dieser Aufgabe am besten geeignet. Der Unterschied gegenüber ihrer früheren Stellung besteht der Hauptsache nach nur darin, dass die Mitglieder des Professorenkollegiums an Stelle ihrer verschiedenen Arbeiten, die sie in jenen Fachorganisationen ausgeführt hatten, diese gemeinsam in den landwirtschaftlichen Beratungsstellen leisten werden.

Vom sachlichen Standpunkt aus würde dies eine Vertrauenskundgebung und Anerkennung der durch die landwirtschaftlichen Schulen geleisteten Tätigkeit bedeuten. Keine andere Organisation zeichnet sich durch einen innigeren Kontakt mit den einzelnen Gemeinden ihres Arbeitsgebietes aus wie die Schule, welche ihre eigenen Schüler und Absolventen besitzt.

Unter diesen Voraussetzungen und unter Berücksichtigung des bisherigen Zustandes wurde im Landwirtschaftsministerium ein Entwurf von Richtlinien für das landwirtschaftliche Beratungswesen ausgearbeitet. Ihr Hauptziel ist die Bildung von örtlichen Zentren als Arbeitseinheiten erster Ordnung in den einzelnen Bezirken.

Die aus den Vertretern aller für die Hebung des Wohlstandes der Landbevölkerung arbeitenden Interessenten gebildeten Beratungskörper bieten eine Gewähr für die Lebensfähigkeit und den reellen Charakter der ganzen Aktion. Der Beratungskörper, dessen Kern in der Zukunft die Professoren der landwirtschaftlichen Schulen und die Fachleute der Versuchsanstalten und -Stationen bilden werden, ist eine weitere Gewähr für die Realisierung und fachgemässe Durchführung der unternommenen Aktion im Rahmen des Arbeitsprogramms der Beratungskörper. Ihre Stützen sind die Ortsvertrauensmänner in den Gemeinden. In dieser Funktion bewähren sich sicherlich einerseits die landw. Volksbildungsschulen und deren Absolventen, andererseits die Absolventen der landwirtschaftlichen Fachschulen.

Die gewählte Arbeits- und Verwaltungskonzentrierung berücksichtigt im Rahmen freiwilliger Arbeitsgemeinschaften die bisherige Aktionsfreiheit der Fachorganisationen und aller übrigen Organisationen, die sich bisher mit dem agronomischen Dienst befassen, und bringt System, Programm in diese. Bei der Durchführung der Reorganisationsarbeiten bis zu den letzten Konsequenzen soll der neue landwirtschaftliche Beratungsdienst eine allfällige weitere erfolglose und überflüssige Zersplitterung der fachlichen Arbeit ver-

hindern. Diese Tatsache, die zur Förderung der fachlichen Organisation eingeführt wurde, war bisher von den zuständigen Institutionen nicht so verstanden und gewürdigt worden, wie zu erwarten gewesen wäre.

Die Voraussetzungen, unter denen die Errichtung der Landesberatungsstellen bei den Landeskulturräten in Form von Landesberatungskörpern erfolgen soll, sind Gegenstand der amtlichen Tätigkeit. Ähnlich wie in den örtlichen Zentren erhalten hier die Landeszentralen der Fachorganisationen und der ihnen gleichgestellten Organisationen, welche die Förderung der landwirtschaftlichen und kulturellen Arbeit programmgemäss pflegen, ihre Vertretung.

Analoge Grundsätze sollen auch für den Reichs-Beratungskörper für landwirtschaftliche Aufklärung beim Landwirtschaftsministerium gelten, mit dem einzigen Unterschied, dass es sich hier um Vertreter der Organisationen und Institutionen ganzstaatlichen Charakters handeln wird. Ihre grosse Zahl würde sonst auf Kosten ihrer Elastizität gehen.

Zur sachlichen Durchführung des landwirtschaftlichen Beratungsdienstes auf Grund der vom Landwirtschaftsministerium herausgegebenen Richtlinien muss der Vollständigkeit halber noch erwähnt werden, dass der Umfang der Agenda der Lokalorganisationen — der landwirtschaftlichen Beratungsstellen — in den Richtlinien bestimmt ist. Die Landesberatungskörper, ebenso wie der Reichsberatungskörper, sollen vor allem den Charakter administrativer und richtungweisender Zentralen gemäss den Intentionen des Landes-, bzw. Reichsprogramms für die Förderung der Landwirtschaft besitzen. Das bedeutet Zentralisation nach der formalen Seite und vollständige Freiheit der Initiative und der Tätigkeit im Geiste der Erfordernisse eines demokratischen Staates.

Schluss

Die organisierte Beratungstätigkeit im Sinne der Richtlinien für den landwirtschaftlichen Beratungsdienst kann ihr Ziel und ihren Erfolg nur durch enge Zusammenarbeit und Disziplin aller bisher vereinzelt für den landwirtschaftlichen Fortschritt und das Wohl des Landvolkes arbeitenden Organisationen erreichen. So wird freiwillig jene erwünschte Rationalisierung und nötige Konzentration der Arbeit, erfolgreiche Ausnützung der aufgewandten Mühe und Kosten erzielt. Dadurch wird ferner die Arbeitsökonomie bei den diese Arbeit leistenden Personen unter aktiver Mitwirkung der landwirtschaftlichen Praxis erzielt, kurz, heute jenes so nötige Maximum des Nutzens erreicht.

JOHANNES KUPEZKÝ

Von Jan Krofta

Die Kunstgeschichte Mitteleuropas weist im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts keine grossen aus dem einheimischen Boden emporgewachsenen künstlerischen Persönlichkeiten auf und hat nicht einmal eine eigene künstlerische Tradition. Der Sturm des Dreissigjährigen Krieges hatte die Verbindung mit der älteren Tradition unterbrochen und den Boden für die internationale Kunst des Barock vorbereitet, das im Laufe des 17. Jahrhunderts durch das gemeinsame Kunstschaffen der reichen Kulturländer Europas, Italiens, Frankreichs und der Niederlande entstanden war. Das chaotische Gemisch von Kunstrichtungen und -programmen verdichtete sich allmählich zu einem einheitlichen internationalen Kunstprinzip, das zu Ende des 17. Jahrhunderts ganz Europa beherrschte. Eklektizismus und gesteigerter Naturalismus sind die Hauptmerkmale dieser Kunst, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch in dem Milieu der mitteleuropäischen Herrscherhöfe und der reichen Städte Fuss fasste, die sich rasch nach den Katastrophen des Krieges erholt hatten. Ausländer aus ganz Europa, Italiener, Holländer, Franzosen arbeiten im Dienst der Höfe in Wien und Prag, der deutschen Fürsten, des Hofadels und der reichen Bürger. Kunstakademien, nach dem Vorbild der italienischen Kunstschulen in Nürnberg, Berlin, Wien gegründet, vermittelten eine lebendige Beziehung zu den ausländischen Künstlern und wurden zusammen mit den reichen Galerien der Höfe und des Adels zum Hauptträger der internationalen Kunstgesinnung. Eine rasche handwerkliche Arbeit verdrängte die Initiative des Individuums und begnügte sich mit einem effektreichen Eklektizismus.

Neben den Ausländern waren auch zahlreiche einheimische Künstler am Werke, aber nur einige darunter wuchsen über den handwerklichen Durchschnitt zu wirklich schöpferischer Arbeit empor. Kamen die einheimischen Maler und Bildhauer nur im Rahmen des festgelegten einheitlichen internationalen Stiles zur Geltung ohne neue Motive in die Entwicklung zu bringen, so rückte zu Beginn des 18. Jahrhunderts die mitteleuropäische Architektur in den Vordergrund des europäischen Kunstgeschehens.

Ein Sohn dieser chaotischen Zeit, die in den vorangehenden Zeilen in aller Kürze charakterisiert worden ist, war Johannes *Kupezký*. Von seinem Leben und Wirken wissen wir nur wenig Zuverlässiges. Die wertvollsten Nachrichten liefert die wenig umfangreiche Biographie, die der schweizerische Maler J. C. *Füessli*, ein Schüler und

später Freund des Meisters, im Jahre 1758 in Zürich veröffentlicht hat.[1]) Eine Monographie, die allen Anforderungen der modernen kunsthistorischen Forschung entspräche, besitzen wir bis heute nicht. Zu nennen sind zwei ältere Arbeiten der magyarischen Forscher Michael *Zsilinski* und Sigismund *Ormós* von unbedeutendem wissenschaftlichen Wert.[2]) Die bekannteste Schrift ist eine Arbeit des Architekten Alexander *Nyári,* die im Auftrag des ungarischen Kultusministeriums verfasst worden ist und durch Unzuverlässigkeit und Wortreichtum gekennzeichnet ist.[3]) Diese veralteten Arbeiten sind heute voll durch die deutschgeschriebene Monographie Dr. Eduard *Šafaříks* ersetzt.[4]) Es ist eine fleissige aber nichtdurchdachte und unkritische Kompilation. Der Autor fasst in den einleitenden Kapiteln, die dem Leben und dem Werk Kupezkýs gewidmet sind, die Ergebnisse der bisherigen Forschung zusammen, die er nur in geringfügigem Masse korrigiert und ergänzt. In seiner Schilderung des Lebens des Künstlers stützt er sich vornehmlich auf die Angaben bei Füessli, die er allzu vertrauensvoll und vorbehaltlos übernimmt, wie es übrigens auch seine Vorgänger getan haben. Den Boden eigener Forschung zu betreten wagt er nirgends, was namentlich dort ersichtlich wird, wo er versucht, das künstlerische Schaffen Kupezkýs zu würdigen und in die Entwicklung einzureihen. Er begnügt sich mit einem flüchtigen Hinweis auf einige der führenden italienischen Meister des 17. Jahrhunderts, die bereits von Füessli im Zusammenhang mit Kupezký genannt worden waren. Es ist aber klar, dass Kupezkýs Kunst nur auf der Grundlage eines gründlichen Studiums der damaligen europäischen Malerei, namentlich der Porträtmalerei, verstanden werden kann. Kupezký war, wie noch gezeigt werden wird, sein ganzes Leben lang ein typischer Eklektiker, der sich Anregungen mit grosser Leichtigkeit und in Menge aus den verschiedensten Quellen holte. Erst ein exaktes vergleichendes Studium und eine detaillierte Analyse wird die einzelnen Elemente seiner Kunst unterscheiden können. Diese Arbeit hat noch keiner der bisherigen Monographisten getan. Šafařík hat jedoch durch seinen

[1]) J. C. *Füessli:* Leben Georg Philipp Rugendas und Johannes Kupecki. Zürich, 1758.

[2]) M. *Zsilinski:* Kupeczky János. Budapest, 1878 (magyarisch). — S. *Ormós:* Kupeczky János mint ember és müvesz, 1888 (magyarisch).

[3]) A. *Nyári:* Der Porträtmaler Johann Kupeczky. Wien, 1889.

[4]) E. *Šafařík:* Joannes Kupezky, 1667—1740. Prag, 1928. (Enthält ausser einem detaillierten Katalog des Werkes Kupezkýs mit 72 Reproduktionen einen Neudruck der Schrift Füesslis [Anm. 1] und wertvolles, bisher nicht publiziertes archivalisches Material.)



Staatsgalerie in Wien

1. Johannes Kupezký: Selbstbildnis (1709, signiert)



Prag. Staatsgalerie

2. Johannes Kupezký: Helene Wussin (1716)



Wien, Rathaus

3. Johannes Kupezký: Kaiser Karl VI. (1716)



Budapest

4. Johannes Kupezký: Der Maler mit seiner Familie (um 1718)

wenn auch methodologisch mangelhaften Katalog der Bilder Kupezkýs, in dem er auch Arbeiten verzeichnet, die aus gleichzeitigen Stichen oder Nachrichten bekannt sind, und durch die Publikation seines archivalischen Materials der weiteren Forschung wertvolle Anregung gegeben.

Wo und wann Johannes Kupezký geboren wurde ist nicht sicher bekannt. Die Frage muss daher näher beleuchtet werden. Die ältere Literatur nennt, gestützt auf Füessli, als Geburtsort das slovakische Städtchen Pezinok (Bössing) im damaligen Ungarn, heute in der Tschechoslovakei. Füessli schreibt wörtlich: „Dieser war seinem Vaterland nach ein Böhm, von wannen seine Eltern der Eifer für ihren Gottesdienst wegtrieb, und sie nach der ungarischen Gränzen, nach Pesing brachte, wo er 1667 geboren ward." Diese Angabe ist bisher vertrauensvoll übernommen worden. Die magyarische Propagandaliteratur sieht daher in Kupezký einen magyarischen Künstler und feiert ihn neben dem berühmten Hofporträtisten des Fürsten Rakoczy, Adam *Mányoky* und Jakob *Bogdany,* der lange in London gelebt und sich als Stillebenmaler bekannt gemacht hat, als führenden Vertreter der magyarischen nationalen Kunst.[5]) Manchmal wird er wieder als Deutscher oder als Pole bezeichnet. Aber die Frage kann nicht auf eine so einfache Weise gelöst werden. Auf der Trauungsurkunde Kupezkýs vom 6. Januar 1710 in der Pfarrmatrikel zu Skt. Stefan in Wien, also in einem amtlichen Dokument, ist Kupezký wörtlich eingetragen als „ein Mahler zu Prag in Böhmen gebürtig".[6]) Auch im Testament Kupezkýs von 12. Januar 1734, das im städtischen Archiv in Nürnberg erhalten ist, lesen wir: „Demnach ich, Johannes Kupezký, aus Böhmen gebürtig, jedoch der wahren evangelischen allein seelig machenden Religion zugethan..."[7]) Erwägt man weiter, dass Kupezký auf gleichzeitigen Stichen immer „pictor bohemus" oder „natione bohemie" genannt wird, obwohl er, als in Pezinok geboren, nach damaligen Brauch eher als „pictor hungarus" hätte bezeichnet werden müssen, so sind wir geneigt, uns der Meinung anzuschliessen, dass er bestimmt in Böhmen geboren wurde. Das Geburtsjahr 1667 kennen wir gleichfalls nur aus Füessli. Solange aber keine anderen Gründe vorliegen, liegt kein Anlass vor, an der Richtigkeit zu zweifeln, auch wenn die Angaben

[5]) Übrigens stammen auch Mányoki und Bogdany aus der Slovakei.

[6]) S. Šafařík a. a. O. S. 243—44.

[7]) Hinzufügen ist noch, dass Kupezký in dem Testament seine Schwester Maria Maixnerin als „zu Pesing in Böhmen an der ungarländischen Grenze" wohnhaft bezeichnet.

Füesslis mit Vorsicht behandelt werden müssen. Kupezký stammte aus einer armen tschechischen Weberfamilie, die fest am ererbten evangelischen Glauben hing.[8]) Die siegreiche Gegenreformation, die darauf ausging, die böhmischen Länder wieder katholisch zu machen, zerstreute die Reste der Bekenner der evangelischen Konfession ins Ausland, vornehmlich nach Polen und Ungarn, wo sich auch in den folgenden Jahrzehnten die religiöse Freiheit, wenn auch in beschränktem Umfange, erhalten hatte. Auch die Familie Kupezkýs verliess Böhmen in den sechziger Jahren und fand eine neue Heimat in Ungarn. Der Vater Kupezkýs liess sich in Pezinok nieder, wo damals das Weberhandwerk blühte und beträchtliche Privilegien genoss. In Pezinok verlebte Johannes Kupezký seine Kindheit zusammen mit seinen vier Geschwistern Maria, Jurka, Ferenc und Martin, deren er später in seinem Testament gedenkt. Johannes hätte wohl nach damaliger Sitte das väterliche Handwerk erlernen sollen, aber als fünfzehnjähriger Bursche (1682?) entfloh er dem väterlichen Hause. Füessli erzählt, dass er auf der Flucht in das Schloss des Grafen Czobor, offenbar Holič bei Bratislava, gelangt sei, wo zu jener Zeit der schweizerische Maler Benedikt *Klaus* (gest. 1707) aus Zürich arbeitete. Graf Czobor habe sich des jungen Menschen angenommen und ihn dem Meister Klaus in die Lehre gegeben. Mit Klaus sei Kupezký (1683—84?) nach Wien gegangen und habe etwa drei Jahre in dessen Werkstatt gearbeitet. Über den ersten Wiener Aufenthalt Kupezkýs ist nichts näheres bekannt. Benedikt Klaus selbst war kein hervorragender Künstler und konnte Kupezký nicht mehr geben, als die ersten Grundlagen der handwerklichen Schulung. Wien aber mit seinen reichen Kunstsammlungen und seinem regen kulturellen Leben bot ihm Gelegenheit genug, mit der grossen europäischen Kunst bekannt zu werden. Kupezký soll damals viel kopiert und namentlich Gefallen an der Kunst Karl Loths gefunden haben. Karl Loth, auch Carlotto genannt, stammte aus München, hatte sich aber in Venedig angesiedelt, wo er in der Werkstatt des Manieristen Pietro *Liberi* gearbeitet hat. Im Jahre 1698 starb er. Er malte Figurenbilder mit biblischen und mythologischen Motiven im Stil des venezianischen Manierismus. In Wien war er gut bekannt und in Hofkreisen beliebt. Da sich keine Bilder von Kupezký aus dieser

[8]) In der Literatur wird fast durchgängig behauptet, dass er Angehöriger der Brüder-Unität gewesen sei, aber es gibt keine sicheren Belege dafür. Das Zeugnis Füesslis und der weltliche Charakter einiger Gemälde Kupezkýs führen zu der Annahme, dass er sich zu einer evangelischen, der lutherischen nahestehenden Konfession bekannt hat.

Zeit des ersten Wiener Anfenthaltes erhalten haben, ist es nicht leicht, Füesslis Behauptungen zu prüfen. Auch in Kupezkýs späterem Schaffen kann man den direkten Einfluss Loths nicht nachweisen.

Nach etwa dreijähriger Lehrzeit in Wien (1686—87) verliess Kupezký die Klaus'sche Werkstatt und ging nach Italien. Italien war schon damals das Ziel der europäischen Künstler, die in Venedig, Bologna und Rom unmittelbar aus den Quellen der Barockkunst schöpfen wollten. Kupezký reiste zuerst nach Venedig, wo er den Meister Liberi aufsuchte, für den er Empfehlungsbriefe hatte. Er hatte aber keinen Erfolg — übrigens starb Liberi bald darauf (1687) — und setzte seine Reise weiter nach Rom fort, wobei er einige der norditalienischen Städte besuchte. In Rom lebte er zuerst in grosser Not und musste sich schwer durchschlagen, schliesslich gelangte er mit Hilfe Matthias Füesslis in die Werkstatt eines heute unbekannten Malers, wo er längere Zeit arbeitete und seine materielle Stellung so festigte, dass es ihm sehr gut ging. In diese Zeit verlegt Šafařík das älteste Selbstbildnis Kupezkýs, das uns heute nur aus dem Stich Saiters bekannt ist. Zweiundzwanzig Jahre etwa ist Kupezký in Italien geblieben (bis zum Jahre 1709?). Er hatte Beziehungen zu den fremden, vornehmlich deutschen Künstlern, die sich in Rom aufhielten und von denen Füessli einige nennt. So lernte er den Maler *Blendinger* (gest. 1741) kennen, mit dem er dann lebenslang befreundet blieb, den Stillebenmaler *Tamm* (Fr. Werner Dam) aus Hamburg,[9]) den Landschafter Ch. L. *Agricola* (gest. 1712) und viele andere. Šafařík spricht an dieser Stelle von einer Freundschaft Kupezkýs mit Hyacinth *Rigaud,* dem berühmten Porträtisten des Hofes Ludwigs XIV. (1659—1734), bringt aber keinen Beleg dafür bei. Es scheint, dass Rigaud nie in Italien gewesen ist. Kupezký hielt sich auf Anraten des Arztes der kaiserlichen Gesandtschaft einige Zeit in Frascati auf, um sich dort zu kurieren. Dort versammelte sich die reiche römische Gesellschaft und Kupezký hatte die Möglichkeit, auf seine Kunst aufmerksam zu machen. Es scheint, dass er bald darauf seine eigene Werkstatt gründete. Durch Vermittlung jenes Arztes wurde er mit dem Prinzen Alexander Sobieski (1677—1714) bekannt, einem reichen Sammler und Mäzen, der Kupezký für einige Zeit für sich gewann und mit ihm eine Vereinbarung abschloss, derzufolge der Künstler nur für ihn arbeiten sollte. Kupezký hat etwa zwei Jahre im Dienst Sobieskis gestanden.

[9]) Er hat später auch in Wien im Dienst des kaiserlichen Hofes gearbeitet, Kupezký hat ihn in Wien porträtiert.



Das war der eigentliche Anfang seiner späteren glänzenden Künstlerlaufbahn. In die letzten Jahre des italienischen Aufenthaltes fallen Wanderungen in Norditalien, die Füessli erwähnt: „So lebte er zwey Jahre, als ihn die Begier ergriff, eine zweyte Reise nach Bologna zu thun, um seines geliebten Guido [10]) Werke zu besehen. Er besuchte auch Florenz und Mantua, wo er Correge und Guido nachmachte, und noch einen vollkommeneren Begriff von ihnen erhielt, dann gieng er wieder nach Venedig, wo sein erleuchtetes Auge Tizians Geist durchdrang, und da Hülfe zu seinen erhabenen Farben sammelte. Hier fand er viele vornehme Freunde, und überhaupt zog man ihm den Bildnuss-Mahler Pompelli [11]) vor, dem die Begeisterung seiner Köpfe mangelte."

Schon während seines Aufenthaltes in Italien hatten mehrere Fürsten versucht, Kupezký für ihre Dienste zu gewinnen, so die Herzöge von Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin, aber vergebens. Erst auf die Einladung des Fürsten Adam von Liechtenstein entschloss sich Kupezký, Italien zu verlassen und kehrte um das Ende des Jahres 1708 oder zu Beginn 1709 nach Wien zurück. Zuerst wohnte er im Hause des Barons Schröttenstein, bald aber zog er in die Naglergasse, ganz in der Nachbarschaft der Hofburg.

Mit dieser Rückkehr nach Wien waren die Lehr- und Wanderjahre Kupezkýs abgeschlossen und der reife vierzigjährige Künstler stand alsbald an erster Stelle unter den Wiener Malern.

Aus der Zeit der italienischen Anfänge Kupezkýs haben sich nur einige wenige Bruchstücke seines damaligen sicher umfangreichen Werkes erhalten, die nur eine sehr unklare Vorstellung vom Charakter seiner Kunst vermitteln. Jedenfalls lassen diese Bruchstücke erkennen, dass Kupezký unter dem Einfluss der damaligen italienischen Malerei gestanden hat. Neben Heiligenbildern und mythologischen Sujets malte er auch zahlreiche Genre- und naturalistische Bilder aus dem volkstümlichen Milieu. Aber schon lenkte er seine Aufmerksamkeit auf das Porträt, dem er vor allem seinen Ruhm verdankt. Schon aus dieser Zeit kennen wir eine Reihe stilistisch bemerkenswert reifer Bildnisse (z. B. das Porträt des Kardinals Piazza oder das Porträt eines unbekannten Malers). In der Zeit der höchsten Entfaltung seiner schöpferischen Kräfte, während des Aufenthaltes in Wien und dann in Nürnberg, blieb er dem Porträt treu. Der zweite Wiener Aufenthalt dauerte etwa 14 Jahre. Kupezký

[10]) Guido Reni.

[11]) Sebastiano Bombelli (geb. 1635, lebte 1716 noch), Vater des venezianischen Galaporträts.

wurde von der Gunst der adligen Hofkreise überschüttet; er arbeitete für die reichen Bürger Wiens und erlangte schliesslich die Würde eines Hofmalers.[12]) Aus der Wiener Zeit ist schon eine ganze Reihe von Bildnissen führender Adelspersonen, von Bürgern und Freunden des Künstlers erhalten. Aus dieser Zeit stammen zwei signierte Porträts, ein Selbstbildnis vom Jahre 1709 (signiert: Johan. Kupezky pinx. Abb. 1) und das Bildnis des Malers Bruni. Es würde zu weit führen, alle Personen zu nennen, die ihm Modell gestanden haben. Kupezký malte damals auch Josef I., dessen Töchter, den Kaiser Karl VI. (Abb. 3) und die Kaiserin, den Baron Schröttenstein mit Familie, den Grafen Harrach, den Prinzen Eugen von Savoyen und zahlreiche andere Personen. Im Jahre 1709 hatte er sich mit Susanne, der Tochter seines Lehrers Klaus verheiratet, „ein Vorgehen, das er lebenslang bereute" (Abb. 4). Sein Ruhm drang inzwischen auch ins Ausland. Um 1712 herum wurde er von Peter dem Grossen nach Karlsbad geladen, wo er einige Zeit für den Zaren arbeitete und Reisen in die benachbarten deutschen Städte unternahm. So hat er Dresden und Leipzig besucht. Es scheint übrigens, dass Kupezký auch später öfter ins Ausland, namentlich nach Deutschland, reiste, um Aufträge auszuführen. Šafařík nimmt an, dass er sich auf einer dieser Reisen in Prag aufgehalten hat. Dort ist vielleicht das Bild der Helene Wussin entstanden, der Tochter (?) des bekannten Prager Stechers (Abb. 4). Auch das Schloss Jaroměř soll er besucht haben, um den Grafen Questenberg zu porträtieren. Vielleicht ist er auch nach Bratislava und Pezinok gekommen, um dort seine Geschwister und das Grab seiner Eltern zu besuchen. Die oft wiederholte Behauptung, dass er in Ungarn in Diensten des Fürsten Rakoczy gearbeitet habe, lässt sich nicht belegen.

Der Wiener Aufenthalt ist der Gipfel der Künstlerlaufbahn Kupezkýs. Die Erfolge beim Hof gewannen ihm nicht nur zahlreiche Gönner, sondern auch nicht weniger Neider und Feinde. Es scheint, dass er sich das Leben in der Residenz hat verleiden und sich in Furcht versetzen lassen, besonders als man ihm mit der Inquisition wegen seines Glaubens bedroht haben soll. Vielleicht hat es auch andere uns unbekannte Ursachen gegeben, um derentwillen er um 1723 herum Wien mit seiner Familie verliess und nach Nürnberg ging. Dort verlebte er im Hause Georg Blendingers, seines Freundes

[12]) Die Angabe Füesslis, dass Kupezký den ihm von Karl VI. angebotenen Rang eines Hofmalers abgelehnt habe, weil ihm dies sein von den Vätern ererbter Glaube geboten habe, muss Zweifel erwecken. Kupezký wird wiederholt als kaiserlicher Kammermaler erwähnt.



aus der Zeit des römischen Aufenthaltes, auf dem Bonnersberg (heute Panierplatz) die letzten siebzehn Jahre seines fleissigen Lebens. Auch an dem neuen Wirkungsort fehlte es Kupezký nicht an Arbeit. Es entstand in dieser Zeit eine lange Reihe von Bildnissen von deutschen Fürsten, reichen Bürgern und Handelsherren. Er arbeitete auch in Gotha, Bamberg, Würzburg und vielleicht noch in anderen deutschen Städten. Aber der Zenith des Lebens war schon überschritten. Zerrüttete Familienverhältnisse, der Tod des einzigen Sohnes (die Tochter war schon in Wien gestorben), beschwerten das Dasein des alternden Meisters und beschleunigten seinen Tod. Am 16. Juli 1740 starb er und wurde neben seinem Sohne auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg begraben.

Es bleibt nur übrig zu versuchen, wenigstens in Kürze eine Charakteristik des umfangreichen Werkes Kupezkýs zu geben, von dem nur ein geringfügiger Teil erhalten geblieben und das heute in öffentlichen und privaten Sammlungen über ganz Europa verstreut ist.

Kupezký ist zeitlebens ein typischer Eklektiker. In seinem Schaffen durchdringen sich alle Strömungen der damaligen europäischen Kunst. Aus der Zeit des italienischen Aufenthaltes hat sich, wie schon erwähnt worden ist, allzu wenig erhalten, als dass genauer analysiert werden könnte, von woher Kupezký das meiste übernommen hat. Italien hat im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts ausser *Caravaggio* keine grossen Künstlerpersönlichkeiten. In Venedig klingt die Tradition der grossen Meister des 16. Jahrhunderts im Schaffen der späten Manieristen *Liberi, Strozzi, Feti, Liss, Mazza, Padovanino* aus. In Bologna knüpfen *Domenicchino,* Guido *Reni* und *Ribera* an den programmatischen Eklektizismus der *Caracci* an. Mit diesen beiden Strömungen, die das Werk der grossen Meister *Rafael, Michelangelo, Correggio, Tizian, Veronese, Tintoretto* fortsetzen und dabei die formalen Erfahrungen der klassischen Epoche des italienischen Barock verflachen, stösst der siegreiche reformatorische Naturalismus *Caravaggios* zusammen. Italien war noch immer das gelobte Land der Kunst; aber inzwischen war im Norden die kräftige und eigenwüchsige holländische Kunst herangewachsen, und auch Ludwigs XIV. Frankreich bildete einen neuen eigentümlichen Stil heraus, der sich das Milieu der mitteleuropäischen Fürstenhöfe unterwarf. Kupezký knüpfte in Italien zunächst an die Manieristen an; auch der Naturalismus Caravaggios wirkte auf seinen Stil ein. Die Figurenbilder, von denen Šafařík vor allem die „Susanna im Bad“, den „Tod des Adonis“, eine Alle-

gorie der Malerei, Bilder von Heiligen und Aposteln anführt, tragen alle charakteristischen Merkmale des chaotischen italienischen Eklektizismus. Weiter findet sich in Šafaříks Katalog eine Reihe von Bildern, in denen Kupezký offenbar unter dem Einfluss Caravaggios die schon erwähnten Genresujets aus dem Volksleben darstellt. Bettler, Händler, Handwerker, Musiker, Spieler, ein Raucher figurieren auf diesen Bildern. Ob und wieweit Kupezký hier wirklich von Caravaggio ausgegangen ist, wie Šafařík annimmt, könnte nur eine detaillierte Analyse feststellen. Kupezký hat von den Italienern jedenfalls eine souveräne Beherrschung der Farben- und Lichtvaleurs gelernt, aber die italienische Periode der Figurenmalerei spielt nicht die entscheidende Rolle in seinem Schaffen. Die Bedeutung Kupezkýs beruht, wie gesagt, vor allem im Porträt. Die Anfänge der Bildnismalerei Kupezkýs fallen zwar schon in die italienische Zeit, aber zweifellos muss man die Wurzeln des Porträtstils Kupezkýs anderswo suchen. Man kann zwar auf Tizian und Tintoretto hinweisen, die Kupezký gewiss gut gekannt hat, aber seine eigenen Arbeiten tragen schon alle Kennzeichen des europäischen Barockporträts. Von den italienischen Zeitgenossen Kupezkýs nennt Füessli den schon genannten Bombelli, mit dem Kupezký während seines Aufenthaltes in Venedig rivalisierte. Bombelli ist ein später Epigone der venezianischen Bildnistradition; um das Jahr 1663 reiste er ins Ausland und arbeitete auch in Wien. Er hat auch den Grossherzog von Toskana gemalt. Die Reise bedeutet den Anfang einer neuen Epoche in seinem Schaffen. Unter dem Einfluss *Van Dycks* und der französischen Hofkunst schuf er einen neuen Typ des Gesellschaftsporträts; Kupezký hat Bombelli sicher gekannt. Um diese Zeit arbeitete noch ein anderer Porträtist in Venedig, Niccolo *Cassana* (1659—1714), später Hofmaler der Königin Anna von England. Das venezianische Porträt verliess die ältere einheimische Tradition und näherte sich dem gleichzeitigen europäischen höfischen Bildnis. Die Anfänge dieser Hofkunst sind im Werke des *Rubens* und *Van Dyck* zu suchen. Beide waren in Italien geschult. Van Dyck hatte lange Zeit als Porträtist der obersten Gesellschaftsschichte in Genua gearbeitet und hatte sich schliesslich in England niedergelassen. Am Hofe Ludwigs XIV. bildeten Hyacinth *Rigaud* und Nicolas *Largillière* den endgültigen Typus dieses theatralischen Bildnisses aus, das die porträtierte Person inmitten des ganzen höfischen Prunkes darstellte. Säulen, bauschige Draperien, Prachtgewänder, Kleinodien umgeben das Modell, dessen individuelle Züge vor dem Pomp der Umgebung in den Hintergrund zurücktreten. Die

Kunst Rigauds und Largillières fand Epigonen in ganz Europa und wurde grosse Mode an allen Herrscherhöfen. Zu Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts finden wir in Europa in den Residenzen und den Häusern der reichen Bürger einen einheitlichen feststehenden Porträttypus, in dem französische, niederländische und italienische Einflüsse zu einem effektvollen Ganzen zusammengeflossen waren. Man könnte eine ganze Reihe gleichzeitiger Porträtisten nennen, in Wien *Stampart, Van Schuppen,* in Böhmen *Brandl, Rainer,* in Ungarn *Mányoki,* in Deutschland *Auerbach, Pesne* (den Kupezký während seines Aufenthaltes in Deutschland porträtiert hat), *Denner, Dinglinger, Mengs* u. a. In Norddeutschland, das in engen Beziehungen zu Holland stand, überwiegt im Porträt der niederländische Einfluss. In Süddeutschland wiederum, in Österreich und Böhmen tritt die Einwirkung Italiens und Frankreichs mehr in die Erscheinung. Nur in diesem internationalen Porträtstil kann man die Wurzeln der Porträtkunst Kupezkýs suchen. Kupezký war kein schöpferischer Geist, in seiner Kunst war keine persönliche Initiative, er übernahm einfach die vorhandenen anderwärts geschaffenen Formen. Er war ein genialer Eklektiker, er beherrschte virtuos das Handwerk, seine ungewöhnliche Begabung und sein feines Gefühl für die Werte von Farbe und Licht erlaubten ihm auch im Rahmen der fertigen Form, Kunstwerke von hohem Wert zu schaffen. Trotz dieser Vorzüge aber, die er vor schwächeren Zeitgenossen hatte, bleibt er nur ein Künstler von lokaler Bedeutung.

Schon die Biographie Kupezkýs zeigt in aller erwünschten Klarheit, wie subjektiv jede Bemühung ist, seine Kunst für die Zwecke nationaler Propaganda zu missbrauchen. Nach dem Erscheinen der Monographie Šafaříks kann nicht bezweifelt werden, dass Kupezký wirklich in Böhmen geboren war und offenbar einer tschechischen Familie entstammte. Füessli erzählt, dass Kupezký bei seinem Zusammentreffen mit Peter dem Grossen tschechisch gesprochen habe und an einer anderen Stelle erwähnt er, dass Kupezký bis zu seinem Tode die deutsche Sprache nicht vollkommen erlernt habe. Zwischen der gleichzeitigen Kunst in Böhmen, der Kunst der Škreta, Brandl oder Rainer, den hervorragenden Vertretern der einheimischen Tradition und der Kunst Kupezkýs gibt es keine direkten Beziehungen. Um so weniger ist es dann möglich, in ihm einen Ausdruck des magyarischen nationalen Genius zu erblicken. Kupezký, der als fünfzehnjähriger junger Mensch von Pezinok nach Wien gegangen war, dann zweiundzwanzig Jahre in Italien und weitere einunddreissig Jahre in Wien und Nürnberg verbracht hat, konnte keine tieferen

Beziehungen zur magyarischen Kultur haben und hat auch später nicht in Ungarn gewirkt. Er ist ein hervorragender Vertreter der internationalen Barockkunst im Milieu des deutschen Wien und Nürnberg und ein typischer Beleg des barocken kulturellen Internationalismus.

Im Rahmen dieses Artikels war es nicht möglich, kritisch die verwickelten Probleme zu behandeln, auf die man beim Studium Kupezkýs bei jedem Schritt stösst. Ich habe nur flüchtig die wichtigsten Dinge zur Sprache gebracht und manches angedeutet, das erst bewiesen werden müsste. Auch so steht zu hoffen, dass diese Zeilen dem Leser als erste Information Dienst tun werden. Näheres findet er in der zitierten Literatur.

RUNDSCHAU

Innenpolitik

Es bedurfte keines besonders entwickelten Scharfblickes, um die atmosphärischen Spannungen am politischen Himmel in der Tschechoslovakei schon im Februar voraus berechnen zu können. In diesem Monat haben sich die Regierung, die gesetzgebenden Körperschaften und die politischen Parteien entschlossen, endlich an die Aufgaben heranzutreten, deren Lösung der Staat oder die einzelnen interessierten Bevölkerungsschichten oder auch die mehr oder minder gemässigte öffentliche Meinung sich erzwungen haben. Schon die Resolutionen des Vollzugsausschusses der grössten tschechoslovakischen Partei, der Agrarpartei, aus der zweiten Januarhälfte waren, wie wir hier bereits ausgeführt haben, hinreichend beredte Anzeichen dafür, dass um die finanziellen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen von unausweichlicher Dringlichkeit, die während der politischen Wintersaison geklärt werden sollen, ein hartnäckiger Kampf geführt werden wird, in welchem die Hauptbeteiligten auch weiterhin auf der einen Seite die tschechoslovakische und die deutsche Agrarpartei und auf der anderen Seite die tschechoslovakischen und deutschen sozialistischen Parteien sein werden. In einer Zeit, in der der Finanzminister eine weitere Ermässigung der Ausgaben für das Jahr 1932 fordert und die Regierung über die Regulierung der gesamten staatlichen Finanzwirtschaft verhandelt, wacht jede einzelne Partei der Regierungskoalition darüber, dass bei der Bemessung der geforderten Opfer nach Möglichkeit jene Bevölkerungsschichten den Vorrang erhalten, die von den anderen Parteien vertreten werden. Bis Ende Februar stand es noch nicht fest, ob die steigende Spannung den Bestand der Regierungskonstellation Udržals nicht bedrohen werde, obwohl kein Anlass war, daran zu zweifeln, dass diese Koalition auch in dem Falle lebens- und aktionsfähig bleiben wird, dass die zahlenmässig unbedeutende Gewerbepartei, die sich gegen die vom Finanzminister vorgeschlagenen Steuervorkehrungen hartnäckig zur Wehr gesetzt hat, in die Opposition übergehen würde.

Die Tätigkeit der zuständigen Parlamentsausschüsse und der Regierung war in den ersten drei Februarwo-

chen auf das Bankengesetz konzentriert, um es im März dem Parlament zur Annahme vorlegen zu können, damit diese Angelegenheit endgültig von den Beratungstischen verschwinde und die weitere sorgenschwere Arbeit nicht hemme. Dieser Entwurf, dessen eingehendere Erörterung der Wirtschaftsrubrik dieser Zeitschrift vorbehalten bleiben soll, stellt ein gesetzgeberisches Material von ausserordentlichem Umfang dar und bot Gelegenheit zu einer Diskussion, die wegen ihrer Vielseitigkeit und wegen ihres hohen Niveaus auch von strengen Kritikern der parlamentarischen Technik als Musterbeispiel dafür angeführt wurde, in welcher Weise über Wirtschafts- und Finanzfragen auf dem parlamentarischen Forum und vor der Öffentlichkeit verhandelt werden soll. Sowohl von den oppositionellen als auch von den Regierungsparteien wurden etwa 120 Abänderungsanträge gestellt, die sozialistischen Parteien sprachen sich natürlich für ein möglichst weitgehendes Eingreifen der öffentlichen Macht und Kontrolle in die Leitung und Verwaltung der Banken aus, die in den Nachkriegsjahren so häufig die Hilfe des Staates in Anspruch genommen haben. Aber auch die übrigen Parteien konnten einige strenge Bestimmungen über die Haftung der Vorstandsmitglieder und Strafsanktionen für die Übertretung einzelner Bestimmungen nicht ablehnen, denn diese Vorlage hat in der breiten Öffentlichkeit einen besonders sympathischen Widerhall gefunden und die Regierung und das Parlament werden zur Erledigung dieser Vorlage gezwungen sein, auch wenn andere Aufgaben warten, die für diesen Augenblick dringender sind.

Die Regierung muss rechtzeitig für das Gleichgewicht des Budgets Sorge tragen und zwar in erster Reihe durch die Ausschreibung neuer Steuern. Der Finanzminister hat an erster Stelle eine Erhöhung der zweiprozentigen Umsatzsteuer um ein halbes Prozent vorgeschlagen. Gerade dieses Projekt hat den Widerstand der Gewerbepartei hervorgerufen, die mit zwölf Mandaten im Abgeordnetenhaus vertreten ist und vor vier Jahren eine Art von Protektorat der Agrarpartei angenommen hat. Die oppositionellen Regungen in der Gewerbepartei wurden, wie die Linkspresse behauptet, von einer radikalen Gruppe in der Agrarpartei unterstützt, welche alle Möglichkeiten in Erwägung zieht, um den Einfluss der eigenen Partei und den des bürgerlichen Blocks in der jetzigen oder einer anderen Regierung zu stärken. Die parlamentarische Fraktion der Gewerbepartei, die am 1. März eine Sitzung abgehalten hat, hat sich einstweilen den Weg zu weiteren Verhandlungen über die Durchsetzung einer pauschalisierten Umsatzsteuer nicht versperrt, wobei sie auch weiterhin den Antrag auf eine Erhöhung der Umsatzsteuer ablehnt. Die Leitung der Gewerbepartei ist sich rechtzeitig dessen bewusst geworden, dass ihr Austritt aus der Regierung die Regierung Udržals nicht bedrohen würde, da die slovakische (katholische) Volkspartei Hlinkas nicht abgeneigt wäre, in sie einzutreten, sobald sich die jetzige Koalition bereit finden würde, einige ihrer finanziellen Forderungen zu erfüllen. Deswegen scheint die Prognose gerechtfertigt, dass die breite Front der gegenwärtigen Regierungskoalition nicht eingeschränkt wird, da die führenden Parteien, auch wenn sie sich in dieser Zusammenarbeit, die ihnen in ihrer Bewegungsfreiheit hinderlich ist, nicht wohl fühlen, sich scheuen würden, heute die Verantwortung für eine Torpedierung dieser Regierungskonstellation auf sich zu nehmen, die allein im Stande ist, den

wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Notwendigkeiten Rechnung zu tragen, ohne dass dieses Bemühen durch innerpolitische Komplikationen, für welche die Zeit in der Mehrzahl der europäischen Staaten sehr günstig ist, bedroht würde.

Im Zusammenhang mit dem Finanzplan werden Verhandlungen über die Errichtung eines Hilfsfonds für die Arbeitslosen geführt. Sie schreiten hauptsächlich deswegen so langsam fort, weil die agrarische und die nationaldemokratische Partei fordern, dass auch die Angestellten zu dem Fonds beitragen und die Kontrolle und Evidenz der Arbeitslosen erhöht werde. Ob nun die Verhandlungen über diesen Nationalfonds zu einem Erfolge führen werden oder nicht, in jedem Falle wird die Regierung genötigt sein, Mittel für eine temporäre Ernährungshilfsaktion für die Arbeitslosen zu finden.

Die sozialistischen Parteien und ihre Presse führen schliesslich eine Kampagne für eine weitere Verschärfung bei der Eintreibung der Steuerrückstände für die vergangenen Jahre. Ihre Höhe wird auf mehr als fünf Milliarden Kč geschätzt und das Finanzministerium mobilisiert gegen sie seinen administrativen Apparat, um wenigstens einen Teil dieser Summe für die Staatskasse zu retten.

*

In einer Unterredung mit Journalisten am 8. März hat der Ministerpräsident die aktuellsten Themen aufgezählt, mit denen sich die Regierung zu befassen haben wird: dem Finanzplan, der Mischung von Spiritus und Benzin, dem Arbeitslosenfonds, der Erntesicherung, der Sanierung der Selbstverwaltung, dem Vertrag mit Ungarn usw. Er kündigte an, dass sich Schwierigkeiten ergeben würden, sobald die Koalition an die Realisierung der einzelnen Gesetze schreiten werde. Die Koalition müsse jedoch gerade in diesen schwierigen Zeiten beisammen bleiben. Die Leitung der Gewerbepartei hat einstweilen von ihrem Reichsvollzugsausschuss die Vollmacht erhalten, in die Opposition überzugehen, falls sie eine Erhöhung der Umsatzsteuer in der Regierung nicht zu verhindern vermöge. Es steht nicht fest, ob sie diese Vollmacht in Anwendung bringen wird, besonders da sie sich bewusst ist, dass das „schwere Fuhrwerk" der Koalition Udržals auch ohne ihren Vorspann sich vorwärts bewegen wird.

*

Am 13. Februar ist auf seinem Landgut der ehemalige Minister und Vorsitzende des Senates Karel *Prášek* im Alter von 64 Jahren gestorben. Als junger, sehr talentierter und eifriger Landwirt hat er bald eine führende Stellung in der Agrarpartei und deren Abgeordnetenklub des Reichstages erlangt. Im Jahre 1907 wurde er Landsmannminister im Kabinett Beck und diese rasche Karriere musste sein Selbstgefühl heben. Drei Jahre vor dem Kriege geriet er in Konflikt mit dem jüngeren Švehla, der nach dem Kriege im neuen tschechoslovakischen Staate eine führende Rolle zu spielen berufen war. Schliesslich gelang es, zwischen beiden formal eine Einigung zu erzielen und nach dem Umsturz betraute die Partei Prášek mit der Leitung des Landwirtschafts-Ministeriums. Hier verfocht er auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Sozialpolitik mit einer gewissen Hartnäckigkeit seine konservativen Anschauungen, so dass er im Jahre 1920 von den Sozialisten zur Demission gezwungen wurde. Wegen der Richtung und oft skrupellosen Methoden seiner politischen Aktivität geriet er bald in Konflikt sowohl mit den leitenden Persönlichkeiten des Staates, als auch mit seiner Partei, so dass er genötigt

war, nach vier Jahren den Vorsitz im Senat niederzulegen. Er gründete seine eigene agrarkonservative Partei, die trotz der Unterstützung der Hausbesitzergruppe, der Grossgrundbesitzer und des Adels in den Wahlen weniger als 30.000 Stimmen erhielt und nach einiger Zeit zerfiel. Von da ab lebte Prášek als Privatmann abseits vom politischen Leben.

*

Am 7. März ist der ehemalige österreichische Ministerpräsident ***Graf Heinrich Clam-Martinic*** im Alter von 69 Jahren gestorben. Die Nachricht von seinem Tode hat in den böhmischen Ländern die Erinnerung an den Namen dieses Adelsgeschlechtes wieder wachgerufen, dessen bedeutendster Repräsentant Heinrich Clam-Martinic, der Oheim des Verstorbenen, gewesen ist. Er hat gemeinsam mit Rieger sowohl die Politik der passiven Resistenz wie die Regierungspolitik der Tschechen bis zu seinem Tode im Jahre 1887 geleitet. Wenn der politisch minder aktive Vater des Verstorbenen, Richard, in seiner Gesinnung ein tschechischer Adeliger war, war es sein Sohn Heinrich, obwohl er an der tschechischen Mittelschule und Universität studiert hatte, nurmehr dem Namen nach und wegen seiner überwiegend in Böhmen liegenden Güter. Seit 1894 war er Vertreter des Grossgrundbesitzes im Böhmischen Landtag und Mitglied des Herrenhauses. Man rechnete ihn zum vertrauten Kreise Erzherzog Franz Ferdinands. Als ihn Kaiser Karl nach der Ermordung des Grafen Stürgkh Ende 1916 an die Spitze der Regierung berief, bemühte sich Clam-Martinic, unter Geltendmachung des grossösterreichischen Programms, die Forderungen der Deutschen zu erfüllen. Nach der russischen Märzrevolution vom Jahre 1917 konnte er die Einberufung des Parlamentes nicht länger hinauszögern. Er vermochte nicht das heftige Auftreten der nichtdeutschen Delegationen zu beherrschen und verlor durch seine Unentschlossenheit, wenn nicht Ratlosigkeit auf politischem und administrativem Gebiet bald das Vertrauen der Deutschen und des Hofes. Nach achtmonatiger Regierung war er genötigt, die Demission zu überreichen, und wurde zum Gouverneur von Montenegro ernannt. Er hatte damit überhaupt aufgehört, eine politische Rolle zu spielen, und lebte nach dem Kriege auf einem seiner Güter in Oberösterreich.

*

Knapp vor Redaktionsschluss brachten die Tagesblätter die Nachricht vom Tode des agrarischen Abgeordneten Dr. Frant. ***Hnídek,*** der nach monatelanger schwerer Krankheit im Alter von 56 Jahren gestorben ist. Er gehörte zu den angesehendsten, eifrigsten und verdienstvollsten Mitgliedern des Abgeordnetenhauses. Dr. Hnídek hat sich schon vor dem Kriege der aktiven Politik zugewandt. Im tschechoslovakischen Parlament hat er sich vom Anfang an vor allem bei den Beratungen und Debatten über das Staatsbudget in bedeutendem Masse bewährt. Vor sechs Jahren wurde er zum Generalreferenten über den Staatsvoranschlag und die Staatsrechnungsabschlüsse gewählt und erwarb sich allgemeines Vertrauen durch seine Gewissenhaftigkeit, seinen Fleiss und seine Objektivität, die er in der Zusammenarbeit mit den einzelnen Parteien an den Tag legte. Er hat immer das Recht des Parlamentes auf Initiative bei der Zusammenstellung des Voranschlages verfochten und selber Budgetberichte vorgelegt, die mustergültig für seine Nachfolger bleiben werden. Hnídek war seit dem Kriege auch Mitglied des aussenpo-

litischen Ausschusses und bewies auch für diese Agenda systematisches Interesse. Er war Delegierter des tschechoslovakischen Parlamentes in der Internationalen parlamentarischen Union und beteiligte sich in dieser Eigenschaft an einer Reihe internationaler Kongresse. Die Abwesenheit des Abgeordneten Hnídek, der sich allerseits Ansehen und Sympathien zu erwerben gewusst hat, wurde in den letzten Monaten im Abgeordnetenhause und namentlich im Budgetausschuss schmerzlich empfunden, umso schmerzlicher muss der schwere endgültige Verlust dieses unersetzlichen Fachpolitikers berühren. *A. Pešl*

Aussenpolitik

Als in der zweiten Februarwoche in Genf die allgemeine Diskussion über die Abrüstung begann, legte am 12. Februar Aussenminister Dr. *Beneš* die Stellungnahme der Tschechoslovakei dar und formulierte die sich daraus ergebenden Anträge. Seine Kundgebung stellte vor allem insofern einen wertvollen Beitrag zu der Diskussion dieses Weltparlamentes dar, als in ihr deutlicher als in den vorhergehenden Erklärungen die Möglichkeiten der ersten Etappe der Abrüstungsaktion umrissen wurden und damit das konkrete Ziel der Verhandlungen, in welchen die Grossmächte die eigentliche Verantwortung übernehmen, klarer bestimmt wurden. Um so stärker betonte daher Minister Beneš die Verpflichtung der Konferenz, bereits diesmal ihre Arbeit mit der Unterzeichnung eines Abkommens über die Einschränkung und Herabsetzung der Rüstungen gipfeln zu lassen. Da sich Europa und nicht nur Europa sowohl aus politischen als auch wirtschaftlichen und moralischen Gründen in einer Art Zersetzung befindet und die Gefahr besteht, dass das Vertrauen auf die Unterschriften der Staatsmänner und gewisser internationaler Institutionen und auch auf die Wirksamkeit des Völkerbundpaktes, wie man ihn jetzt durchzuführen beginnt, ins Wanken gebracht wird, so darf man nicht zulassen, dass die erste Abrüstungskonferenz scheitert.

„Es ist notwendig zu sagen, dass wir nicht früher definitiv auseinandergehen, solange wir nicht zu diesem Ergebnis (d. h. zur Unterzeichnung des ersten, die Rüstungen beschränkenden und herabsetzenden Vertrages) gelangt sind.

Wir müssen den festen Willen haben, so rasch wie möglich zur zweiten Etappe überzugehen. Das aber bedeutet, dass nach Unterfertigung der ersten Abrüstungskonvention aus der Atmosphäre unserer Konferenz in allen Staaten eine mächtige Bewegung erstehen sollte, damit die interessierten Mächte, die grossen und die kleinen, ernstlich an die Probleme herangehen können, welche die Atmosphäre Europas und der Welt vergiften und uns daran hindern weiterzugehen."

Eine fortschreitende Beschränkung und Herabsetzung der Rüstungen und eine fortschreitende Organisierung des Friedens, diese beiden Aufgaben können positiv und mit gutem Erfolge gelöst werden, wenn sie gleichzeitig oder parallel gelöst werden, und es handelt sich nunmehr darum, auf diesen beiden Wegen möglichst rasch und möglichst sicher vorwärtszuschreiten.

Die tschechoslovakische Aussenpolitik hat sicherlich in den Jahren nach dem Kriege genügend Iniative und Bereitschaft für eine wirksame Mitarbeit bei allen internationalen Aktionen gezeigt, die auf eine Erhö-

hung der Sicherheit und des Vertrauens zwischen den Völkern gerichtet waren. Und sie ist jetzt entschlossen, im Rahmen ihrer Möglichkeiten alles daran zu wenden, damit die erste Vereinbarung über die Einschränkung und Herabsetzung der Rüstungen unterzeichnet werde.

Die tschechoslovakische Regierung ist entschlossen, alle im Artikel 8 des Paktes enthaltenen Verpflichtungen zu erfüllen. Sie akzeptiert ferner den Entwurf des Abkommens, welcher in der Vorbereitungskommission ausgearbeitet wurde, in seinem vollen Umfang, sowie auch die darin ausgesprochenen Grundsätze. Sie ist aber überzeugt, dass man schon heute über den Rahmen des Konventionsentwurfes vom Jahre 1930 hinausgehen könnte und nach ihrer Ansicht sollte die Abrüstungskonvention den Grundsatz einer vollkommen klaren Beschränkung der Rüstungen ausdrücken und ebenso eine vollkommenere und wirksamere Kontrolle des zahlenmässigen Standes der Rüstungen, der Waffenerzeugung und des Waffenhandels annehmen. Auch das System des Verbotes des chemischen Krieges sollte vervollständigt und auch auf andere Arten des Angriffskrieges — besonders auf die Bombardierung der Zivilbevölkerung — erweitert werden. Diese Bestimmung müsste aber durch ein System von Sanktionen ergänzt werden.

Die Erschütterung des Vertrauens in die internationalen Institutionen, die die Hauptgarantien für die Sicherheit der kleinen Nationen sind, nötigt schliesslich die tschechoslovakische Regierung, Wege zu suchen, auf denen die Erlangung eines vollkommeneren, festeren und wirksameren Systems der Ausübung internationaler Gerechtigkeit möglich sein wird. Dazu wird die Prüfung der französischen Anträge, deren Wichtigkeit die tschechoslovakische Delegation zu würdigen weiss, eine geeignete Gelegenheit bieten.

Die tschechoslovakische Regierung ist der Meinung, dass der künftige Vertrag auch das zweite grundlegende Prinzip einer wirklichen Abrüstung in Etappen, nämlich das Prinzip der Rüstungsherabsetzung applizieren kann. Sie ist daher bereit, falls die übrigen Mächte denselben Weg gehen wollen, der Konferenz den Vorschlag einer Herabsetzung zu unterbreiten, welche der tschechoslovakische Staat mit dem Stande seiner Sicherheit für vereinbar hält. Diese Herabsetzung würde die Dauer der militärischen Dienstzeit und die Budgetausgaben für die Armee betreffen.

Indem Minister Dr. Beneš seine Überzeugung zum Ausdruck brachte, dass die Vereinbarung über die Beschränkung und Herabsetzung der Rüstungen durchführbar ist und die Unterzeichnung dieser Vereinbarung einen grossen Fortschritt auf dem Wege zur Gesundung unserer schwerkranken Welt bedeuten wird, berief er sich am Schlusse seiner Erklärung auf den eindringlichen Appell, den der geistige Führer der tschechischen Emigranten J. A. Komenský an die Kongressdelegierten der befreundeten Mächte im Jahre 1667 in Breda gerichtet hat, um so die historische Sendung der Konferenz zu betonen, auf welcher über das Schicksal ganzer Generationen entschieden wird.

*

Mit begreiflichem Interesse haben die tschechoslovakische Presse und Öffentlichkeit in den ersten Märztagen die Nachrichten von den in Genf geführten Diskussionen über die Voraussetzungen einer engeren wirtschaftlichen Zusammenarbeit der zentraleuropäischen Staaten verfolgt.

Die massgebenden Politiker der Tschechoslovakei haben neuerlich

betont, dass sich die Tschechoslovakei an der Aktion für eine wirtschaftliche Annäherung in Zentraleuropa nur in dem Fall beteiligen kann, wenn die Grossmächte eine klare Stellung zu dieser Frage nehmen und sie nicht Gegenstand eines Konfliktes zwischen ihnen wird. Nach der Erklärung des deutschen Gesandten in Wien vom 3. März, in welcher die Berliner Regierung Österreich Präferenzzölle angeboten hat, musste notgedrungen der Eindruck hervorgerufen werden, dass die Genfer Anregung Tardieus und die Berlins einander kreuzen. Mit um so grösserer Befriedigung wurde die Nachricht von der Mitteilung aufgenommen, die am 5. März der französische Botschafter dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in Berlin gemacht hat, in welcher er ihm den Wunsch seiner Regierung überbrachte, die deutsche Regierung möge sich an den Arbeiten zur Herbeiführung einer besseren wirtschaftlichen Organisation für den Südosten Europas beteiligen. Den Ausgangspunkt für die wirtschaftliche Zusammenarbeit in Zentraleuropa kann einzig ein freiwilliges Abkommen zwischen den fünf sogenannten Nachfolgestaaten bilden. Die Diskussionen über dieses dringende europäische Problem sind in der ersten Märzwoche noch nicht über das Stadium gegenseitiger Informationen hinausgelangt und erst das Zusammenspiel der Grossmächte wird den Weg zu den Verhandlungen über konkrete Vorschläge frei machen.

*

Die Nachricht vom Tode Aristide *Briands* hat in der gesamten tschechoslovakischen Öffentlichkeit einen starken Eindruck hinterlassen. Durch seine Verständigungspolitik, die Organisierung der Friedensbewegung, seine Bemühung um ein vereinigtes Europa — durch seine gesamte Nachkriegspolitik hätte Briand sich schon die volle Achtung und Sympathie der Tschechoslovakei erwerben müssen, auch wenn mit seinem Namen nicht die entscheidende Periode der Geschichte des tschechoslovakischen Kampfes um die staatliche Selbständigkeit verbunden wäre. Briand war der erste europäische Staatsmann, der als Vorsitzender der französischen Regierung Prof. Masaryk öffentlich versprochen hat, die tschechoslovakische Auslandsaktion zu unterstützen. Ebenso war es das Ergebnis seiner Initiative, dass in der Antwort der Verbündeten an Wilson im Januar 1917 die Forderung der Befreiung der Tschechoslovakei ausdrücklich angeführt wurde.

A. Pešl

Volkswirtschaft

Der Schrumpfungsprozess der Handelsbilanz, über den wir in der detaillierten Jahresübersicht für 1931 in der letzten Nummer der „Prager Rundschau" berichteten, hat sich auch am Anfang des Jahres 1932 intensiv fortgesetzt. Die für Januar 1932 veröffentlichten Zahlen beweisen diese Tendenz in einem noch grösseren Masse, als es im Jahre 1931 der Fall war. Bei einem Einfuhrwert von 698 Millionen Kč und einem Ausfuhrwert von 576 Millionen Kč weist die Januarbilanz ein Passivum von 122 Millionen Kč aus, wobei am meisten der gesunkene Umsatz von 1274 Millionen Kč in die Waagschale fällt, der im entsprechenden Vorjahrsmonat noch 1883 Millionen betrug. Die Ausfuhr ist von dem Vorjahrswert von 999 Mill. Kč um 423 Millionen zurückgegangen, während sich die Einfuhr gegenüber der Vorjahrshöhe von 883 Millionen um 186 senkte. Das Akti-

vum 117 Mill. Kč im Januar 1931 hat sich im Januar 1932 in ein Passivum von 122 Mill. Kč verwandelt.

Das stete Fallen der Umsätze im Aussenhandel ist ein Merkmal, welches allen Staaten der Welt zur Zeit der Krise und Absatzstockungen gemeinsam ist. Bei der Januarbilanz der Tschechoslovakischen Republik haben aber noch ausserordentliche Umstände beigetragen, dass die Einfuhr nicht so intensiv gefallen ist, wie die Ausfuhr. Bereits seit Dezember war es angesichts der ausserordentlichen Devisen- und handelspolitischen Massnahmen aller Nachbarstaaten klar, dass in diesem System der allgemeinen Einfuhrbeschränkungen die Tschechoslovakische Republik zum eigenen Schutz auch zur Einfuhrbeschränkung würde schreiten müssen, wozu es endlich Ende Januar kam. Die Wirtschaft hat mit der Änderung des Einfuhr-Regimes gerechnet und schritt daher noch vor Einführung des neuen Einfuhr-Regimes zu Vorratsimporten, speziell in denjenigen Warengattungen, von denen erwartet werden konnte, dass später ihre Einfuhr nicht mehr so leicht sein würde, wie sie bisher war. Dieser Umstand dürfte stark auf das Ergebnis der Januarbilanz gewirkt und das Passivum vergrössert haben. Es sind dies dieselben Kräfte, welche bereits im Dezember das Ergebnis der Handelsbilanz beeinflussten. Wir können wahrscheinlich im ganzen ersten Vierteljahr 1932 noch mit diesem ausserordentlichen Einfluss rechnen, wobei aber auch noch später die grosse Veränderung und Verschlechterung in der Zahlungsfähigkeit der meisten Absatzgebiete der tschechoslovakischen Waren eine dauernde Bremse für eine erspriessliche Entwicklung des Aussenhandels bilden dürften. Die Erschwernisse, welche in den letzten Monaten in den Handelsbeziehungen zwischen den einzelnen Staaten entstanden sind, die drakonischen Einfuhrdrosselungen, die strenge Devisenbewirtschaftung und ähnliche Massnahmen haben das Tempo, in dem der Aussenhandelsverkehr zusammenschrumpft, so beschleunigt, dass derartige Veränderungen früher selbst in Perioden von mehreren Jahren nicht erreicht wurden. Dem entspricht auch die überall gewaltig gestiegene Zahl der Arbeitslosen, welche auch in der Tschechoslovakischen Republik Ende Februar 1932 mit 630.000 ihr bisheriges Maximum erreicht hat.

Wir haben in der letzten Folge der „Prager Rundschau" die Handelsbilanz für 1931 analysiert. Als Ergänzung hiezu wollen wir heute noch die Handelsbeziehungen mit den einzelnen Staaten besprechen, wie sie sich in der Entwicklung der Handelsbilanz in den vergangenen Jahren darstellen.

Den Anteil der wichtigsten Staaten an der tschechoslovakischen Ausfuhr und Einfuhr in den Jahren 1930 und 1931 zeigen die Tabellen auf S. 169 und 170.

Die Übersicht zeigt die Veränderungen, welche im Handelsverkehr der Tschechoslovakischen Republik mit den wichtigsten Staaten im Jahre 1931 gegenüber 1930 stattfanden. Es wäre insbesondere die grosse Veränderung im Verkehr mit Ungarn zu nennen, dessen Anteil am tschechoslovakischen Import von 922 Mill. Kč im Jahre 1930 (5.86% des Gesamtimports) auf 134 Mill. Kč im Jahre 1931 gesunken ist (1.14% des Gesamtimports). Der Anteil Ungarns am tschechoslovakischen Export ist von 1005 Mill. Kč (d. i. 5.74% im J. 1930) auf 289 Mill. Kč (d. i. 2.20% im Jahre 1931) gesunken. Diese radikale Einschränkung des gegenseitigen Handelsverkehrs im Jahre 1931 ist die Folge des am 15. Dezember 1930 begonnenen vertragslosen Zu-

Anteil der einzelnen Staaten an dem Aussenhandel der Tschechoslovakischen Republik in den Jahren 1930 und 1931 (in 1000 Kč und % der Gesamtwerte)

Land		Einfuhr	% der Einfuhr	Ausfuhr	% der Ausfuhr	Saldo + Überschuß — Defizit	%
Österreich	1930	1,210.876	7·70	2,442.963	13·96	+ 1,232.087	+ 24·60
	1931	846.960	7·18	1,795.136	13·66	+ 948.176	+ 21·95
Deutschland	1930	3,990.923	25·38	2,970.565	16·98	— 1,020.358	— 31·48
	1931	3,302.010	28·01	2,039.350	15·52	— 1,262.660	— 42·52
England	1930	579.359	3·68	1,371.013	7·84	+ 791.654	+ 15·81
	1931	426.445	3·62	1,355.879	10·32	+ 929.434	+ 21·51
Jugoslavien	1930	438.955	2·78	1,536.075	8·78	+ 1,097.120	+ 21·90
	1931	384.474	3·26	831.962	6·33	+ 447.488	+ 10·36
USA	1930	786.159	5·00	978.693	5·60	+ 192.534	+ 3·84
	1931	483.233	4·10	804.612	6·12	+ 321.379	+ 7·44
SSSR	1930	301.570	1·92	328.066	1·88	+ 26.496	+ 0·53
	1931	277.867	2·36	485.348	3·69	+ 207.481	+ 4·80
Holland	1930	207.064	1·32	442.536	2·53	+ 235.472	+ 4·70
	1931	236.440	2·01	423.852	3·23	+ 187.412	+ 4·34
Frankreich	1930	568.086	3·61	403.530	2·31	— 164.556	— 5·08
	1931	452.664	3·84	460.443	3·50	+ 7.779	+ 0·18
Italien	1930	382.865	2·43	491.447	2·81	+ 108.582	+ 2·17
	1931	342.332	2·90	335.981	2·56	— 6.351	— 0·21
Polen	1930	881.638	5·61	624.894	3·57	— 256.744	— 7·92
	1931	619.104	5·25	378.735	2·88	— 240.369	— 8·01
Rumänien	1930	562.578	3·58	596.390	3·41	+ 33.812	+ 0·68
	1931	566.195	4·80	340.831	2·59	— 225.364	— 7·59
Ungarn	1930	921.702	5·86	1,004.964	5·74	+ 83.262	+ 1·66
	1931	134.273	1·14	289.204	2·20	+ 154.931	+ 3·59

Land		Einfuhr	% der Einfuhr	Ausfuhr	% der Ausfuhr	Saldo +Überschuß —Defizit	%
Dänemark	1930	44.332	0·28	352.080	2·01	+ 307.740	+ 6·14
	1931	39.157	0·33	305.997	2·33	+ 266.840	+ 6·18
Schweiz	1930	418.246	2·66	514.153	2·94	+ 95.907	+ 1·91
	1931	353.729	3·00	467.832	3·56	+ 114.103	+ 2·64
Schweden	1930	266.746	1·70	331.253	1·89	+ 64.507	+ 1·29
	1931	216.877	1·84	305.459	2·32	+ 88.582	+ 2·05
Norwegen	1930	42.311	0·27	125.765	0·72	+ 83.454	+ 1·67
	1931	25.005	0·21	111.482	0·85	+ 86.477	+ 2·00
Belgien	1930	235.481	1·50	242.809	1·39	+ 7.328	+ 0·15
	1931	176.207	1·49	224.005	1·70	+ 47.798	+ 1·11
Türkei	1930	78.159	0·50	112.601	0·64	+ 34.442	+ 0·69
	1931	106.379	0·90	120.259	0·92	+ 13.880	+ 0·32
Bulgarien	1930	119.635	0·76	93.532	0·53	— 26.103	— 0·81
	1931	102.435	0·87	82.550	0·63	— 19.885	— 0·67
Griechenland	1930	217.488	1·38	93.974	0·54	— 123.514	— 3·81
	1931	75.981	0·64	82.475	0·63	+ 6.494	+ 0·15
Argentinien	1930	108.511	0·69	145.330	0·83	+ 36.819	+ 0·74
	1931	102.638	0·87	88.651	0·67	— 13.987	— 0·47
Ägypten	1930	120.159	0·77	164.383	0·94	+ 44.224	+ 0·88
	1931	107.304	0·91	82.186	0·63	— 25.118	— 0·85
Britisch Indien	1930	331.948	2·11	168.736	0·97	— 163.212	— 5·04
	1931	206.966	1·76	133.545	1·02	— 73.421	— 2·47
Bremen	1930	639.866	4·07	2.921	0·02	— 636.945	— 19·65
	1931	345.152	2·93	1.198	0·01	— 343.964	— 11·58
Hamburg	1930	1,384.706	8·80	598.826	3·42	— 785.880	— 24·55
	1931	1,145.169	9·71	451.518	3·44	— 693.651	— 23·36

standes, der trotz grosser Bemühungen noch heute nicht beseitigt wurde. Die in der Tabelle angeführten Zahlen, welche den Anteil der Vereinigten Staaten von Amerika an der tschechoslovakischen Handelsbilanz angeben, müssen mit den unter Hamburg und Bremen fallenden Daten ergänzt werden, da die meisten aus Amerika importierten Güter (Baumwolle, Metalle, Getreide, Rohstoffe usw.) den Weg über die genannten deutschen Häfen gehen. Wenn wir daher das Passivum der Tschechoslovakischen Republik im Verkehr mit Hamburg und Bremen mit dem amerikanischen Anteil kombinieren, so zeigt sich, dass die Handelsbilanz mit USA. statt des statistischen Aktivums ein hohes Passivum ergibt. Interessant ist die prozentuelle Steigerung des Anteils an der tschechoslovakischen Ausfuhr wie sie z. B. England aufweist (10.32% gegenüber 7.84% im Jahre 1930), oder USA. (6.12% gegenüber 5.60%), Holland (3.23% statt 2.53% im Jahre 1930), Frankreich (3.50% gegen 2.31 Prozent im Jahre 1930), die Schweiz (3.56% gegen 2.94%), Schweden (2.32 Prozent statt 1.89%), Belgien (1.70% statt 1.39%), Dänemark (2.33% statt 2.01%). Der prozentuelle Anteil der genannten Weststaaten an der tschechoslovakischen Ausfuhr beträgt im Jahre 1931 über 32%, während er im Jahre 1930 bloss 26.50% betrug. Der Anteil Russlands stieg von 1.88% auf 3.69% im Jahre 1931. Dagegen ist der Anteil der Nachbarstaaten gefallen, wobei sich der Anteil Österreichs von 13.96% auf 13.66% senkte, Deutschlands von 16.98% auf 15.52%, Jugoslaviens von 8.78% auf 6.33%, Polens von 3.57% auf 2.88%, Rumäniens Anteil von 3.41% auf 2.59%, Ungarns von 5.74% auf 2.20%. Insgesamt betrug der Anteil dieser 6 zentraleuropäischen Staaten im Jahre 1930 volle 52.44% der tschechoslovakischen Gesamtausfuhr und ist im Jahre 1931 auf 43.18% gesunken.

Die Gegenüberstellung dieser zwei Staatengruppen zeigt zwei sich widersprechende Tendenzen: *während der Anteil der Weststaaten im Steigen begriffen ist, fällt der Anteil der zentraleuropäischen Staaten an der tschechoslovakischen Ausfuhr.* Diese Entwicklung zeigt auch den Unterschied zwischen den wirtschaftlichen Interessen der Tschechoslovakischen Republik und der mittel- und südeuropäischen Agrarstaaten im Verhältnis zum mitteleuropäischen Problem. *Diese Agrarstaaten sind ausschliesslich am zentraleuropäischen Markt interessiert, während*

Prozentueller Anteil Deutschlands, Österreichs und Ungarns an der tschechoslovakischen Ausfuhr in den Jahren 1923 bis 1931

In Prozenten der Gesamtausfuhr	1923	1926	1929	1931
Deutschland	20·3	19·9	19·4	15·5
Österreich	20·4	16·3	15·0	13·7
Ungarn	5·6	6·9	6·4	2·2
Insgesamt	46·3	43·1	40·8	31·4

für die Tschechoslovakische Republik mit ihrer entwickelten Industrie der Weltmarkt eine ständig steigende Bedeutung gewinnt.

Der fallende Anteil der Nachbarstaaten an der tschechoslovakischen Ausfuhr zeigt sich noch klarer in der Periode mehrerer Jahre, wovon z. B. die Tabelle auf S. 171 zeugt:

Die Tabelle zeigt die eindeutige Entwicklung: während im Jahre 1923 der Anteil Deutschlands, Österreichs und Ungarns zusammen an der tschechoslovakischen Ausfuhr volle 46.3% betrug, beträgt er im Jahre 1931 schon nur 31.4%.

Die sinkenden Umsätze mit den Nachbarstaaten sind eine notwendige Folge der steigenden Einfuhrhindernisse in Mitteleuropa, wo im Laufe der letzten zehn Jahre der Protektionismus und die gegenseitige wirtschaftliche Abschnürung der einzelnen Staaten im grossen Masse den Warenaustausch hindern. Der Ruf nach einer wirtschaftlichen *Annäherung der Donaustaaten* blieb bisher praktisch ohne Wirkung und es bleibt abzuwarten, ob die in den letzten Wochen in Genf von dem französischen Ministerpräsidenten *Tardieu* ergriffene Initiative zu einem praktischen Ergebnisse und einer wirklichen wirtschaftlichen Annäherung der Donaustaaten führen wird.

M. Bitterman

Prager Kunstausstellungen

September 1931 — Februar 1932

Bei diesem Ausstellungsbericht möchte ich die gleichen Gesichtspunkte beobachten, wie im vorjährigen Bericht. (Jahrgang I., S. 362 uff.) Nicht eine Statistik der Ausstellungen will ich also geben, nicht alles, was ausgestellt worden ist anführen, sondern eine Auswahl treffen und jedenfalls nichts beiseite lassen, was das Kunstwesen im verflossenem Halbjahre um einen neuen Zug bereichert hat. Auch den wohl berechtigten Seufzer möchte ich nicht unterdrücken, der sich dem aufdringt, der alle die Ausstellungen besucht. Denn man kann in Prag tatsächlich von einer Flut von Ausstellungen, von denen nicht wenige bedeutungslos waren, sprechen. Der Grundsatz der Auswahl erscheint also in diesem Bericht umso berechtigter.

Es sind zunächst Gedächtnis-Ausstellungen zu verzeichnen. Die „Jednota výtvarných umělců" hat zwei verstorbene Mitglieder durch Ausstellungen geehrt: den Bildhauer *Franta Úprka* (1868—1929) und den Maler Břetislav *Bartoš* (1893—1926). Franta Úprka gehörte zu der Generation der tschechischen Bildhauer, die in impressionistischer Art malerisch-weich modelliert haben. Er war Naturalist; selber Slovake aus Mähren, hat er seinen Stamm, seine bunten Trachten, seine Typen geliebt und sie, manchmal mit Schwung und stimmungsvoll, zur Darstellung gebracht. .. Der jungverstorbene Bartoš, auch er ein Naturalist, hat die schwere Aufgabe zu lösen versucht, die Malerei in den Dienst des Lebens, der politischen und sozialen Ereignisse zu stellen. Während des Krieges, als italienischer Legionär, hat er mit seinen tendenzvollen, pathetischen Bildern tatsächlich gute Propaganda-Dienste geleistet. Doch nach dem Kriege klang das Pathos seiner nunmehr dem sozialen Kampfe mutig dienenden Bilder allzu gekünstelt und hohl. Es gelang Bartoš nicht seine akademische Manier mit dem Ruf der Not des Tages in Einklang zu bringen. Jungverstorben ist auch der Maler Josef *Hubáček* († 1931). Er war ein Anhänger der realistischen Landschaftsmalerei, hat an den Werken Courbets gelernt und zuletzt unter

dem starken Einfluss seines Prager Lehrers Otakar Nejedlý, mit dem er sich einigemal auf Korsika aufgehalten hat, gemalt. Seine Gedächtnisausstellung wurde vom Verein „Mánes“ veranstaltet.

Von den der tschechischen Retrospektive gewidmeten Ausstellungen ist vor allem die der Bilder und Zeichnungen von Josef *Navrátil* (1798-1895; Galerie Dr. Feigls) zu erwähnen. Dieser grosse seinerzeit unverstandene Maler ist mit Recht als Schöpfer der tschechischen modernen Malerei zu bezeichnen. Rings um ihn ging in Prag die spärliche Saat eines lebensfernen, schulmässigen Klassizismus auf. Navrátil hat damals, eine berükkende Rokoko-Palette in der Hand, seine Augen der Realität zugewandt, hat farbig wunderbar zarte oder kühn satte Genre- und Figurenbilder mit sehr freier Hand gemalt, einer Hand, welche den zarten Pinsel ungemein fein und vorsichtig zu führen wusste, wenn es galt ein Stilleben zu malen. Man kann Navrátil getrost neben alle Maler Europas jener Zeit stellen; er würde sich behaupten, als ein ungemein selbständiger, kühner, origineller und ganzer Künstler. Das gleiche kann man von Antonín *Slavíček* (1870—1910) sagen, dessen herrliches Werk Ende Februar und Anfang März im „Mánes“ ausgestellt war. Er war Pleinairmaler, Impressionist, hat aber ohne direkte Beeinflussung von Frankreich her sein grosses Talent entwickelt. Es ist mehr Gefühl, mehr Herz in seinen Bildern, als in den Arbeiten der Monet oder Sisley; seine Bilder sind subjektiver, als die französischen, sie sind freier, sind wohl weniger „stilrein“, aber auch weniger „technisch“. Slavíčeks Entwicklung ging von einer zarten frühlingshaften Naturstimmung aus, er liebte im Sinne seiner Jugendzeit den frühlingshaften Birkenhain, den rostig-goldenen Herbst, den Fliederstrauch. Später (1898) siegte die sommerliche Mittagssonne über die zarten Jugendstimmungen, zerstörte sie, und liess die Farben intensiv und fröhlich erstrahlen. Der temperamentvolle Maler stand in der Sonne und malte was er sah. Mehr noch: er malte, was er fühlte, was er empfand. Karge Landstriche, weit gedehntes Brachland, und darin die Not der Menschen; Landschaften, die von Menschenhand geformt sind und die ihrerseits Menschenschicksale formen; das ursprüngliche Ziel der Impressionisten, eine Lichtstimmung, einen Lichtzustand wiederzugeben, dieses Stadium war bei Slavíček bereits überwunden. Man müsste von einem expressiven Impressionismus bei ihm sprechen, oder besser von einem typisch tschechischen Impressionismus. Das Hauptwerk Slavíčeks, sein grosses Bild „Prag von der Letná aus“ (1908), ein Riesenbild, ist eine geniale Leistung: die Stadt im sommerlichen Lichte lebt vor unseren Augen, mit allen ihren Stimmen, mit ihrem ganzen Gewimmel, die Stadt zum Horizont ansteigend in ihrer unmessbaren Ausdehnung, ein Meer von Häusern und Dächern, unter einem heiterem Himmel. (Dieses grossartige Bild, ein Gipfelwerk der Pleinairmalerei der ganzen Welt, ist sonst in der Prager Modernen Galerie, zusammen mit einer sehr schönen Auswahl aus dem Werke Slavíčeks, zu sehen.)

Eine Jubiläumsausstellung führt uns zu den ersten Anfängen der tschechischen Pleinairmalerei: die Ausstellung des siebzigjährigen *Joža Úprka* (geb. am 26. Oktober 1861). Sein Werk hat schon längst seinen Ehrenplatz in der Geschichte der neuzeitlichen tschechischen Malerei. Zu künstlerischer Reife gelangte Joža Úprka (ein älterer Bruder des vorhin erwähnten Bildhauers) in den neunziger Jahren des vorigen Jahr-

hunderts. Auf dem Dorfe in der heimatlichen mährischen Slovakei hausend, hat er das dörfliche Leben, seinen Feiertag und seinen Werktag gemalt, die bunten Trachten in der Sonne, den ganzen Zauber des slovakischen Kirchgangs, des „Königsreitens“, der Kirchweih. Die farbige Leuchtkraft, die sonnendurchtränkten Farbenfanfaren der Bilder Úprkas mussten vor dreissig Jahren hierzulande geradezu revolutionär gewirkt haben. Heute strahlt ihre Leuchtkraft, erscheinen ihre fröhlichen Klänge gedämpft, doch das unbändige Temperament des Malers spürt man in jedem Pinselstrich. Die Bilder Úprkas aus den späteren Jahren — auch aus der Gegenwart — sind eigentlich nur neue und neue Variationen der Motive der Jugendzeit. Seine Art ist dabei immer robuster, freier geworden, doch das Wesen seiner Kunst ist dasselbe geblieben. Er ist immer noch der naturalistische Pleinair- und Temperamentmaler, er ist der Darsteller des slovakischen Dorfes geblieben. (Die Úprka-Ausstellung wurde von dem Künstlerverein „Myslbek“ veranstaltet.) — Der Jugendfreund Slavíčeks, Antonín *Hudeček,* hat im Januar d. J. seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Der „Mánes“ hat eine Kollektion seiner Werke gezeigt, in welcher Bilder aus der Nachkriegsperiode des Malers die Mehrheit gebildet haben. Hudeček hat als zarter Lyriker angefangen. Im Freien malend, hat er den wohl farbigen Schatten aufgesucht, hat Abendstimmungen geliebt, hat auf gedämpften Saiten gespielt. Diese poetische Note verschwand dann allmählich aus seinen Bildern und ist durch eine beschreibende, nüchterne Weise ersetzt worden. Auch die Motivwahl hat sich gewandelt. Der einstige Liebhaber des Waldinneren, der abendlichen Dörfer wurde zum Bewunderer grosser Gebirgsmassen, weiter Panoramen. Aus den letzten Jahren sind die Bilder aus der Tatra am charakteristischsten.

Wir kommen nun zu der Generation, welche um das Jahr 1910 flügge geworden ist. Die neuen Werke ihrer Angehörigen (ich habe sie im vorjährigen Bericht näher charakterisiert) fanden wir in den Mitglieder-Ausstellungen des „S. V. U. Mánes“ und der „Umělecká Beseda“. Da waren also Landschaftsbilder von V. *Beneš,* leicht, sprühend im Vortrag, wohl ein Abglanz der vielen schönen französischen Bilder, die man in der vergangenen Saison in Prag gesehen hat. Auch der mit dem heimatlichen Boden eng verbundene Václav *Rabas* hat seinen aufmerksamen Blick von der Scholle gelöst und über die Grenzen, nach dem ersehnten Lande geblickt. Er hat dort Cézanne geschaut. Ins Zarte moduliert seine Landschaften Vlastimil *Rada* (Sonderausstellung in der „Umělecká Beseda“). Seine Bilder aus dem Jahre 1931 sind sehr zart koloriert, die schwarze Farbe, welche sonst so wirkungsvoll mit den hellen Tönen des erblühten Baumes oder des frischen Rasens kontrastierte und in den Bildern konstruktiv wirkte, ist einer matt grauen gewichen; die früher stets kubisch fest gefühlten Formen sind in zarten Farbenschleiern zerronnen. Václav *Špála* malt weiter in seiner tiefblauen Art Bilder, welche wundervoll tönen; man hat vor allem sein Selbtsporträt, kernig, fest gemalt und aufgebaut, bewundert. Einen tiefen Eindruck haben auf mich die Bilder von Emil *Filla* ausgeübt. Voll von tiefem Gefühl, voll von Trauer, voll von einer verborgenen Klage schienen mir seine der Natur entrückten Stilleben, die schönsten, irgendwie zaubervoll in wenigen Farben erblüht. Ich bewunderte die technischen Finessen, die formbildende und farbenverbindende Phantasie des Ma-

lers, der aus Farben, Linien und Formen eine neue Schönheit, welche von der Realität unabhängig ist, schafft. Ein Jugendgenosse von Filla, sein einstiger Mitkämpfer um die moderne tschechische Kunst, Otakar *Coubine* (vormals Kubín), hat in der Galerie Dr. Feigls ausgestellt. Seine Kunst hat mit den Jahren ihre künstlerische revolutionäre Tendenz eingebüsst, sie wurde in Frankreich geadelt, sie hat sich an die Natur angeschmiegt, und gibt deren Gesichter und die Landschaften in vereinfachenden klassizistisch feinen Linien und gedämpften, fahlen Farbenharmonien wieder. Voll Fröhlichkeit, Märchenstimmung und doch wieder voll von einem dichterisch geschauten Alltag sind die neuen Bilder von Josef *Čapek*: ein paar Farbentupfen, Farbenklexe, ein sehr aparter, frisch- und wohlklingender Akkord, zwei kleine Kinder im Zaubergarten, ein kleines Gedicht in Prosa. Jan *Zrzavý*, der Lyriker, hat (in der „Umělecká Beseda") seine neuen Bilder aus d. J. 1930 und 1931 ausgestellt. Wir sahen seine beliebten Motive, die Piazetta, die Markuskirche, das bretonische Dorf, den Hafen mit kleinen bunten Schiffen, in neuen zaubervollen Varianten, feinst ziselierte hellfarbige Bilder, stimmungsvoll, weich, gefühlvoll. Auch der in Prag seit Jahren schaffende Russe Grigorij *Musatov* hat (in der „Beseda") eine Sonderausstellung gehabt. Es geht ihm um eine neue Idee. Musatov hing mit seinem ganzen Menschen- und Malerherzen, mit allen seinen Erinnerungen an seiner Heimat. Er malte die russische Kleinstadt, das russische Dorf, den russischen Spleen von dereinst. Nun hat ihn aber, fern von der Heimat, ihre Arbeitsenergie, ihre Aktivität erfasst, nun möchte auch er etwas Neues, Grosses schaffen, eine neue Kunst, für alle Menschenklassen und doch künstlerisch bedeutungsvoll. Er wählt für seine Bilder Motive der Bewegung: einen aufsteigenden Ballon, rasende Autos, einen Schnellzug; alles bewegt sich in dieser seiner neuen Welt, wie wenn es nötig wäre etwas einzuholen, mit einem rasenden Tempo Schritt zu halten. Die Bilder sind nicht deskriptiv, nicht realistisch, alles geht in Farbengeflimmer auf, die Formen verschwinden, es bleibt die Andeutung, der Ausdruck der Bewegung.

Die Generation „um 1920" (auch ihre führenden Künstler habe ich in dem früheren Berichte charakterisiert) ist in vollster Blüte. Jan *Bauch* malt seine lyrischen Bilder mit der ganzen Leidenschaft seines Blutes; er hat bereits Schule gemacht: in der „Mánes"-Ausstellung sah man Bilder von Vladimír *Sychra*, der sich zum Ausgangspunkt seiner Malerabenteuer, seines Weges in die Freiheit Bauchs Art gewählt hat. František *Janoušek* hat sich an Picasso 1930 bis 1931 angelehnt, sucht aus vielerlei Dingen einen Raum aufzubauen, trachtet in dem Interieur die Dinge in eine neue Ordnung zu bringen, sie zu einer neuen Existenz zu zwingen. Die neuen Bilder von Frant. *Muzika*, die reinste Abstraktion, ungemein streng in ihrer Stilreinheit, sind fest aufgebaut, klar komponiert, mit grosser Sorgfalt gemalt; in ihren neuen Linien- und Farbenharmonien liegt ebensoviel Verstandeskraft, wie keusche, unsentimentale Gefühlsinnigkeit. Von Josef *Šíma* werden wir demnächst eine grössere Anzahl Bilder sehen, aber schon das, was er in der Vereinsausstellung der „Beseda" zeigt, ist äusserst bemerkenswert und von grosser vergeistigter Schönheit. Eine Landschaft ist da, halb Traum, halb Wirklichkeit, oder besser gesagt ein Traum eines erdgebundenen Menschen, der den Wald liebt, den Himmel, das Weib. Die Wirklichkeit gehoben in eine höhere Sphäre, ein Ge-

dicht, ein neues Land, wo das Unfassbare, die Kraft, die Sehnsucht, die Liebe zur reinen Form verdichtet erscheint. Das Innere des Menschen, seine Gedanken, seine Gefühle, seine Träume und Gefühlsabenteuer, seine Leidenschaft und den Flug seiner Seele in die Sphäre des Überwirklichen — von all diesen Zuständen und von all diesem Geschehen erzählen die überrealen Bilder von Jindřich *Štyrský* und *Toyen* (sie haben eine gemeinsame Ausstellung in der „Beseda" gehabt). Štyrský ist ein Gelehrter, er hat Gefallen an mikroskopischen Präparaten, er hält ein Skalpell in seiner Hand, er liebt Petrefakte. Toyen ist Dichterin die träumend auf blühenden Gefilden der menschlichen Leidenschaft wandelt. Zwei neue Männer sind zu verzeichnen: František *Tichý*, der aus Paris schöne Gouachen geschickt hat — sie sind unter dem Einflusse des frühen Picasso entstanden, und František *Bidlo*, ein ungemein witziger und unerschrockener Karikaturist und gewandter Zeichner — seine Ausstellung politischer Karikaturen war in der „Krásná jizba" zu sehen.

Zum zweiten Male kamen im vorigen Herbst Künstler aus der Slovakei nach Prag, diesmal vertreten durch den *„Spolok slovenských umelcov"* (Verein slovakischer Künstler) aus Bratislava. Da dieser Verein nur konservative Künstler zu seinen Mitgliedern zählt, war das von der Ausstellung gezeigte Bild der slovakischen Kunst recht einseitig. Man sah dort Bilder in der Art Úprkas, blasse Wiederholungen der temperamentvollen Kunst des Meisters, man sah die üblichen naturalistischen Darstellungen von Volkstypen, Landschaften, Tieren, sah auch zahme Stilisierungen der Natur. Nur in den Bildern und Fragmenten Martin *Benkas* fühlte man etwas Eigentümliches, Bodenständiges, ein Suchen nach einer neuen Form, die dem romantischen Modell — den hochragenden Bergen, den bunten Trachten — gerecht wäre. Auch die *Künstler aus Süd- und Westböhmen* haben in Prag ihre Ausstellung gehabt (Sdružení západočeských výtvarných umělců v Plzni und Sdružení jihočeských výtvarníků v Č. Budějovicích). An dieser Provinzkunst war ihre Rückständigkeit und der mangelnde Zusammenhang mit der fortschrittlichen Kunst Prags überraschend. Im Vorwort des Kataloges wurde auf die unheilvolle Isolation der Künstler in der Provinz hingewiesen, die abseits von den Wegen der Kultur arbeiten müssen. Doch scheint dieser Hinweis hinfällig zu sein; jedenfalls erklärt er nicht die merkwürdige Tatsache, warum in der Provinz, wo gerade so viel mehr Zeit zur geistigen Konzentration ist, die Künstler nicht über neue Probleme ihrer Kunst nachdenken. Die Formensprache der ausgestellten Werke hat kaum die Grenze des üblichen Impressionismus zu überschreiten gewagt. Merken muss man sich nur die Bilder von S. *Máchal* und J. *Kojan*.

*

Die 3. Mitglieder-Ausstellung der „Prager Sezession" gefiel durch ihre strenge, kompromislose Zusammenstellung. Als Gäste haben G. *Kolbe* und Paul *Klee* ausgestellt. Von den einheimischen Mitgliedern sind zu nennen: der robuste Maxim *Kopf*, der treue Anhänger der französischen Impressionisten W. *Nowak*, der temperamentvolle F. *Kousek*, der bewusst primitive, gefühlvolle J. *Dobrowsky*, der lyrische R. *Fleissner* und der eigenartige Städtemaler R. *Mikeska*.

*

Mitten in der Saison stehen wir vor grossen und bedeutungsvollen Ausstellungen in den kommenden Monaten. — Im „Mánes" werden

wir eine grosse Austellung Fillas und dann die Jubiläumsausstellung M. Švabinskýs, in der „Umělecká Beseda" eine grosse Kremlička-Ausstellung und Sonderausstellungen J. Šímas und V. Sedláčeks sehen.

*****

Zahlreich waren in Prag wieder die Ausstellungen ausländischer Kunst. Es sind zu erwähnen: die Ausstellung der „Brücke" (bei Dr. Feigl): E. Heckel, O. Müller, E. Nolde, M. Pechstein, K. Schmidt-Rottluf waren, grösstenteils mit Aquarellen und Zeichnungen, gut vertreten. In der „Umělecká Beseda" wurde eine Ausstellung Giorgio de Chiricos veranstaltet, umfassend seine ganze überraschende Entwicklung. Im „Denis-Institut" haben die Jugoslaven Petar Dobrović, der Maler und Nikola Dobrović, der Architekt ausgestellt. Der Verein slavischer Künstler „Skythen" hatte seine zweite Ausstellung im Denis-Institut veranstaltet, auf der auch der in Paris lebende russische Maler Boris Grigoriev Proben seiner Kunst, darunter Landschaften, Porträts und Stilleben, gezeigt hat. Ausser dem Prager Führer der Skythen S. Mako waren an der Ausstellung beteiligt der schon erwähnte Grigorij Musatov, Nikolaj Rodionov, A. Orlov und als Plastiker A. Golovin. Neben den Skythen stellte im Denis-Institut der in Frankreich naturalisierte Pole Maurice Mendjicky eine Reihe seiner Bilder aus. — Schliesslich sind noch zwei grosse im „Mánes" veranstaltete Ausstellungen ostasiatischer Kunst anzuführen: die erste zeigte die Kunst Tibets, der Mongolei und des gegenwärtigen China, die zweite umfasste die chinesische Kunst von der Prähistorie an bis zum 18. Jahrhundert.

J. Pečírka

Sechs bisher unbekannte handschriftliche Arbeiten J. A. Komenskýs

Das Gesamtverzeichnis der Arbeiten Komenskýs, welches der eben dahingeschiedene Prof. Dr. Čeněk Zíbrt in den 5. Band seiner „Bibliografie české historie" aufgenommen hat, ist seit seinem Erscheinen (1912) durch neue Forschungen teils vermehrt, teils verbessert worden. Die darauf hinweisenden in der letzten Zeit erschienenen Beiträge sind von mir in der kritischen Zeitschrift „Naše věda" (= Unsere Wissenschaft) XII, 1931, 159—176 gebucht worden.

Darunter nahm ich eine Voranzeige auf, welche einen ganzen in einem Manuskript der Leningrader Öffentlichen Bibliothek enthaltenen handschriftlichen Sammelband von bisher unbekannten Arbeiten Komenskýs betraf.

Auf dem Umschlag dieser Handschrift hatte sich Komenský einige von seinen Arbeiten, und zwar: bis zum Jahre 1632 „gedruckte" und „bisher ungedruckte" Schriften vermerkt. (Die dort als „bisher ungedruckt" bezeichneten Arbeiten sind: die im J. 1633 erschienene „Physika" und die „Metaphysika", welche vielleicht mit der unbetitelten vorletzten Schrift des von mir besprochenen Manuskripts identisch ist. Für diese unbetitelte Arbeit führe ich im Sinne der Definition des Wissenszweiges, mit der sie anfängt, die Bezeichnung *„Prima philosophia"* ein.)

Das Manuskript selbst umfasst 2 tschechisch und 4 lateinisch geschriebene Schriftchen.

Sie liegen allesamt ohne Datum und Verfassernamen vor, ja man wusste selbst von ihrer Existenz nichts (ausser man sieht sich ge-

zwungen, einen Bericht Komenskýs aus seinem letzten Lebensjahr 1670, der in der „Janua rerum" enthalten ist, auf die angeführte „Erste Philosophie" zu beziehen: dass nun bereits 40 Jahre verflossen seien, seitdem er es unternommen habe, das Studium der Philosophie zu erleichtern), aber an Übereinstimmungen gedanklicher, stilistischer, ja sogar wörtlicher Art zwischen diesen einzelnen Schriften einerseits und zwischen ihnen und anderen Schriften Komenskýs andererseits, an Indizien, die für Komenskýs Autorschaft bei allen diesen Schriften sprechen, gibt es eine solche Menge, dass der Beweis seiner Urheberschaft, der freilich in eine von mir allenfalls vorbereitete Ausgabe dieser Sammelschrift gehört, zwingend und reichlich überzeugend sein wird.

Das grösste Interesse der Komeniologen dürfte wohl die aus dem J. 1630 stammende *„Prima philosophia"* erwecken. Ist es doch im wahren Sinne die Urschrift der „Janua rerum", die nach mehr als zwanzigmal erfolgter gründlicher Umarbeitung erst im J. 1681 herausgegeben wurde. (Von diesen Umarbeitungen war die letzte und nicht vollendete eine der letzten Schriften Komenskýs überhaupt.) Hier gibt es noch keine Spur von jener Beziehung zur „Janua linguarum", die in der Bezeichnung des nachmaligen Titels „Janua rerum" zum Vorschein kommt, hier existiert weder das Wort „pansophia", noch seine etymologische Sippschaft, aber diese Schrift bedeutet doch einen entscheidenden Schritt, und zwar von dem frühen tschechisch geschriebenen enzyklopädischen Werk „Theatrum universitatis rerum" (und dessen späterer Bearbeitung „Amphitheatrum"), durch das Komenský in der tschechischen lehrhaften Literatur eine neue Epoche herbeizuführen bestrebt war, zu den sog. pansophistischen Schriften.

Diese von Komenský sorgfältig angefertigte, persönlich revidierte und druckfertig gemachte aber doch nicht herausgegebene Reinschrift muss ohne Zweifel aus Komenskýs Lehrtätigkeit an der Lateinschule zu Leszno hervorgegangen sein, ähnlich wie die übrigen lateinischen Schriften derselben Handschrift (1., 4. und 6. der Reihenfolge): die unbetitelte *Geometrie* (in zwei Teilen: I. *Geometria theoretica*, interessant durch das beschränkte Lehrstoffausmass, darin jedoch das seiner Zeit bedeutsame Problem der Quadratur des Kreises seinen Platz gefunden hat, II. *Geometria practica* oder *Geodesia*, über die Messung der Entfernungen, Höhen und Tiefen belehrend), *Cosmographiae compendium* (wieder in zwei Teilen, nur dass sich hier von dem II. Teil, „dem Kern der Geographie", *„Medulla geographiae"* bloss das Titelblatt und zwei ganz kurze, vollständige, geradezu dogmatisch trocken gehaltene Kapitelchen erhalten haben: die Einteilung der Erde in 5 Teile, nicht wie in der Physica in 7, und die politische Einteilung Europas; dagegen ist der I. Teil *„De astronomia"*, gleich wie die „Prima philosophia" sorgfältig aus- und durchgearbeitet und sticht in dieser Hinsicht von den übrigen, in der Handschrift enthaltenen Lehrschriften merklich ab) und endlich eine, wieder nicht mit dem Titel versehene synchronistisch erzählende „Weltliche oder politische Geschichte", *„Historia prophana sive politica"*, welche in unserer Handschrift leider nur bis zu Tullus Hostilius reicht.

Die Gedanken der Einleitung zur Geometrie über die Bedeutung der mathematischen Wissenschaften und besonders über die Bedeutung der

Geometrie lassen sich insgesamt, sogar in ihrer gewahrten Reihenfolge aus anderen Werken Komenskýs belegen. Die Astronomie ist wohl eine andere Schrift als jene nicht erhaltene „Astronomia ad lumen physicum reformanda", mit der Komenský meiner Erklärung nach gegen den Anhänger des Kopernikus Philipp à Landsbergen (1560—1632) zu polemisieren gedachte, die er jedoch infolge des Ablebens des Gegners unvollendet liess. Die Geschichte weckt hinwiederum Aufmerksamkeit dadurch, wie sie das ciceronianische Schlagwort von der „historia magistra vitae" zur Geltung bringt, indem sie jedem Zeitraum der Geschichte bald von den Ereignissen abstrahierte, bald daran applizierte Allgemeinsätze hinzufügt. Diese Schriften zeigen genugsam, dass sich Komenský nicht mit dem zufrieden gab, was von den realen Wissenszweigen in der Physica und in seinen enzyklopädisch aufgesetzten Lehrbüchern für Latein enthalten war. Sie hätten — zugleich mit der Physik, in der ich deutliche Spuren des „Theatrums" festgestellt habe — schwerlich während der ersten Jahre des ersten Aufenthaltes Komenskýs in Leszno entstehen können, die ja mit anderen Arbeiten und Interessen ausgefüllt waren, hätten sie nicht ihr Vorbereitungsstadium in dem tschechisch geschriebenen enzyklopädischen Werk gehabt, das übrigens schon durch seine blosse Existenz einen gewissen Einfluss auf den enzyklopädischen Charakter der Sprachlehrbücher ausgeübt hat.

Jene zwei kleineren, tschechisch geschriebenen Schriften unseres Manuskripts (Nr. 2. u. 3. der Reihenfolge der darin enthaltenen Stücke) heissen: *Über das Aufgehen und Untergehen der grösseren Gestirne des achten Firmaments"* und *„Über die tschechische Poesie"*.

Die erste Schrift stellt allem Anschein nach ein selbständig bearbeitetes Hilfsmittel dar für einen uneingeweihten Betrachter des gestirnten Himmels, der keinen Himmelsglobus besitzt, um daran zu lernen, welches hervorragende Gestirn oder welchen Fixstern er jeweilig am Himmel erblicken kann; die zweite Schrift ist eine kurzgefasste Lehre von der tschechischen quantitierenden Prosodie und von den Grundsätzen der Metrik nach dem Muster der beiden klassischen Literaturen und zugleich eine warme Befürwortung der Quantität als des für die tschechische Dichtkunst geeigneten Versprinzips.

Sowie es des jungen Komenský Absicht war, die tschechische lehrhafte Literatur zu beleben (ich habe gesagt: durch sein „Theatrum", und ich hätte nur billig zu ergänzen: und durch seinen „Thesaurus" der tschechischen Sprache), ebenso wollte er auch die tschechische Dichtung wiederbeleben. Das sollte durch die Nachahmung der antiken Poesie eingeleitet werden, als deren wichtigsten Punkt Komenský die Einführung des quantitierenden Prinzips in den tschechischen Vers an Stelle des Reimes ansah; die Reimtechnik seiner Zeit war für ihn nicht zufriedenstellend, das Tschechische schien ihm an Reimen dürftig, hingegen seinem Reichtum an Kurz- und Langsilben zufolge als das einzige der europäischen Idiome, das den beiden klassischen Sprachen, dem Lateinischen und Griechischen, gleichkam. Und dieses Ziel, nämlich in dieser Weise die tschechische Poesie neu zu beleben, verfolgte er sowohl theoretisch (wie in der besprochenen Schrift), als auch praktisch (in seinen dichterischen Übersetzungen und in seinen kleineren dichterischen Originalversuchen).

Stanislav Souček

Deutschslavische Romane

Sechs Romane, sämtlich in der zweiten Jahreshälfte 1931 erschienen, erheben Anspruch auf die Beachtung des Germanoslavisten, des böhmischen vor allem.

Max *Brods „Stefan Rott oder das Jahr der Entscheidung"* (Paul Zsolnay) könnte denjenigen enttäuschen, der sich allzuwörtlich an die Hradschin-Silhouette des Umschlags hält: von der Prager Lokalität im unmittelbar handgreiflichen Sinne des Wortes findet sich in dem Werk weniger als in den meisten Büchern des Autors. Dennoch spricht die Umschlagzeichnung in einem tieferen Sinne wahr: der Autor, der seit seiner frühen Prosa, seit den persönlichsten Stücken seiner Liebeslyrik und sodann in vertiefter Einfühlung und mit gesteigerter Erlebnispotenz in „Tycho" und in „Reübeni" von allen sudetendeutschen Autoren der böhmischen Hauptstadt die unverbrüchlichste Treue wahrt, hat diesmal seinen endgültigen Prager Roman geschrieben. Unentscheidend für diese Funktion des Buches bleibt, dass eine seiner Nebengestalten Masaryk heisst, dass tschechische Geistige, Politiker und Sozialrevolutionäre darin auftreten — die ethnisch-seelischen Konfluenzen fliessen viel tiefer als in den Brackwassern des Äusserlich-Zufälligen. Und es ist zwar bezeichnend, aber wiederum unentscheidend, dass die weibliche Protagonistin des Buches entfremdetes tschechisches Blut in den Adern führt; den Ausschlag gibt die Tatsache, dass die sublimierten inneren Vorgänge, von denen das Buch bald als Gesellschafts- und Zeitroman, bald als philosophischer Traktat abhandelt, nur auf Prager Boden so dargestellt werden konnten, dass aus allen Menschen des Buches die einzigartige Stadt mit ihren unverwechselbaren Stimmen spricht. Nicht der äussere Ablauf, das innerste Gefüge macht „Stefan Rott" zu einem in seiner Art klassischen Roman, zu einem Buch von seltsamer und komplizierter Alchymie. Der Leser sei bloss an das wirklich grossartige Kapitel von den Buckligen erinnert — nur mit Prag als Hintergrund, nur als Prager Erlebnis und Schicksal konnte das Trauma des Ghettos so dargestellt werden wie es hier geschieht. Das Buch bleibt unschätzbar als Kronzeuge für das Zusammenweben der slavischen, der deutschen, der jüdischen Seele an den Schicksalen der Stadt und ihrer Menschen.

Nicht sonderlich ergiebig für unsere Zusammenhänge bleibt Theodor Heinrich *Mayers* Roman *„Königgrätz"* (L. Staakmann). Der Verfasser hat einen Roman hinter sich, dessen Held der österreichische Minister Bruck ist. Auch diesmal erlebt er in dem von romantischen Elementen reichlich durchsetzten Kriegsroman mit aller Vehemenz den Gegensatz Österreich — Preussen, erleidet erschüttert den Zusammenstoss in der Schicksalsstunde von Königgrätz (in dem Buch tritt auch Detlev v. Liliencron auf, bekanntlich war es der erste von den beiden Feldzügen des passionierten Soldaten). Aber der Autor teilt das Schicksal der meisten seiner Stammesgenossen: Bismarcks tragischer Schatten liegt auf ihm, die österreichische Hassliebe für den eisernen Schmied Deutschlands ist viel zu brennend, als dass seelischer Raum bliebe für Besinnung und Erkenntnis, was eigentlich Österreichs tragische Versündigung und fortwährendes Schicksal von und seit 1866 war: die Negligierung der Geographie, die Streichung der Slaven aus dem Kalkül. Der Autor lässt zwar den

Kaiser zu Wien ehrlich um Erkenntnis ringen; aber das Ringen bleibt nur eine kurze Episode des Buches, das an sich selbst sich der wahren Erkenntnis verschliesst. Mehr noch: eine ihr Volkstum tapfer bekennende tschechische Bäuerin muss auf der Stelle die Strafe erleiden, indem zwei sächsische Soldaten sich über die grossgeratenen Brüste der Frau ulkige Gedanken machen. Es soll damit wohl nur die Gemütlichkeit der Biedermänner illustriert werden, doch stört es bei einem Autor, der mit so beträchtlichem Können z. B. das riesige Schauergemälde der Schlacht bei Königgrätz zu malen verstanden hat.

Nach Strobls und besonders nach J. Mühlbergers vielbeachtetem (und tüchtig skandalisiertem) Hus-Roman folgen gleich zwei weitere, ein Roman aus dem Zeitalter des Hussitentums, ein anderer mit Hus als Hauptgestalt.

Von Anton *Schotts „Hussenzeit"* (Verlag Das Bergland-Buch in Graz) ist nicht viel zu berichten. Der Verfasser ist ein sehr ehrenwerter Autodidakt aus dem Böhmerwald, seine vielen Bücher haben ihn vor allem in den Alpenländern zu einem mit Gustav Frenssen verglichenen Volksautor gemacht. Die „Hussenzeit" gibt die Belagerung eines deutschen Böhmerwaldortes durch ein Hussitenheer. Der Inhalt bleibt an dem Dürftig-Örtlichen haften, das Ganze ist ein Weltsturm in einem Tümpel. Die Darstellung ist historischer Butzenscheibenroman, archaisierende Kleinpinselmanier. Die Menschen des Buches sind biederes historisches Kleinbürgertum. Es fehlt jegliche geistige oder auch nur höhere völkische Perspektive. Das für kleine Ansprüche geschriebene Buch hält sich von nationalistischen Wort-Exzessen frei.

Die grosse Überraschung der Hus-Literatur ist Oskar *Wöhrles* Buch *„Jan Hus. Der letzte Tag."* Zum tieferen Verständnis des Buches und seines Autors ist sein Schelmenbuch „Der Baldamus und seine Streiche" heranzuziehen, das im 100. Tausend steht. Ebenso wie Josef Mühlberger verwendet Wöhrle in der Komposition die revueartige Filmszenentechnik, die seit Döblins „Wallenstein" bestimmend geworden zu sein scheint; bei Wöhrle ist sie umso organischer, als er das Geschehen des Buches in einen einzigen Tag zusammenpresst. Ebenso wie Mühlberger, lässt auch Wöhrle die Hauptgestalt nur ganz sporadisch auftreten, der unzerfaserten Konturenwirkung halber. Bezeichnender sind die Unterschiede: Mühlberger vermeidet den Scheiterhaufen auf der Szene, Wöhrle stellt ihn mit aller Ausführlichkeit hin. Dafür geht er aller Theologie und aller Problematik aus dem Wege. Das Ideelle bleibt abseits, nichts von den prinzipiellen Auseinandersetzungen, nichts von dem Zusammenprall der Geister und Zeitalter, der den eigentlichen Sinn von Mühlbergers Hus-Roman ausmacht; und auch kein halbiertes Recht und keine tragische Verstrickung, kein „edles Unglück": alles ist ungemein vereinfacht und dadurch monumentalisiert. Hus ist ganz einfach die sittliche Wahrheit, die Identität von ethischer Idee und ethischer Bewährung; sein Tod ist die Geburtsstunde der tschechischen Nation. Die kühnsten Anachronismen und unhistorischen Freiheiten — Žižkas und Chelčickýs Auftreten in Konstanz — unterstreichen die absolute Einheitlichkeit der Linie. Wirklicher Volksgeist atmet aus den strotzend drastischen Milieu- und Massenszenen des Buches; Volksgeist aber auch in dem Sinne, dass alle weltliche Macht und Würde, von den eklen Konstanzer Krämern, bis zu dem unsäglichen Kaiser und den

Kirchenfürsten eine Hierarchie des Unflats und der Hölle ist. Grossartig die über unerschöpfliche Subsidien verfügende, urtümlich starke, gehämmerte und geschweisste Sprache und grossartig oft genug auch die Gewalt der Darstellung — ich nenne nur das Schweineschlachten im Kloster, die Szene der fünftausend rasenden Hunde bei der Ankunft von Hussens Henker, die Szenen des Henkers selbst. Das in jedem Betracht ausserordentliche Buch braucht eine eingehende kombinierte Betrachtung durch den Historiker, den Literaturforscher und den Sprachästhetiker, von denen jeder reichlich auf seine Rechnung kommen wird. Eine Sensation der deutschen Hus-Belletristik ist die aus ethisch-ideellen Gründen absolut pro-tschechische Einstellung des Verfassers.

Endlich das Buch *„Egerländer"* von Rudolf *Haas*, ein „Roman zwischen Karlsbad und Serbien" (Verlag L. Staackmann). Der vielgelesene Heimatdichter des Egerlandes demonstriert den Weltkrieg an einem Egerländer Studenten, der an die serbische Front gerissen wird und in die Gefangenschaft gerät. Es ist ein ideell erfreuliches Buch gegen den Weltkrieg und für Völkerfrieden; auch für die Serben fällt manches sehr freundliche Wort ab. Unser Interesse konzentriert sich jedoch vor allem auf die Liebesgeschichte in der Gefangenschaft: die Gestalt dieser Miliza gehört in jenes Kapitel der sudetendeutschen Literatur, das als erotische Fernsymbiose bezeichnet wurde; die literarische Konzeption der Gestalt und durch ihr Medium eines ganzen Volkstums steigen aber aus dem Volkslied, das der Autor in den deutschen, dem Buch „Volkslieder der Slawen" (Leipzig, 1926) entnommenen Fassungen immer wieder zitiert und paraphrasiert. Im Laufe eines Jahres der zweite Fall, dass ein sudetendeutscher Erzähler sich am südslavischen Volkslied inspiriert.

Und nochmals Serbien — in Bruno *Brehms* Buch *„Apis und Este"*. In Brehms „Lachendem Gott", dem Romanschwank von einem in die mährische Provinz verschlagenen antiken Idol der Zeugungskraft, irrlichterte es seitenlang symbiotisch. Ein gemeinsames Schaffensferment, in sehr verborgenen Tiefen gelagert, findet einen ganz anders gearteten Ausdruck in diesem „Apis und Este", dessen Vorwurf die Schicksalsbegegnung zwischen serbischer National- und Staatsidee und habsburgischer Machtkonzeption ist. Das Buch reicht von der Belgrader Nacht, in der ein Dynastiewechsel vollzogen wurde, zu jenem Tag von Sarajevo, der Habsburgs und der Monarchie Geschicke besiegelt, den Abgrund aufreisst, den zündenden Funken für den Weltbrand gebiert; es hat also den Mut zu einer Historie, die noch von Blut dampft und die noch für lange überzogen ist von den Schwaden leidenschaftlicher Parteinahme. Von der sehr bewältigten Romanreportage des Anfangs steigt das Buch unbeirrbar höher und höher zum Seelendrama; es ringt um Objektivität und erringt sie; es gibt seine Charaktere in ihrer vollen menschlichen Komplexität, nicht Teufel noch Engel, sondern eben Menschen. Das Fatum selbst schreitet durch das Buch, nicht der Mörder, nicht das Opfer, alle sind schuld und niemand. Man muss das Buch schon um dieser Maximaldosis epischer Gerechtigkeit willen achten und hoch einschätzen. Man darf es auch aus artistischen Beweggründen tun. Die Haupt- und Staatsaktion, die das Buch ist, gereicht mit ihrem Verstehenwollen und Verstehenkönnen einer ganzen Literatur zur Ehre.

Paul Eisner

Zur Frage der neuen Generation

Im Sinne unserer Bestrebungen in der „Prager Rundschau" auch Angehörige des deutschen und magyarischen Volkes in der Tschechoslovakei zu Worte kommen zu lassen, veröffentlichen wir den nachstehenden Beitrag, der über die Strömungen in der jungen magyarischen Generation lehrreiche Aufschlüsse gibt.

Der Krieg und seine Folgen, die schwere politische, wirtschaftliche und kulturelle Krise haben einen ganzen Bau von veralteten, unnütz und morsch gewordenen Begriffen, Anschauungen vernichtet und die entsprechenden Zielsetzungen gegenstandslos gemacht. Die Generation, die von der Schulbank auf die Schlachtfelder geschickt wurde, hat einen zersetzten Idealismus in die Nachkriegszeit zurückgebracht. In diese Sphäre gehört der Frontkämpfergeist in Deutschland, die Mentalität der „Bajtársi Egyesületek" (Kameradschaftsverbände) in Ungarn, die sehr achtenswert ist und in den Wirren unmittelbar nach Beendigung des Krieges ihre historische Rolle als Element der Ordnung ganz gut erfüllt hat, heute aber in einer Zeit des Aufbaues, die neue Arbeitskräfte braucht, um auf dem Ruinenfeld der Vergangenheit neues Leben zu schaffen, nur schädlich und hemmend wirken kann.

Der Nachkriegsgeneration fällt die Mission einer gründlichen Umwertung der alten Werte zu. Alle, die noch in den alten Anschauungen grossgezogen worden sind, den Krieg mit angesehen, ihn aber nicht unmittelbar mit der Waffe in der Hand miterlebt haben, denen somit die Kraft nicht genommen worden ist, die alte Welt umzuwerten, stehen vor der Aufgabe, die Epoche eines neuen Idealismus heraufzuführen und den neuen Aufbau tatkräftig zu leiten. Ihre Seelenkämpfe und ihre Erlebnisse haben sie befähigt, neue Anschauungen zu gewinnen. Zu dieser Nachkriegsgeneration gehören natürlich auch alle, die nur mehr die Folgen des Krieges verspürt haben und denen die positive Stellungnahme zu den Forderungen der neuen Zeit keinen Kampf mit sich selbst bedeutet, sondern nur reine Erkenntnis. Überhaupt geht es ja nicht um eine Altersgrenze, weil es sich um eine ideologische und keine biologische Zusammengehörigkeit handelt. Immerhin bedeutet der Zeitabschnitt den entscheidenden Moment, der die Entstehung des Neuen ermöglichte und förderte. Wenn ich den Begriff der „neuen" Generation verwende, so ist damit natürlich nur der aktive selbstbewusste Teil des Nachwuchses gemeint, einschliesslich des Teils, der heute noch das Heil bei den Nationalsozialisten, Faschisten und der sonstigen rechts oder links stehenden Reaktion sucht, also nur die Bestimmung zur Zugehörigkeit zur neuen Generation hat, aber erst durch Aufklärungsarbeit zum Bewusstsein seiner selbst erzogen werden muss.

Dass es eine neue Generation gibt, welche eine Umwertung in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht erstrebt, da keine der Richtungen der Vorkriegszeit, auch die linksstehenden nicht, fähig ist, eine Lösung der zentralen Fragen ohne eine Umwertung zu liefern, und dass für die neue Generation nicht nur die Merkmale jedweder biologisch neuen Generation gelten, sondern dass es sich in der Tat um eine neuen Ideologie handelt, beweisen die zahlreichen parallelen Jugendbewegungen, wie die Jungpartei Harmsworths, Mahrauns „Jungdo", die Neuwerkbewegung, die „Brüderschaft der Versöhnung", die Sekte der „Dreissigjährigen" Albrechts in Ungarn, die einstige „Sarló" usw., ob-

wohl bei allen diesen Organisationen nur die Basis identisch ist, während die Form grosse Verschiedenheiten aufweist.

Von besonderer Bedeutung sind die Kämpfe um ein neues Bewusstsein, um eine neue Haltung der Welt und ihrer Ordnung gegenüber, der Wille zu einer produktiven Aktivität bei den nationalen Minderheiten, weil sich bei ihnen die Realität viel stärker fühlbar macht. Im Folgenden soll ein Querschnitt durch die neue Generation der magyarischen Minderheit in der Tschechoslovakischen Republik gegeben werden.

Die ersten Wirkungen des Umsturzes vom Jahre 1918, der die magyarischen Bevölkerungsteile plötzlich zu einer Minorität gemacht hatte, waren Passivität und Verbitterung. So wie die ganze Politik der magyarischen Minderheit beinahe gänzlich eine Politik der Beschwerdeführung, der Gravamina war, so erkannte auch die neue Generation die längste Zeit nicht, dass sie eine besondere Mission als Minderheit habe. Man dachte nicht im mindesten an Aufbau, an aktive wirtschaftliche und kulturelle Arbeit, sondern höchstens an die Rettung des Bestehenden, obwohl dieses völlig unzulänglich war, den Aufgaben des neuen Lebens im gegebenen Rahmen zu dienen. So wuchs eine konservative Jugend heran und wurde der älteren Generation einverleibt; sie schwelgte in Äusserlichkeiten und blieb passiv. Man vergass, dass die magyarische Minderheit langsam dahinsiechen müsse — trotz der Klagen und Beschwerden — wenn die wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren vernachlässigt würden und mit der Zeit in die Hände der Mehrheit übergingen. Man liess viele Unternehmungen zusammenbrechen, der Plan einer „Arbeitsstelle" — wie sie der Deutsche Kulturverband in mustergültiger Weise errichtet hat — blieb ein frommer Wunsch der wenigen Klarsehenden. Man überliess die Gründung von Genossenschaften in rein magyarischen Gegenden dem tschechischen Kapital, das in die Slovakei strömte, und das alles mit dem Losungswort: wenigstens gibt es einen Grund mehr, Beschwerde zu führen! Nach einigen warnenden Stimmen und ersten Versuchen waren es die Dichter Ladislaus *Mécs* und Desider *Győry* (seit 1923), die literarisch den Begriff der neuen — aktiv und real gerichteten — Generation schufen, natürlich ohne das nationale Empfinden und den Kampf um die Güter der Minderheit aufzugeben. Es entstand die Bewegung „Sarló" (d. i. Sichel, als Symbol der volkstümlichen Kultur). Diese manifestierte das Bewusstsein der neuen Generation der Nachkriegszeit, die sich, das Ideal der klassenlosen Gesellschaft vor Augen, auf realistischer Basis den wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau mit wissenschaftlichen Methoden als Ziel setzte. Man war stark nach links orientiert, und so entwickelte sich die Bewegung unter dem Einfluss exaltierter Führer und der Propaganda immer mehr zum dogmatischen Sozialismus, resp. Kommunismus und zur Partei. Das hatte zur Folge, dass sich die Mehrzahl der Anhänger von der Bewegung ablöste und die ursprünglichen Tendenzen eines wirtschaftlichen Sozialismus und einer demokratischen Fortschrittsidee beibehielt, während die „Sarló" mit einer geringen Mitgliedzahl eine intellektuelle Exposititur der kommunistischen Partei geworden ist.

Heute bietet sich folgendes Bild: man sieht eine extrem konservative Jugend, die sich, durch die amtliche Minderheitenpolitik stark gefördert, in verschiedenen studentischen Organisationen zusammenschliesst („Corvinia", Pfadfindervereinigungen, wäh-

rend die Vereine „MAKK“ in Prag, Brünn, Bratislava *alle* magyarischen Hochschüler ohne Unterschied der Richtung vereinigen) und bereits in der christlich-sozialen und in der magyarisch-nationalen Partei eine Rolle spielt. Ohne sich ihrer Aufgaben bewusst zu werden, stellt sie den blind geführten Nachwuchs der älteren Vorkriegsgeneration dar. Ohne wissenschaftlich gegründete Anschauungen, zu oberflächlicher Nachfolge und zur Passivität erzogen, ist sie stark politisch orientiert. Dieser Gruppe steht als entgegengesetztes Extrem die schon erwähnte „Sarló“ gegenüber. Jenseits beider Lager, von denen das erste quantitativ überwiegt, während das zweite unbedeutend ist, hat sich sozusagen spontan eine ziemlich breite Schicht derer gebildet, die ursprünglich das Programm der „Sarló“ weiter entwickelt haben und im vollen Bewusstsein ihrer Aufgabe als Generation eine Umwertung durch eine alle Klassen und Volksschichten erfassende Pädagogik und eine möglichst entpolitisierte wirtschaftliche und kulturelle Arbeit herbeiführen wollen.

Die Anschauungen dieser Arbeitsgemeinschaft lassen sich in keine allgemeingültige Kategorie einschachteln. Das Programm liesse sich etwa so formulieren: freie Arbeitsmöglichkeit ohne den uniformierenden Druck einer Disziplin unter folgenden Voraussetzungen: Basis ist das magyarische Nationalgefühl und das Prinzip des Zusammenschlusses des ganzen Volkes. Erstrebt werden 1. ein auf Objektivität gerichtetes wissenschaftliches Niveau, 2. eine aktive kollektive Arbeit, 3. eine reale Auffassung und Kenntnis der Tatsachen unter Ausschaltung jedweden Romantizismus, 4. der Kampf um die klassenlose Gesellschaft gegen den Kapitalismus und eben darum 5. Gleichstellung aller Klassen mit besonderen Augenmerk auf die bisher ausgeschalteten Klassen — nämlich in der bisherigen Minderheitspolitik ausgeschalteten Klassen — der Bauern, Arbeiter und der proletarisierten Intelligenz und 6. kulturelle Annäherung an alle Nachbarvölker. Es ist ein sozusagen auf Selbstentwicklung gerichteter wirtschaftlicher Sozialismus auf der Basis realer Arbeit bei völliger Freiheit innerhalb der angedeuteten Grenzen. Es handelt sich ja nicht um eine präzise Formulierung, da der wichtigste Punkt die Arbeit selbst in ihrer praktischen Auswirkung ist und das Gefühlsmoment durch eine sich spontan äussernde Mentalität gegeben ist. Organisatorisch ist die Bewegung noch nicht völlig ausgebaut, aber das Bewusstsein der gleichen Gesinnung, die auch ohne besondere Propaganda immer neue Anhänger findet, hat schon jetzt schöne Ergebnisse gezeitigt: eine intensive theoretische und praktische Propaganda für die Errichtung von Genossenschaften, die die einzige brauchbare Basis für eine gesunde Minderheitswirtschaftspolitik bilden können, und für kulturelle Arbeit. Das Losungswort aber heisst: zuerst eine solide wirtschaftliche Grundlage und dann kulturelle Bestrebungen. Die ganze Bewegung ist eine regionale Erscheinung, in der sich eine Wandlung des Bewusstseins der neuen Generation und ihre neuen Zielsetzungen manifestieren. Vor kurzem hat sich in Prag die erste Gruppe von Angehörigen dieser Generation unter dem Namen „Magyar Munkaközösség“ (Magyarische Arbeitsgemeinschaft) konstituiert. Auch in Bratislava gibt es schon eine ähnliche Organisation, die viele führende Intellektuelle (so den Dichter Győry u. a.) zu ihren Mitgliedern zählt.

Norbert Duka Zólyomi

Einen schweren Verlust erlitt das tschechische Geistesleben durch das Ableben des Bischofs Antonín Podlaha, welcher nach längerer Kränklichkeit am 14. Februar plötzlich verschied.

Am 22. Januar 1865 in Prag geboren, studierte Podlaha nach kurzem Rechtsstudium Theologie und wurde im J. 1888 zum Priester geweiht. Kurze Zeit wirkte er in der Seelsorge und wurde dann als Adjunkt an die theologische Fakultät der Karls-Universität berufen, wo er im Jahre 1894 zum Doktor der Theologie promoviert wurde. Einige Jahre wirkte er als Religionslehrer an Mittelschulen und als Präfekt an der Straka-Akademie, 1904 wurde er Kanonikus bei St. Veit in Prag, wozu sich später noch andere Würden gesellten: so wurde er 1919 Generalvikar, 1920 Weihbischof und 1930 Kapiteldechant.

Unermesslich und geradezu unbegreiflich gross ist die Arbeit, die Podlaha neben diesen gewissenhaft versehenen Ämtern geleistet hat. Als Priester schrieb er zahlreiche Lehrbücher für den Religionsunterricht, die in vielen Auflagen verbreitet sind; er gründete eine Sammlung belehrender Schriften katholischen Inhaltes, in der mehr als 80 erlesene Werke erschienen sind; er gab in der St. Johannes-Heredität wertvolle Volksbücher heraus; er veranlasste eine moderne Bibelübersetzung, für die er treffliche Übersetzer fand (Hejčl und Sýkora); er redigierte viele Jahre hindurch die theologische Zeitschrift „Časopis českého duchovenstva“ und scheute schliesslich keine Schwierigkeit, um das Erscheinen eines grossangelegten Lexikons der katholischen Theologie, „Český slovník bohovědný“ zu ermöglichen. Ein Denkmal seines Bienenfleisses ist eine Bibliographie der tschechischen theologischen Literatur, in der er über 300.000 Positionen zusammengestellt hat.

Dadurch, dass er als Archivar und Bibliothekar des Prager Kapitels ununschränkten Zutritt zu diesen wertvollen Sammlungen erlangte, war ihm die Möglichkeit gegeben, sie mehr als sonst jemand zu verwerten. So publizierte er einen Katalog der illuminierten Handschriften der Prager Kapitelbibliothek, dann einen beschreibenden Katalog aller Handschriften sowie Kataloge der Inkunabeln und der musikalischen Werke. Durch diese mühevolle und sachlich vollkommene Katalogisationsarbeit erschloss er erst die Schätze der Kapitelbibliothek.

Als Historiker gab er die Wenzelslegende „Ut annuncietur“ heraus, veröffentlichte wertvolle Quellen zur Geschichte der vorhussitischen Zeit, so z. B. das VI. Erektionsbuch, das Ordinandenbuch (1395—1416), die Protokolle der Korrektoren (1407 bis 1410). Durch zahlreiche Arbeiten bereicherte er die Religionsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, so z. B. durch die Veröffentlichung eines Briefes des Hilarius von Leitmeritz an den König Georg von Poděbrad. Hauptsächlich widmete er sein Augenmerk der Religionsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Neben reichem Quellenmaterial gab er eine Geschichte der Jesuitenkollegien in Böhmen und Mähren heraus, im ersten Bande seiner Geschichte der Prager Erzdiözese unter Erzbischof Breuner verfasste er einen erschöpfenden Überblick der religiösen Verhältnisse in Böhmen am Ende des 17. Jahrhunderts.

Sein drittes Arbeitsfeld war Archäologie und Kunstgeschichte. Er selbst besass eine reichhaltige Kunst-

sammlung, die er vom Vater ererbt und ansehnlich bereichert hatte. Er hat sich um die kirchliche Abteilung der Prager Ethnographischen Ausstellung im Jahre 1895 verdient. Dann wurde er Mitarbeiter der Kunsttopographie in Böhmen und gab Kataloge der kunsthistorischen Denkmäler in zahlreichen Bezirken heraus, daneben auch einen beschreibenden Katalog des St. Veitsdomes (zusammen mit K. Hilbert), des Metropolitanschatzes (mit Šittler) und der Kroninsignien (mit Chytil). Er beschrieb die Pfarrkirchen und religiösen Denkmäler in 16 Vikariaten, verfasste Führer durch den Prager Dom und die St. Georgskirche sowie durch den Metropolitanschatz, veröffentlichte zahlreiche andere Denkmäler, so alte böhmische Marienbilder und -Statuen, St. Johanns- und St. Adalbertsbilder und den Schatz der Lorettokirche in Prag. Durch viele Nachrichten klärte er die Baugeschichte der Prager Burg, des Klementinums und vieler Kirchen auf. Äusserst nützlich sind seine Beiträge zur Lebensgeschichte Prager Künstler, wozu er alle Prager Pfarrmatrikeln exzerpierte. Durch viele Jahre war er Hauptreferent der Archäologischen Kommission der tschechischen Akademie und redigierte die Zeitschrift „Památky archeologické".

Podlahas Werk zeichnet sich durch ausserordentliche Sachlichkeit aus. Unter Vermeidung aller Polemik geht er darauf aus, die wissenschaftliche Wahrheit zu finden, die er durch Feststellung unwiderleglicher Tatsächlichkeiten erkennen will.

In der Denkmalspflege war Podlaha von Anfang Anhänger der neuen Strömung und verpönte jeden puristisch restaurierenden Eingriff in das historische Gebilde eines durch Jahrhunderte gereiften Denkmales, das er in seinem ganzen Entwicklungsumfang zu konservieren trachtete. Einen grossen Anteil hatte er an den Arbeiten am Prager Dom, wo er sich auch an der Eröffnung des Grabes des hl. Wenzel und der böhmischen Königsgruft beteiligte.

Sein letztes grosses Werk war seine Beteiligung an den Prager St. Wenzelsfeierlichkeiten im Jahre 1929, wobei es ihm gelang, eine ungeahnte Menge von Denkmälern des St. Wenzelskultes in Originalen und Abbildungen zur Ausstellung in der Prager Burg zusammenzubringen.

Über dem ansehnlichen Lebenswerke von mehr als 110 Büchern und tausenden von Artikeln erhebt sich achtunggebietend die edle Persönlichkeit des verstorbenen Bischofs. Von einnehmender Herzensgüte, war er ein Mann von geradem Charakter und taktvollem Auftreten. Alles Gute fand reichliche Unterstützung bei ihm und viele Bedürftige beklagen bei seinem Abgang den Verlust ihres grössten Wohltäters. Unvergesslich bleibt der ganzen Nation sein edler Patriotismus, der in seinen Worten und Werken Ausdruck fand, der ihn zum Hüter der heiligsten Güter bestimmte: der Überreste des Hl. Wenzel und der böhmischen Könige, der Kroninsignien bei ihrer Ausstellung im Jahre 1929. Wie einst Balbín, so hat Bischof Podlaha als Priester in der Gegenwart den vaterländischen Geist bewahren wollen.

Josef Cibulka

Čeněk Zíbrt

ausserord. Professor der Kulturgeschichte an der Karls-Universität in Prag, weiland Direktor der Bibliothek des Nationalmuseums, ist am 14. Februar 1932 im Alter von 68 Jahren gestorben. Die wissenschaftliche Tätigkeit Zíbrts erstreckte sich auf Geschichte, Kulturgeschichte und Volkskunde.

Von seinen Publikationen im Bereich der Geschichtswissenschaft ist seine umfangreiche *„Bibliografie české historie“* zu nennen, die im Verlag der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste in den Jahren 1900—1912 erschien. In fünf starken Bänden von zusammen 4307 Seiten Lexikonoktavformat hat der Autor eine Bibliographie der Hilfswissenschaften, der Quellen und der Literatur zur tschechischen Geschichte bis zur Zeit Komenskýs zusammengestellt. Das Werk, das am besten vom Fleiss des Verfassers zeugt, war in ungewöhnlicher Breite konzipiert; eine Bibliographie der Geschichte des Kriegswesens, der Kulturgeschichte, der Kunstgeschichte, der Rechtsgeschichte, der Soziologie, Staatswissenschaft u. a. m. sollten noch hinzugefügt werden. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, dass Zíbrt bei der Bearbeitung nicht genügend Rücksicht auf den praktischen Gebrauch des Werkes genommen habe, dass er nicht kritisch genug Wertvolles von weniger Wertvollem oder Wertlosem unterschieden und damit die Orientierung beim Nachschlagen erschwert habe. In Details hat man auch manchmal Ungenauigkeit ausgesetzt. Unstreitig bleibt das Werk aber ein grosser Torso, der wohl lange auf einen glücklicheren Vollender warten wird.

Die Kulturgeschichte hat Zíbrt nicht im modernen Sinne verstanden. Überblickt man seine einschlägigen Arbeiten, so sieht man, dass sie sich je länger desto mehr einer Art von historischem Folklore annäherten. Zahlenmässig ist seine Produktion in dieser Hinsicht reich und namentlich in den Arbeiten älteren Datums sehr wertvoll. Es sind Publikationen, Studien, Editionen aus dem Bereich der Geschichte der materiellen Kultur, der Geschichte der volkstümlichen Bräuche und Sitten, des Aberglaubens usw. Besonders verdienen erwähnt zu werden: „Dějiny kroje v zemích českých od dob nejstarších až po války husitské“ (Geschichte der Tracht in den böhmischen Ländern bis zu den Hussitenkriegen, 1892), „Seznam pověr a zvyklostí pohanských z 8. věku“ (Indiculus superstitionum et paganiarum, 1894), „Jak se kdy v Čechách tancovalo“ (Wie man einst in Böhmen getanzt hat, 1895), „O srovnávacím studiu lidového podání“ (Vom vergleichenden Studium der volkstümlichen Überlieferung, 1897), dann eine Reihe von Editionen z.B. des Lucidarius, der Historie vom Doktor Faust, der „Frantova práva“ und ähnlicher alttschechischer Texte.

Im Bereich der Volkskunde im weitesten Sinne des Wortes sind der sehr nützliche „Bibliografický přehled českých národních písní“ (Bibliographische Übersicht der tschechischen Volkslieder, 1895) und besonders die Gründung der Zeitschrift *„Český Lid“* (seit 1892) zu nennen. Namentlich zu Beginn, solange Lubor *Niederle* Mitherausgeber war, hatte die Zeitschrift hohes wissenschaftliches Niveau. Sie beschränkte sich nicht nur auf das eigentliche volkskundliche Studium, sondern berücksichtigte auch die Hilfswissenschaften und verwandten Disziplinen und war mit ihren sehr wertvollen Übersichten über die einheimische und fremde Fachliteratur wirklich repräsentativ für die tschechische volkskundliche Wissenschaft. Aber auch später, seit dem VI. Jahrgang, da Zíbrt allein die Redaktion führte, verstand er es einesteils durch seine eigene Feder, andererseits durch sein organisatorisches Talent, viel gutes und wertvolles Material in seiner Zeitschrift zu sammeln. Er hat die Zeitschrift, deren Erscheinen während der Kriegsjahre unterbrochen war, bis zuletzt redigiert.

Überblickt man das Lebenswerk Zíbrts, so kann man ihm grossen Fleiss und Liebe zur Arbeit nicht absprechen. Will man Voraussetzungen und Möglichkeiten des nicht alltäglichen Kenners der Literatur und der Quellen kritisch würdigen, so bedauert man, dass er sich nicht tiefer in das historische Folklore eingelassen hat. Eine solche Arbeit wäre in gewissem Sinne eine Fortführung des monumentalen Werkes Niederles über die slavische Altertumskunde geworden und hätte dem Studium der tschechischen Volkskunde ungewöhnlichen Gewinn gebracht. Eine solche Fortsetzung hätte zeigen können, wie sich der Grund der ursprünglichen Kultur in historischen Zeiten gewandelt hat und von woher immer neue Elemente hinzugekommen sind. Aber auch so sind wir dem verewigten Gelehrten dankbar, für das was er geleistet hat. *K. Chotek*

Emil Stanislav Vráz (1860—1932)

Am 20. Februar hat in Prag das rätselhafte und in seinen Anfängen abenteuerliche Leben des Weltfahrers E. St. *Vráz* ein Ende gefunden. Er war sozusagen für die Weltlauferei vorausbestimmt, lange Zeit hat er nirgends eine Heimat gehabt und unbeständig bald auf dieser bald auf jener Halbkugel gelebt. Er war während einer Reise seiner Eltern von der Krim nach Konstantinopel in Bulgarien geboren worden. — Seine Herkunft und seine ersten Jugendjahre hat er zeitlebens in den Schleier des Geheimnisses gehüllt: der Vater war vielleicht Russe, die Mutter vielleicht Spanierin, der Sohn jedenfalls national bewusster Tscheche. Aber Böhmen hat er erst im Jahre 1894 erblickt, seinen wirklichen Namen kennt niemand, denn Vráz ist ein Pseudonym. Frühzeitig verwaist, nahm er als Freiwilliger an dem russisch-türkischen Krieg 1878 teil, worauf er seine Studien in Spanien zum Abschluss brachte. In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts lebte er drei Jahre in Marokko, von wo er südwärts nach Senegambien reiste und bis zur Pfeffer- und Goldküste sowie nach Dahomey gelangte. Er organisierte dort einen Export von Straussenfedern und einen Handel mit Kolonialprodukten, gleichzeitig trieb er naturwissenschaftliche Studien. Auf diesem Gebiet gelangen ihm einige Entdeckungen und Beobachtungen, namentlich im Bereich der Kenntnis des Lebens der Fische und gewisser Insekten. Die Strapazen des Reiselebens in den Tropen (eine Gefangenschaft bei den Aschanti und Krankheiten) diktierten ihm einen Erholungsaufenthalt auf den Kanarischen Inseln. Aber schon im Jahre 1889 ging er nach den westindischen Inseln und liess sich in der Folge in Venezuela nieder, wo er sich durch Handel mit Orchideen und Guttapercha die Mittel zu einer Reise durch Äquatorialamerika verschafft. Im Jahre 1894 suchte er Europa auf und erschien zum ersten Male in Prag. — Mit Hilfe des Ertrages einer Vortragstournee finanzierte er eine Weltreise, die ihn über die Vereinigten Staaten von Nordamerika über Japan, China, Hinterindien, Ceylon zurück nach Böhmen führte. Im Jahre 1897 liess er sich in Chicago nieder, um von dort aus Reisen nach Mexiko und Nordamerika zu unternehmen, auf denen er den Spuren der ausgestorbenen Indianerstämme nachging. Im Jahre 1900, während des Boxeraufstandes, reiste er wieder in China, Korea, in der Mandschurei und in Ostsibirien und kehrte dann wieder nach Chicago zurück. Nach dem Kriege (1921) ver-

liess er Amerika und nahm endgültig seinen Aufenthalt in Prag, wo er Vorträge hielt und den literarischen Ertrag seiner bunten und erlebnisreichen Weltfahrten sammelte. — Er hat eine Reihe von Reiseschilderungen herausgegeben: „Afrika", „Napříč rovníkovou Amerikou", (Quer durch Äquatorialamerika), „Čína", „Z Pekingu a Vladivostoku", „V zemi bílého slona" (Im Lande des Weissen Elefanten) u. a. Seine Vorträge haben ihn zu einem der populärsten tschechischen Weltreisenden gemacht. Das Prager Nationalmuseum verdankt ihm eine beträchtliche Bereicherung seiner naturwissenschaftlichen Sammlungen. *A. H.*

Vor fünfzig Jahren

ist die alte Prager Universität, die im Jahre 1348 von Karl IV. gegründet worden war, in zwei Universitäten, eine tschechische und eine deutsche, geteilt worden, die beide den Namen „Karl-Ferdinands-Universität" trugen. Diese Teilung oder richtiger Herauslösung einer selbständigen tschechischen Universität am 28. Februar 1882 wurde zu den grössten Erfolgen der aktiven Politik gerechnet, zu der sich die Tschechen im Jahre 1879 nach ihrem erfolglosen passiven Widerstand gegen die Verfassung der Habsburgischen Monarchie entschlossen hatten. Aber in Wirklichkeit war die Errichtung der tschechischen Universität die Erfüllung nicht einer tschechischen, sondern einer deutschen Forderung. Die Tschechen verlangten nämlich — wie in anderen Bezirken des öffentlichen Lebens, so auch auf dem Boden der alten Prager Universität — Gleichberechtigung, eine Forderung, die einer Utraquisierung der Universität gleichkam. Die Errichtung der selbständigen tschechischen Universität war eigentlich eine Forderung der Deutschen in Böhmen, die auf diese Weise die Utraquisierung der einzigen Universität in den böhmischen Ländern verhindern wollten — die faktischen Verhältnisse entwickelten sich nämlich in der Richtung auf eine Utraquisierung, die Vorlesungen in tschechischer Sprache an der Universität nahmen zu, wenn es auch noch weit zur Gleichberechtigung war. Die tschechischen Abgeordneten verlangten eine Vermehrung der tschechischen Professuren mit obligatorischer tschechischer Unterrichtssprache, aber keine selbständige Universität. Die kaiserliche Entschliessung vom 11. April 1881 jedoch bestimmte, dass die Karl-Ferdinands-Universität so konstituiert sein solle, dass künftig in Prag zwei Universitäten sein würden, die eine mit deutscher, die andere mit tschechischer Unterrichtssprache. Die Regierung erfüllte damit auch das deutsche Verlangen nach einer Teilung der Universität, entsprach aber zugleich den Tschechen, denen sie die Hoffnung auf eine eigene Universität gab und denen sie insoweit entgegenkam, dass das Gesetz vom 28. Februar 1882 zwei Karl-Ferdinands-Universitäten, eine deutsche und eine tschechische, statt der bisherigen einen, zum Teil utraquistischen schuf, wobei durch den Namen auch der juristische und historische Zusammenhang mit der alten Universität gewahrt blieb. Die deutsche Erbin wurde jedoch reicher als die tschechische ausgestattet. Das wurde als Unrecht empfunden, woraus im Jahre 1920 das heute geltende Universitätsgesetz hervorging, das der tschechischen Universität, die den Namen Karls-Universität erhielt, die Priorität sicherte. Wie einst die tschechische Universität in ihrem Zusammenhang mit der alten von

Karl IV. gegründeten Universität, der ersten in Zentraleuropa, einen Ruhmestitel sah, so fordert jetzt die Deutsche Universität in Prag, dass dieser Zusammenhang auch auf sie bezogen werde. Die feinen juristischen, historischen und politischen Argumentationen, die in dieser Hinsicht vorgebracht worden sind, zeigen, wie verwickelt und schwierig diese Frage ist. In der tschechischen Presse sind aus Anlass des Jubiläums einige Artikel von Historikern erschienen (B. *Mendl* in den „Národní Listy", H. *Traub* im „Národní Osvobození" und K. *Krofta* in den „Lidové Noviny"). K. Krofta spricht in seinen Betrachtungen die Überzeugung aus, dass der Zusammenhang der beiden Universitäten mit der alten Universität unzweifelhaft ist und dass die endgültige Regelung dieser Frage diese Tatsache nicht übersehen könne.

Eine Puškinausstellung in Prag

„Puškin und seine Zeit" war das Programm einer Ausstellung, die Ende Februar vom Slavischen Institut und vom Tschechoslovakischen Nationalrat unter dem Protektorat der Stadt Prag in zwei Sälen des Prager Nationalmuseums eröffnet wurde. Das Urkunden- und Buchmaterial für die Ausstellung wurde den Sammlungen der Bibliothek des Nationalmuseums und der Slavischen Bibliothek des Aussenministeriums entnommen, das Bildermaterial — zeitgenössische Gemälde, Radierungen und Zeichnungen — lieferte der in der Tschechoslovakei lebende russische Maler N. Zareckij. Die Orientierung erleichterten zwei stattliche Kataloge.

Ohne es direkt beabsichtigt zu haben, verliehen die Veranstalter der Ausstellung den Charakter einer Vorschau zu der Gedächtnisausstellung, die 1937 anlässlich der hundertsten Wiederkehr des Todestages Puškins in Prag zu veranstalten wäre. Die gegenwärtige Ausstellung konnte nämlich nur einen geringen Teil der in der Tschechoslovakei angehäuften Puškiniana zeigen, für diesmal musste wegen Raummangels eine strenge Auswahl getroffen werden.

Im Mittelpunkte der Ausstellung standen drei authentische Autographien des Dichters: die Handschrift des Gedichtes „O Delija dragaja", Blätter aus dem Album der Barteneva und ein Brief an den Grafen A. Černyšev. Neben diesen Seltenheiten waren zu sehen: Reproduktionen Puškinscher Autographen, Erstausgaben seiner Werke (darunter „Ruslan und Ludmila" von 1820), Gesamtausgaben von den allerersten bis zu der neuesten, die im Staatsverlage erscheint, illustrierte Einzelausgaben. Weitere Vitrinen enthielten Puškins Briefwechsel, biographische Monographien und Materialien, Puškins Reisen, sein Verhältnis zu verschiedenen Schriftstellern, sein Duell, Monographien und Aufsätze über seine Persönlichkeit und sein Schaffen, Puškin in der Musik, die Sprache Puškins, Puškin in der schönen Literatur, Bibliographie, Puškin und das Slaventum, Puškin in fremden Sprachen.

Über die tschechische Philosophie der Gegenwart

hat im letzten Heft der „Prager Rundschau" der Artikel von J. *Patočka* in grossen Zügen informiert. Nachzutragen ist hier, dass die älteste tschechische philosophische Revue *„Česká Mysl"*, die im Jahre 1900 von F. Čáda, F. Drtina und F. Krejčí gegründet und in der Hauptsache im

Sinne des Positivismus von Krejčí geleitet worden war, von diesem jetzt einem weiteren Redaktionsausschuss übergeben worden ist, in dem neben einer Reihe jüngerer Philosophen J. B. *Kozák* und Em. *Rádl* sitzen. Als Hauptmitarbeiter werden ferner genannt die Soziologen Minister E. *Beneš* und In. A. *Bláha*, die Nationalökonomen K. *Engliš* und J. *Loevenstein*, die Juristen J. *Kallab*, E. *Svoboda* und F. *Weyr*, der Literaturkritiker F. X. *Šalda*, der Ästhetiker O. *Zich* u. a. Auch F. Krejčí ist Mitarbeiter geblieben. Die neue Redaktion will der von Krejčí geschaffenen Tradition treu bleiben, insofern sie die Philosophie in wissenschaftlichem Sinne pflegen will. Auf der anderen Seite will sie an die Tradition der Philosophie Masaryks anknüpfen und das zeitgenössische Leben und seine Probleme zum Gegenstand der philosophischen Erörterung machen. Die erste Nummer bringt u. a. einen Artikel von *Rádl* über das Programm des VIII. internationalen philosophischen Kongresses, der im Jahre 1934 in Prag stattfinden soll, den ersten Teil einer Studie von F. *Fajfr* über *Hegels* Einfluss auf das tschechische Denken (worüber der Autor in knapper Form in der „Prager Rundschau", Jahrg. I. S. 475, geschrieben hat) und eine Glosse zu Pekařs Artikel „Zur Periodisierung der tschechoslovakischen Geschichte", der in der „Prager Rundschau", Jahrg. I. S. 481, veröffentlicht worden ist.

Zu dem Artikel Oskar Wöhrles

der in der letzten Nummer der „Prager Rundschau" veröffentlicht worden ist, teilt Prof. Dr. Ant. *Frinta*, der stellvertretende Vorsitzende der „Kostnická Jednota", der Zentralorganisation der tschechoslovakischen Evangeliken in Prag, der Redaktion mit, dass der Verein, der die Exkursion nach Konstanz veranstaltet hat, die „Kostnická Jednota" gewesen ist. Es handelt sich um die zweite derartige Veranstaltung, die im Jahre 1924 stattgefunden hat und bei der Kamil *Nagy*, der Senior der Brüderkirche in Vanovice in Mähren sprechen sollte (natürlich deutsch). „Es ist für uns nun", schreibt Prof. Frinta, „eine grosse Genugtuung und Freude, zu erfahren, dass die Agitation, die gegen dieses unser Unternehmen der internationalen Freundschaft geführt worden ist, eine so unerwartete und reiche literarische Frucht getragen hat. Wir schreiben in diesem Sinne auch direkt an H. Oskar Wöhrle, den wir einladen zu uns zu kommen, um persönlich das Land Hus' kennen zu lernen und in Prag einen Vortrag über sein ganzes geplantes Werk zu halten, auf das wir uns aufrichtig freuen."

Die Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. Josef Cibulka (geb. 1886) ord. Professor der christlichen Archäologie und der kirchlichen Kunst an der Karls-Universität in Prag: Praha XII., Nerudova 13.

Dr. Karel Chotek (geb. 1881), ord. Professor der allgemeinen Volkskunde an der Komenský-Universität in Bratislava: Praha IV., Tychonova 272.

Dr. Norbert Duka Zólyomi (geb. 1908): IV., Tychonova 272.

Jan Krofta (geb. 1907) Kunsthistoriker: Praha-Smíchov, Nábřeží legií 18.

Dr. Stanislav Souček (geb. 1870), ord. Professor der tschechischen Sprache und Literatur an der Masaryk-Universität in Brünn: Brno, Výstavní třída 24.

Dr. V. Škoda: Praha XII., Chocholouškova 7.

Die PRAGER RUNDSCHAU erscheint jeden zweiten Monat im Umfang von 6 Bogen (96 Seiten) fallweise mit Bilderbeilagen. — Herausgeber Dr. Kamil Krofta, Prag.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. A. Hartl, Prag. — Redaktionsschluss 15. März 1932.

MIROSLAV TYRŠ

Von Albert Pražák

Es hat in den tschechoslovakischen Ländern vielleicht noch kein Jubiläum gegeben, dem soviel Erwartungen entgegengebracht worden wären und das so sorgfältig vorbereitet wird, wie die Hundertjahrfeier des Geburtstages des Gründers des „Sokol", Dr. *Miroslav Tyršs,* die auf den 17. September dieses Jahres fällt.

Schon vor einigen Jahren ist beschlossen worden, eine ausführliche monographische Darstellung seines Lebens und Schaffens herauszugeben und die Fortwirkung seines Werkes erneut und kritisch zu würdigen. Seit zwei Jahren sind in den einzelnen lokalen Sokolgemeinden der Tschechoslovakei Vorträge über ihn veranstaltet worden. Man hat seine Schriften eifrig gelesen und interpretiert. In den wichtigeren Zentren der Sokolorganisation sind förmliche Seminare abgehalten worden, in denen Tyrš und seine Zeit gründlich studiert worden sind. Auch im slavischen Ausland, in Jugoslavien und Polen, sowie in Amerika, wo die Gedanken Tyršs Nachfolge gefunden haben, hat man entsprechende Vorbereitungen getroffen. Seine Schriften sind neu, gelegentlich auch in bibliophiler Ausstattung, gedruckt, kommentiert und übersetzt worden. Desgleichen hat man seine Briefe gesammelt und darüber hinaus den Zeitgenossen und Mitarbeitern Tyršs Aufmerksamkeit geschenkt.

Kann man alles das als eine Erscheinung betrachten, die die Grenzen des Gewohnten noch nicht überschreitet, so ist weiterhin zu bedenken, dass diese Vorbereitungen systematisch und einstimmig geschehen, dass sich dreiviertel Millionen tschechoslovakischer Sokoln zusammengeschlossen haben, um Tyrš feierlich zu huldigen und dass die ganze Arbeit des „Sokol" seit Jahr und Tag von der Absicht dieser Huldigung her ihr Gesetz und ihr oberstes Ziel empfangen hat.

Seinen Gipfel wird das Fest im Juni und Juli in den Prager Sokoltagen erreichen, an denen die ganze tschechoslovakische Nation ihre Leistungen auf dem Gebiet der Körperkultur in der Form zahlreicher Leibesübungen und Wettkämpfe vorweisen wird, die ihrerseits in den Hustagen, am 5 bis 7. Juli, in Massenübungen von 20.000 Sokoln auf dem Stadion hinter dem Strahov kulminieren werden. Die ganze Welt ist zu diesem gewaltigen Schauspiel eingeladen worden, an 50 Nationen haben ihre Teilnahme durch Delegierte bereits angemeldet. Geplant ist weiterhin ein riesiger Festzug von etwa 150.000 Sokoln aus der ganzen Tschechoslovakei, der sich durch die Hauptstrassen Prags bewegen und an den Denkmälern Hus' und

Tyršs Manifestationen zu Ehren der grossen Toten veranstalten wird. Auf dem Ausstellungsgelände im Baumgarten soll eine grosse *Ausstellung* eröffnet werden, die die kulturelle Entwicklung des tschechoslovakischen Volkes im Zusammenhang mit den Ideen Tyršs veranschaulichen wird. So darf die Gesamtheit dieser Veranstaltungen wirklich als ausserordentlich bezeichnet werden, und es lohnt, näher zuzusehen, welche Kräfte dabei am Werke gewesen sind, welche Motive mitwirken, dass die Erinnerung an den Mann, der vor hundert Jahren geboren wurde und vor fünfzig Jahren gestorben ist, so lebendig in den Generationen der Nachgeborenen fortwirkt.

*

In Tyrš sieht das tschechoslovakische Volk *einen der Vollender seiner nationalen Erneuerung* und einen der *Wegbereiter seiner Befreiung* im Jahre 1918. Im Rahmen dieses Artikels muss es genügen, daran zu erinnern, dass die Niederlage der böhmischen Stände in der Schlacht am Weissen Berge in Jahre 1618 in ihrer Auswirkung in den nächsten zwei Jahrhunderten das Dasein des tschechischen Volkes in hohem Masse in Frage gestellt hatte. Der habsburgische Absolutismus und die Hand in Hand damit gehende Gegenreformation hatten die führenden Schichten der Nation, den Adel und die Intelligenz durch die Mittel der Landesverweisung und Vermögenskonfiskation bedenklich gelichtet. Im Lande blieb nur der katholische Adel und die katholische Intelligenz, die sich zum Teil im Zusammenhang mit den zentralistischen germanisatorischen Bestrebungen der Wiener Regierung der Nation zu entfremden begannen. Diesem Prozess wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Ende gesetzt, als im Gefolge der Aufklärung und ihrer Ideen ein neuer böhmisch territorialer Patriotismus den geschichtlichen Schauplatz betrat, der in der Folge auch ein neues nationales Bewusstsein weckte, das seine Rechte geltend zu machen begann. In mehreren Etappen, in deren Vordergrund jeweils sprachliche, historische, literarische, allslavische und politisch-demokratische Momente standen, wurde der Aufbau des erneuerten nationalen Lebens im Prinzip um die Mitte des Jahrhunderts beendet. Ihren geistigen und politischen Führern — *Palacký, Havlíček, Štúr* — folgend, gelangte die tschechoslovakische Nation auf die Bühne des politischen Geschehens und ging daran, ihre Autonomie und die nationale Konsolidierung ihrer Stämme in Böhmen, Mähren, Schlesien und in der Slovakei im Rahmen der habsburgischen

Monarchie zu erringen. Wenn dies um jene Zeit nur in beschränktem Masse gelungen ist, so liegt die Schuld nicht an den Führern, sondern ist in dem Umstand begründet, dass die Volksmassen noch nicht reif genug waren, um sich geschlossen und diszipliniert um die Führer zu scharen. Das trat besonders klar in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zutage, da das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben der Nation in einem merklichen Aufstieg begriffen war und das Ideal der politischen Selbständigkeit in neuer Kraft auflebte. Damals brach sich auch die Überzeugung Bahn, dass die Verwirklichung dieses Ideals nicht von selbst kommen würde, sondern dass es durch die auch physisch wehrfähige und geschulte Nation früher oder später erkämpft werden und dass die Nation für diesen Kampf erzogen werden müsste.

In Böhmen waren es damals zwei Männer, die sich über diese Voraussetzungen der Vollendung der nationalen Erneuerung vollkommen klar waren: Jindřich *Fügner* und Miroslav *Tyrš*. Beide erkannten die Lücke in der bisherigen nationalen Erziehung und fassten den Entschluss, den Mangel zu beheben. So kam es im Jahre 1862 zu dem Versuch, mit dem Instrument des „Sokol" die nationale Wesensart im Sinne einer physischen und psychischen Ertüchtigung umzugestalten. Die führende Persönlichkeit war Dr. Miroslav Tyrš, der den Prager „Sokol" alsbald auf das ganze Land auszudehnen begann und der ganzen Bewegung die geistigen Grundlagen gab.

*

Durch seinen ganzen Lebensgang schien Tyrš für die Lösung der selbstgestellten Aufgabe vorbestimmt zu sein. Von Jugend auf hatte er gegen Hindernisse anzukämpfen, die sich seinem Wollen entgegenstellten. Frühzeitig hatte er die Eltern verloren. In der Schule lernte er die germanisatorischen Tendenzen der Wiener Regierung von Grund auf kennen. Seine Bemühungen um die Habilitation an der Prager Universität waren lange Jahre erfolglos. Solche Erfahrungen härteten seinen Charakter und lehrten ihn allen Schwierigkeiten zu trotzen. Als grösstes Übel erschien ihm im Leben des Einzelnen wie der nationalen Gesamtheit die Unfreiheit. Er kündigte ihr einen unerbittlichen Kampf an und sann auf Mittel, diesen Kampf zu einem siegreichen Ende zu führen.

In seinem Studium widmete er sich anfangs der *Philosophie*, vornehmlich der Logik und Erkenntnistheorie, wobei er von der Voraussetzung ausging, dass klares und logisches Denken in erster

Reihe dazu befähigen könnte, das erstrebte Ziel der Selbständigkeit zu erreichen. Auf diesen Gedankengängen beruht seine Habilitationsschrift „Grundlinien eines Systems der reinen Logik", die, auf Hume, Kant und Berkeley gestützt, eine schöpferische Denkweise postulierte und in der Philosophie einen übertriebenen Traditionalismus und Autoritätsglauben ablehnte. Sie war damit gegen die Prager Schule Zimmermanns gerichtet, die in der Philosophie den Glauben gegenüber dem Denken betonte. Begreiflicherweise wurde die Arbeit nicht angenommen, und Tyrš stand vor der Notwendigkeit, eine neue Arbeit anzufertigen. Er wählte als Thema: „Historische Einleitung in die Philosophie Arthur Schopenhauers". Schopenhauer als Philosoph des starken Willens und Vorkämpfer der neuen Denkungsart schien der aktiven Skepsis und dem schöpferischen Pessimismus Tyršs besonders zu entsprechen. Auch hier gab Tyrš eine scharfe Kritik der nachcartesianischen Philosophie und setzte sich im Sinne Schopenhauers und Darwins für den Gedanken der zu einem Besseren fortschreitenden Entwicklung ein. Namentlich von der „Lebensweisheit" des Frankfurter Philosophen fühlte sich Tyrš angezogen und der darin enthaltenen hohen Bewertung der leiblichen Gesundheit, der Selbstzucht und der aktiven Arbeit für die Gegenwart und die Zukunft, worin die Grundbedingungen für die Erhaltung des Individuums und der Völker beschlossen sind. Von hier aus gelangte er dazu, dem übertriebenen Historizismus die Forderung einer nach wirtschaftlichen Prinzipien kräftig konstruierten Gegenwart und Zukunft entgegenzustellen. Das bequeme eingleisige Denken sollte durch einen Wettstreit der Ideen und Tendenzen miteinander ersetzt werden. Die neuen Gedanken Europas sollten in den Kreislauf des einheimischen geistigen Lebens aufgenommen und darin neu verarbeitet werden. Vom leeren Reden und romantischen Schwulst verwies er auf die konkrete Arbeit und selbstbewusste Tat. Als Vorbilder des aktiven Menschen erschienen ihm ein Žižka und die Führer der Taboriten überhaupt. Das Heil für die Nation bedeutete ihm „immer fortzuschreiten und immer Schritt mit Europa zu halten". Wie die Jungdeutschen und die Jungtschechen (Neruda, Hálek, Frič, Amerling) auch, sah er darin die einzige Möglichkeit eines Aufstieges der Nation und wie Feuerbach die einzige Waffe gegen Reaktion und nationalen Verfall. In seiner Theorie einer Hygiene der Volksseele fasste er zusammen: psychische Konzentrationsfähigkeit („The one prudence in life is concentration"). Selbstbewusstsein und Selbsthilfe, die Kraft, sich auf

sich selbst zu verlassen, gesunden Sinn für alles Reale und Konkrete.

Tyršs Philosophie gründete sich nicht auf das Individuum, sondern auf das Kollektivum. Sie forderte die Herrschaft des Volkes; das Volk sollte lernen, sich selbst zu beherrschen, um einmal herrschen zu können. Neben *Platon* haben vor allem *Fichte* und *Feuerbach* auf Tyrš eingewirkt, vornehmlich mit der These, dass der Mensch erst dann zum Menschen wird, wenn er der Gemeinschaft dient, sich für das Ganze aufopfert. Den Wert des Menschlichen sah Tyrš in der Fähigkeit, die Menschheit zu bessern und der Vollkommenheit entgegen zu entwickeln. Auch er träumte von einem Übermenschen, aber er fasste ihn streng kollektivistisch. Alle Menschen sollten durch gegenseitige Hilfe und leibliche wie seelische Zucht auf den Weg zum Übermenschen geführt werden.

Dieser Philosophie ist Tyrš auch später treu geblieben, als er sich in seiner wissenschaftlichen Arbeit auf die Ästhetik der bildenden Künste beschränkte und seine Schrift über den Laokoon und seine „Geschichte der bildenden Künste“ vorbereitete. Auch hier fasste er — hegelisch und darwinistisch — die Geschichte als Entwicklungsgang der Künste inmitten der Nationen auf, die stufenweise und parallel mit der schöpferischen Kraft der Künstler in der Menschheit aufblühen und untergehen. Auch *Taines* Theorie aus der „Philosophie de l'art“ erscheint bei Tyrš, der sich ihrer bedient, um die künstlerische Persönlichkeit aus ihrem Milieu heraus zu verstehen, und auch die einheimischen Künstler mit Vorliebe unter diesem Gesichtswinkel beurteilt. Das Studium der Kunst und ihrer Geschichte war für Tyrš nicht Selbstzweck, sondern Dienst am Leben — das Kunstwerk soll den Einzelnen und die Gesamtheit durch Schönheit veredeln. So stellte er auch das Turnen und die Veranstaltung von Feiern unter die ästhetische Norm. Vor allem aber stellte er die Kunst in den Dienst des nationalen Gedankens. Eine echte, eigentümliche originale und selbständige Kunst galt ihm als Zeichen der Lebenskraft der Nation.

Überhaupt war die *Nation* für Tyrš in jeder Beziehung das erste und letzte Wort. In seiner *nationalen Philosophie* stand im Mittelpunkt die Frage nach der Lebensfähigkeit des tschechoslovakischen Volkes. Als Darwinist wusste er, dass sich nur der gesunde, widerstandsfähige Organismus am Leben erhält. Die Betrachtung der Natur und die Weltgeschichte hatten ihn belehrt, dass sich die lebendigen Organismen rasch verbrauchen und durch lebensfähigere und frische ersetzt werden. Auf diese Weise sind ganze Geschlech-

ter von Pflanzen, Tieren und auch viele Nationen untergegangen. Das Dasein einer Nation war nie durch Grösse, Macht und Reichtum gesichert, sondern durch ihre physische Gesundheit, Widerstandsfähigkeit und Arbeitsenergie. Sein Recht auf Leben hat immer nur das Volk bewiesen, das neue Werte in die Welt gestellt und auf Impulse, die von anderen Völkern zu ihm gelangten, selbständig, auf eigene Weise reagiert hat. Ninive und Babylon, Griechenland und Rom sind untergegangen, weil ihre Tauglichkeit zum Leben aufgezehrt worden war. Die tschechoslovakische Nation hat sich trotz aller Katastrophen am Leben erhalten, da ihr Kern, d. h. die Masse des Volkes gesund geblieben war und alte Sitte und Zucht, die Freude an ausdauernder Arbeit bewahrt hatte. Dieser Kern hatte die Regeneration der Nation im 19. Jahrhundert ermöglicht, die nun im steten Fortschritt begriffen ist und in Zukunft weiter sein wird. Die tschechoslovakische Nation wird nicht untergehen, wenn sie selbst nicht untergehen wollen wird. Dazu bedarf es der Erfüllung einer Voraussetzung: sie muss sich fortwährend neu bilden, unaufhörlich bessergeartete und kräftigere Individuen zeugen, alles tun, um ihren physischen und psychischen Aufstieg zu fördern. Wenn die Gegenwart bewusst auf das Ziel hinarbeiten wird, die Zukunft stärker und jeder Vernichtung trotzend heraufwachsen zu lassen, dann wird das Dasein der Nation für immer gesichert sein und, sich beherrschend, wird sie auch die Freiheit erlangen.

Tyrš hielt diese Lehren für die beste Politik, die geeignet wäre, das erwünschte Ziel der nationalen Selbständigkeit zu erreichen. Er glaubte nicht an eine lange Dauer der habsburgischen Monarchie, weil er der Meinung war, dass ein gesundes Volk keine Fremdherrschaft dulden kann.

*

Im Sinne seiner Philosophie wollte Tyrš der *tschechoslovakischen Nation dienen.* Der Mensch lebt nach ihm nicht um seiner selbst willen und hat nicht das Recht, selbstsüchtig zu geniessen, was die Menschheit an geistigen und materiellen Gütern geschaffen hat. Pflicht des Einzelnen ist, der Menschheit und der Nation alles, was er empfangen hat, mit Zinsen zurückzuerstatten. Die böhmischen Länder waren zu seiner Zeit saturiert an Führern und Arbeitern in den Bereichen der Politik, Kultur und des sozialen Lebens. Es fehlte nur eine bewusste und systematisch ausgebaute, das Ganze der Nation umfassende Organisation, die auf die *Förderung*

der Volksgesundheit, der Kräftigung der nationalen Vitalität und Leibeszucht gerichtet gewesen wäre. *Saint Simon* hatte in Frankreich einst ähnliches erstrebt und Fr. *Jahn* in Deutschland die Grundlagen einer solchen Organisation geschaffen. Tyrš fasste den Entschluss, ein Gleiches für sein Vaterland zu leisten. Es ging ihm um eine *physische und psychische Umformung der ganzen Nation*, um die Heranbildung tatkräftiger, wehrfähiger Männer, die bereit wären, wenn der Ruf an sie erginge, die Freiheit zu erkämpfen. Eine solche umfassende Organisation musste zielbewusst und unter Berücksichtigung der Vorgänger, der Tradition vorbereitet werden. Schon *Sokrates* hatte gelehrt, dass die Seelenkraft allein nicht genüge den Volkskörper zu erhalten, wenn nicht zugleich der Leib in steter Übung erhalten wird. *Platon* hat eine Kultur des Körpers gefordert, damit der Geist nicht verweichliche. *Perikles* und *Themistokles* sahen im olympischen agón das Gleichgewicht zwischen dem Körperlichen und dem Seelischen, zwischen Individuum und Kollektivum, die Vorbedingung der Gesundheit des Volkes und der Bewahrung der Freiheit. Die gleichen Gedanken finden sich im Zeitalter der Renaissance, die ihre Aufmerksamkeit auf das Problem der Auffrischung der Volkskraft gelenkt hatte. Von Späteren hatten *Komenský, Rousseau, Blackie, Jahn, Spencer* Verständnis für die Bedeutung der Leibeserziehung für die geistige Entwicklung. Bei den Tschechen und Slovaken hatten vor Tyrš u. a. *Havlíček, Purkyně, Helcelet, Hanuš* und *Tomašík* ähnliche Gedanken ausgesprochen. Tyrš fand in diesen Vorgängern eine Bestätigung dafür, dass seine Ideen richtig und zeitgemäss waren, dass ihre Verwirklichung die inneren und äusseren Kräfte der tschechoslovakischen Nation steigern und ihr eine grosse und freie Zukunft verbürgen würde.

Tyrš fand Gesinnungsgenossen insbesondere in *Fügner, Grégr, Barák* und *Tonner,* unter deren Mitwirkung am 27. Januar 1862 in Prag der erste tschechische Turnverein gegründet wurde, der den symbolisch gemeinten Namen „Sokol", d. i. Falke, erhielt. Man dachte dabei an das alte Hellas, an *Garibaldis* junges Italien und Jahns neues Deutschland, wollte aber eine Kopie vermeiden und etwas spezifisch Tschechisches schaffen, das auf die einheimischen Verhältnisse zugeschnitten war. Es sollte kein gewöhnlicher Turnverein sein, sondern ein ideell geschlossener Bund, eine Bruderschaft, die sich zu der Nationalphilosophie Tyršs bekannte. Der „Sokol" sollte die Erziehung des ganzen Volkes umgestalten und die nationale Erneuerung vollenden. Ohne Rücksicht auf Stand,

Konfession und politische Haltung sollte er der ganzen Nation dienen und in seinen Reihen unterschiedslos alle Tschechen und Slovaken versammeln. Die Volksgenossen, die bisher hinter dem Pflug, in der Werkstatt, in den Kaufläden und Amtsstuben über der Arbeit gebeugt gleichsam vegetiert hatten, sollten durch den „Sokol" aufgerichtet und dazu geführt werden, alle Ideale der menschlichen Kalokagathie zu verwirklichen. Tyrš fasste sein Programm in schlagwortartige Losungen: Der Kampf ums Dasein ist Naturgesetz — Die Zukunft gehört dem Tätigen — Ordnung und Zucht bedingen die Freiheit — Nichts dem Einzelnen, alles dem Ganzen — Die Reaktion ist ein Verbrechen — Die lebensfreudige Nation muss allseitig hervorragen und nach dem Höchsten streben — Die Nation geht immer durch eigene Schuld unter. Dergleichen Schlagworte haben auf die Massen gewirkt und sie weithin zu einer bereitwilligen und opferwilligen, zielbewussten und geschlossenen Einheit verbunden. Der „Sokol" schuf einen neuen physisch und psychisch heroischen tschechoslovakischen Typus, von dem die früheren Generationen geträumt hatten und in dem sie den zukünftigen „Ritter der nationalen Freiheit" herbeigerufen hatten.

Es war ein Glück für die neue Organisation, dass ihr Gründer zugleich auch ihr *Gesetzgeber* war, der durch zwei Jahrzehnte das Werden der Normen für die rasch heranwachsende Organisation überwachen konnte. In seinen „Grundlagen des Turnens" hat er die zentralen Fragen der Leibesübungen formuliert und zu lösen unternommen. In seinem „Olympischen Symposion" hat er den Sinn der Zusammenkünfte des „Sokol" gedeutet. In der Adresse an Fügner vom Jahre 1863 und namentlich in der Schrift „Unsere Aufgabe, Richtung und unser Ziel" (1871) hat er die ideelle Grundlegung der ganzen Institution geliefert. Als Herausgeber der Zeitschrift „Sokol" verfolgte er seit 1871 kritisch die neuen Strömungen im Bereich der Leibeserziehung im Auslande und zu Hause. Diese schriftstellerische Tätigkeit hat den Sokolgedanken in die breiten Schichten getragen und insbesondere auch die Frauenwelt dafür gewonnen, so dass bereits im Jahre 1869 unter der Führung der Schriftstellerinnen K. *Světlá* und S. *Podlipská* ein Frauenturnverein im „Sokol" gegründet wurde. Im Jahre 1871 gab es schon 120 Sokolvereine mit 11.000 Mitgliedern. Auch in Mähren und Schlesien gewann der „Sokol" alsbald Verbreitung und mächtige Sympathien auch in der Slovakei. Bei einem Sokolfest in Brünn im Jahre 1871 kam es zu einer grossen Manifestation der Einheit der tschechoslovakischen Stämme, wobei insbesondere die Slovaken J. M. *Hurban* und P. *Mu-*

droň den allerengsten Zusammenschluss befürworteten. Tyrš selbst hiess den Erfolg des „Sokol" besonders willkommen, denn Mähren galt ihm als die verbindende Brücke zur Slovakei und diese wiederum als die Brücke zur slavischen Welt.

Wie einst das Hussitentum, so gelangte auch der Sokolgedanke rasch über die Grenzen der böhmischen Länder. Schon im Jahre 1865 wurden die ersten Sokolgemeinden von den tschechoslovakischen Auswanderern in den *Vereinigten Staaten von Nordamerika* (St. Louis, Chicago, New York, Cleveland) gegründet. Gleichzeitig und bald darauf enstanden Sokolturnvereine bei den *Slovenen* (1863), *Polen* (1867), *Kroaten* (1874) und *Serben* (1882). Tyrš, erstaunt über die Tragweite seiner Idee, sandte Instruktoren in die slavischen Länder und erkannte im „Sokol" das praktischeste und sicherste Instrument der Aufklärung und der Vereinigung der slavischen Welt. Er durchdachte realistisch und methodisch das einzuschlagende Verfahren und setzte sich zunächst für eine tschechoslovakisch-polnische und tschechoslovakisch-jugoslavische Annäherung ein. Er war sich klar darüber, dass seine Ziele nur langsam und in gemeinsamer Arbeit zu erreichen waren. Von Anfang an war er bestrebt, die Sokolgemeinden aus ihrer lokalen Isolierung zu höheren Verbänden zusammenzuschliessen. Die Wiener Regierung hat diesen Absichten zwar Hindernisse in den Weg zu stellen versucht und dem „Sokol" mehr als eine schwere Krise bereitet, aber schliesslich gelang es doch im Jahre 1882 in Prag den *ersten Sokoltag* („Slet", eigentlich „Zusammenflug" in Anlehnung an das Falkensymbol) zu veranstalten, an dem schon 1600 Sokoln aus allen böhmischen Ländern, ja, auch aus Wien, Ljubljana, Zagreb, Lemberg und Amerika teilnahmen. Tyrš durfte erfahren, dass der Same, den er vor zwanzig Jahren ausgesät hatte, reiche Früchte getragen hatte. Er ist damals auch von der Nation gefeiert worden. Karolina Světlá sprach die Hoffnung aus, dass der „Sokol" dem Vaterland die Freiheit erringen werde. Neruda meinte im „Sokol" ein zweites Sparta zu erkennen, eine wundertätige lebenspendende Quelle, daraus die Nation auf ihrem Wege zur Freiheit Stärkung schöpft. Svatopluk Čech und Erwin Špindler erschien es, dass der „Sokol" den Tschechoslovaken eine neue Geschichte eröffnet habe, in deren Buch die Feder der Falken das Wort „Freiheit" eingetragen habe. Der Slovake Zoch bezeichnete den „Sokol" mit vier S, d. i. zuerst Kraft (síla) und Eintracht (svornost), dann Freiheit (svoboda) und Ruhm (sláva). Mit Eifer ging er daran, seine Landsleute für den Gedanken Tyršs zu begeistern.

Die tschechischen und slovakischen Schriftsteller hatten den Grundgedanken Tyršs richtig herausgefunden. Er selbst hat manchmal angedeutet, dass er den „Sokol“ als *Mittel und Weg zur politischen Befreiung* aufgefasst hat. Jeder Revolutionsromantik fern, wusste Tyrš, dass die Nation lange Jahrzehnte für die entscheidende Stunde und die Tat vorbereitet werden musste. Man kann dem unterjochten Volke die Waffe wohl in die Hand drücken, wenn aber der Sieg gesichert sein soll, muss diese Hand geübt sein, um das Instrument richtig zu gebrauchen. Schon Lukian hatte seinem Solon diese Wahrheit in den Mund gelegt und gewusst, dass die Griechen ihr Vaterland nur darum so heroisch hatten verteidigen können, weil sie sich für diese Verteidigung täglich geübt hatten. Das Ringen um den olympischen Ölzweig hatte die Niederlage der Perser herbeigeführt. Auf der gleichen Grundlage hatte auch Žižka seine Heeresverfassung gegründet. Die Schule der Entbehrung und das täglich genährte Bewusstsein, vorbereitet zu sein und siegen zu müssen, war immer das Geheimnis des Erfolges. Wellington segnete die Schule in Eton, die ihm diese Lehre gegeben hatte, und Tyrš wusste den deutschen Sieg von Sedan nur dadurch zu erklären, dass die Franzosen dieses Geheimnis vergessen hatten.

Die Losungsworte Tyršs: „Na zdar!“ (Zum Heil!) „Tužme se!“ (Ertüchtigen wir uns!) „Ni zisk ni sláva!“ (Weder Gewinn noch Ruhm) hatten eigentlich den Sinn, den Freiheitskampf vorzubereiten. Als im Jahre 1866 der preussisch-österreichische Krieg ausgebrochen war, wollte Tyrš die böhmische Grenze nicht um Österreichs willen schützen, sondern um zu verhüten, dass im Falle eines preussischen Sieges Böhmen nicht das Schicksal Schlesiens teile. Auch in Riegers Memorandum an die französische Regierung im Jahre 1869 deutete Tyrš an, dass die böhmische Industrie ein Heer von 200.000 Mann aufstellen könne, dessen Organisatoren und Führer die Mitglieder des „Sokol“ sein könnten. Unter dem Denkmal Fügners und während der Zusammenkunft der slavischen Jungmannschaft des „Sokol“ auf der Letná im Jahre 1869 bekannte er offen, dass „Fügners Sokolscharen“ vom Böhmerwald bis zur Tatra, vom Riesengebirge bis zu den Alpen bereit stehen, um die verlorenen tschechoslovakischen Positionen zurückzugewinnen. Tyrš schien es, dass der tschechoslovakische Boden einer Insel in einem fremden Meere glich, deren Ufer von der Flut ständig zernagt werden. Der „Sokol“ erschien ihm als der einzige schützende Damm. Der „Sokol“ sollte ein *tschechoslovakisches Heer* sein und im kritischen Moment die nationale Freiheit herbeiführen. Dabei war Tyrš

frei von jedwedem Nationalhass und hegte Sympathien für die Deutschen und Magyaren. Er wollte für die Tschechoslovaken nur erlangen, was ihnen von Rechts wegen gehörte. Die Sage vom Berg Blaník, in dessen Innerem die Ritter des hl. Wenzels harren, um der Nation im Freiheitskampf zu helfen, deutete er so, dass die Nation diese Ritter im „Sokol" selbst erziehen würde.

Die gewaltige und organisatorische Arbeit, die Tyrš geleistet hatte und zwei Jahrzehnte eigentlich allein hatte leisten müssen, untergrub zuletzt seine Gesundheit. Als er am Ziele war, sein Werk Früchte zu tragen begann und der „Sokol" im ganzen tschechoslovakischen Gebiet festen Fuss gefasst hatte, als Tyrš selbst auf das Katheder der Universität berufen worden war und überall anerkannt und gefeiert wurde, konnte er sich dieses Glückes kaum noch erfreuen. Seine Gesundheit war zerstört, er versuchte in den Bergen seine körperlichen Kräfte wiederherzustellen. Es war ihm nicht vergönnt; am 9. August 1884 hat er durch einen Unglücksfall bei Ötz in Tirol plötzlich den Tod gefunden. Er wurde provisorisch in Ötz bestattet; im November 1884 wurden seine sterblichen Überreste nach Prag überführt.

Das Begräbnis fand am 9. November 1884 auf dem Olšaner Friedhof mit aussergewöhnlichem Gepränge statt. Alle Sokolgemeinden aus dem ganzen Lande hatten ihre Delegierten — an 1600 — mit Trauerfahnen und Lorbeerkränzen entsandt. Dem Sarge folgten an 8000 Studenten und Vertreter aller Volksschichten. Am offenen Grabe hielt Grégr die Trauerrede, in der er Tyrš als *zielbewusstesten Erzieher des tschechoslovakischen Volkes* zur Freiheit pries. Der tote Tyrš lebte in den tschechoslovakischen Ländern weiter, sein Vermächtnis fand fruchtbaren Boden, seine Gedankengänge und Ideale wurden fortgeführt und wirken bis zum heutigen Tage.

*

Tyrš hatte die Meinung vertreten, dass im Volksganzen *niemand unentbehrlich und unersetzlich,* dass jeder Verlust durch eine neue Persönlichkeit, neue Kräfte wettzumachen sei. So hatte er auch alles unternommen, um einen Ersatz für sich selbst zu sichern. Dank seinen Vorkehrungen hat der tschechoslovakische „Sokol" den Heimgang seines Gründers und Führers ohne Schaden überstanden und sich in der Folge mächtig entwickelt. Im Laufe einiger Jahre hatten sich seine Scharen unter der Leitung Dr. *Černýs* verdreifacht und alsbald unter der Führung Dr. *Podlipnýs* verzehn-

facht. Podlipný führte den „Sokol" auf die Weltbühne, nach Frankreich, nach Polen und Jugoslavien, wo er in den Wettkämpfen manchen ersten Preis davontrug. Er liess sich namentlich auch die Organisation des „Sokol" im Ausland angelegen sein und warb damit für den nationalen Gedanken bei den Tschechoslovaken in der Diaspora.

Besonders erstaunlich war der Aufschwung, den der „Sokol" seit dem Jahre 1906 unter der Obmannschaft Dr. *Scheiners* genommen hat, dessen Lebenswerk jüngst in der „Prager Rundschau" von berufener Hand geschildert worden ist. Dort ist auch ausgesprochen worden, dass sich die Ideen Tyršs in der Beteiligung des „Sokol" am Kampfe um die Befreiung des tschechoslovakischen Volkes bewährt haben und dass insbesondere Dr. Scheiner gleich nach Ausbruch des Weltkrieges den Widerstand der Sokolschaft innerhalb der Armee organisierte und eines der wichtigsten Mitglieder der Maffia gewesen ist (Jahrg. II., S. 90). Im Namen Tyršs verwirklichten die Sokoln auf allen Schlachtfeldern des grossen Krieges das eigentliche Vermächtnis ihres Gründers, dessen *Masaryk* und die Führer der tschechoslovakischen Legionen des öfteren dankbar gedacht haben. Zu Hause hat der „Sokol" während des Umsturzes vom Oktober 1918 und in den ersten Wochen danach der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung beträchtliche Dienste geleistet. Nach der errungenen Freiheit hat der „Sokol" seine Arbeit im Dienst der nationalen Volkskraft und Volksgesundheit unter neuen günstigen Verhältnissen entschlossen fortgeführt. Dass er mit diesem Streben Verständnis in den weitesten Kreisen der Nation gefunden hat, beweist allein die Tatsache, dass die grosse tschechoslovakische Sokolgemeinde heute dreiviertel Millionen Mitglieder zählt.

So könnte man getrost sagen, dass Miroslav *Tyrš* in den tschechoslovakischen Ländern *nie gestorben ist und auch nicht sterben wird*. Der alternde und kranke Mann, der einst in Ötz vorzeitig ein Ende gefunden hat, lebt in den nationalen Vorstellungen der Tschechoslovaken und darüber hinaus anderer slavischer Völker umgewertet fort: als Führer der Jugend, der im Sinne seiner Losung *„Vorwärts!"* in die Zukunft auf ein in Einigkeit starkes nationales Leben weist.

Man errichtet ihm Denkmäler aus Stein und Erz, aber wie gering erscheinen diese gleichsam toten Zeichen gegenüber dem hochragenden geistig-lebendigen Monument, das seine Verkörperung in hunderttausenden gesunder, harmonisch durchgebildeter Menschen-

leiber findet, einem Monument, dessen Architektonik den Gesetzen gehorcht, die sein Baumeister einst gegeben hat und die heute und in alle Zukunft hinein gültig bleiben werden. Ein schöneres Schicksal und ein würdigeres Nachleben lässt sich nicht leicht vorstellen. Ein schier titanischer Trotz stellt sich der Macht des Todes entgegen, und die Zeit selbst scheint ihre Gewalt zu verlieren. Fast könnte man fragen, ob das Andenken Tyršs in der Form zeitlicher Abschnitte zu feiern sei, wenn es ewig sein kann, so ewig, wie die Nation Tyršs leben will und soll. Wenn die einzigartige Hundertjahrfeier in der Tschechoslovakei und in der Welt in hohem Masse Aufmerksamkeit erregt, so darf vielleicht der Gedanke ausgesprochen werden, dass die Ideen Tyršs zuletzt *übernationale* und *allmenschliche Geltung* beanspruchen. Sie formulieren doch die Grundbedingungen der Selbsterhaltung und des Aufstieges jeder Nation, und von da aus werden sie heute in Europa vielleicht in höherem Masse als bisher beachtet werden. Das Vermächtnis Tyršs könnte auf eine *Verständigung der Völker* hinwirken, und das war eigentlich das Endziel seiner Bestrebungen. Wie licht und glorreich könnte man dann erst das Andenken Tyršs nennen, wenn seine Ideen an der Erreichung dieses höchsten Zieles entscheidend mitwirken würden.

SYMBIOSE ODER SEPARATISMUS?

DIE ENTWICKLUNG DES DEUTSCHEN PROGRAMMS FÜR DAS ZUSAMMENLEBEN MIT DEN TSCHECHEN IN DEN SUDETENLÄNDERN

Von Emil Sobota

1. Voraussetzungen

Die böhmischen Länder sind das klassische Beispiel eines nationalen Zusammenlebens; das Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen entwickelte sich in ihnen in einer traditionellen Form, die Minister Dr. Spina vor einiger Zeit als Prinzip der Symbiose bezeichnet hat. Diese Symbiose hat sich organisch entwickelt und ihre tiefe Verwurzelung trat um so deutlicher zutage, je erfolgloser die Versuche blieben, das Verhältnis der beiden Nationen auf diesem Stück Erde auf die Grundlage des entgegengesetzten Prinzips, des Prinzips des Separatismus, zu stellen.

Das Prinzip der Symbiose besagt, dass beide Nationen die Gemeinschaft des historischen Bodens, auf dem sie leben, empfinden. Zu verschiedenen Zeiten war das Motiv dieses gleichartigen Empfin-

dens allerdings verschieden. In der Hussitenzeit lag es zum Beispiel darin, dass das tschechische Element die Tendenz hatte, sich womöglich des ganzen Gebietes der böhmischen Länder zu bemächtigen, und dass das deutsche Element so schwach war, dass es nicht einmal daran denken konnte, sich durch die Separation eines Teiles dieses Gebietes gegen solche Absichten zur Wehr zu setzen. Nach der Schlacht am Weissen Berge arbeitete wiederum das deutsche Element darauf hin, sich diese gesamte Gebietssphäre zu assimilieren. Und es gab Zeiten — zum Beispiel die Epoche vor der Schlacht am Weissen Berge — in welchen beide Nationen einander gegenseitig anerkannten, sich auf einen gewissen nationalpolitischen status quo einigten (zum Beispiel in dem Beschlusse des Böhmischen Landtages vom Jahre 1615, der allerdings diesen Ruhezustand auf der Grundlage einer mächtigen Präponderanz der tschechischen Nation und Sprache festlegte) und sich um eines nicht nationalen Zieles willen, das ihnen — wie sie glaubten — vom Schicksal zugewiesen war, in den Dienst der Einheit des Landes stellten. Ob nun so oder anders motiviert blieb die Einheit des Landes während all der langen Jahrhunderte ein politisches Axiom. Die Gemeinsamkeit des historischen Bodens war Ausgangspunkt aller Programme. Die Symbiose war das leitende Prinzip im politischen Leben beider Nationen.

Zu Beginn der politischen Morgenröte des Jahres 1848 bewirkten die alten Traditionen der Gemeinsamkeit, dass beide politisch erwachten Nationen zusammen dem Ziele der Einheit und Autonomie des Landes entgegenstrebten. Aber bald griffen zwei neue Ideen störend in diese Linie ein: die alldeutsche nationale Idee und die grossösterreichische Idee. Jener unterlagen die Deutschen im September 1848 auf dem Teplitzer Kongress, auf welchem sie sich über die Forderung der nationalen Aufteilung Böhmens einigten. Von dieser aber wurde František Palacký geleitet, als er im Januar 1849 im Verfassungsausschuss der Kremsierer Konstituante für eine nationale Abgrenzung plädierte — allerdings nicht nur in den böhmischen Ländern, sondern auf dem gesamten Gebiete der Monarchie, die ungarische Krone nicht ausgenommen.

Der restaurierte Absolutismus der fünfziger Jahre erdrosselte jede Initiative einer vom Volk ausgehenden Politik. Erst nach seiner Überwindung erwachten alle diese Tendenzen wieder von neuem: der Separatismus lebte einerseits in dem Programm der deutschen bürgerlichen Parteien auf, vor allem in dem sogenannten Pfingstprogramm vom Jahre 1889, das (im Anschluss an das

Teplitzer Programm vom Jahre 1848) eine Aufteilung Böhmens forderte und in dem deutschnationalen Osterprogramm vom Jahre 1916 gipfelte, nach welchem die böhmischen Länder aufgeteilt, das Gebiet der tschechischen Bezirke äusserlich zweisprachig, innerlich jedoch ebenso einsprachig deutsch werden sollte, wie das ganze übrige Cisleithanien. (Galizien sollte von diesem abgetrennt werden.) Erbe des grossösterreichisch motivierten Separatismus aber wurde die österreichische Sozialdemokratie durch ihr im Jahre 1897 angenommenes Brünner Programm, das statt der historischen Kronländer national abgegrenzte Gebiete forderte. Später wurde diese sozialistische Ideologie von den Parteiführern Renner und Bauer umgebildet und vertrat ein gewisses Kompromiss, indem sie die territoriale Abgrenzung in bedeutendem Masse durch eine personelle ersetzte. Die tschechischen Parteien beharrten, mit Ausnahme der Sozialdemokratie, konsequent auf dem symbiotischen Standpunkt. Auch der tschechische Zweig der sozialdemokratischen Bewegung wurde innerhalb derselben ein immer leidenschaftlicherer Anhänger einer Revision der separatistischen Ideen des Brünner Programms.

So standen also die Dinge bis zur Revolution des Jahres 1918. Mit ihr erhält die Orientierung der nationalen Bewegung auf dem Boden der böhmischen Länder und der Konflikt zwischen beiden Prinzipien: dem symbiotischen und dem separatistischen, einen neuen Schauplatz im Rahmen des tschechoslovakischen Staates.

2. Der Separatismus der Sudetendeutschen auf dem Gebiete der internationalen Politik

Die Politik der Sudetendeutschen vom Oktober 1918 bis in die zweite Hälfte September 1919 und ihre programmatische Formulierung zeigt folgende Hauptmerkmale:

1. Ist sie eine Emigrantenpolitik, bei welcher zwischen den Politikern und der von ihnen repräsentierten Volksmasse keine organischen Beziehungen bestehen.

2. Ist sie eine allnationale Politik, bei welcher das bürgerliche und das sozialistische Element einander auf einer gemeinsamen Linie begegnen.

Den ersten Anfang eines Nachkriegsprogramms der sudetendeutschen Politik hat man in der Teilnahme der sudetenländischen Mitglieder der Deutschen Sozialdemokratischen Partei an der Resolution dieser Partei vom 4. Oktober 1918 zu erblicken. Nach einigen Tagen schlossen sich den Grundsätzen der Resolution auch die Ver-

treter der deutschen bürgerlichen Parteien an und damit wurde dieses Programm gleichsam zu einem Kern jenes Nationalprogramms, mit dem das österreichische Deutschtum — und in Übereinstimmung damit auch die deutschen Politiker des Sudetengebietes — in die ungewisse Periode des Umsturzes eintraten. Die Merkmale dieses Programms waren grundsätzlich folgende: Das Programm lässt die transleithanische Frage vollkommen beiseite und lässt auch bereits die polnische Frage gänzlich ausser Betracht. Es gibt noch nicht die Hoffnung auf, die Verhältnisse der cisleithanischen Jugoslaven noch innerstaatlich zu lösen, aber es betrachtet diese Lösung nicht als die einzige Möglichkeit. Eine Erwähnung der Beziehungen des deutschösterreichischen Staates zu Deutschland zeugt, ebenso wie die Erwähnung seiner Beziehungen zu den anderen Nationalitäten Österreichs, offen davon, dass man bereits damals an ein engeres staatsrechtliches Verhältnis der Deutschösterreicher zum Deutschen Reiche dachte, und zwar sowohl für den Fall, dass die Föderation mit den Tschechen und Jugoslaven glücken sollte, als auch im umgekehrten Falle.

Auf Grund der Aufforderung im Manifest Kaiser Karls vom 17. Oktober 1918, das die Bildung von Nationalräten aus den Reihen der Vertreter jeder einzelnen Nation im Reichsrat empfahl, konstituierten die deutschen Reichsratsmitglieder einen solchen Nationalrat, der dann in seiner Sitzung vom 21. Oktober 1918 ein Programm billigte, das nur eine weitere Entwicklung des oben erwähnten Resolutionsprogrammes darstellt. Aus dem Rahmen der Resolution vom 4. Oktober und des Manifestes Kaiser Karls vom 17. Oktober tritt dieser Beschluss nur insofern heraus, als er vollkommen bedingungslos für den internationalen Charakter der Frage der Deutschen Österreichs eintritt.

Wie schon gesagt, beteiligten sich an diesen beiden Aktionen, der Resolution vom 4. Oktober und dem Beschlusse der provisorischen Nationalversammlung vom 21. Oktober, auch die deutschen Politiker aus den Sudetenländern. Als dann in Prag am 28. Oktober der Umsturz vollzogen wurde, hielten es diese Politiker für erforderlich, im grossen Rahmen der deutschösterreichischen Aktion ihre gesonderte Teilaktion einzuleiten. Am 29. Oktober 1918 konstituierten sich die deutschen Abgeordneten Böhmens als provisorische deutschböhmische Landesversammlung, die sich der deutschösterreichischen Nationalversammlung unterstellte und „Deutschböhmen“ für eine Provinz Deutschösterreichs erklärte. Am 30. Oktober konstituierte sich eine entsprechende provisorische Landes-

versammlung des nordmährischen „Sudetenlandes", später dann eine eigene Kreisvertretung für das deutsche Südmähren und eine zweite für den Böhmerwaldgau. Als dann am 11. November Kaiser Karl seinen Thronverzicht aussprach, gab die deutschösterreichische Nationalversammlung das Gesetz vom 12. November 1918 heraus, durch welches sich Deutschösterreich einschliesslich der Sudetengebiete — in die auch sogar die Brünner, Olmützer und Iglauer Enklaven mit eingeschlossen wurden — als einen Gebietsteil der Deutschen Republik erklärte.

Erwähnung verdient, dass in dem Beschluss der provisorischen Nationalversammlung vom 22. November über die Grenzen des deutschösterreichischen Staates die Forderung ausgesprochen wurde, dass bei den Friedensverhandlungen auch die deutschen Gebiete Westungarns für diesen Staat reklamiert werden sollten. In diesem Punkte hat die deutschösterreichische Aktion auch bereits in die Integrität Ungarns eingegriffen, allerdings in ganz anderer Weise, als sie in die Einheit der Sudetenländer eingegriffen hat. Die Deutschungarn werden hier bloss in der Form programmatischer an die Friedenskonferenz gestellter Forderungen vindiziert, wogegen die staatliche Zugehörigkeit der von Deutschen bewohnten sudetenländischen Gebiete für ein fait accompli erklärt wurde.

Ferner ist an dieser Erklärung der deutschösterreichischen Nationalversammlung interessant, dass sie die Forderung ausspricht, die Industriegebiete Nordmährens und Ostschlesiens als ein einheitliches Wirtschaftsgebiet zu neutralisieren, an dessen Verwaltung gemeinschaftlich Deutschösterreich, die Tschechoslovakei und Polen in gleichem Masse partipizieren sollen.

Das so erweiterte Programm wurde dann, was die Grenzregelung gegenüber dem tschechoslovakischen Staate anbetrifft, auch das Programm der deutschösterreichischen Friedensdelegation. Gegenüber dem Deutschösterreich am 7. Mai 1919 von den verbündeten Regierungen vorgelegten Entwurf eines Friedensvertrages arbeitete die deutschösterreichische Friedensdelegation, die eine eigene Kommission für die Frage der Sudetendeutschen hatte, die Note vom 15. Juni über „Deutschböhmen", das „Sudetenland" und die Neutralität des Ostrauer Beckens aus. Und als dieses Memorandum keinen Erfolg hatte, forderte die deutschösterreichische Delegation in ihren Gegenvorschlägen zu den Friedensbedingungen, dass die tschechoslovakische Regierung wenigstens durch einen internationalen Vertrag — formal dem jetzigen Vertrag über den Minderheitenschutz entsprechend — verpflichtet werde, ein nach Natio-

nalitäten gegliedertes Kantonalsystem, also eine Art Territorialautonomie, innerhalb ihres Staates zu errichten. Als auch diese Anregung erfolglos blieb und diese separatistischen Aktionen auf dem internationalen Forum gescheitert waren, fasste der Kabinettsrat Deutschöstereichs am 24. September 1919 einen Beschluss, durch welchen die Landesregierungen für Deutschböhmen und das Sudetenland, die Kreishauptmannschaft für das deutsche Südmähren und alle von der Deutschösterreichischen Republik für das Gebiet des jetzigen tschechoslovakischen Staates eingesetzten behördlichen Organe und Ämter liquidiert und diese Gebiete auch rechtlich an die Tschechoslovakische Republik abgetreten wurden. Das Programm der Emigrantenaktion der sudetendeutschen Politiker ist damit gleichfalls liquidiert worden und die Frage des Sudetendeutschtums wurde eine durchaus innerstaatliche Frage des tschechoslovakischen Staates.

3. Die Rückkehr des sudetendeutschen Separatismus in die Innenpolitik

Sobald der Misserfolg der Aktion für eine internationale Lösung der sudetendeutschen Frage offenbar war, warteten die inländischen Politiker nicht erst die formelle Liquidierung ihrer Emigrantenpolitik ab, sondern leiteten bereits vorher eine Aktion ein, die die Aufstellung eines neuen innerstaatlichen politischen Programms für die Deutschen der Tschechoslovakei bezweckte. Ein wichtiges Charakteristikum dieser Aktionen ist es, dass bei ihnen die deutsche Sozialdemokratie bereits ihre eigenen, von den deutschen bürgerlichen Parteien gesonderten Wege ging. Der Grund dafür war in erster Reihe, dass überhaupt das Klassenbewusstsein der Arbeiter zu jener Zeit überall im Wachsen war.

Die Politiker der deutschen bürgerlichen Parteien begannen schon im Juni 1919 ihre Vorbereitungen zur Gründung des sogenannten Arbeitsblocks. Den Entwurf seines politischen Programms entwarf Professor Spiegel. Es ist nicht uninteressant, dass sich der Autor des Programms in seinem Motivenbericht gegen die in weiten deutschen Bevölkerungskreisen verbreitete Anschauung verwahren musste, dass das tschechisch-deutsche Problem durch die Eingliederung der Sudetendeutschen in den tschechoslovakischen Staat endgültig erledigt sei. Aus dieser Äusserung ist ersichtlich, dass die politische Führung der Unterstützung durch die öffentliche Meinung nicht völlig sicher war. Den Geist dieses Programms bringt am besten die These zum Ausdruck, dass die Entente zwar die Macht

gehabt habe, die Grenze des tschechoslovakischen Staates zu bestimmen, aber keine Macht der Welt imstande sei, die Deutschen zu innerer Anteilnahme an dem Geschick des tschechoslovakischen Staates zu zwingen. Da also dieser Staat für die Tschechen, aber nicht für die Deutschen nötig sei, wäre es überflüssig, wenn sich die Deutschen darum kümmerten, ob es hier zu einem nationalen Ausgleich kommen werde, der eine Staatsnotwendigkeit dartelle, und es genüge, wenn sie sich ihre Bedingungen für einen solchen Ausgleich klarmachten und ihn geduldig abwarten.

Das materielle Programm dieser Bewegung war, für das deutsche Volk als Ganzes die kollektive Gleichberechtigung zu erlangen. In dieser Hinsicht erachtete es das Programm bereits als eine Verletzung der Gleichberechtigung, wenn der Staat als tschechoslovakischer bezeichnet wurde, und beantragte beispielsweise die Namensänderung in „Grossböhmen". Im Einklang damit wäre es auch nötig, alle Staatsembleme abzuändern. Was die innere Ordnung des Staates betrifft, fordert das Programm einerseits die Autonomie der Deutschen im Staate und andererseits ihre volle Gleichberechtigung bei der Verwaltung ganzstaatlicher Angelegenheiten. Unter Autonomie ist hier eine territoriale Autonomie, die Aufteilung, zu verstehen. Als Basis der Territorialautonomie sollten die zusammenhängenden deutschen Gebiete einerseits in Böhmen, andererseits in Mähren samt Schlesien und schliesslich in der Slovakei dienen. Alle diese Gebiete sollten in gewissen Angelegenheiten gemeinsam eine besondere autonome Einheit (Grossdeutschböhmen) bilden. Jedes Land sollte ferner sein eigenes Landesparlament haben, das gesetzgebende und Kontrollmacht über die eigene Verwaltung haben sollte. Das Verhältnis zwischen der Reichs- und der Landesgesetzgebung sollte in der Weise geregelt werden, dass die Reichslegislative bloss auf die von beiden Nationalitäten als solche anerkannte Angelegenheiten der Staatsintegrität, der Staatsverteidigung und Aussenpolitik, der zivilen, Straf- und prozessualen Gesetzgebung beschränkt würde. Die Angelegenheiten der Landeslegislative sollten von der Landesregierung und den Landes-Verwaltungsbehörden verwaltet werden, die soweit als möglich auch die Reichsgesetze durchführen sollten, so dass die gemeinschaftliche ganzstaatliche Administrative auf die Zentralleitung eingeschränkt würde.

Dieser Territorialautonomie sollte bloss als Ergänzung eine nationale Personalautonomie angegliedert werden, unter welcher der Autor des Programms versteht, dass auch die Zentralbehörden und Gerichte national sektioniert und die einzelnen Fälle ihrem nationa-

len Charakter entsprechend diesen Sektionen zugewiesen werden sollten.

Die deutsche Sozialdemokratie billigte auf ihrem Kongresse vom 1. September 1919 ein nationales Programm, das — obgleich nicht so detailliert — doch in seinen einzelnen Artikeln durch seinen separatistischen Radikalismus hinter dem bürgerlichen Programm nicht zurücksteht. Das sozialdemokratische Programm forderte eine Aufteilung des Staatsgebietes in nationale Gebiete, die durch frei gewählte Vertretungen sich selbst verwalten sollten. Jeder Kreis und Bezirk würde selbst seine Hauptleute und Richter wählen, und seine Amts-, Gerichts- und Unterrichtssprache festsetzen. In national stark gemischten Kreisen, Bezirken und Gemeinden würden diese Vertretungen national sektioniert werden.

Alle Kreise und Bezirke gleicher Nationalität, sowie auch die gleichnationalen Sektionen in den gemischten Kreisen und Bezirken sollten gemeinsam eine ganzstaatliche nationale Korporation bilden, die durch einen von den Angehörigen der betreffenden Nationalität gewählten Nationalrat repräsentiert werden sollte. Dieser Nationalrat sollte aus sich die Nationalregierung wählen und beiden würde die Legislative, resp. die Administrative in Schul- und Kulturangelegenheiten, in Dingen der Verwaltung sozialer Institutionen und der Enteignung des Grossgrundbesitzes in dem betreffenden Sprachgebiete obliegen.

Die ganzstaatliche Nationalversammlung und die von ihr eingesetzte Reichsregierung wären für Angelegenheiten kompetent, für die ihrem Charakter nach nicht die Nationalregierungen und -räte zuständig wären.

Das bürgerliche wie das sozialistische Programm der Deutschen im tschechoslovakischen Staate vom Jahre 1919 zeigt, dass der deutschen Politik jener Zeit die psychologische Situation, in der der Staat entstanden war, seine wirtschaftlichen Bedürfnisse, seine internationale Stellung gleichgültig waren. Sie hielt es für psychologisch möglich, dass unmittelbar nach dem Zusammenbruch der revolutionären sudetendeutschen Politik die Verlautbarung einer solchen Autonomisierung, durch welche die Staatseinheit eigentlich fiktiv und weder durch die faktische Macht noch das Vertrauen garantiert war, einen positiven politischen Erfolg haben könnte. Die sudetendeutsche Politik glaubte, dass man die wirtschaftliche Einheit des Landes an eine uneinheitliche Administrative hätte ausliefern können und zwar gerade in einer Zeit, in welcher die Selbst-

hilfe in so weitem Masse durch staatliche Hilfe ersetzt werden musste.

Das Programm der bürgerlichen Parteien verglich die Stellung der Deutschen in dem neuen Staate mit der Stellung der Tschechen in Österreich. Dies war jedoch eine historisch und politisch falsche Analyse: Vor allem historisch: denn die Tschechen legten in Österreich nur selten die Hände in den Schoss, in der Regel bemühten sie sich durchaus positiv mitzuarbeiten und waren immer voll Initiative. Aber auch politisch: bei einer richtigen Analyse der Verhältnisse hätte man keine Analogie zwischen dem alten und dem neuen Status finden können. Über die Demokratie der neuen Republik konnten die deutschen Politiker ihre Worte des Zweifels äussern. Soweit jedoch war diese Republik seit ihrer Gründung demokratisch gewesen, dass in ihr der Grundsatz galt: wer in ihr arbeitet, hat in ihr auch Einfluss. Und wer in ihr Einfluss haben will, muss sich an die Arbeit machen. Blosse Beobachter bleiben immer abseits.

Der aus einer verfehlten Analyse gezogene Schluss konnte nicht anders als falsch sein: Der Schluss, dass es für die Deutschen im neuen Staate vorteilhaft sei, mit einer ausgefüllten Liste ihrer Forderungen passiv die Ereignisse abzuwarten, erwies sich bald als pure Unmöglichkeit. Aber die gesamte sudetendeutsche politische Front ist mit dieser unmöglichen Anschauung im Jahre 1919 in die Innenpolitik eingetreten.

4. Vom Separatismus zur oppositionellen Symbiose der Sudetendeutschen auf dem Boden des tschechoslovakischen Parlamentarismus

Den ersten Schritt in die innerstaatliche Sphäre vollzog also die Politik der Sudetendeutschen, noch bevor sie den Boden des tschechoslovakischen Parlamentarismus betreten hatten. Es war kein glücklicher Schritt gewesen, und der unbeteiligte Beobachter wird leicht einsehen, dass unter solchen programmatischen Voraussetzungen eine Zusammenarbeit der Tschechoslovaken mit den Sudetendeutschen sich nicht hätte gedeihlich gestalten können und dass daher — da der neue Staat seine definitive Verfassung nicht länger hinauszögern konnte — die für die Tschechoslovakei am meisten verantwortlichen Tschechen und Slovaken sich entschlossen, sich die Staatsgrundgesetze allein zu geben.

Die deutsche Delegation trat Ende Mai 1920 in die erste gewählte Nationalversammlung und — dank den Prinzipien des gleichen und Verhältniswahlrechtes — erhielt sie im Abgeordnetenhaus 25.6%

der Mandate. Sie zog ins Parlament in zwei starken Formationen ein: dem Bund der vier bürgerlichen Parteien und dem Klub der deutschen sozialistischen Arbeiterpartei — die Teilung, die wir schon in der vorhergehenden Phase beobachtet haben, währte fort. Sie ist taktisch und programmatisch. Taktisch kam sie gleich bei der ersten Gelegenheit zum Ausdruck, als die neue Nationalversammlung den Präsidenten der Republik wählte: die deutschen bürgerlichen Parteien kandidierten gegen den gemeinsamen Kandidaten der tschechoslovakischen Parteien Masaryk den sehr konservativen, aber national radikalen Professor der theologischen Fakultät Dr. Naegle. Die deutschen Sozialdemokraten enthielten sich der Wahl. Als dann in einer späteren Sitzung des Parlamentes der Ministerpräsident — der tschechoslovakische Sozialdemokrat Tusar — die Regierungserklärung verlas, in der er u. a. die Hoffnung aussprach, dass die Deutschen nunmehr wieder, wie sie es durch lange Jahrhunderte getan hatten, an dem Aufbau des Staates mitwirken würden, antwortete ihm die deutsche Delegation in zwei Erklärungen, die zwar beide negativ lauteten, aber nicht gleich stark separatistisch formuliert waren.

Am 1. Juni 1920 gab Dr. Lodgman im Namen des deutschen parlamentarischen Verbandes der bürgerlichen Parteien eine Erklärung ab, deren Separatismus in den Worten gipfelte: Die Deutschen Böhmens, Mährens und Schlesiens und die Deutschen der Slovakei haben niemals den Willen gehabt, sich mit den Tschechen zu einigen. Abgeordneter Seliger lehnte im Namen der deutschen Sozialdemokraten die gültige Verfassung als ein Provisorium ab, befürwortete jedoch einen auf dem Prinzip der nationalen Territorialautonomie errichteten Nationalitätenstaat. — Die kleine Fraktion der deutschen Nationalsozialisten gab eine eigene natürlich gleichfalls negativistische Erklärung ab.

Aber diese unnachgiebige Erklärung war alles, wozu damals die Kräfte der deutschen Delegation in der Bekämpfung der neuen Verhältnisse ausreichten. Bald zeigte sich, wie falsch in dem oben erwähnten Programm des deutsch-bürgerlichen Arbeitsblockes die Rechnung Dr. Spiegels gewesen war, die Deutschen könnten warten und die Tschechen müssten ihnen Angebote machen. Der tschechoslovakische Parlamentarismus wurde zwar durch die deutsche Passivität tatsächlich schwer unterbunden; namentlich als die grösste Partei, die tschechoslovakische Sozialdemokratie, von den Kommunisten gespalten wurde, zeigte sich, dass das tschechoslovakische Lager allein noch nicht zur Begründung eines normalen parlamen-

tarischen Lebens mit wechselnder Majorität und Minorität ausreiche. Es musste gegen die allgemeine negative Opposition der nationalen Minderheiten und der Kommunisten einen einheitlichen nationalen Block bilden, der in keiner positiven zur Übernahme der Verantwortung bereiten Opposition sein Gegengewicht hatte. Das brachte eine Reihe effektiver Schädigungen mit sich, aber zur Befriedigung der staatlichen Bedürfnisse auf parlamentarischem Wege genügte es. Die grosse Zahl aktueller Arbeitsaufgaben trieb die tschechoslovakischen Parteien zur Zusammenarbeit, die tschechoslovakische Majorität musste also nicht, wie die Deutschen vorausgesetzt hatten, den Weg nach Canossa antreten. Für die deutsche Politik war es jedoch eine härtere Nuss, die Einheit in der Passivität und im Nichtstun zu erhalten. Die Krise in der deutschen Politik stellte sich daher sehr bald ein.

Als die revisionistischen Elemente im Verbande das Übergewicht zu erlangen begannen, traten im Herbst 1922 die deutschnationale Partei Lodgmans und die deutschen Nationalsozialisten aus ihm aus. Die folgenden Jahre stehen im Zeichen des Kampfes. Der Verband ging darüber ein, die aktivistischen Parteien formierten sich in der positivistischen Arbeitsgemeinschaft, während die deutschnationale und nationalsozialistische Partei die sogenannte Kampfgemeinschaft bildeten.

Die nächsten Jahre zeigten dann beide Gruppen des deutschbürgerlichen Lagers in einem gegenseitigen Kampfe, der um so erbitterter wurde, je offensichtlicher das Übergewicht im Staate von den sozialistischen auf die bürgerlichen Bevölkerungsschichten überging. In der deutsch-bürgerlichen Öffentlichkeit wuchs das Bedürfnis nach einer Interventionspolitik, sofern nicht der deutsche Landwirt und Unternehmer durch den wirtschaftlich sich immer stärker geltend machenden tschechischen Landwirt und Unternehmer in den Hintergrund gestellt werden sollte. Die Parteien der „Arbeitsgemeinschaft“ die unter der Führung der deutschen Landwirte und Christlichsozialen standen, stellten sich offen in den Dienst dieses Bedürfnisses; die Parteien der „Kampfgemeinschaft“ mit den Deutschnationalen an der Spitze, lehnen es in der Theorie ab, sind jedoch praktisch ebenfalls dazu gezwungen. Diese Zwiespältigkeit führt allerdings zu ihrer moralischen Entwaffnung. Wie im Jahre 1919 das praktische Bedürfnis das deutsche Volk der Emigrantenpolitik abwendig gemacht hatte, so macht es dieses nun auch der Politik des passiven Widerstandes abwendig.

Dabei brachte der positivistische Flügel des bürgerlichen Lagers

seine geänderte Orientierung nicht in formulierten Programmen feierlich zum Ausdruck. Nur hier und da äusserten sich Einzelpersonen darüber, einstweilen jedoch eher nur in taktischer Hinsicht, wie z. B. Prof. Dr. Spina, als er im Jahre 1924 erklärte, dass die Positivisten sich ihrer Politik der kleinen Errungenschaften und der konkreten Interventionen nicht schämen, die von den Negativisten nur mit der Zunge bekämpft, aber selbst von ihnen befolgt würde.

Diese Gegensätze erreichten im Jahre 1925 ihren Kulminationspunkt. Als eine Art Rezidive erscheint der Versuch eines Exodus aus dem Parlamente, aber die durch ihn frei gewordene Energie der deutschen Politiker wird nunmehr allein dazu verwendet, die Unversöhnlichkeit zwischen beiden Richtungen zu dokumentieren. Zu diesem Zeitpunkte benützte Abg. Křepek, der Führer der deutschen Agrarier, den Anlass seines 70. Geburtstages zu einer Kundgebung, in welcher er die Sterilität der ganzen sechs Jahre sudetendeutscher Politik in der Tschechoslovakei zugab, worauf ihm Dr. Lodgman mit einer Offenheit erwiderte, die sowohl von der Entschlossenheit des deutschnationalen Führers zeugte, die von ihm bisher beobachtete politische Richtung nicht zu ändern, als auch davon, dass er sich über seine Vereinsamung nicht hinwegtäuschte.

Die Wahlen von 1925 waren ein Prüfstein für beide Richtungen, denn der deutschen Bevölkerung der Tschechoslovakei standen bereits die beiden streng von einander unterschiedenen und abgegrenzten Konzeptionen klar vor Augen. Die Wahlen brachten den Positivisten einen Erfolg. Die agrarische und die christlichsoziale Partei erlangten gegen 900.000 Stimmen, während die deutschnationale Partei nur 240.000 Stimmen erhielt. Dieses Ergebnis verlieh natürlich den Positivisten neues Selbstbewusstsein und hatte offensichtlich Einfluss auf die tschechoslovakische Majorität, in welcher die Konflikte zwischen der Rechten und der sozialistischen Linken des Regierungslagers rasch zunahmen. Als dann die Frage der landwirtschaftlichen Zölle die Spaltung im tschechoslovakischen Lager vollkommen machte, zögerten die deutschen Positivisten nicht länger, aus ihrer Orientierung die letzten Konsequenzen zu ziehen und traten im Oktober 1926 in den Regierungsblock der tschechoslovakischen Regierungsparteien ein.

Das Ergebnis dieser Umorientierung der deutschen politischen Front hat Abg. Windirsch in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 15. Oktober jenes Jahres zutreffend definiert, wenn er sagte: „Zum erstenmal seit dem Bestehen des Staates sieht das sudeten-

deutsche Volk deutsche Vertreter in der Regierung. Bei diesem bedeutungsvollen geschichtlichen Anlass erklären wir, dass wir an der parlamentarischen Arbeit dieser Regierung in positivem Sinne teilzunehmen entschlossen sind. Hierbei leitet uns das Bestreben, durch unsere Mitarbeit im Staate dem ganzen deutschen Volk dienlich zu sein."

5. Symbiose — das letzte Wort der Sudetendeutschen

Seit dem Eintritt der deutschen konservativen Parteien in die Regierung ist der Gedanke der Symbiose in ständigem Vordringen. Vor allem in den Reihen dieser Parteien selbst. Die Tatsache, dass die positive Politik öffentlich als im nationalen Interesse der Deutschen gelegen anerkannt und von ihr das Odium des nationalen Verrates genommen wurde, hat das moralische Bewusstsein der zu diesen Parteien gravitierenden Öffentlichkeit sehr gestärkt. Das zeigt sich z. B. darin, dass die Führer dieser Parteien — was sie bis dahin nicht wagen konnten — kritisch die deutsche Emigrantenpolitik in der Umsturzzeit verurteilten. So hat z. B. Abgeordneter Windirsch diese Epoche eine groteske Episode genannt. Und der ehemalige Senator Křepek hat sie mit den Worten charakterisiert: „Wir haben Fanfaren gehört, aber am Ende war Schweigen". Das zeigt sich weiterhin darin, dass die Leitung dieser Parteien sich erlauben darf, in ihren Reihen Disziplin zu wahren und sogar Personen, die ihre positivistische Plattform nicht anerkennen, zu beseitigen. Es war dies der Fall bei dem Abgeordneten des Bundes der deutschen Landwirte Jos. Mayer. Das ist schliesslich auch daraus zu ersehen, dass die Führer der Positivisten von der bloss taktischen Motivierung der neuen Richtung zu ihrer programmatischen Formulierung übergehen, die zeigt, dass der deutsche Positivismus nicht nur eine Sache der Konjunktur ist, sondern eine Idee, die in einer eigenen Anschauung über das Schicksal und die Aufgaben des deutschen Volkes in der Tschechoslovakischen Republik wurzelt. Aufgabe des Positivismus ist es, im engen Zusammenleben mit den Tschechoslovaken — ohne sich ihnen national zu assimilieren — den Kulturfond des deutschen Volkes zu mehren. Die verfassungsmässige Form, deren das deutsche Volk zur Erfüllung dieser Aufgabe bedarf, ist nicht mehr die Lostrennung, sondern eine *Personal*-autonomie (also ein aus der symbiotischen Idee resultierendes Programm); und der Weg zu diesem innerstaatlichen Ziel ist nicht der Widerstand, sondern die Zusammenarbeit mit den Tschechen.

Aber der Gedanke der Symbiose dringt auch in anderen politischen Lagern der Deutschen vor. Die deutsche Sozialdemokratie hatte bis zu diesem Zeitpunkt jede Annäherung an ihre tschechoslovakische Bruderpartei vermieden. Nunmehr kam es aber zu einer Vereinigung der Gewerkschaftsorganisationen beider Nationalitäten und, auf dem gemeinschaftlichen Smíchover Kongress vom J. 1928, darüber hinaus zur Proklamierung der Parallelität und Zusammenarbeit, einstweilen allerdings in der Opposition gegen die tschechoslovakisch-deutsche Majorität der Rechtsparteien. Doch haben seit dieser Zeit alle Reibungen zwischen den beiden Parteien aufgehört.

Praktisch zeigen sich die Folgen dieser Anschauungen in der Stellung, die die deutschen Regierungsparteien zu einer der Hauptaktionen der ersten tschechoslovakisch-deutschen Regierungsmehrheit, dem Gesetz über die politische Verwaltung, eingenommen haben. Diese Novelle führte statt der im Jahre 1920 Gesetz gewordenen (wenn auch bis dahin nur in der Slovakei durchgeführten) Gauverfassung, nach welcher es zwei rein deutsche Gaue gab (also gleichsam der erste Schritt zur territorialen Aufteilung) eine Landesverfassung ein, in welcher an Stelle der 21 Gaue 4 durchwegs national gemischte Länder traten.

Schliesslich tritt aber auch im negativistischen Lager selbst die Krise ein. Der Druck der öffentlichen Meinung auf die Leitung dieser Parteien ist so stark, dass sich der Negativismus in seinem eigenen Bereiche zurückzieht: Abg. Lodgman tritt zurück. Senator Medinger geht zur positivistischen Partei der Christlichsozialen über. Abg. Rosche geht ebenfalls, nach dem vergeblichen Versuche, die deutschnationale Partei für eine aktive Opposition zu gewinnen, zu den Deutschdemokraten, einer kleinen, liberalistischen Fraktion, die pro-staatlich, wenn auch national radikaler orientiert ist als der Bund der Landwirte.

Die neuen Reichswahlen 1929 brachten, da sie die sozialistische Richtung im tschechoslovakischen und deutschen Lager stärkten, in ihren Folgen einen Zerfall der bürgerlichen Mehrheit. Bei der Bildung der neuen Regierungsmehrheit zeigte sich, wie sehr die Idee des Positivismus und der Zusammenarbeit sich bereits eingelebt hatte: sowohl die Mehrheits-, wie die Minderheitsnation hielt es für selbstverständlich, dass in der wie immer geänderten Regierung wieder eine Vertretung der deutschen Parteien sein wird. Die deutsche Agrarpartei verblieb zusammen mit den liberalen Demokraten in der Regierung. Die deutsche Sozialdemokratie trat in

die Regierung ein und übernahm in ihr eines der verantwortungsreichsten und derzeit wichtigsten Ressorts: das des Sozialfürsorgeministeriums, dem die Anordnung von Massnahmen gegen die Arbeitslosigkeit obliegt. Damit gelangte die Idee des Positivismus in eine neue Sphäre und gewann neue Massen des deutschen Volkes. Die deutschen Christlichsozialen gingen nicht in die Regierung, doch geschah dies eigentlich gegen ihren Willen und nicht aus nationalen Gründen, sondern infolge des Widerstandes des sozialistischen Flügels der Regierungsmehrheit, der durch sie eine Stärkung der konservativen Richtungen in der Majorität befürchtete; und wenn diese Partei heute in der Opposition steht, so ist dies eine zwar oft radikale, aber nicht mehr negative Opposition, wie dies ihr langjähriger Führer, der ehem. Minister Mayr-Harting, offen kundgibt. Im Jahre 1931 ist die viergliedrige Fraktion der Deutschdemokraten aus der Regierungsmehrheit ausgetreten, aber auch sie erklärte, dass ihre Orientierung nicht gegen den Staat und die Zusammenarbeit mit dem tschechischen Volke gerichtet ist, sondern dass sie ein energischeres Eintreten für die nationale Personalautonomie wünscht.

6. *Übersicht über die sudetendeutschen Programme*

Wenn manche tschechischen Kritiker dieser ideellen Entwicklung auf deutscher Seite tadeln, dass trotz des praktischen Umschwungs in der Gesinnung die theoretischen Formeln des Programms nicht revidiert wurden und dass bis jetzt alle deutschen Parteien theoretisch auf dem Standpunkt separatistischer Selbstbestimmung stehen, so sind sie zwar im Recht; aber worauf es ankommt, ist der Akzent, den diese Parteien ihren prinzipiellen Formeln geben. Und darüber belehrt uns am besten eine unlängst vom Bildungsausschuss in Warnsdorf herausgegebene Publikation,*) die die letzten programmatischen und taktischen Formulierungen der führenden Vertreter der einzelnen deutschen Parteien bringt, wie sie in einem von dem Ausschuss veranstalteten Vortragszyklus vorgebracht wurden.

Die Veranstalter hatten den Vertretern der politischen Parteien die Frage gestellt: wie ihre Partei eine gegenseitige Zusammenarbeit der deutschen Parteien, die Aussichten einer positiven Arbeit im Staate und ihre Notwendigkeit beurteilt und was sie für die Mission des Sudetendeutschtums hält. Antworten liefen ein: von Abg. Dr. G. Peters für die deutsche Arbeitsgemeinschaft (liberalistisch-demokratische Richtung), Abg. W. Jaksch für die deutsche

*) Die sudetendeutsche Politik im Lichte der Parteien. Reichenberg 1931.

sozialdemokratische Arbeiterpartei, Abg. Hans Knirsch für die deutsche nationalsozialistische Partei, Abg. Prof. Dr. Mayr-Harting für die Christlich-Sozialen, Abg. Prof. J. Horpynka für die Deutschnationalen, Abg. Eckert für die deutsche Gewerbepartei und Abg. Heller für den Bund der Landwirte. Es ist von Interesse, die Schattierungen der einzelnen Erklärungen mit einander zu vergleichen, die allerdings auch zum Teile auf das Konto der persönlichen Anschauungen der Politiker, die hier im Namen ihrer Parteien sprechen, zu setzen sind (so ist z. B. die Kundgebung des Vertreters der heute oppositionellen christlichsozialen Partei in ihrem Positivismus besser fundiert als die Kundgebungen der Repräsentanten einzelner deutscher Regierungsparteien und die Kundgebung des Vertreters der deutschen Agrarier ist nicht so konsequent, wie man es bei anderen Führern dieser deutschen Regierungspartei gewohnt ist. Aber im Kern entsprechen sie stets der kollektiven Linie der einzelnen Parteien.

Abg. Peters antwortet ad 1. (Einheitsfront der deutschen Parteien) positiv, obwohl er anerkennt, dass die zwiefache Methode notwendig, ja vorteilhaft für die deutsche Politik ist: „Doppelgleisigkeit wird immer nötig sein; das zeigt die gute Politik der Tschechen im alten Österreich. Auch wir dürfen uns nicht trennen lassen, wir müssen das Gemeinsame suchen und finden". Auf Frage 2. (Verhältnis zum Staat und das Problem der Zusammenarbeit mit der tschechoslovakischen Majorität) antwortet er: „Wir bekämpfen offen das Regime, aber nicht den Staat". Zum Punkt 3. (Mission der sudetendeutschen Politik) sagt er: „Ich sehe eine Mission des Sudetendeutschtums darin, ebenso durch wahre Darstellung unserer gefährdeten Lage wie durch die Art, wie wir unseren Anspruch auf volkliches Leben geltend machen und begründen, ganz Europa zum Nachdenken darüber zu zwingen, wie es zu irgendeiner friedlichen Gemeinschaft nicht allein seiner Staaten, sondern auch seiner Völker gelangen könnte". — Abg. Jaksch sagt ad 1.: „Für uns war das selbständige Auftreten der Arbeiterklasse in der Politik niemals eine Frage." „Es könnte sein, dass die ausserordentlichen Verhältnisse trotzdem stärker gewesen wären als die (sc. jede nationale Einheitsfront ausschliessenden) historischen Hemmungen; aber diese Politik der nationalen Einheitsfront ist an ihrer Aussichtslosigkeit gescheitert." — Damit hält er retrospektiv Gericht über die „Einheitspolitik des revolutionären Sudetendeutschland" in den Jahren 1918 und 1919. — Auf Frage 2. lautet die Antwort: „Das ist die Eigenart unseres Minderheitsschicksales, dass wir mit unseren

wirtschaftlichen Lebensinteressen an den Staat gebunden und auf ihn angewiesen sind." — Allerdings „wirtschaftliche Zusammenarbeit mit den Parteien des tschechischen Volkes ist nicht Selbstzweck. Sie muss ein Mittel sein, um den nationalpolitischen Lösungen vorzuarbeiten." — Die Mission der sudetendeutschen Politik (3) sieht er in dem Wirken zu dem Ziele, die Tschechoslovakische Republik zu einer Brücke zwischen der mitteleuropäischen Zusammenarbeit der Donauvölker und Deutschland zu machen. — Abg. Knirsch für die sudetendeutschen Nationalsozialisten sieht ad 1. keine Möglichkeit, den Gegensatz zwischen Aktivisten und Negativisten durch die „Einheitsfront" zu überbrücken. — Über sein Verhältnis zum Staate (2) sagt folgender Satz aus: „Wenn der Staat nicht dem Niedergange verfallen wird, muss er sich — innerlich und äusserlich — umstellen." „Wir wollen das Recht der Völker auf nationale Freiheit auf friedlichem Wege erreichen; wir wollen keine Katastrophe, die jedoch unvermeidlich ist, wenn nicht bald andere Wege beschritten werden." Abg. Dr. Mayr-Harting erwidert ad 1. „Die sudetendeutsche Politik wird immer Parteipolitik sein. Es kann sich nur darum handeln, das Parteiwesen zu vereinfachen und ein gemeinsames nationales Leitmotiv zu gewinnen." Ad 2. sagt er: „Die nationale Autonomie, sogar die politische Selbstverwaltung, deren endgültige Form übrigens mit Rücksichten auf die Verschiedenheiten der Verhältnisse in Böhmen, Mähren und in der Slovakei noch der Überlegung bedarf, aber jedenfalls die kulturelle Autonomie liegt im Bereiche der Möglichkeit. Aber doch wohl nur unter einer Voraussetzung: wenn die Deutschen dieses Staates vorbehaltlos bereit sind, diesen Staat, wie er ist, anzuerkennen." Er erklärt dann ad 3.: „Wir brauchen vor allem den Frieden im eigenen Lande, dessen geographische Lage, geschichtlicher Werdegang und völkische Zusammensetzung es dazu berufen, ein Bindeglied zwischen Ost und West, zwischen Nord und Süd zu sein, um alle kulturellen, wirtschaftlichen Kräfte noch einmal zusammenzufassen zum entscheidenden Kampf um die Rettung des Abendlandes. Dieser innere Frieden setzt den nationalen Ausgleich voraus. Dieser Ausgleich soll weder Sieger noch Besiegte kennen... Den Tschechen ihr Staat. Den Deutschen die freie nationale Entfaltung in diesem Staate, in unzertrennlicher Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaft mit dem deutschen Volke." — Abg. Horpynka lehnt das wirtschaftlich basierte Parteiwesen ab und stellt sich daher gegen die Einheitsfront (1). — Zum Staate (2) verhält er sich völlig negativ separatistisch: „Die Lösung ist nur darin zu finden, dass die ethnogra-

phischen Grenzen mit den Staatsgrenzen zusammenfallen." Natürlich anerkennt dieser deutsche Nationalist keinerlei besondere Mission der deutschen Politik in der Tschechoslovakischen Republik. — Auch Abg. Heller gibt sich nicht der Erwartung einer politischen Einheit (1) der Sudetendeutschen hin: „Lassen wir doch jeden auf seine Weise arbeiten und auf seinem Wege weitergehen." — Ad 2. führt er aus: „Gut ist es, durch positive Mitarbeit stets dabei zu sein, wenn irgendeine Sache von Bedeutung beschlossen wird, denn wenn man bei der Teilung der Erde zu spät kommt, hat man kein Recht, über Benachteiligung zu klagen." Interessant ist, dass dieser deutsche Agrarier, dessen Partei seit dem Jahre 1926 in der Regierung ist, den deutschen Sozialdemokraten vorwirft, dass sie nicht schon im Jahre 1920 in die Regierung eingetreten sind. „Als in den ersten Jahren die deutschen Sozialdemokraten vom damaligen Ministerpräsidenten Tusar eingeladen wurden, in die Regierung einzutreten, haben sie dies aus Furcht vor der parteimässigen Hetze abgelehnt. Das ist sehr traurig. Wieviel hätten wir retten können, wenn wir damals schon in der Regierung als Deutsche gewesen wären." — Diese Rekrimination ist charakteristisch, nur vergisst der Autor, dass der Ministerpräsident damals nicht nur die deutschen Sozialdemokraten in die Regierung eingeladen hat, sondern die Deutschen überhaupt; und dass in seiner Regierung die tschechoslovakischen Agrarier einen sehr mächtigen Faktor darstellten, so dass die Partei des Autors, d. h. die deutschen Agrarier, die Einladung Tusars schon damals mit Recht auch auf sich beziehen konnten. — Der Beitrag des Abgeordneten Eckert für die deutschen Gewerbeparteiler zu dieser Übersicht der deutschen Programme vom Jahre 1931 ist der Kundgebung des Abg. Heller annähernd parallel.

Das Bemerkenswerteste an dieser Enquete ist, dass allein der Vertreter der deutschnationalen Partei für eine „Selbstverwaltung" in dem Sinne eintritt, in welchem sie die sudetendeutsche Politik zur Zeit des Umsturzes verstanden hat. Alle übrigen Parteien sind durchaus Revisionisten auf dieser Linie.

7. *Schlussfolgerung*

So also verläuft die Entwicklungskurve des sudetendeutschen politischen Programms in der abgelaufenen zweiten Hälfte des Jahrzehnts, im Hinblick auf das Zusammenleben der Deutschen mit dem Staate und dem Mehrheitsvolke. Vom Separatismus, der eine Irrlehre der österreichischen Grossdeutschen war, zur Sym-

biose, die die jahrhundertealte Tradition und den Stil der politischen Tätigkeiten beider Nationen der Sudetenländer verkörperte. Ist heute die Symbiose, die offensichtlich die deutsche Politik und öffentliche Meinung beherrscht, definitiv inthronisiert? Werden die paar Jahrzehnte des „Separatismus" eine geschichtliche Episode bleiben? Das ist eine Frage, deren Beantwortung — eingestandenermassen — nicht bloss von den Sudetendeutschen, aber auch nicht nur von den Sudetentschechen abhängig ist. Es wäre aber zu wünschen, dass sich beide Nationen dessen bewusst werden, dass diese Antwort kaum noch von etwas und jemand anderem abhängt, als von ihnen beiden. Wenn sie erkennen, dass sie auf ihrem Gebiete irgendeine gemeinsame Aufgabe in der Geschichte zu erfüllen haben und dass sie hier nicht nur zufällig zusammengeraten sind, wenn sie sich — wie dies sehr zutreffend in den zitierten Sätzen des Abg. Prof. Dr. Mayr-Harting ausgesprochen wurde — überzeugen, dass diese Aufgabe in einem höheren und weiteren Interesse der Menschheit (oder, wie es einstweilen der Herr Professor definiert, wenigstens ihrer westlichen Kultur) liegt, dann ist dem Regime der Symbiose eine ferne Zukunft garantiert und man braucht keine Rückschläge zu befürchten. Es ist nicht uninteressant, dass verschiedene Auslandsereignisse der letzten Zeit, wie z. B. die Diskussion über die deutsch-österreichische Zollunion, der Kampf um die sogenannte „Erfüllungspolitik" in Deutschland und der Kampf der Demokratie mit der autoritären und diktatorischen Bewegung im Reich und in Österreich ohne Einfluss bleiben auf die Entwicklung der Zusammenarbeit der Deutschen der Tschechoslovakei mit den Tschechoslovaken. Die Wirtschaftskrise, die eine sicherlich nicht unbedeutende Prüfung für den jungen Staat ist, hat die Zusammenarbeit von neuem gestärkt, wozu sicherlich der Umstand beigetragen hat, dass das äusserst wichtige Amt des Sozialfürsorgeministers einem deutschen Sozialdemokraten anvertraut wurde und dass Dr. Czech es mit vollem Verantwortungsgefühl versieht. Der kulturelle Zusammenhang der Sudetendeutschen mit dem deutschen Gesamtvolke möge wie immer gestaltet sein; in der Politik — die Erfahrung scheint dafür zu sprechen — ist nicht viel Parallelität zu erkennen. Das Sudetendeutschtum hat seine eigenen Gesetze der politischen Entwicklung.

DIE SCHIFFAHRTSEINRICHTUNGEN AUF DER ELBE UND MOLDAU *Von Vojtěch Krbec*

Die wirtschaftliche Bedeutung der Wasserwege wird selbst in den Ländern mit weit verzweigtem Eisenbahnnetz allgemein anerkannt und sie erleidet auch in der letzten Zeit durch die Erfindung moderner rascher Transportmittel keinerlei Einbusse. Um so höher muss die Flusschiffahrt in einem Binnenstaate, wie es die Tschechoslovakei ist, gewertet werden.

Das Gebiet der Tschechoslovakischen Republik kann man in hydrologischer Hinsicht in zwei Hauptgebiete einteilen, das Elbegebiet, welches das ganze Land Böhmen umfasst, und das Donaugebiet, zu welchem fast sämtliche mährischen und slovakischen Wasserläufe und die Wasserläufe Karpathorusslands gehören. Auf schlesischem Gebiete entspringt die Oder, auf welcher jedoch — soweit sie durch tschechoslovakisches Gebiet fliesst — bisher keine Schiffahrt betrieben wird; hingegen existiert ein tschechoslovakisches Unternehmen, das die Schiffahrt auf der deutschen Oder betreibt.

Im vorliegenden Artikel wollen wir uns, unter hauptsächlicher Berücksichtigung der Schiffahrt auf dem Gebiete der Tschechoslovakischen Republik, mit der Schiffahrt auf der Elbe und Moldau befassen, denn diese hat inerhalb des gesamten tschechoslovakischen Flussverkehrs die grösste Bedeutung für die tschechoslovakische Wirtschaft, was aus der Tatsache ersichtlich ist, dass die Menge der auf der Elbe und Moldau beförderten Waren in den letzten Jahren rund 76 Prozent betrug, während auf der Donau bloss etwa 24 Prozent befördert wurden.

Der natürliche Wunsch, den regelmässigen Schiffahrtsverkehr bis in die böhmische Hauptstadt zu leiten, veranlasste in den Jahren 1883 bis 1895 Privatpersonen und Behörden, die Frage einer Verbesserung der Schiffbarkeit des Moldau- und Elbe-Wasserweges von Prag bis zur reichsdeutschen Grenze zu studieren. Das Ergebnis dieser Studien war die Entscheidung zugunsten einer Kanalisierung dieser ganzen Strecke, durch welche eine beständige Wassertiefe von 2.10 Metern für die grössten Elbeschiffe von 800 Tonnen gesichert werden sollte. Zwecks Durchführung dieses Projektes wurde im Jahre 1896 eine „Kommission für die Kanalisierung des Moldau- und Elbeflusses in Böhmen“ gegründet, die die Aufgabe hatte. aus Staatsmitteln (2/3) und den Mitteln des Landes Böhmen (1/3) die Moldau in Prag und weiterhin von Prag bis Mělník und

von da die Elbe bis Aussig schiffbar zu machen, ausserdem den Hafen in Holešovice auszugestalten. Dieses Programm wurde auch zum grössten Teil vor dem Kriege und teilweise auch während des Weltkrieges durchgeführt. So wurden 2 Staustufen im Gebiete der Stadt Prag, 5 Staustufen auf der Moldau zwischen Prag und Mělník und 5 Staustufen auf der Elbe zwischen Mělník und Lovosice gebaut. Jede dieser Staustufen besteht aus einem beweglichen Wehr, zumeist einem Nadelwehr — bloss die beiden Prager Wehre sind fest — einer Schleusenkammer, einem Flossdurchlass und einem Durchlass für Fische. Die Kosten dieser Bauten betrugen rund 17 Millionen Goldkronen für die 2 Staustufen in Prag, 47 Millionen für die zehn Moldau- und Elbewehre und 2.9 Millionen K für den Ausbau des Hafens in Holešovice. Schliesslich wurden für den Ankauf der alten Mühlen in Prag rund 6 Millionen Goldkronen ausgegeben.

Die letzte und zugleich grösste Staustufe, bei Schreckenstein in der Nähe von Aussig a. E., durch welche die Strecke Lovosice—Aussig a. E. in einer Länge von 20 Kilometern schiffbar gemacht werden wird, wurde erst nach Beendigung des Weltkrieges in Bau gegeben. Das geschlossene Terrain erlaubte hier an Stelle der ursprünglich projektierten 2 Staustufen die Errichtung einer einzigen, nach Masaryk benannten Staustufe mit hohem Stau, der zugleich eine bemerkenswerte Ausnützung der Wasserkraft zur Erzeugung elektrischen Stromes ermöglicht. Es seien hier die aussergewöhnlichen Ausmasse dieser Staustufe, deren Bau eine lange Reihe von Jahren beanspruchen wird, angeführt: das Wehr wird ein Schützenwehr sein und wird 4 Öffnungen von einer lichten Weite von 24 m haben. Die fünfte Öffnung wird die Zug-Schleusenkammer von 24 m Breite und 170 m Länge bilden. Die neben ihr liegende Kammer wird nur 12 m breit sein und wird durch ein Mitteltor in 2 Kammern von je 85 m nutzbarer Länge geteilt werden. Die ausserordentlich grossen Ausmasse der Kammern wurden einerseits mit Rücksicht auf die künftige Entwicklung der Schiffahrt, andererseits auf die Erfordernisse der Flösserei gewählt.

Die Bauarbeiten an der Masaryk-Staustufe bei Schreckenstein wurden im Jahre 1923 begonnen und sind soweit fortgeschritten, dass die Kammerschleusen, sowie der Ober- und Unterkanal bereits fertiggestellt sind und die Schiffahrt bereits in der allernächsten Zeit offiziell durch die Kammerschleusen geführt werden wird, da infolge des Wehrbaues die Schiffahrt im offenen Flusse eingeschränkt werden muss.



Ausser der Herstellung der Schleusenanlage, des 700 m langen Oberkanals und des Unterkanals wurde bereits, im Zusammenhange mit diesen Bauarbeiten, die Regulierung des rechten Elbeufers in einer Länge von beinahe 4 km durchgeführt. Gleichzeitig wurden in der Haltung der Masaryk-Staustufe die Regulierungsarbeiten, welche durch den Stau bedingt sind, vollendet.

Diese durchgeführten Bauarbeiten haben einen Kostenaufwand von rund Kč 108,000.000.— erfordert. Derzeit wird an dem Bau des Wehres gearbeitet, welches die Herstellung der Land- und Flusspfeiler, der Wehrrücken samt Aufbauten und eisernen Wehrkonstruktionen umfasst. Die Bauarbeiten wurden der Firma Ziv.-Bauing. Nejedlý, Řehák u. Co. in Prag für den Betrag von rund Kč 46,000.000.— vergeben. Die Kosten der Eisenkonstruktionen werden sich auf ca. Kč 11,500.000.— belaufen.

Ausser diesen Arbeiten ist noch der Bau des Elektrizitätswerkes auszuführen, dessen Gesamtkosten auf ca. Kč 55,000.000.— veranschlagt sind.

In der Haltung der Masaryk-Staustufe müssen noch wichtige Regulierungsarbeiten in der Elbestrecke ausgeführt werden, welche Bauarbeiten mit Kč 20,000.000.— berechnet sind.

Im Jahre 1934 werden voraussichtlich sämtliche Bauarbeiten vollendet sein, so dass im Jahre 1935 die ganze Masaryk-Staustufe dem Verkehr und Betrieb übergeben werden wird.

Auf Grund des wasserrechtlich genehmigten Staues wird am Wehr ein Aufstau von 7.05 m bei Normalwasser vorhanden sein. Bei einer Ausbauwassermenge von 300 m^3/sek. wird sich eine Kraftausnützung bei Verwendung von Kaplanturbinen von 22.000 PS und A = 87,000.000. KWh ergeben.

Es wird noch mit einer späteren Erhöhung des Stauwasserspiegels um weitere zwei Meter gerechnet und die oben angeführten Werte würden sich dann bei diesem Höherstau auf 26.000 PS und die Jahresarbeitsleistung auf 106,500.000 KWh erhöhen.

Ausser mit diesem grössten Bau auf der Elbe befassen sich die zuständigen Staatsbehörden namentlich mit der Frage einer Ausnützung der Wasserkraft der Gefälle der einzelnen Moldau-Staustufen. Es handelt sich dabei nicht nur um den Bau von Elektrizitätswerken, sondern auch um die Auswechslung der beträchtlich abgenützten Nadelwehre gegen ein moderneres System von Walzenwehren, die eine Verwendung auch im Winter zulassen, wodurch die Ausnützung der Wasserkraft bedeutend wirtschaftlicher würde. Die erste solche Rekonstruktion wurde in den Jahren 1922 bis 1927 an der

Moldau-Staustufe bei Miřejovice durchgeführt, wo mit einem Aufwand von etwa 45 Millionen Kč ein Elektrizitätswerk für einen Durchfluss von 152 m³/sek. und ein Gefälle von 3.80 m mit einer Jahresleistung von 17½ Mill. KWh errichtet wurde; gleichzeitig wurden in zwei Abteilungen die Nadelwehre durch Walzenwehre ersetzt.

Analog wurden generelle Projekte für die Rekonstruktion zweier Stauwehre auf der Moldau mit Ausnützung der Wasserkraft ausgearbeitet, und zwar bei Podbaba (jährliche Durchschnittsleistung 36.6 Mill. KWh, Kostenaufwand ca. 70 Mill. Kč) und bei Libčice (Durchschnittsleistung 51.6 KWh, Kostenaufwand 81 Mill. Kč), die jedoch bis jetzt nicht genehmigt worden sind.

Die Kanalisierung der Elbe endigt deswegen bei Aussig a. E., weil die Strecke zwischen Aussig und der Grenze mit Deutschland eine beständigere Menge des Wasserdurchflusses und eine um 20 cm grössere Schiffahrtstiefe aufweist als die Strecke oberhalb Aussigs. Auf dieser Strecke wurden schon vor den Kanalisationsarbeiten Regulierungsarbeiten ausgeführt, um einen Ausgleich der zahlreichen Gefällunterschiede zu erzielen und normale Durchflussprofile zu schaffen. In den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege wurden hier hauptsächlich Konzentrierungs-Längsdämme errichtet, die durch Querdämme mit dem Ufer verbunden wurden. Es wurde dadurch an vielen Stellen eine bedeutende Verbesserung der Schiffbarkeit erzielt, doch erfordern einige Strecken eine ständige Baggerung, namentlich im Frühjahr nach Abgang des Hochwassers, das beträchtliche Anschwemmungen mit sich zu bringen pflegt. Zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten wurden mehrere Projekte einer Verbesserung der schiffbaren Wassertiefe ausgearbeitet; ihre Durchführung wäre ziemlich kostspielig. Schwierigkeiten bereitet auch die Kettenschiffahrt, denn durch die Benützung der Kette werden Steinblöcke losgelöst. Trotzdem aber sind die Verhältnisse des Schiffahrtsverkehres auf dem tschechoslovakischen Abschnitt zwischen Aussig und der Reichsgrenze nicht schlechter als auf dem benachbarten Elbeabschnitt in Sachsen.

Die Mehrzahl der auf der Elbe zirkulierenden Schiffe hat bei voller Belastung einen geringeren Tiefgang als 1.80 m, so dass die entsprechend notwendige schiffbare Wassertiefe für 1000-Tonnen-Kähne 2.0 m und bei halber Belastung 1.10 m beträgt. Bei einer Wassertiefe von 1.20 m ist die Fahrt stromaufwärts beinahe unmöglich, da die Mehrzahl der Remorqueurs einen Tiefgang von 100 bis 110 cm hat.

Ein grosses Hindernis bildet für die Schiffahrt der Wassermangel in den Sommermonaten, der vor dem Kriege in den Jahren 1904 und 1911 am stärksten war. In dem Jahrzehnt 1919—1928 war das Jahr 1921 am trockensten und ungünstigsten für die Schiffahrt, denn auf dem Abschnitt Aussig a. E.—Staatsgrenze waren von der Gesamtzahl von 339 Schiffahrtstagen nur 176 Tage schiffbar zur Hälfte oder besser und 163 Tage schiffbar für eine geringere als die halbe Belastung der normalen 900-t-Schiffe. Ebenso, wenn auch weniger ungünstig, waren die Jahre 1922, 1923 und 1928. Im Jahre 1929 waren von der Gesamtzahl von 278 Schiffahrtstagen nur 64 Tage voll schiffbar (gegen 90 im Jahre 1928), 138 Tage halb und besser schiffbar (gegen 225 im Jahre 1928) und 140 Tage schiffbar für eine geringere als die halbe Belastung (gegen 109 im Jahre 1928).

Den tatsächlichen Tiefgang der Schiffe bestimmen die Schiffer selbst nach den amtlichen Angaben über Wasserstände und richten sich dabei nach den Beobachtungen am alten Aussiger Pegel. Die Ausnützung des Schiffsraumes ist allerdings auch von den Transportverhältnissen und dem Warenangebot abhängig. Da die Verfrachtungsdauer von Prag nach Hamburg durchschnittlich 14 Tage, stromaufwärts dann 16 bis 18 Tage, bei Eilfracht stromabwärts 5, stromaufwärts 8 Tage dauert, müssen die Verfrachter sehr vorsichtig mit dem freien Schiffsraum disponieren. Eine wesentliche Erleichterung bilden für die Schiffahrt auch die amtlichen Vorhersagen des Wasserstandes, die das Hydrographische Institut in Prag ausarbeitet und zwar für Aussig a. E. für 24 Stunden vorher. Diese seit vielen Jahren eingeführten Vorhersagen erzielen eine sehr beträchtliche Genauigkeit.

Stromaufwärts wurde der zulässige Schiffstiefgang für die ganze Strecke bis nach Böhmen in Hamburg durch eine eigene, die sogenannte „Tauchtiefenkommission“ festgesetzt, die im Jahre 1909 auf privatrechtlicher Basis gegründet wurde und sich bis heute erhalten hat. Ihre Tätigkeit hat in den letzten Jahren infolge der in der internationalen Elbekommission vorgetragenen Einwände der tschechoslovakischen Regierung einige Änderungen erfahren.

Die Moldau oberhalb Prags ist bloss für Schiffe von mittlerem Typus ausgebaut. Unter normalen Verhältnissen bietet hier der Fluss der Schiffahrt eine Tiefe von 70 bis 120 cm. Deswegen können hier nur kleinere Fahrzeuge zirkulieren, besonders die sogenannten offenen Moldaukähne mit einer Tragfähigkeit von 100 bis 120 Tonnen, die entweder den Holztransport besorgen oder aus Holz so konstruiert wurden, dass sie in früherer Zeit bloss für den Transport

von Salz, Holz und Stein stromabwärts verwendet wurden und an ihrem Bestimmungsort in Deutschland zerlegt und als Brennmaterial verwendet wurden. Heute dient die Schiffahrt auf der oberen Moldau, die durch ein wenig industrialisiertes Gebiet fliesst, ausschliesslich dem Transport von Steinen aus den Steinbrüchen an der Moldau, Schotter und Sand, sowie von Gemüse. Vor dem Kriege erreichte der Schiffahrtsbetrieb auf der oberen Moldau jährlich 74.000 Tonnen, die zum grössten Teil stromabwärts geführt wurden. Stromaufwärts werden die Kähne zumeist von Pferden gezogen und führen Kohle, Koks, Zucker u. ä., die in der Umgebung Prags verladen werden.

Weit bedeutsamer ist auf diesem Abschnitte stets die *Flösserei* gewesen, die seit unvordenklichen Zeiten von den reichen Waldungen Südböhmens auf allen Moldauzuflüssen alimentiert wird. Die Flösse erreichen hier eine Maximalbreite von 6 m und eine Länge bis 190 m. Die Jahresmenge des nach Prag beförderten Holzes betrug in den letzten Jahren gegen 426.000 m³. Mittels der Flösse wird nicht nur Brennholz transportiert, sondern auch Bahnschwellen und andere für Prag bestimmte Warengattungen. In Prag suchen die Flösse zumeist im Smíchover Hafen oder in Holešovice Unterkunft, wo sie zu Doppelflössen von etwa 11 m Breite zusammengebunden werden, die in den kanalisierten Flussabschnitten remorquiert werden müssen. Die Prager Sägemühlen verbrauchen etwa $^1/_5$ alles angeflössten Holzes, das übrige geht flussabwärts weiter. In Gross-Prag erreichte die Flösserei vor dem Kriege jährlich 371.000 m³, wovon 65.000 m³ in Prag verbraucht wurden, das übrige wurde auf der Elbe weitergeflösst.

Innerhalb Prags ist die Moldau seit dem Jahre 1920 schiffbar, nach Vollendung der beiden Staustufen bei der Štvanice-Insel und der Judeninsel; die Wehre garantieren eine genügende Wassertiefe während des ganzen Jahres, die Durchfahrt der Schiffe wird, wie auf der übrigen Moldau und Elbe, durch Kammerschleusen und die der Flösse durch Flossdurchlässe bewerkstelligt. Die grösste Bedeutung hat hier seit langem der von der „Prager Dampfschiffahrtsgesellschaft" besorgte Personentransport erlangt.

Der Warentransport innerhalb Gross-Prags ist im Holešovicer Hafen, bloss der des Holzes im Smíchover Hafen konzentriert.

In bezug auf Häfen und Umschlagplätze kam es auf der Moldau in früherer Zeit hauptsächlich auf die Errichtung und Ergänzung der Hafenanlagen in Prag an, wo namentlich der ununterbrochene Verkehr der Flossfahrt und des Personenverkehrs die Schaffung von Unter-



kunftsmöglichkeiten für die Fahrzeuge erforderlich machte. Diesem Zwecke dienen heute in Prag der 1899 bis 1903 angelegte Smíchover Hafen, der hauptsächlich als Stapelplatz für die von der Obermoldau kommenden Flösse und ihrer Überwinterung dient; die kleine im Jahre 1869 entstandene Hafenbucht in Podolí und als wichtigster der Holešovicer Hafen, der ursprünglich im Jahre 1895 als Schutz- und Winterhafen errichtet und später in einen Handelshafen mit einer Tiefe von 2.00 m umgestaltet wurde und etwa 160 Elbekähne fassen kann.

Von den Elbehäfen sind an erster Stelle die zwei Häfen in Aussig a. E. zu nennen, von denen der Westhafen in den Jahren 1864—1867 unter Beitragsleistung der Aussig-Teplitzer Bahn entstanden ist und im Jahre 1877 umgebaut und erweitert wurde, so dass er 70—80 grosse Kähne fasst (Nutzfläche 4.4 ha). Der neue Osthafen entstand um das Jahr 1890 und wurde auf Rechnung der Aussig-Teplitzer Bahn gebaut. Er hat eine Nutzfläche von 5 Hektar. Der älteste Elbehafen ist der Hafen in Rosawitz-Bodenbach; er ist im Jahre 1857 entstanden, wurde dann in den siebziger Jahren vertieft und im Jahre 1879 auf seinen jetzigen Flächeninhalt von 9 ha erweitert; er kann bis 150 Kähne aufnehmen.

Eine ähnliche Aufgabe wie die Häfen erfüllen auch die zahlreichen Umschlagplätze, die in erster Reihe als Ankerplätze für die Kähne dienen und manchmal auch mit Bahngeleisen und Kränen für den Warenumschlag versehen sind. An der Moldau ist von ihnen neben den Umschlagplätzen innerhalb Prags (in Podskalí, Smíchov und Holešovice) der im Jahre 1877 von der Buštěhrader Bahn aufgeführte Umschlagplatz in Kralupy zu nennen, der zumeist als Ankerplatz für die Tankkähne der Kraluper Petroleumraffinerie dient. An der Elbe sind die wichtigsten Umschlagplätze in Mělník, Roudnice, in Leitmeritz, Lovosice, in Aussig a. E., Rosawitz, Tetschen und Laube. Der letztere ist über 2 km lang und mit zahlreichen Kränen ausgestattet. Ausser mit Kränen sind die Häfen und wichtigen Umschlagplätze mit Magazinen versehen, namentlich in Holešovice, Aussig a. E., in Schönpriesen, Tetschen und Laube; sie sind zum Teil Staatseigentum oder Eigentum der Staatsbahnen oder von Privatunternehmen.

Auch auf dem Gebiete der Hafenbauten entwickelt nach dem Kriege die neue Staatsverwaltung der Tschechoslovakischen Republik eine umfangreiche Tätigkeit. An erster Stelle nennen wir hier den Bau des Smíchover Kais vom Dienzenhofer-Pavillon zur Palacký-Brücke und weiter bis zum Smíchover Hafen oberhalb der

Eisenbahnbrücke. Der Bau wurde im Jahre 1920 begonnen und in den folgenden Jahren fortschreitend weitergeführt.

Ein weiterer, bedeutend kostspieligerer Bau ist die Moldauregulierung Na Maninách in Prag, deren Hauptzweck die Verlegung des Moldaubettes und seine Abkürzung war, wodurch nicht nur die ausgedehnten Überschwemmungen des benachbarten Geländes verhütet wurden, sondern auch die Möglichkeit der Ausnützung von Grundstücken in einem Ausmass von rund 900.000 m² gewonnen wurde; sie eignen sich für die Errichtung eines grossen Lastenbahnhofs, neuer Häfen, Umschlagplätze, Kais und Brücken ebenso wie für grosse Warenmagazine. Die Länge des neuen Flussbettes beträgt 2500 m, die Kubatur der Erdaushebungen etwa 2.2 Mill. m³. Dieser Bau wurde im Oktober 1923 begonnen, im Jahre 1927 wurde der Durchstich vorgenommen und die Moldau in das neue Bett geleitet. Das ausgehobene Erdreich wurde auf den tief gelegenen Inundationsflächen aufgeschüttet, die Ufer des neuen Flussbettes zum Teil durch Kaimauern, zum Teil durch Anwurf und Pflasterung befestigt. Im Jahre 1927 wurde der Bau der neuen Schiffsreparaturwerkstätte im Hafen von Libeň beendigt und sogleich in Betrieb genommen. In dem gleichen Jahre wurde auch die mit der Regulierung des Flussbettes zusammenhängende Verlegung der Holešovicer Hafenbahn vorgenommen und gleichzeitig ein neuer Schutzdamm längs des Holešovicer Hafens aufgeschüttet. Zur selben Zeit errichtete die Prager Gemeinde an dieser Stelle eine neue Brücke von Holešovice nach Libeň.

Zwischen dem Bassin des Holešovicer Hafens und dem neuen Flussbett der Moldau wurde im Jahre 1928 ein öffentliches Magazin gebaut. Es ist dies ein Aktienunternehmen, an dem der Staat mit 3 Millionen Kč, die Prager Gemeinde mit 4 Millionen Kč und der Privathandel mit 1 Million Kč beteiligt sind. Der Staat steuerte für die Regulierung des Terrains, die Bahnen und elektrischen Kräne weitere 3 Millionen Kč bei. Das Magazin ist dreistöckig, hat eine Nutzlagerfläche von 12.500 m² und eine Lagerkapazität von rund 16.000 Tonnen. Mittels zweier Fahr- und Drehkräne ist der direkte Warenumschlag auf Waggons oder Schiffe und umgekehrt von diesen in das Magazin möglich. Auch sonst ist das Magazin mit der modernsten maschinellen Ausrüstung versehen. Sein Hauptzweck ist die Lagerung von Zollwaren, d. h. von Waren, die aus dem Ausland kommen und unverzollt bis zur definitiven Entscheidung über ihre Bestimmung eingelagert werden. Das Magazin hat daher für den Handel grosse Bedeutung. Im Jahre 1930 betrug der gesamte

Warenumsatz im Magazin 6246 Waggons und der Reingewinn Kč 21.768 (gegen Kč 28.837 im vorhergehenden Jahr).

Ein weiterer grosser Bau ist die Errichtung eines Schutz- und Handelshafens an der Elbe in Mělník. Vor dem Kriege konnten hier auf dem in einer Länge von 500 m ausgebauten rechten Elbeufer Waren vom Schiff in Eisenbahnwaggons und Fuhrwerke sowie umgekehrt verladen werden; im Jahre 1913 wurde hier ein Umschlag von 97.963 Tonnen aufgewiesen. In Erwartung eines Aufschwunges der Moldau- und Elbeschiffahrt und zum Schutze der Schiffe vor Hochwasser und Eis hat sich die tschechoslovakische Regierung entschlossen, hier einen neuen modernen Hafen anzulegen, da es bis dahin in Mittelböhmen überhaupt keinen Schutzhafen gab. Der neue Hafen besteht aus zwei Hafenbecken von 500, bzw. 400 m Länge und 80 m Breite, welche am rechten Elbeufer zwischen den Ortschaften Šopka und Mlazice ausgebaggert wurden. Zugleich wurde das ganze rechte Elbeufer von der Mělníker Brücke bis zur Einfahrt in das Hafenbecken in einer Länge von 2100 m als neuer Umschlagplatz für Massengüter ausgebaut und mit Doppelgeleisen und fahrbaren Kränen ausgerüstet. Das Innere des Hafens wird gegen Hochwasser und Eisgang durch einen hohen Schutzdamm gesichert, auf welchem der Rangierbahnhof des Hafens errichtet wurde, der mit dem Mělníker Hauptbahnhof verbunden ist. Auf den die Ufer der Hafenbecken befestigenden Dämmen wurden ebenerdige Hangars errichtet, die von Bahngeleisen, fahrbaren Kränen und Zufahrtstrassen für Fuhrwerke umgeben sind. In der Nähe des Hafens soll eine Schiffswerft errichtet werden. In den beiden Hafenbecken können im ganzen 80 Schiffe überwintern; die Jahresleistung der Umschlageinrichtungen wird auf rund 1,200.000 Tonnen geschätzt.

In einem zweiten Artikel werden wir uns mit den Schiffahrtsgesellschaften und ihren Schiffen, mit Tariffragen und mit der Schiffahrtstatistik auf der Elbe und Moldau beschäftigen.

DIE RECHTS- UND WIRTSCHAFTSPHILOSOPHIE AN DER MASARYK-UNIVERSITÄT

Von Jaroslav Kallab

Von den vier juristischen Fakultäten der Tschechoslovakischen Republik hat jede ihr besonderes Gepräge. Die beiden Prager Fakultäten, die tschechische wie die deutsche, halten im wesentlichen an der durch die positivistische Philosophie beeinflussten Tradition der historischen Schule fest. Die jüngste Fakultät, in Bratislava, ist

vollauf damit beschäftigt, das in der Slovakei bisher geltende ungarische Recht in tschechischer, resp. slovakischer Sprache zu bearbeiten. Die Brünner Fakultät war weder mit alten Schultraditionen belastet noch hatte sie die Aufgabe, ein neues Rechtsgebiet ihrer Sprache und Denkweise zu erschliessen. So öffnete sich ihr die Möglichkeit, Fragen näher zu treten, deren Aktualität weder in Prag noch in Bratislava so intensiv gefühlt wurde, nämlich Fragen der juristischen, resp. nationalökonomischen Methodologie.

František *Weyr* war schon an der Prager tschechischen Fakultät mit seiner Habilitationsschrift: Příspěvky k theorii nucených svazků (Beiträge zur Theorie der Zwangsverbände, 1908) auf den Widerstand der Verteidiger der juristischen Tradition gestossen. In dieser Schrift, deren wesentliche Teile er im selben Jahre unter der Aufschrift „Zum Problem eines einheitlichen Rechtssystems" im „Archiv für öffentliches Recht" veröffentlichte, lieferte er den kühnen Beweis, dass ein Unterschied zwischen dem sogenannten öffentlichen und privaten Recht juristisch unfassbar ist; er lässt sich nur historisch und psychologisch erklären, hat aber heute keine Berechtigung mehr. Was die theoretische Jurisprudenz benötigt, ist ein grosses, einheitliches, alles Recht harmonisch umfassendes Rechtssystem. — Seit diesem seinen ersten Auftreten war der Weg seiner wissenschaftlichen Bestrebungen klar vorgezeichnet. Es galt nicht nur die Notwendigkeit und Möglichkeit eines solchen Systems zu begründen, sondern auch dessen philosophische Grundlagen auszuarbeiten. Den Weg, auf dem die Lösung dieser Aufgabe zu suchen ist, fand er in Hans *Kelsens* Werk „Hauptprobleme der Staatsrechtslehre" (1911), wie er in dem Artikel „Über zwei Hauptpunkte der Kelsenschen Staatsrechtslehre" („Zeitschrift für das private und öffentliche Recht der Gegenwart" [Grünhut] XL. 1914), des Näheren dartut. Seitdem gehen seine Bemühungen um eine systematische Aufklärung der philosophischen Grundlagen der theoretischen Jurisprudenz parallel mit denjenigen Kelsens und seiner Schule. Eine „reine Rechtslehre" („rein" im Sinne Kants) ist seit dieser Zeit das Ziel, dem er in seinen Schriften und seiner Lehrtätigkeit nachgeht.

Diese Gedankenrichtung wurde bei Weyr wohl auch dadurch gefördert, dass er im Jahre 1912 aus dem Verband der Prager Fakultät schied, um an der Brünner tschechischen Technik die Rechtslehre überhaupt vorzutragen. Dort traf er mit Karel *Engliš* zusammen, der bereits seit zwei Jahren den Lehrstuhl der Nationalökonomie dort inne hatte.

Auch Engliš hatte von der Prager Universität, hauptsächlich aus

dem Seminar Albin Bráfs, ein reges Interesse für methodologische Fragen mitgebracht. In ein Milieu versetzt, das von keinen Traditionen in der juristischen, resp. volkswirtschaftlichen Theorie belastet war, im täglichen Verkehr mit Vertretern der naturwissenschaftlichen Fächer, wurden sich sowohl Engliš, als auch Weyr in Brünn der Besonderheiten des juristischen, resp. ökonomischen Denkens immer klarer bewusst. Durch diese Einsichten geleitet, gründeten sie bei ihren Lehrstühlen ein Seminar, wo sie noch vor Errichtung der juristischen Fakultät junge Juristen vereinigten, um mit ihnen ihre Anschauungen als Lehrsätze für den juristischen Nachwuchs zu formulieren. Die Kriegsjahre schoben die Möglichkeit hinaus, die Ergebnisse ihrer Forschungen zu publizieren, trugen aber dazu bei, sie zur Reife zu bringen. Erst im Jahre 1917 veröffentlichte Engliš die Grundzüge seiner Lehre in einem Artikel „Nástin národohospodářské noetiky" (Grundzüge einer nationalökonomischen Noetik, im „Sborník věd právních a státních" XVII u. XVIII), wogegen äussere Umstände es mit sich brachten, dass Weyr sein System unter dem Titel „Základy filosofie právní. Nauka o poznání právnickém" (Grundzüge der Rechtsphilosophie. Juristische Erkenntnislehre) erst im Jahre 1920 veröffentlichte, obzwar das Werk schon im Jahre 1915 zum Druck bereit gewesen war.

Der Schreiber dieses Artikels befasste sich seit dem Jahre 1913, in dem er den Lehrstuhl der Geschichte der Rechtsphilosophie an der Prager tschechischen Fakultät übernahm, hauptsächlich mit Fragen der juristischen Methodenlehre und veröffentlichte darüber einige Artikel (z. B. „Poznámky o základech novodobých teorií přirozenoprávních" [Bemerkungen über die Grundlage der neuzeitlichen Naturrechtstheorien, im „Sborník věd právních a státních" XIV, 1913], „»Příroda« v právní filosofii XIX. století [Die »Natur« in der Rechtsphilosophie des XIX. Jahrhunderts, ebd., XV, 1915], „K otázce vztahu mezi theorií národohospodářskou a vědou právní" [Zur Frage der Beziehungen der Volkswirtschaftstheorie zur Rechtswissenschaft, ebd., XVI, 1916]). Auch er widmete die Kriegsjahre der Ausarbeitung seines Systems und auch bei ihm verzögerte sich die Herausgabe seines zweibändiegen Werkes „Úvod ve studium metod právnických" (Einleitung in das Studium der juristischen Methoden) bis zum Jahr 1920, resp. 1921. Da Engliš seine methodologischen Lehren im Jahre 1921 unter dem Titel „Základy hospodářského myšlení" (Grundlagen des wirtschaftlichen Denkens, erschienen auch in deutscher Sprache im Jahre 1925) neuerlich bearbeitet, erweitert und vertieft, herausgab, wollte es der Zufall, dass im Jahre 1919 an die eben

gegründete juristische Fakultät in Brünn als erste drei Professoren berufen wurden, welche ihr Augenmerk besonders den methodologischen Fragen ihrer Disziplinen widmeten. Zu ihnen gesellte sich im Jahre 1920 als Privatdozent der Nationalökonomie Jan *Loevenstein**), der damals unter dem Einfluss Engliš stand, und im Jahre 1921 als a. o. Professor des Zivilrechtes ein Schüler Weyrs, Jaromír *Sedláček*.

Der Zufall, dass sich an der Brünner Fakultät fast alle Rechtslehrer zusammenfanden, die sich in tschechischer Sprache gründlicher mit methodologischen Fragen befassten, würde uns selbstverständlich noch nicht zu einer zusammenfassenden Darstellung ihrer Lehren berechtigen. Hiezu veranlasst uns erst der Umstand, dass trotz aller Vielgestaltigkeit dieser verschiedenen Lehren und trotz zahlreicher nicht unwesentlichen Streitpunkte zwischen ihnen ihr Ausgangspunkt identisch ist und sich auch in der Grundauffassung der einzelnen methodologischen Probleme eine nahe Verwandtschaft nachweisen lässt.

Es ist nicht der Zweck dieses Artikels, auf Einzelheiten einzugehen, die bloss die nächsten Fachgenossen interessieren können. Worum es sich hier handelt ist, die Aufmerksamkeit auch weiterer Leserkreise auf gewisse einheitliche wissenschaftliche Bestrebungen zu lenken, die sich an der Brünner juristischen Fakultät geltend machen, und welche die Hoffnung rechtfertigen, dass man vielleicht einmal von einer eigenen Brünner Schule in der tschechischen Rechts- und Wirtschaftslehre wird sprechen können.

Im Gegensatz zur historischen oder soziologischen Richtung, die unter der Herrschaft der positivistischen Philosophie steht und noch immer als auf den juristischen Fakultäten herrschend angesehen werden muss, stehen alle genannten Brünner Rechts- und Wirtschaftslehrer unter dem Einflusse des Kantischen kritischen Idealismus. Insbesondere Weyr wird nicht müde, den Gegensatz zwischen dem von ihm so genannten „naiven Realismus" und dem von ihm vertretenen „kritischen Idealismus" zu betonen. Das war eben der Weg, auf den Weyr insbesondere durch Kelsen aufmerksam gemacht wurde, als er eine feste philosophische Grundlage für die von ihm postulierte einheitliche theoretische Rechtslehre suchte. Die Anerkennung des Gegensatzes zwischen der Welt des Seins und derjenigen des Sollens, der bekanntlich den Ausgangspunkt des Kantischen Unterschiedes zwischen der reinen und der praktischen Vernunft bildet, ist aber

*) Prof. Jan *Loevenstein* ist während der Drucklegung dieses Artikels gestorben. Einen Nekrolog veröffentlichen wir in der Chronik dieses Heftes. (D. Red.)



nicht nur für Weyr, sondern auch für die übrigen oben genannten Autoren charakteristisch.

Ausser diesem fundamentalen Unterschied zwischen dem Sein und dem Sollen übernehmen auch alle von Kant die Grundidee, dass unsere Erkenntnis nicht bloss passiv die Objekte widerspiegelt, wie der landläufige Positivismus annimmt, sondern, dass das Objekt ohne das es erkennende Subjekt undenkbar ist. Erst durch das Zusammenwirken des Objektes mit dem Subjekt entsteht der Gegenstand unserer Erkenntnis, das erkennbare Objekt. Nur Loevenstein findet Anlass weiter in den Fußstapfen Kants zu gehen und das Gebiet der Sinnlichkeit (die transzendentale Ästhetik) von demjenigen des Verstandes (der transzendentalen Logik) zu unterscheiden und so der Anschauung das Denken entgegenzustellen. (S. seinen Artikel „Teleologie jako myšlení ve zvláštní soustavě pojmů“ [Die Teleologie als Denken in einem besonderen Begriffssystem] in dem Sammelwerke „Sborník prací k padesátým narozeninám Karla Engliše“ 1930.) Alle übrigen erachten es für ihre Zwecke als genügend, hervorzuheben, dass es gewisse Denkformen gibt, die, als a priori gegeben, aller Erfahrung vorangehen, und dass es diese Denkformen sind, welche erst den Gegenstand unserer Erkenntnis möglich machen. Daraus ziehen sie auch übereinstimmend den Schluss, dass für die Klassifikation der Wissenschaften in erster Reihe nicht die Klassifikation der Gegenstände der Erkenntnis massgebend sein kann, wie der Positivismus seit Comte lehrte, sondern, dass wesentlicher für eine methodologisch zu verwertende Klassifikation der Unterschied der Denkformen ist, welche die Erkenntnis der Gegenstände ermöglichen.

Endlich stimmen alle darin überein, dass die für die naturwissenschaftliche Erkenntnis charakteristische Denkform die Kategorie der Kausalität ist, durch welche wir inne werden, dass alles Seiende eine Ursache haben muss.

Von diesem Punkte an teilen sich aber die Wege. Da die Kausalität diejenige Denkform ist, die das Erkennen des Seienden ermöglicht, m. a. W., da das Seiende nicht anders als in der Form der Kausalität gedacht werden kann, so schliessen Engliš und Weyr, dass nur dasjenige, was wirkt und bewirkt wird, wirklich ist. Dagegen meint Kallab, dass eben vom Standpunkte des kritischen Idealismus zwischen dem Seienden und der Wirklichkeit unterschieden werden muss. Obzwar er ebenso wie Engliš betont, dass nur unsere Gedankengebilde Gegenstand unserer wissenschaftlichen Erkenntnis sind — da dasjenige, was nicht in unser Bewusstsein getreten ist, nicht

erkannt werden kann — meint er, dass die Erkenntniskritik dennoch den noch nicht in unser Bewusstsein getretenen Stoff, von dem in eine Denkform gekleideten Objekt der Erkenntnis unterscheiden muss. Dieses „Ding an sich" ist allerdings undenkbar, aber eben so undenkbar ist eine Denkform ohne Inhalt. Eine Methodenlehre, welche mit Denkformen arbeitet, ohne dabei an ihren Inhalt zu denken, muss sich konsequenterweise auch mit dem Inhalt befassen, ohne dabei an eine Denkform zu denken. Und eben für diese Hilfskonstruktion der Methodologie will Kallab das Wort Wirklichkeit reservieren. Es handelt sich dabei nicht um eine blosse terminologische Frage, sondern um die Erkenntnis, dass die Wissenschaft nicht bloss Denkformen und den ihnen gedachten Inhalt, sondern auch den sich dem Denken anbietenden, noch nicht geformten Inhalt, wenn nicht denken, so doch voraussetzen muss. Kallab macht des weiteren nach dem Vorgange Bergsons darauf aufmerksam, dass wir uns durch unser begriffliches Denken von der Wirklichkeit entfernen, da wir sie, die Möglichkeit der Erkenntnis, nie durch unsere Begriffe in ihrer unendlichen Vielgestaltigkeit und in ihrem immerwährenden Wandel in der Zeit erschöpfen können. Unsere Begriffe bleiben immer, um ein Bild Poincarés anzuwenden, Stenogramme, in denen wir die Unendlichkeit der Eigenschaften und Zustände der Wirklichkeit durch eine begrenzte Anzahl von Merkmalen ersetzen, um sie unserem endlichen Bewusstsein einzuverleiben.

Diesen Begriff der Wirklichkeit benutzt nun Kallab, um einen Unterschied herauszuarbeiten, der ihm weder bei Engliš noch bei Weyr genügend durchgearbeitet scheint, nämlich den Unterschied zwischen den empirischen und den exakten Wissenschaften. Während nämlich Engliš diejenigen Wissenschaften, welche die Denkformen zum Gegenstande haben, welche also nicht eine Erfahrung der Aussenwelt vermitteln, sondern nur die Formen unseres Denkens zum Gegenstande haben, in die wir nolentes volentes den Inhalt unserer Erfahrungen einkleiden müssen (wie die Noetik, Logik, Mathematik, Geometrie), den empirischen Wissenschaften gegenüberstellt, macht Kallab darauf aufmerksam, dass die Denkformen nie ohne Inhalt gedacht werden können, dass daher der Unterschied zwischen den empirischen und den exakten Wissenschaften darin besteht, dass jene ihren Inhalt aus der Erfahrung, der Wirklichkeit schöpfen, wogegen diese, um eben die durch die gegebene Denkform gebotenen Denkmöglichkeiten zu verfolgen und systematisch darstellen zu können, den empirischen Inhalt durch konventionelle Konstruktionen ersetzen (wie durch den Begriff der Einheit in der Mathematik,

den Begriff des Punktes in der Geometrie), denen in der Welt unserer Erfahrung nichts entspricht.

Wenn daher Engliš lehrt, dass der Unterschied zwischen den empirischen Wissenschaften in den Formen besteht, in denen der aus der Erfahrung geschöpfte Inhalt vorgestellt und gedacht werden muss, meint Kallab, dass dann dieselben Unterschiede auch in den exakten Wissenschaften denkbar sind, da die Aufgabe, die Denkmöglichkeiten, welche die einzelnen Denkformen bieten, darzustellen, eben den exakten Wissenschaften zufällt.

Dieser Unterschied in der Auffassung der empirischen und exakten Wissenschaften war hervorzuheben, weil sich bei den weiteren Schritten die Wege Englišs und Kallabs einander nähern und von demjenigen Weyrs trennen.

Weyr führt nämlich die Trennung zwischen der Welt des Seins und der Welt des Sollens am konsequentesten durch. Da nur das Seiende wirklich ist, gehört das Sollen ganz der Welt der Ideen an. Das Seinsollende hat seine vom Seienden ganz unabhängige Existenz, was in der Welt des Seienden die Materie ist, das ist in der Welt des Sollens die Norm. Die Wissenschaft kann keine Normen schaffen, sondern kann und will nur die gegebenen Normen erkennen. Zwischen der Funktion des Erkennens und des Wollens zieht so Weyr eine scharfe Scheidungslinie. Der Normgeber will etwas, er führt eine praktische Tätigkeit durch. Dagegen ist für das erkennende Subjekt der Schöpfungsakt der Norm ebenso metanormativ, wie für den Naturwissenschaftler der Schöpfungsakt der Materie.

Wie nun die Erkenntnis des Sollens eine von der Erkenntnis des Seins grundverschiedene Denkform voraussetzt, so ist auch die Begründung dieser Erkenntnis eine ganz andere. Aus dem Seienden kann das Seinsollende nie deduziert werden, sondern das Seinsollende, die Norm kann ihren Erkenntnisgrund nur in einem anderen Sollen, in einer anderen Norm haben.

Auch Engliš stellt der Wirklichkeit, der Welt des Seins, die Welt des Sollens gegenüber. Er meint aber, dass das Kantsche Sollen zwei Denkformen in sich schliesst: die Normativität im Sinne Weyrs und die Teleologie. Nach Engliš hat nämlich das Sollen eine zweifache Rationalität, wie er die Schopenhauersche Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde bezeichnet. Fragt man, „warum etwas gesollt ist", so kann man allerdings mit Weyr antworten: „weil es eine Pflicht ist", d. h. weil eine andere Norm besteht (gilt), welche diejenige, nach deren Grund man fragt, logisch in sich schliesst. Man kann aber auch antworten, „weil etwas gewollt wird", d. h. weil ein

Ziel vorausgesetzt wird, zu dem das, was gesollt ist, ein Mittel ist. Während daher Weyr dem Sein das Sollen gegenüberstellt, schiebt Engliš zwischen diese zwei Denkformen eine dritte, das Wollen. Er ist sich klar bewusst, dass seine Teleologie der Normativität näher verwandt ist als der Kausalität der Naturwissenschaften, da sie beide nicht das Sein, sondern das Sollen zum Gegenstande haben. Was aber vom Standpunkte des Pflichtsubjektes ein Sollen ist, das ist vom Standpunkte des Subjektes der Norm ein Wollen. Dagegen wendet Weyr ein, dass es sich vom Standpunkte des kritischen Idealismus nicht darum handelt, was in der Norm das Pflichtsubjekt oder das Subjekt der Norm sieht, sondern, wie das erkennende Subjekt die Norm begreifen kann. Da gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder fasst es das Wollen als ein Produkt von kausal wirkenden Motiven, also naturwissenschaftlich auf, oder abstrahiert es von dem wollenden Subjekte und dann hat es eben eine Norm vor sich.

Weyr scheint hier zu übersehen, dass es sich beim Wollen nach Engliš nicht um das gleichnamige psychische Faktum, sondern um eine der Kausalität ebenbürtige Denkform handelt, und zwar eben um die Denkform, welche das Sollen voraussetzt. Denn ohne die für diese Denkform charakteristische Möglichkeit des Andersseins ist auch die Denkform des Sollens undenkbar.

Mit ganz anderer Begründung stellt sich Loevenstein gegen Englišs Dreiteilung der Denkformen (Kausalität, Teleologie, Normativität). Auf Grund einer ausführlichen Analyse der Lehre Schopenhauers gelangt er zu der These, dass es eine besondere teleologische Rationalität nicht gibt, da das Wollen nicht direkt aus einem anderen Wollen deduziert werden kann, sondern dazu ein Urteil nötig ist, mit der Hypothese, dass auf andere Weise als unter Benutzung des gegebenen Mittels das Ziel nicht erreichbar ist. Wenn eine besondere ratio sufficiens agendi angenommen wurde, war es eben nur eine Brachylogie für das erwähnte Urteil. Die ratio agendi ist daher eine Verbindung der logischen Rationalität, mit der die Entscheidung erklärt wird, und der physiologischen (psychologischen) Kausalität, die die Entscheidung in die Tat umsetzt. Teleologisch sind nach Loevenstein die Erscheinungen nicht deswegen, weil sie als gewollt gedacht werden, sondern deswegen, weil sie unter den Begriff des Zweckes und seiner Akzessorien subsumierbar sind, m. a. W., weil sie unter Begriffe subsumierbar sind, welche ein formales Zwecksystem bilden. Eben nur durch dieses System der formalen Begriffe unterscheidet sich die Teleologie von der Normativität. Davon abgesehen gehören beide zu derselben Klasse der Wissen-

schaften, nämlich zu derjenigen, in der das rationale Element das Übergewicht über die anderen zwei Formen der Rationalität (ratio sufficiens essendi und fiendi) hat.

Kallab steht in diesem Punkte auf der Seite Engliš, indem auch er der Kausalität der Naturerkenntnis das Wollen als Denkform entgegenstellt, in der sowohl die Teleologie als die Normativität einzig gedacht werden können. In der Ausführung dieses Grundgedankens schlägt er aber einen anderen Weg ein als Engliš. Während nämlich Engliš, teilweise auch Weyr, am nachdrücklichsten aber Loevenstein, ihre Methodologie auf Schopenhauers Lehre vom zureichenden Grunde bauen, lehnt sich Kallab an die von Münsterberg und Wundt ausgebaute Wertlehre an. Wer auf die Frage „was ist?" eine Antwort sucht, muss den Wert des Wahren voraussetzen. Er will nämlich das Wahre von Irrtum, Lüge usw. unterscheiden. Um dies zu erreichen, stellt er sich die Wirklichkeit als vom menschlichen Willen unabhängig vor. Da, wie erwähnt, in den wissenschaftlichen Begriffen die unendliche Anzahl der Merkmale der Wirklichkeit durch eine begrenzte Anzahl von Merkmalen ersetzt ist, die den Gegenstand in unserem Denken repräsentieren müssen, wählt der nach Wahrheit Suchende solche Merkmale aus, die der Gegenstand oder das Geschehen haben, wenn man vom menschlichen Willen absieht. Darum ist die Kausalität diejenige Denkform, die uns seit der Zeit der Renaissance die Erkenntnis der Natur erschliesst. Die Natur ist eben, wie schon Kant erkannt hat, die Existenz der Dinge unter Gesetzen, sie ist nicht Gegenstand, sondern das Ideal der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, welche danach trachtet, die ganze Wirklichkeit als eine unter einheitlichen Gesetzen stehende Einheit zu erkennen. Dabei bedient sie sich, wie Rickert dargetan hat, zweier Methoden. Entweder sucht sie durch Individualisation die Wirklichkeit in Individuen zu gliedern, indem sie diejenigen Merkmale hervorhebt, durch welche sie sich von anderen unterscheiden. Dadurch gelangt sie zur genetischen Erklärung des Geschehens. Oder sie sucht durch Generalisation diejenigen Merkmale hervorzuheben, die die Individuen gemeinsam haben. Für den ersteren Weg wählt er nach Rickert die Bezeichnung der idiographischen, für den zweiten der nomothetischen Wissenschaften. Diese beiden Klassen setzen den Wert des Wahren voraus, die Lehren der Naturgeschichte wollen nicht weniger wahr sein als die Lehren der nomothetischen Naturwissenschaft. Beide Klassen haben es mit der Wirklichkeit, der Erfahrung zu tun, und dadurch unterscheiden sie sich von den exakten Wissenschaften, die sich von den

nomothetischen nicht quantitativ durch einen höheren Grad der Abstraktion unterscheiden, sondern qualitativ von ihnen verschieden sind, indem sie wissentlich von aller Erfahrung absehen und nur die Möglichkeiten verfolgen, welche uns die einzelnen Denkformen bieten, in denen wir das Seiende begreifen.

Ganz anders geht man vor, wenn man nicht „was ist?“, sondern „was soll sein?“ fragt. Diese Frage wäre in einer Welt sinnlos, welche aus ihrem Bilde das menschliche Wollen ausscheiden möchte, wie es die Naturwissenschaft (im weitesten S. d. W.) tut. Auch bei dieser Frage wollen wir nicht den Ausdruck der subjektiven Vorlieben, Gelüste, usw. des Antwortenden hören, sondern eine Antwort suchen, die im Geiste jedes richtig Denkenden als Richtschnur für sein Wollen dieselbe Rolle spielen könnte. Dieses vom Subjekt unabhängige Wollen, das objektive Wollen ist daher das vollständige Gegenstück des objektiven Seins der Naturwissenschaft. Um es zu begreifen, muss man den Wert des Guten voraussetzen. Ein Wesen, das unfähig wäre, zwischen gut und schlecht zu unterscheiden, wäre ebenso unfähig, das Sollen zu begreifen, wie ein Wesen, das zwischen Wahrheit und Unwahrheit nicht unterscheiden könnte oder wollte, unfähig wäre, das Sein zu begreifen. Die Voraussetzung des Wertes des Guten führt uns dann zum Wollen als Denkform, ebenso wie die Voraussetzung des Wertes des Wahren zur Kausalität führt. In dieser Form erscheint uns dann die Wirklichkeit als Konglomerat von ganz anderen Merkmalen als jene sind, die uns die Anwendung der Denkform der Kausalität vor Augen stellt. Die Wirklichkeit erscheint uns als Mittel oder Hindernis für die Erreichung bestimmter Zwecke. Dadurch, dass man auch unter diesen Voraussetzungen objektive Gedankengebilde konstruieren will, legitimiert sich auch diese Tätigkeit als Wissenschaft. Denn Wissenschaft ist eben jedes System objektiver Gedankengebilde.

Diese praktischen Wissenschaften teilt dann Kallab nach Analogie der theoretischen Wissenschaften wieder in zwei Klassen, je nachdem wir das Individuelle, die Verfolgung von bestimmten Zielen, oder das Generelle, das Verfolgen von Zielen überhaupt, zu begreifen trachten. Der genetischen Erklärung entspricht die teleologische (technische und wirtschaftliche), der nomothetischen die normative. Und wieder müssen wir die empirischen Wissenschaften von den exakten unterscheiden, je nachdem man die in diese Denkformen gekleidete Wirklichkeit oder die durch die Denkformen gegebenen Denkmöglichkeiten darzustellen trachtet. Wie dann das

Ideal der naturwissenschaftlichen Erkenntnis die Natur ist, so wählt Kallab für das Ideal der praktischen Erkenntnis das vielmissbrauchte Wort Kultur. Die Kultur ist eben die ideale Einheit des objektiven Wollens, wie die Natur die ideale Einheit des objektiven Seins ist. Grundsätzlich unterscheidet sich daher die Lehre Kallabs von derjenigen Weyrs dadurch, dass für ihn auch das Sollen von dieser Welt ist, solange man eben nicht die blosse Denkform des Sollens vor Augen hat, m. a. W., solange man nicht eine exakte Wissenschaft betreibt.

Der Unterschied zwischen der Auffassung Kallabs und Engliš wird klar, wenn man die Schemata der Klassifikation der Wissenschaften gegeneinander hält, welche jeder von ihnen gibt.

Das Schema Engliš lautet:

Die Welt, wie sie ist.	Eine andere Welt, als wie sie ist, also eine solche, wie sie sein soll (im weiteren Sinne des Wortes), entweder im Sinne des Begehrten oder der Pflicht.	
	Diese Welt ist daher	
	entweder die gewollte Welt.	oder die gesollte Welt.
	So stellen sich die Welt vor	
die Naturwissenschaften	die teleologischen	die normativen
	Wissenschaften.	
	Die Grunderkenntnis lautet:	
etwas ist	etwas ist gewollt (das Postulat)	etwas soll sein im engeren S. d. W. (die Norm)
	Gegenstand sind	
Erscheinungen, die wir uns als existent vorstellen	die Postulate	die Normen
	Man begreift ihn	
Kausal (Ursache—Wirkung)	final (Zweck—Mittel)	durch den logischen Grund.

Zum Verständnis des Klassifikationsschemas Kallabs ist vorauszuschicken, dass er nachdrücklich auf die Bedeutung der Sprache für die Methodologie hinweist. Da die Wissenschaft sich der Sprache bedienen muss, muss sie die im Wortschatz der Sprache akkumulierte Erfahrung der Generationen mit in Kauf nehmen. Sie korrigiert allerdings die im landläufigen Sinne der Worte enthaltenen naiven Gedankengebilde, nie aber steht sie der Wirklichkeit unmittelbar gegenüber, sondern sieht sie durch den Schleier der Sprache, die die Wirklichkeit schon in Individuen und Gruppen von

Individuen teilt, also schon gedanklich bearbeitet. Diese naive Arbeit des Volkes setzt aber schon die Anwendung derselben Denkformen voraus, welche die Wissenschaft nicht mehr naiv, sondern wissentlich und nach festen Regeln anwendet. Man kann daher, wenn man genauer zusieht, nicht die Wirklichkeit als Gegenstand der Wissenschaft ansehen, sondern die durch Vermittlung des Wortschatzes der Sprache bereits naiv bearbeitete Wirklichkeit. Auf Grund dieses Gedankenganges gelangt Kallab zum nachfolgenden Schema:

Die Wissenschaft bearbeitet unter Voraussetzung des Wertes des
Wahren — Guten
in den
theoretischen — praktischen
und zwar
nomothetischen — idiographischen — technischen — normativen
Wissenschaften z. B. in der

die Wirklichkeit, welche uns unter Voraussetzung des Wertes des Wahren / Guten als Natur / Kultur erscheint	nomothetischen	idiographischen	technischen	normativen
Natur	Naturwissenschaft im w. S.	Naturgeschichte	speziellen Technologie	allgemeinen Technologie
Kultur	Soziologie	Geschichte	Jurisprudenz und Politik	Rechtswissenschaft

Vergleicht man nun beide diese Schemata, wird man gewahr, dass sie sich — mit Ausnahme des Gebietes der Naturwissenschaften — nicht decken. Das ist eben durch die Verschiedenheit der Auffassung der Wirklichkeit zu erklären. Wenn für Engliš, wie auch für Weyr die Wirklichkeit mit dem Seienden identisch ist, kann es nicht überraschen, wenn auf dem Gebiete derjenigen Wissenschaften, welche sich nicht mit dem Seienden befassen, der Unterschied zwischen den exakten und empirischen Wissenschaften verwischt wird. Denn die exakten Wissenschaften befassen sich mit etwas nicht Seiendem ebenso wie diejenigen Wissenschaften, welche das Seinsollende im weiten Sinne des Wortes zum Gegenstande haben. Und doch ist zwischen diesen zwei Gruppen von Wissenschaften ein fundamentaler Unterschied. Die exakten Wissenschaften befassen sich mit etwas nicht Seiendem, weil sie eben vom Inhalt absehen und nur die Denkformen zum Gegenstande haben, die sie zu ihren Zwecken mit einem konventionellen Inhalt denken. Dagegen haben es die anderen hier gedachten Wissenschaften eben darum mit etwas nicht Seiendem zu tun, weil sie das Gegenstück des Seienden, das Seinsollende gedanklich bearbeiten. Wenn man dagegen mit Kallab das Seiende bloss als *eine* der Modalitäten auffasst, in denen man

die Wirklichkeit erkennen kann, gelangt man auch auf dem Gebiete des Sollens zu einer Zweiteilung, nämlich zu einem Unterschied zwischen den Wissenschaften, welche es mit der in der Form des Sollens gedachten Wirklichkeit zu tun haben und denjenigen, welche die Denkmöglichkeiten verfolgen und systematisch darstellen, welche durch die Denkformen des Sollens, resp. Wollens dem menschlichen Geiste geboten werden.

Infolge dieses Missverständnisses betonen weder Weyr noch Engliš genügend, worin der grösste Gewinn ihrer Lehren liegt.

Weyr vergleicht gern seine reine Rechtslehre mit der Mathematik. Mit Recht, da er nicht müde wird, das Augenmerk des Juristen von dem örtlich und zeitlich bedingten Inhalt der Norm auf diejenigen Begriffe zu lenken, welche vom zufälligen Inhalt unabhängig eben das Wesen des Rechts ausmachen. Schon früher, bevor die Kelsensche Schule die Bezeichnung von Rechtswesens- und Rechtsinhaltsbegriffen geprägt hat, arbeitet er konsequent mit diesem Unterschiede, indem er den Rechtswesensbegriffen nachgeht. Diese Begriffe sind unabhängig von jeder Erfahrung, was sie eben als exakte Begriffe charakterisiert. Der Umstand, dass sich Weyr gelegentlich als Positivisten in dem Sinne bezeichnet, dass er Gegner eines jeden Naturrechtes ist und es nur mit dem positiven Recht zu tun haben will, darf uns nicht irreführen. Das positive Recht ist ihm eben nur der konventionelle Inhalt seiner exakten Begriffe, die, weil sie nur die ohne Inhalt undenkbare Denkform des Sollens unserer Erkenntnis nahe bringen wollen, irgend einen Inhalt haben müssen, die aber vom Inhalt unabhängig von jedem anderen Inhalt ebenso gelten, wie vom zufälligen positiven Recht.

Das grösste Verdienst Weyrs liegt u. a. darin, dass er den Begriff der Pflicht als den Zentralbegriff aller Rechtslehre ausgearbeitet hat. Die Pflicht ist für ihn weder ein psychologisches noch ein soziologisches Faktum (Anerkennung der Norm, Erzwingbarkeit der Norm), sondern ein rein formaler Begriff, der direkt durch Analyse der Denkform des Sollens gewonnen werden kann, da eben das Sollen, auf ein Subjekt bezogen, die Pflicht ist. In diesem Sinne ist ihm die Pflicht gegenüber dem Recht ein Prius. Denn erst aus dem Begriffe der Pflicht kann der des Rechtes deduziert werden. Man kann sich einen Komplex von Normen vorstellen, der überhaupt nur Pflichten enthalten würde (z. B. religiöse Normen), aber nie einen solchen, der nur Rechte statutieren möchte. Neben dem Subjekt der Pflicht müssen wir, um einen Komplex von Normen wissenschaftlich, d. h. einheitlich zu bearbeiten, das Subjekt der Norm fest-

stellen. So bezeichnet Weyr den Erzeuger der Norm, den wir uns allerdings im normativen Sinne nicht als Ursache denken können, sondern bloss als ein Gedankengebilde, dem die Normen zugerechnet werden. Den Erkenntnisgrund müssen wir im Normenkomplex selbst suchen. So gelangt Weyr insbesondere in seinen neueren Arbeiten unter Einfluss der Theorie Ad. Merkls und nach ihm Sedláčeks zur Lehre von der Hierarchie der Normen. Die Rechtsnormen unterscheiden sich nämlich nach Weyr von anderen heteronomen Normen dadurch, dass bei ihnen als Subjekt der Normen der Staat gedacht wird. Das ist auch die einzige Definition des Staates, die juristisch und nicht politisch, soziologisch, geographisch ist, wie es die landläufigen Definitionen mehr oder weniger sind. Die Grundnorm, von der jede juristische Betrachtung ausgehen muss, ist die Konstitution, welche bestimmt, wessen Wille und unter welchen Umständen im Staate als ein Sollen gilt, also normativ existiert. Aus der Konstitution fliesst die Geltung der Gesetze, aus ihnen die Geltung ebenso der Richtersprüche, wie der Verwaltungsakte, wie endlich die normative Existenz des Sollens, das aus Akten der Privaten, z. B. Vereinsstatuten, Verträgen, letztwilligen Verfügungen usw. fliesst. Auf Grund dieses Gedankenganges erklärt Weyr die herrschende Lehre von einem prinzipiellen Unterschied zwischen dem öffentlichen und privaten Rechte als unhaltbar. Der Staat als Verwalter ist ebenso dem Gesetz unterworfen wie der Private. Eine Staatsgewalt, welche nicht aus dem Gesetze fliesst, ist ebenso juristisch undenkbar wie jede andere Willkür.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir den weiteren Konsequenzen der Rechtsphilosophie Weyrs nachgehen wollten. Weyr selbst hat sie in seinem französischen Artikel „La théorie normative" („Vědecká ročenka právnické fakulty Masarykovy university v Brně" 1925) zusammengestellt. In diesem Zusammenhange ist bloss darauf aufmerksam zu machen, dass er alte Streitfragen, welche jahrhundertelang in der juristischen Literatur behandelt werden, vom Standpunkte der reinen Rechtslehre als blosse Scheinprobleme aufdeckt, da sie, wie eben der Unterschied zwischen öffentlichem und privatem Recht, zwischen konstitutiven und deklaratorischen Akten, zwischen subjektivem und objektivem Recht nicht das Wesen des Rechts, sondern den vom Standpunkte der reinen Rechtslehre zufälligen Inhalt der Normen betreffen und durch jeden Normgeber abgeändert werden können. Dies scheint vom Standpunkte dieser Darstellung ein weiterer Beleg dafür zu sein, dass Weyrs reine Rechtslehre es nur mit der Form des Sollens zu

tun hat, also eine exakte Wissenschaft ist. So drängt sich uns die Frage auf, ob die Lehre Weyrs nicht dadurch gewinnen würde, wenn er seine reine Normlehre von der Rechtswissenschaft trennen würde. Denn das, was er an den Rechtsnormen für wesentlich hält, fliesst aus der Denkform des Sollens und gilt daher für jeden Normenkomplex. Die Rechtslehre ist bereits eine Anwendung dieser reinen Erkenntnisse auf einen empirischen Inhalt, wie daraus zu ersehen ist, dass sowohl Weyr als auch — in etwas abweichender Form — Kelsen den Erkenntnisgrund, durch den wir die Rechtsnorm von anderen heteronomen Normen unterscheiden, im Inhalte der Normen suchen.

Diese Bemerkung drängt sich uns auf, weil Engliš — und in etwas abweichender Form Loevenstein — für sein Arbeitsgebiet diese methodologisch wichtige Trennung durchgeführt hat. Auch er ist ausgegangen, um das Charakteristische des wirtschaftlichen Denkens zu entdecken. Auch er fand, dass das Charakteristische nicht im Inhalt, sondern in bestimmten Denkformen liegt. Er hat auf Grund dessen über die Grundlagen des wirtschaftlichen Denkens gehandelt und seine Lehren als Einleitung sowohl zu seinem Handbuch der Nationalökonomie (1924, deutsch 1927) als auch seiner Finanzwissenschaft (1929) reproduziert. In seiner letzten Schrift „Teleologie jako forma vědeckého poznání“ („Die Teleologie als Form der wissenschaftlichen Erkenntnis“, 1930), die als erster Teil einer teleologischen Wirtschaftstheorie gedacht ist, sondert er die Lehre von der Teleologie als Form der Erkenntnis von der Anwendung dieser Form auf die Erkenntnis der Wirtschaft. Er betont, dass teleologische Erkenntnis eine rein formale Erkenntnis ist, die mit jedem Inhalte, der als gewollt gedacht wird, vereinbar ist, wogegen die wirtschaftliche Erkenntnis bereits einen bestimmten Inhalt voraussetzt. Es ist höchst beachtenswert, wie Engliš in dieser Schrift beweist, dass viele Begriffe, die bisher als spezifisch wirtschaftlich behandelt wurden, wie die Begriffe Gut, Ertrag, Aufwand, ja das sog. Wirtschaftsprinzip selbst, von jeder Erfahrung unabhängige rein formale Begriffe sind, die er direkt aus der Denkform der Teleologie deduziert. Es ist hier nicht der Ort, die geistreichen Deduktionen Englišs darzustellen. Für die Zwecke dieser Abhandlung mag es genügen, darauf aufmerksam zu machen, dass Engliš hier für einen wichtigen Teil der sog. Geisteswissenschaften eine ähnliche Arbeit geleistet hat, wie die Philosophen der Renaissance (Descartes, Newton, Kepler) für die Naturwissenschaften. Er hat nämlich die für diesen Zweig der Wissenschaften angemessene Denkform,

die Teleologie, vom Inhalt gesondert, und ist der durch diese Denkform gegebenen Denkmöglichkeit in ähnlicher Weise nachgegangen, wie die theoretische Physik den durch die Denkformen des Raumes und der Kausalität gegebenen Denkmöglichkeiten. Wie erst durch diese von aller Erfahrung befreite theoretische Physik der Weg geebnet wurde für die grossen Fortschritte der Naturwissenschaften, deren Zeugen wir sind, so ist ein Fortschritt in den Rechts- und Wirtschaftslehren erst dann zu erwarten, wenn sie sich der Denkformen bewusst werden, welche sie zur Voraussetzung haben. Das Bestreben, diese Denkformen aufzudecken, charakterisiert jene Richtung, die sich an der Brünner juristischen Fakultät geltend macht.

Bibliographie (ausser den im Texte zitierten Arbeiten):

Weyr: Ausser einer Serie von kleineren Artikeln in den einzelnen Jahrgängen der „Vědecká ročenka právnické fakulty Masarykovy university": „O methodě sociologické" (Über die soziologische Methode, in der Ročenka 1927, auch als Separatdruck erschienen), „Čtyři kapitoly z právní noetiky" (Vier Kapitel aus der Noetik des Rechts, im „Časopis pro právní a státní vědu" 1929).

Engliš: „Poměr mých ‚Základů hospodářského myšlení' k normativní teorii právní" (Das Verhältnis meiner „Grundlagen des wirtschaftlichen Denkens" zur normativen Theorie des Rechtes, im „Časopis pro právní a státní vědu" 1927), „Probleme des wirtschaftlichen Denkens", in der „Zeitschrift für die ges. Staatsrechtswissenschaft" 1928, „Smysl teleologické teorie hospodářské." (Der Sinn der teleologischen Wirtschaftstheorie, in der „Vědecká ročenka" 1929), „Obsah a forma hospodářského poznatku" (Inhalt und Form der wirtschaftlichen Erkenntnis, in der „Hospodářská politika" 1930), „Erkenntnistheorie und Wirtschaftstheorie" in „Conrads Jahrbüchern" 1930).

Kallab: „Tři poznámky k Weyrově úvaze o metodě sociologické" (Drei Bemerkungen zu Weyrs Abhandlung über die soziologische Methode, im „Časopis pro právní a státní vědu" 1928), „L'oggetto della scienza giuridica", in der „Rivista internazionale di filosofia del diritto" 1922, „Quelques renseignements sur la méthodologie des sciences juridiques puisés dans la doctrine de la classification des sciences", in den „Studi Filosofico-Giuridici dedicati a Giorgio del Vecchio 1930, „In margine Englišova třídění věd" (In margine der Klassifikation der Wissenschaften Englišs im „Sborník prací k 50. narozeninám Karla Engliše", 1930).

KRIEGSGEFANGEN

Von Josef Kudela

Dr. Gustav *Jungbauer,* Mittelschullehrer aus Oberplan (in Südwestböhmen), war im Anfang des Jahres 1915 Bataillonsadjutant im österreichisch-ungarischen Infanterieregiment Nr. 91, mit dem er den Winter in den Karpathen durchgemacht hatte. Ende März 1915 geriet er in russische Gefangenschaft und wurde nach Kaza-

linsk (Turkestan) verschickt, von wo er im September 1916 noch weiter nach Mittelasien, in das Kriegsgefangenenlager zu Skobelevo, transportiert wurde; Mitte März 1918 glückte es ihm, in ein Krankenhaus in Taschkent aufgenommen zu werden; Ende April unternahm er einen Fluchtversuch: über Krasnovodsk, Baku und Astrachan kam er nach Saratov und dann mit reichsdeutschen Flüchtlingen in die Grenzstadt Orša und über die russische Grenze. Anfangs Juni ist er in Prag angelangt, das Ende der Monarchie erlebte er in Zagreb. Erinnerungen aus dieser bewegten Zeit bilden den Inhalt seines Buches „Kriegsgefangen"*).

Es ist ein aufschlussreiches und wertvolles Buch. Vor allem durch seine Aufrichtigkeit. Jungbauer schreibt etwa von den Zuständen in der österreichisch-ungarischen Armee. Gegen Ende März 1915 war ein neues Marschbataillon in den Karpathen angekommen. „Diese Leute waren in Sommeradjustierung. Sie waren für Russisch-Polen bestimmt gewesen und man hatte ihnen gesagt, dass sie keine Decken und Wintersachen, wie Pulswärmer, Handschuhe und anderes brauchen werden. Echt österreichisch! Dies erinnert an einen zur selben Zeit auch in den Karpathen vorgekommenen Fall beim Infanterieregiment Nr. 45, dessen Soldaten schon dringend Wäsche, besonders Unterhosen, benötigten. Eines Tages kam endlich die Sendung an. Aber als man die Pakete öffnete, fand man lauter spitzenbesetzte, zierliche und neckische Damenhöschen darin vor." (S. 9.) Besonders hat er es auf die „Przemysliden", wie man spottweise die Offiziere aus Przemyšl nannte, und die aktiven Offiziere (S. 40 u. f., 61) abgesehen.

Der Weg ins Innere Russlands war beschwerlich und strapazenreich. Als man sah, dass die Russen den Tschechen, mit denen sie sich einigermassen verständigen konnten, manche Erleichterung gewährten, gaben sich einige Offiziere für Tschechen aus (S. 26); andere wieder, obwohl Deutsche, haben „österreichisch" als ihre Muttersprache angegeben (S. 48). „Einzelne tschechische Soldaten hatten schon in der ersten Viertelstunde der Gefangenschaft die Kappenrosen heruntergerissen." (S. 33—34.) Als der Transport der Kriegsgefangenen durch Kiev marschierte, gingen die Tschechen „wie Sieger einher und sangen durch die ganze Stadt allslavische Lieder." (S. 47.) „Bald war offenbar" — bemerkt Jungbauer melancholisch (S. 49 u. f.), „dass in unserem 15 Schlafplätze enthaltendem Abteil . . . ein Österreich-Ungarn im kleinen bestand, in dem bald

*) Budweis 1921. Verlagsanstalt „Moldavia".

parlamentarischer Hader entflammen sollte. Zuerst gab ein magyarischer Offizier durch verschiedene Erzählungen zu verstehen, dass eigentlich nur die ungarischen Regimenter tapfer gekämpft hätten, die Deutsch-Österreicher hätten auch manches geleistet, aber die Tschechen gar nichts, dies seien Überläufer, Verräter usw. Dagegen erhoben sich die anwesenden Tschechen sehr energisch . . . Um seine Behauptungen zu beweisen, erzählte der ungarische Offizier, dass sein Regiment am 28. November 1914 in den Karpathen hinter einem tschechischen Regiment aufgestellt wurde und dieses durch Hineinschiessen von rückwärts zum Vorgehen zwingen musste. Aufgefordert zu sagen, welches Regiment dies gewesen sei, behauptete er, das Regiment Nr. 91 . . . Nun musste ich aber dem Magyaren bekanntgeben, dass ich und Leutnant Grill von dem erwähnten Regiment seien und dass dieses am 28. November 1914 in Serbien an der Kolubara gestanden sei. Der Großsprecher wurde zunächst recht kleinlaut, dann aber meinte er, er habe sich in der Nummer des Regimentes geirrt . . ."

Als der Transport in Taschkent, der Hauptstadt von Turkestan, anlangte, kamen am frühen Morgen zwei kriegsgefangene Offiziere (Ärzte, Deutsche aus Nordböhmen) und warnten: „Zunächst würden Herren in Zivil kommen . . . Es seien kriegsgefangene Offiziere zumeist tschechischer Nationalität, die jetzt für die russische Sache arbeiten, neue Helfer, besonders unter den kriegsgefangenen Slaven, anzuwerben suchen und Spitzeldienste zu leisten." (S. 60.) „Bald erschienen auch die angekündigten Spitzel in Zivil, die sich besonders an die tschechischen Volksgenossen heranmachten." (S. 62.) Alle Kriegsgefangenen unterstanden dem allmächtigen „Hofrat"; sein Ratgeber war ausser tschechischen Offizieren vornehmlich ein ehemaliger österreichischer Offizier serbischer Nationalität namens Mandić. Von dem Transport blieben in Taschkent 6 Offiziere (5 Tschechen und 1 Ruthene) — J. meint, sie hätten sich von den „Spitzeln" auch einschreiben lassen. (S. 63.)

In einigen Kapiteln schildert er recht interessant das Kriegsgefangenenlager in Kazalinsk, wo über 500 Offiziere der verschiedensten Nationen konzentriert waren; es war dort auch ein Lager für kriegsgefangene Soldaten. Er zeichnet Bilder aus dem täglichen Leben; besondere Aufmerksamkeit widmet er den geistigen Bestrebungen der kriegsgefangenen Offiziere: man sammelte Insekten (ein magyarischer Gymnasialprofessor besass eine Riesensammlung in mehreren Teekisten mit vier bis fünf Fächern), man studierte Sprachen (besonders das Französische und Englische; das

Russische zu erlernen, gaben die meisten bald wieder auf), man spielte Kasperltheater, pflegte Gesang und Musik (es gab einen deutschen, tschechischen und polnischen Gesangverein, einen Musikverein, ein Schubert-Haydn-Quartett), man trieb allerlei Sport. „Die Tschechen radikal-nationaler Richtung hatten schon in den ersten Wochen einen Sokolverein gebildet, dessen Freiübungen jeden Morgen unter reger Beteiligung stattfanden.“ (S. 85—86.)

Ein ganzes Kapitel befasst sich mit dem Typhusgespenst, von welchem das Lager Mitte Mai 1915 überfallen wurde. Das erste Opfer war Fähnrich Šejwanek aus Budweis. Bei seinem Begräbnis sang der tschechische Gesangverein. „Zum Schluss singen die Tschechen noch das Lied Kde domov můj? Es ist das Nationallied des feindlich gesinnten Volkes, aber ich werde zu Tränen gerührt durch die Weise, durch den ergreifenden Vortrag und vor allem dadurch, dass ein unsagbar trauriges Gefühl in meinem Herzen aufwächst bei den Worten „Wo ist meine Heimat“ (S. 118—119). Er führt (auf S. 126 und 127 u. a.) Namen der 8 Offiziere und 17 Soldaten an, die dort an Typhus gestorben sind. Der Oberleutnant des Eisenbahnregimentes Eduard Wosatka „hatte den ganzen Tag vorher (vor seinem Tode) im Fieber deutsche und tschechische Lieder wirr durcheinander gesungen; Erinnerungen der Jugendzeit, der böhmischen Heimat, schienen zu ringen mit solchen aus Wien, der zweiten Heimat.“ (S. 122.) Gegen Ende November 1915 wurde die Epidemie völlig eingedämmt. In anderen Lagern Turkestans ging es viel und viel schlimmer zu. („Im allgemeinen konnten wir Gott loben, dass wir in Kazalinsk waren.“ S. 128.)

Sehr oft kommt der Verfasser auf die Tschechen, deren günstiges Verhältnis zu den russischen Behörden und ihre Abneigung gegen Österreich zu sprechen. Der tschechoslovakischen Befreiungsbewegung gilt ein besonderes Kapitel („Die Tschechoslovaken“ S. 145 u. f.). „Schon in den ersten Monaten hatten sich die meisten tschechischen Reserveoffiziere und einige aktive enger aneinandergeschlossen und von den übrigen Offizieren abgeschlossen. Sie hatten ihren eigenen Turn- und Gesangverein, ihre eigene Küche und zum grössten Teil auch eigene Wohnungen in abseits von der Kaserne erbauten Lehmhäuschen . . . Ihr Verhältnis zu den übrigen Offizieren wurde immer gespannter, sie verweigerten mitunter offen den österreichischen Baracken- und Lagerkommandanten den Gehorsam. Als Führer trat ein Oberleutnant Kadlec auf . . .“ (S. 145 und 146.) Jungbauer berichtet über die weitere Entwicklung der revolutionären Bewegung unter den Tschechen

und auch unter anderen Völkern Österreichs. „Zu einem offenen Auftreten führte dann der Besuch eines Tschechen namens Wachsmann*) am 7. Mai 1916, bei welchem sich 60 Offiziere und 50 Soldaten in russische Dienste meldeten. Ihre Namen wusste man schon am nächsten Tage."

Die Verhältnisse im Lager wurden mit der Zeit unleidlich. Jungbauer hegt eine gewisse Sympathie für die patriotische Begeisterung und Opferwilligkeit der tschechischen Offiziere, besonders derjenigen, die ruhig und ohne Geschrei ihrem Ziele entgegen schritten; aber er wirft ihnen vor, dass sie kein Verständnis für den Standpunkt der übrigen österreichischen Offiziere gehabt und diese nicht selten mit Lappalien gereizt hätten. Gleichzeitig aber berichtet er, dass der österreichische Lagerkommandant verboten hatte, „mit den Herren, deren Namen auf einer Liste herumgingen, zu verkehren" usw.

Die Russen sollen keine besondere Freude an diesen Tschechen gehabt haben. Die Sokolfeier in Taschkent zu Ostern 1916 sei missglückt; die russischen Zeitungen sollen sie ungünstig beurteilt haben. „In Kazalinsk zeigten die Russen nicht selten offen ihre Abneigung. Als am 12. Juni 1916 drei von jenen Tschechen, die sich nun als vollwertige Brüder der Russen fühlten, in den Park, den zu betreten Kriegsgefangenen verboten war, gingen, wurden sie vom russischen Stadtarzt vor allen Leuten hinausgejagt. Als ein mit Bändern in tschechischen Farben geschmückter Transport von solchen ehemaligen Kriegsgefangenen einmal am Bahnhof Kazalinsk Aufenthalt hatte, wurde er von den dortigen russischen Soldaten angespuckt." (S. 152.)

Sehr bitter wirft Jungbauer den Tschechen vor, dass sie bei den Untersuchungen, welche im Frühjahr 1916 im Lager vorgenommen wurden, den Russen verrieten, wo die einstigen Kameraden ihre Sachen versteckt hatten. Aus den folgenden Sätzen ersieht man aber, worum es sich dabei gehandelt hat: „Die Tschechen wussten, dass ein Verzeichnis ihrer Namen von den meisten Kriegsgefangenen zur ewigen Erinnerung abgeschrieben und aufbewahrt worden war. Bei uns Offizieren waren zunächst am 13. Mai die Sachen der Hauptleute Balaj und Krejza untersucht, welche die rangältesten Offiziere der aus Buchara nach Kazalinsk versetzten Gruppe waren und *Aufzeichnungen und Protokolle über das hochverräterische*

*) Wachsmann (jetzt Voskovec) war Delegierter der zentralen tschechoslovakischen Organisation in Russland (Svaz československých spolků na Rusi).



Verhalten einzelner kriegsgefangener Offiziere bei sich hatten. (Unterstrichen von dem Ref.) Es wurde ihnen alles Schriftliche weggenommen." (S. 154.) Die tschechoslovakischen Kriegsgefangenen waren überzeugt, dass die Aufbewahrung solcher Verzeichnisse, Aufzeichnungen und Protokolle keine unschuldigen Sammelziele („zur ewigen Erinnerung") verfolgte, sondern von anderen Motiven ausging. Sie wollten sich und besonders ihre Verwandten in der Heimat dagegen schützen; dass sie die russischen Behörden zur Hilfe riefen, ist wohl ganz natürlich.

Unter solchen Umständen war die Abtransportierung der tschechischen Kriegsgefangenen nach Taschkent (am 17. Juni 1916) eine Befreiung für die Übriggebliebenen. Die Kriegsgefangenen wurden allmählich nach ihrer Nationalität verschiedenen Lagern zugeteilt; in Kazalinsk waren schliesslich nur mehr die Deutschen und Magyaren, „sowie die österreichisch gesinnten Tschechen und Polen" (S. 159).

Die russische Revolution wurde von den Kriegsgefangenen mit einem „Jubel sondergleichen" begrüsst; die „törichten Menschen dachten, dies bedeute Frieden und Heimkehr". (S. 201.) Aber die Folgen der wachsenden Unordnung fingen an sich auch im Offizierslager bemerkbar zu machen, besonders nach dem bolschewistischen Umsturz. Noch ärger gestalten sich die Verhältnisse in dem Soldatenlager (und unter den Flüchtlingen). Die österreichische Regierung kümmert sich nicht um ihre Staatsbürger. „Die war schäbig bis zur Gemeinheit. Während der schwedische Konsul in Taschkent für die reichsdeutschen Kriegsgefangenen Turkestans in grosszügigster Weise sorgen konnte, weil ihm die deutsche Regierung die Mittel dazu bewilligte, hatte der dänische Konsul in Taschkent, der uns Österreicher hätte vertreten und unterstützen sollen, einen sehr schweren Stand. Nach langem Drängen hätte ihm endlich die österreichische Regierung gestattet, auf ihren Namen in Taschkent 200.000 Rubel aufzunehmen, doch nur unter der Bedingung, dass dieser Betrag von ihr auch wieder in Rubeln zurückbezahlt würde. Der Rubel hatte damals keinen Wert und es fand sich auch niemand in Taschkent, der seine Rubel hergegeben hätte, um wieder Papierrubel, an denen die Wiener Regierung scheinbar grossen Überfluss hatte, zu bekommen. Wäre die Rückzahlung in österreichischen Kronen versprochen worden, so hätte der Däne für unsere Zwecke jeden Betrag erhalten." (S. 226 und 227.)

Unter diesen Verhältnissen wuchs die Sehnsucht nach der Rückkehr in die Heimat. Mit Hilfe eines kriegsgefangenen Tschechen,

welcher in der Kanzlei als Schreiber beschäftigt war, wurde Jungbauer Mitte März 1918 nach Taschkent in ein Krankenhaus geschickt. Ende April fanden Masseneintritte der Kriegsgefangenen in die rote Armee statt. „Politische Gründe waren hiefür bei den wenigsten massgebend, zumeist trieb der Hunger, das Elend.“ (S. 258.) Von etwa 8000 Kriegsgefangenen, welche die Bolschewiken auf eine Propagandaversammlung zusammenführten, „gut drei Viertel wollten nach Hause, aber nicht in einen neuen Krieg. Später scheinen sich freilich die Verhältnisse geändert zu haben, da nach Angaben russischer Zeitungen aus dem Jahre 1919 zu dieser Zeit 80 Prozent der Soldaten der Roten Armee Turkestans aus ehemaligen Kriegsgefangenen, zumeist Magyaren und Deutschen, bestand.“ (S. 259 und 260). In der Erzählung von seiner Flucht findet man interessante Berichte über die damaligen Verhältnisse besonders der Kriegsgefangenen in Taschkent, Baku, Astrachan u. a.

Als Jungbauer in Orša (durch eine List) über die damalige Grenze gelangte, erwartete ihn — und alle aus der Gefangenschaft entflohenen „Rückläufer“, wie man sie offiziell nannte — eine Enttäuschung nach der anderen: eine elende Verpflegung, ein demütigende Behandlung (die Mannschaften „mussten um ein Uhr antreten zu Salutierübungen!!“) „manche bedankten sich für diese eigenartige Begrüssung, packten ihr Bündel und krochen durch den Stachelraht wieder zurück in das ‚kulturlose‘ Russland, dem eigenen ‚teueren‘ Vaterland den Rücken kehrend.“ (S. 275 und 276.) In der österreichisch-ungarischen Etappe „überall Gewinnsucht, Protektionswirtschaft, Charakterlosigkeit, Genußsucht.“ In Prag, wo er am 1. Juni ankam, war Belagerungszustand. Beim Regiment erwartete ihn ein Rechtfertigungsverfahren, für dessen Methode er kaum genügend starke Worte finden kann (S. 278). Als er endlich am 28. Oktober 1918 den Dienst (beim Assistenzbataillon Nr. 91 in Zagreb) wieder antreten wollte, geriet er gleich in eine neue jugoslavisch-tschechische Kriegsgefangenschaft. Am 6. November 1918 war er wieder zu Hause. „Und wie ich, so schlichen Tausende, die tapfer vor dem Feinde gestanden haben, todtraurig und verbittert, oft heimlich wie Diebe bei Nacht und Nebel, ihrer Heimat zu. Der Weltkrieg war zu Ende, wir hatten ihn verloren.“ (279 und 280.) Er meint nicht nur die politische Niederlage; denn er fährt gleich fort: „Die ehrlichen Männer schwiegen und litten, die unehrlichen Hinterlandshyänen prahlten mit ihrer Feigheit, die sie als die höchste Weisheit hinstellten, verlachten jene, welche ‚den Kopf hingehalten hätten‘. Die Kriegsgewinner rieben sich ihre fetten unsauberen Hände und

waren froh, dass sie ihre Beutel rechtzeitig gefüllt hatten." So verloren den Krieg auch viele Angehörigen der Völker, die politisch gesiegt hatten; auch von ihnen gelten oft seine Worte, dass viel Lebenskraft notwendig war (und ist), um diese ewigen Täuschungen und grausamen Enttäuschungen zu ertragen.

Des Elends der Kriegsgefangenen in Russland gedenkend, widmete sich Jungbauer der Hilfsaktion zu ihrer Heimbeförderung. Als die tschechoslovakische Regierung mit der Sovjetregierung zu verhandeln begann, um die Entsendung einer Repatriierungskommission nach Moskau zu ermöglichen, wurde er als deutscher Vertreter in diese Kommission gewählt. Seit Anfang April 1919 arbeitete er in Berlin als Vertreter der „Reichsorganisation zur Heimbeförderung der Kriegsgefangenen in Reichstadt"; erst im August bekam er eine Einreisebewilligung nach Russland. Durch sein Buch, das er inzwischen geschrieben hatte, wollte er auch dazu beisteuern, dass vor allem in den breiten Massen der entschiedene Wille, sofortige Abhilfe (für die Kriegsgefangenen) zu schaffen, geweckt werde. (Vorwort.) Es erschien aber erst, als er Anfang 1921 aus Russland zurückgekehrt war.

Es ist ein redliches Buch, dessen Verfasser bestrebt war, die Dinge objektiv darzustellen. Es ist wertvoll als Quelle für die Kenntnis der Verhältnisse in den Gefangenenlagern Turkestans. Für die Geschichte der tschechoslovakischen Revolution ist es interessant dadurch, dass es ein Bild dieser Befreiungsbewegung in einem Kriegsgefangenenlager entwirft, und die Dinge darstellt, wie sie ein intelligenter im grossen und ganzen unvoreingenommener Angehöriger eines damals feindlichen Volkes gesehen hat. In der tschechoslovakischen Kriegsmemoirenliteratur liest man oft von Hochverräterverzeichnissen und von Protokollen, die in den Lagern aufgenommen und zusammengestellt wurden. Hier haben wir einen neuen Beweis, dass solche Schriften existiert haben; wir sehen auch, dass diese Arbeit gegen die tschechische Befreiungsbewegung systematisch organisiert worden ist. Man erkennt, dass die Konflikte zwischen den Anhängern der tschechoslovakischen Revolution und ihren Gegnern in erster Linie daraus entstanden, dass es weder auf der einen, noch auf der anderen Seite Verständnis genug für die Ideologie des Gegners gegeben hat, aber das ist ein charakteristisches Merkmal aller Revolutionen.

Jungbauers Buch ist gleich nach der Rückkehr aus Russland entstanden, als noch die Eindrücke und die Erinnerungen frisch waren. Das ist auch der Grund, dass es den Leser so einnimmt.

RUNDSCHAU

Innenpolitik

Noch Anfang April waren die Regierungskoalition und die Regierung ausserstande, sich in Bewegung zu setzen. Die Entscheidung über den Finanzsparplan wurde ständig hinausgeschoben, weil sich die Verhandlungen mit der Gewerbepartei über eine Erhöhung der Umsatzsteuer von 2 auf 3 Prozent wochenlang hinzogen, obwohl von dieser Erhöhung die Kleingewerbler und Kleinhändler nicht betroffen werden sollten. In der Öffentlichkeit und Presse wurde die Kritik der Verzögerungstaktik der Koalition und Regierung immer lauter, man verwies dabei auf die Folgen der Untätigkeit des Parlamentes, das keinen Beratungsstoff habe, solange in der Regierung und zwischen den Leitungen der Koalitionsparteien keine Einigung über ausgearbeitete oder vorbereitete Vorlagen erzielt wurden. Das unbeschäftigte und ausgeschaltete Parlament büsse an Autorität ein, zumal in einer Zeit, in welcher der Parlamentarismus in der Nachbarschaft der Tschechoslovakei seine kritische Periode durchlebt. Diese Schwerfälligkeit der parlamentarischen und Regierungsmaschinerie sei im Augenblick um so unverständlicher, als alle Kräfte angespannt werden müssten, um den ausserordentlichen wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten zu begegnen.

Die Öffentlichkeit erhob die Forderung nach einem Einschreiten der Regierung um so nachdrücklicher, als der Bergarbeiterstreik sich vom März in den April hinauszog und die Beendigung des Streikes nur von der Regierung herbeigeführt werden konnte, die schliesslich die Grubenbesitzer dazu bewog, die Kündigungen zu widerrufen, durch welche das Arbeitslosenheer noch um mehrere tausend Personen vermehrt werden sollte.

Anfang Februar appellierte die Sozialdemokratische Partei an die Regierung, sie möge eine grössere Dosis Initiative zeigen. Anfang April gab der Führer der drittgrössten Regierungspartei, der nationalsozialistischen, Senator *Klofáč*, eine sehr resolute Kundgebung ab, in der er betonte, dass man heute eine tatkräftige Regierung brauche, die Zeit nach einem „Kriegskabinett" verlange, damit es mit Erfolg in den Krieg ziehe gegen den Hunger. Wem es in der Koalition nicht gefalle, möge aus ihr austreten. Das Parlament müsse wieder arbeitsfähig werden und Initiative zeigen. Der Senat solle eine aus Fachleuten zusammengesetzte Wirtschaftskammer werden. In den Parteien sollte auch die junge Generation mehr als bisher zur Geltung kommen.

Die entscheidenden Faktoren in der Regierung und Koalition mussten sich also zu Massnahmen und Schritten entschliessen, die geeignet waren, die Regierungsmehrheit mobil zu machen. In erster Linie konnte der Zustand nicht länger aufrechterhalten werden, dass die kleinste Koalitionspartei, die (mittelständische) Gewerbepartei, ihren Minister in der Regierung habe und dabei durch ihre Opposition gegen die unvermeidliche Erhöhung der Umsatzsteuer die Durchführung des Finanzsparprogrammes unmöglich mache. Innerhalb der Leitung dieser Partei, die durchaus eine Interessentengruppe darstellt, war auch für die Aussenstehenden ein Konflikt zwischen dem oppositionell gestimmten Vorsitzenden Najmann und dem Eisenbahnminister Mlčoch erkennbar, der sich zu einer Kompromisslösung der stritti-

gen Frage bereit zeigte, um so der Partei auch weiterhin das Verbleiben in der günstigeren Position einer Regierungspartei zu ermöglichen. Da jedoch in der gemeinschaftlichen Sitzung der Abgeordneten und Senatoren der Partei die Mehrheit den Standpunkt des Parteivorsitzenden guthiess, die vom Finanzministerium geforderte Erhöhung der Umsatzsteuer abzulehnen, war Min. Mlčoch genötigt, seine Demission zu überreichen, die am 9. April vom Präsidenten der Republik angenommen wurde. Dieser ernannte auf Antrag des Regierungsvorsitzenden zum neuen Eisenbahnminister den Ministerialrat im Eisenbahnministerium Ing. Hůla, der kurz vorher der Regierung ein Memorandum über die Reorganisation der tschechoslovakischen Staatsbahnen überreicht hatte, das bedeutendes Aufsehen erregte.

Der Austritt der Gewerbepartei aus der Regierungskoalition wurde als eine Entlastung der viel zu breiten Konstellation, in welcher jede Entscheidung so schwer fällt, beurteilt. Die Presse begrüsste es, dass das schwere Regierungsfuhrwerk sich endlich vorwärtsbewegt und die Regierung sich endlich über die drei bedeutsamen Vorlagen geeinigt hat, die zur parlamentarischen Beratung gelangen sollten. Die erste von ihnen ist die Vorlage über die Verkürzung des militärischen Präsenzdienstes von 18 Monaten auf 14 Monate. Die beiden anderen haben rein wirtschaftlichen Charakter, und zwar ist es die Gesetznovelle über die Spiritussteuer und die Novelle über den Zuschlag zur Umsatz- und Luxussteuer. Vierzehn Tage darauf, am 22. April, nahm das Abgeordnetenhaus diese Vorlagen in erster Lesung an.

Das der Regierung und den Hauptregisseuren der Koalition gespendete Lob hat, wie es scheint, tatsächlich anregend gewirkt, denn sie bemühen sich, auch weiterhin das beschleunigte Arbeitstempo einzuhalten. Der Senat hat die Erhöhung der Umsatzsteuer drei Tage vor dem 1. Mai genehmigt, auf welcher Frist der Finanzminister beharrt hatte. Bei dieser Gelegenheit haben sich die Sozialdemokraten ausbedungen, dass das bereits erwähnte Wehrgesetz, welches die Verkürzung der Heeresdienstpflicht von 18 auf 14 Monate zum Gegenstand hat, vom Abgeordnetenhaus am selben Tage in zweiter Lesung angenommen werde.

Die Blätter begrüssen es, dass Ende April dem Parlament der Regierungsentwurf eines Pressegesetzes endlich vorgelegt wurde, durch den erst jetzt das Pressegesetz des ehemaligen Österreich aus den siebziger Jahren und das des ehemaligen Ungarn vom Jahre 1914 ersetzt werden soll. Durch das Gesetz zum Schutz der Republik vom Jahre 1922 und die um zwei Jahre später herausgegebene Pressenovelle war die Pressefreiheit ziemlich empfindlich eingeschränkt worden. Der jetzige mit dem neuen Gesetz zum Schutze der Ehre verbundene Pressegesetz-Entwurf will nach Möglichkeit dem Verlangen nach grösserer Freiheit der öffentlichen Kritik entgegenkommen. Seine Beratung im Parlament und vor der Öffentlichkeit wird sicher Anlass zu einer Diskussion über diesen für ein demokratisches Regime so bedeutsamen Gegenstand geben.

Da in der Frühjahrs- und Sommersession die dringendsten wirtschaftlichen und sozialen Notwendigkeiten zur Beratung kommen werden, durch welche einerseits die landwirtschaftlichen Preise und die diesjährige Ernte, andererseits die Mittel zur Deckung der grossen Ausgaben für die Arbeitslosen gesichert werden sollen, wird um so mehr daran gelegen sein, dass innerhalb der nach dem Austritt der Gewerbepartei minder

belasteten Koalition möglichst gute Laune und Gemeinschaftlichkeit herrscht. Von den Zeitungen und Einzelpersonen, die nach dieser Richtung erzieherisch wirken wollen, werden stets von neuem gewichtige Gründe für eine Zusammenarbeit der grossen agrarischen und sozialistischen Parteien unter einem gemeinsamen Dache angeführt. Da nun im Verlaufe des Bergarbeiterstreikes im März, der im Brüxer Reviere grösseres Ausmass annahm, die Tschechoslovakische nationalsozialistische Partei — die mit der Partei Hitlers bloss den Namen gemein hat — die schwerfälligere Sozialdemokratische Partei in ihrem sozialen Radikalismus übertrumpfte, gab dieses mangelhafte Zusammenspiel zwischen den beiden sonst in verhältnismässig guter Übereinstimmung zusammenarbeitenden Parteien Anlass zu Zeitungspolemiken, die dann von den besonneneren politischen Elementen in beiden Parteien besänftigt wurden.

Die Sozialdemokratische Partei hat sich damit abgefunden, dass das Eisenbahnministerium, auf welches sie Anspruch erheben konnte, mit einem Fachmann besetzt wurde, der endlich „in der so unerfreulich passiven Bahnverwaltung Ordnung machen" und den gesamten Verkehr planmässig organisieren soll.

*

Am 22. März starb im Alter von 69 Jahren der ehemalige Minister für Schulwesen und Fürsorgeminister Senator Gustav *Habrman* an einer langwierigen Krankheit, die jedoch bis zum letzten Augenblick sein Interesse am öffentlichen Leben und den politischen und sozialen Ereignissen und Aufgaben der Gegenwart nicht zu mindern vermocht hatte. Die Sozialdemokratische Partei, der er angehörte, veranstaltete ihm in Prag ein imposantes Leichenbegängnis, in Pilsen folgte seinem Sarge auf dem Weg zum Krematorium ein Trauerzug von sechzigtausend Personen, die Abschied von dem Vertreter ihres Wahlkreises nahmen, in welchem Habrman zum erstenmal vor fünfundzwanzig Jahren zum Abgeordneten gewählt wurde und dem er auch nach dem Kriege treu blieb, als er als erster Schulminister nach Prag übersiedelte. Die Partei und die sozialistische Arbeiterschaft entbot damit den letzten Gruss einem ihrer populärsten Führer, der seit seiner Jugend, zunächst im Auslande und dann in der Heimat, der Arbeiterbewegung angehörte. Als Sohn eines Bäckers in Česká Třebová geboren, erlernte er in seiner Heimatstadt die Drechslerei, ging dann nach Wien, wo er als Zwanzigjähriger wegen seiner Teilnahme an der Anarchistenbewegung zu vier Jahren Kerker verurteilt wurde. Er lernte in der Haft neben anderem auch Französisch und als er entlassen wurde, ging er nach Paris und von dort nach zwei Jahren in die Vereinigten Staaten, wo er volle acht Jahre verblieb und als Arbeiter und Journalist seinen Unterhalt erwarb.

Mit 33 Jahren kehrt er mit anderen Gesinnungsgenossen in die Heimat zurück und beteiligt sich von da an als Journalist und später als Abgeordneter an dem Aufbau der Sozialdemokratischen Partei. Seinen Freundeskreis in der Heimat überraschte die Nüchternheit, Besonnenheit und liebenswürdige Noblesse dieses Globetrotters mit der so romantischen Vergangenheit; sie waren bei seiner hartnäckigen Unnachgiebigkeit im sozialen und politischen Kampfe um so auffallender. Er war niemals orthodoxer Marxist gewesen und hatte nie den Einfluss des französischen und angelsächsischen Sozialismus auf seine Lehr- und Wanderjahre verleugnet. Mit dem orthodoxen Marxismus, der damals

von dem jetzigen Führer der Kommunistischen Partei in der Tschechoslovakei Šmeral repräsentiert wurde, geriet er gleich zu Beginn des Krieges, als er entschieden Stellung gegen Österreich nahm, in einen heftigen Konflikt. Habrman reiste Ende 1915 in die Schweiz, um hier Professor Masaryk aufzusuchen und nach seiner Rückkehr sich mit um so grösserer Energie dafür einzusetzen, dass sich die sozialistische Partei in die nationalrevolutionäre Front stelle. Auf der Konferenz der sozialistischen Internationale in Stockholm hat er dann diese Taktik seiner Partei verteidigt, die die überwiegende Mehrheit ihrer Anhänger genehmigt hatte und die die neue Parteileitung zur Geltung zu bringen begann, sobald die Wiener Regierung im Frühjahr 1917 zur Einberufung des Reichsrates genötigt war.

Nach dem Kriege hat sich dann dieser intelligente Selfmademan, der stets innerhalb der Arbeiterbewegung die Notwendigkeit der Bildungsarbeit betont hatte, als erster Schulminister Anspruch auf dauernde Anerkennung erworben. Es war notwendig, das Ministerium von innen her und administrativ von Grund auf auszubauen. Von ihm stammt die Formulierung der Devise: In der freien Schule ein freier Lehrer. Er hatte gleiches Verständnis für das Elementarschulwesen und die Volkserziehung wie für das Hochschulwesen. Unter seinem Regime wurden im Schulministerium die dauernden Grundlagen für die Laizisierung des tschechoslovakischen Schulwesens gelegt.

Als Sozialfürsorgeminister war Habrman bestrebt, die sozialen Errungenschaften der Nachkriegszeit zu erhalten und bereitete das grosse Werk der Sozialversicherung politisch vor.

Diese seine Verdienste wurden und werden auch ausserhalb des Rahmens seiner Partei anerkannt, um so eher, als sich Habrman allseitige Sympathien durch seine persönliche Anspruchslosigkeit, seine warmherzige Freundlichkeit und das innere Gleichgewicht eines Menschen zu erwerben verstand, der ein ungewöhnlich reiches, buntes und arbeitsames Leben hinter sich hatte.

*

Graf Ottokar *Czernin*, der am 4. April einem plötzlichen Schlaganfall in seiner Wiener Wohnung erlegen ist, war der letzte böhmische Adelige, der in die tschechische Geschichte eingegriffen hat. Er gehörte der deutschen sogenannten verfassungstreuen Gruppe des böhmischen Feudaladels an. Seine Aufnahme in den diplomatischen Dienst hatte sein Schwiegervater Graf Kinský durchgesetzt. Die tatsächliche diplomatische Karriere begann er im Jahre 1913 als Gesandter in Bukarest, wohin er auf Wunsch Erzherzog Franz Ferdinands gegangen war, dessen Vertrauen sich der selbstbewusste Aristokrat von feudalen Anschauungen zu erwerben vermochte, der viel gelesen und nachgedacht hatte, dabei in allem Dilettant blieb, ohne Kontakt mit dem wirklichen Alltagsleben. Alles, was im Wiener Belvedere oder in Konopiště geschah oder vorbereitet wurde, musste, wie Franz Ferdinand verlangte, vor allen Politikern im Reich streng geheimgehalten werden, und diese unter den Auserwählten gezüchtete Geheimnistuerei machte auch die Distanz zwischen Czernin und nicht nur den bürgerlichen, sondern auch den aristokratischen Politikern um so grösser. Diese stolze Weltfremdheit macht die Fehler und Inkonsequenzen, die sich Czernin in seiner Überschätzung der Wirksamkeit politischer Mittel und diplomatischer Spielereien und Kom-

binationen hat zuschulden kommen lassen, erklärlich. Er bagatellisierte überlegen die nationalrevolutionäre Bewegung innerhalb und ausserhalb der Grenzen der Monarchie, obwohl er den grössten Teil seines Lebens in Böhmen zugebracht hatte, wo seine Besitzungen lagen. Er schwankte zwischen einer Politik der Abschrekkung und der Verführung, die von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Eine gleiche Verständnislosigkeit für historische, politische und psychologische Realitäten bewies er auf aussenpolitischem Gebiete, indem er schliesslich Clemenceau zu jener rücksichtslosen Erklärung provozierte, mit der dieser die moralisch höchst zweifelhaften Mittel demaskierte, mit denen sich Wien am Ende zu retten versucht hatte, nachdem die Bemühungen um einen Separatfrieden erfolglos geblieben waren. Czernin war genötigt zu demissionieren und erst nach dem Kriege machte er einen letzten Versuch zur Rückkehr in die politische Aktivität. Er kandidierte als „Demokrat" in den österreichischen Nationalrat, in welchem er denn auch während einer Wahlperiode einen Sitz innehatte. Seine Unfähigkeit zur Mitarbeit in einem republikanischen Parlament zeigte sich dabei jedoch viel zu offensichtlich und Czernin wurde in den nächsten Wahlen nicht mehr kandidiert. Er lebte weiterhin als Privatmann und gab seine Erinnerungen heraus. Der Öffentlichkeit wurde sein Name erst wieder durch die Nachricht von seinem Tode in Erinnerung gebracht, durch welchen dem Leben eines typischen Repräsentanten des österreichischen Adels, der an dem Zersetzungsprozess eines unzeitgemässen politischen Regierungssystems bestimmend mitgewirkt hatte, ein Ende gesetzt wurde.

A. Pešl

Aussenpolitik

Die mitteleuropäische Frage, die Anfang April an die erste Stelle des Programms der nach London einberufenen Konferenz der Grossmächte gelangt ist, war in den letzten zwei Monaten selbstverständlich das aktuellste aussenpolitische Thema in den einzelnen Staaten des Donaugebietes. Sie sind in erster Linie interessiert an einer rationelleren Regelung der gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen, von welcher auch eine finanzielle Sanierung derjenigen unter ihnen abhängig ist, die auf ausländische Hilfe angewiesen sind, um ihren dringendsten Verpflichtungen nachzukommen. In unserer letzten vor der Beantwortung des Memorandum Tardieus durch die deutsche und die italienische Regierung geschriebenen aussenpolitischen Rundschau haben wir betont, dass erst das Zusammenspiel der Grossmächte den Weg zu den Verhandlungen über konkrete Vorschläge frei machen würde. Auf tschechoslovakischer Seite wurde gleich zu Beginn der Diskussion über die Voraussetzungen einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen den Donaustaaten darauf hingewiesen, dass Vorbedingung einer jeden solchen Aktion einerseits eine freiwillige Übereinkunft der fünf an einer solchen Gemeinschaft unmittelbar interessierten kleinen Staaten, andererseits die Zustimmung der in erster Linie interessierten Grossmächte sein müsse. Die tschechoslovakische Öffentlichkeit nahm also eine abwartende Stellung ein, ohne die Schwierigkeiten zu übersehen, die sich dem von der französischen Regierung vorgeschlagenen Plan in den Weg stellen kön-

nen. Nach der erfolgten Antwort aus Berlin und Rom sind die Schwierigkeiten um so deutlicher geworden. Beide Antworten lehnten, unter Geltendmachung von vielfach einander parallelen Argumenten, mehr oder minder offen einen auf die kleineren Donaustaaten beschränkten wirtschaftlichen Zusammenschluss ab und gaben einer Art augenblicklicher Nothilfsaktion den Vorzug vor einer organischen Lösung der mitteleuropäischen Wirtschaftsprobleme. In der deutschen Antwort wurde die Tschechoslovakei, die, wie in einer von amtlicher Stelle der Presse übergebenen Mitteilung erklärt wurde, ohne diese Hilfe bestehen könnte, überhaupt nicht erwähnt. Dieser Standpunkt der Berliner Regierung konnte natürlich keinen günstigen Widerhall in der Tschechoslovakei finden, die auf diese Weise gleichsam aus der mitteleuropäischen Gemeinschaft ausgeschlossen wurde, ohne dass dabei das deutsche Memorandum die wirtschaftlichen wie die politischen Faktoren der Republik hätte überzeugen können, dass der deutsche, ebenso wie der italienische Plan geeignet wären, eine zumindest augenblickliche Besserung in der Situation jener Staaten herbeizuführen, die aus dieser Hilfsaktion profitieren sollten.

Sofort nach seiner Rückkehr aus Genf, wo vor Ostern die Beratungen der Abrüstungskonferenz unterbrochen wurden, trug Minister Dr. Beneš am 22. März in den parlamentarischen Aussenausschüssen ein umfangreiches Exposé vor, in welchem er über die Ergebnisse der Vermittlungsaktion des Völkerbundes zwischen Japan und China informierte und den Verlauf und die Bilanz der Abrüstungsberatungen erläuterte. Zur Darlegung über die Vorschläge zu einer Regelung der Wirtschaftsverhältnisse in Mitteleuropa übergehend, machte er auf den Zusammenhang dieses aktuellen Problems mit den Versuchen einer Überwindung der Wirtschafts- und Finanzkrise Europas und der Welt aufmerksam, die keine sonderliche Aussicht auf einen Erfolg in absehbarer Zeit haben, da man z. B. nicht annehmen kann, dass die Lausanner Konferenz mehr als eine Verlängerung des Moratoriums bringen werde. Die finanzielle Unsicherheit in Europa würde infolgedessen andauern und die allgemeine Situation sich nicht bessern. Dadurch wird die Frage der Zusammenarbeit der kleineren zentraleuropäischen Staaten auf wirtschaftlichem Gebiete um so dringender. Die tschechoslovakische Regierung ist zu einer loyalen und freundschaftlichen Zusammenarbeit mit den mitteleuropäischen Staaten bereit, wobei irgendeine politische Aktion oder staatsrechtliche Organisation nicht in Betracht kommt. Ebenso erachtet sie Verhandlungen über eine Zollunion dieser Staaten für ausgeschlossen. Sie wird in keinerlei Verhandlungen eintreten, an denen nicht auch Rumänien und Jugoslavien teilnehmen würden. Voraussetzung des Erfolges ist eine Einigung zwischen den Grossmächten; falls sie nicht gelingt, ist die Tschechoslovakei entschlossen, sich an keinerlei Verhandlungen in dieser Richtung zu beteiligen.

Minister Beneš anerkannte die dauernden Vorteile des Tardieu-Planes, der Prinzipien aufstellt, welche den gleichen Wert, die gleiche Bedeutung und Richtigkeit ebenso in einem Jahr wie in zehn Jahren haben werden. Frankreich fordert, dass die Grossmächte sich klar für das Prinzip des politischen Desinteressements in Mitteleuropa aussprechen und die kleinen Staaten Mitteleuropas sich selbst überlassen, d. h., dass diese Staaten ihre Angelegenheiten poli-

tisch und wirtschaftlich in vernünftiger Weise selbst untereinander erledigen. Der gesunden Idee der europäischen wirtschaftlichen und finanziellen Rekonstruktion muss man freilich wirtschaftliche Opfer bringen und Frankreich bietet solche Opfer an, indem es für den Fall einer Verständigung zwischen den fünf mitteleuropäischen Staaten auf die Meistbegünstigungsklausel verzichten will und geneigt ist, jetzt und in Zukunft durch finanzielle Mittel zur Sanierung jener mitteleuropäischen Staaten, welche dessen bedürfen, beizutragen.

In seiner Stellungnahme zu dem deutschen Memorandum führte Minister Beneš aus, dass dieses von einer ganz entgegengesetzten politischen Linie ausgeht, einerseits aus politischen, anderseits aus wirtschaftlichen Gründen. Ohne es ausdrücklich auszusprechen, enthält es eine ganze politische Doktrin über die Entwicklung Mitteleuropas in der Zukunft. Deutschland befürchtet vor allem, dass eine derartige Aktion in Mitteleuropa Österreich in eine solche politische Situation bringen könnte, dass es zum Instrument der antideutschen Politik werden könnte. „Überhaupt betrachten die massgebenden deutschen Kreise eine ähnliche Aktion in Mitteleuropa als etwas, was einen antideutschen Stachel hat, namentlich auch deshalb, weil sie vielfach noch immer auch das heutige Zentraleuropa mit den Augen der Vorkriegspolitik betrachten, sich an der Spitze dieses Zentraleuropas sehen und die ganze nationale Emanzipationsbewegung der zentraleuropäischen kleineren Staaten nicht recht verstehen können, welche durch den Weltkrieg definitiv vollzogen ist.

Die Situation Zentraleuropas ist wesentlich verändert, die Vorkriegszeiten werden nicht mehr wiederkehren und nach meiner Ansicht sollte man dies auch in Deutschland begreifen. Die Entwicklung des heutigen Europa und seine Entwicklung in den nächsten Jahrzehnten wird die alten Vorkriegsanschauungen noch mehr überholen. Eine richtige und erfolgreiche Politik für sich und die andern kann nur derjenige machen, der es versteht, den Geist der Zeit zu erfassen und der mit ihm gleichen Schritt hält. Die mitteleuropäischen Staaten haben heute bereits voll ihre politische Reife erlangt und sind sich ihrer Souveränität, die sie eifersüchtig schützen, voll bewusst. Dies gilt in gleicher Weise von den Staaten der Kleinen Entente wie z. B. von Ungarn. Sie sind an Territorium und Einwohnerzahl, natürlichen Reichtümern und durch ihre reife nationale Kultur genügend stark, um darnach trachten zu können, in Mitteleuropa eine solche Position zu erlangen, wie sie z. B. heute Belgien, Holland oder die skandinavischen Staaten innehaben. Und von diesem Ziele werden sie und können sie in keinem Falle ablassen.

Darin ist die Kleine Entente für die Zukunft auch mit Ungarn solidarisch."

Nur eine solche deutsche Politik gegenüber den kleineren zentraleuropäischen Staaten kann in der Zukunft mit Erfolg rechnen, die in Zentraleuropa ein Milieu einfacher wirtschaftlicher Zusammenarbeit, kultureller Gegenseitigkeit und freundschaftlicher gegenseitiger Unterstützung suchen wird.

Minister Beneš betonte daher, dass er jede mitteleuropäische Politik, welche Österreich in irgendeine antideutsche Konzeption hineinziehen wollte, als grundsätzlich verfehlt betrachten würde. Die Tschechoslovakei wünscht keine derartige Konstellation, sie wünscht vielmehr mit Deutschland ein möglichst freund-

schaftliches politisches Verhältnis. Minister Beneš sprach sodann seine Überzeugung aus, dass sich Deutschland und die Tschechoslovakei vernünftig miteinander verständigen können, wenn sie diese Probleme mit genügender Objektivität und gutem Willen durchdiskutieren, wozu die Tschechoslovakei in jedem Falle bereit und vorbereitet ist.

Bei der Besprechung der von deutscher Seite geltend gemachten wirtschaftlichen Einwände konstatierte Minister Beneš, dass es sich hier im Grunde um Meinungsverschiedenheiten in der Abschätzung der Verhältnisse und Entwicklungsmöglichkeiten handelt und dass von deutscher Seite, wie es scheint, die Vorteile nicht genügend eingeschätzt werden, die in der Zukunft für Deutschland aus einer solchen Regelung in Zentraleuropa entspringen würden, wie sie das Memorandum Tardieus vorschlägt.

Als er die Gründe anführte, warum Italien keinen Grund zu Befürchtungen wegen der politischen und wirtschaftlichen Folgen einer besser organisierten Zusammenarbeit der kleineren Donaustaaten hat, betonte Minister Beneš, dass diese Staaten, sobald sie sich geeinigt hätten, notwendig einen richtigen Modus vivendi nicht bloss mit Deutschland, sondern auch mit Italien und den übrigen Staaten finden müssten. Es wird dies eine Notwendigkeit vor allem für die mitteleuropäischen Agrarländer sein, die sich über den Absatz der momentan überschüssigen landwirtschaftlichen Produkte einigen müssen.

Am Schlusse deutete Minister Beneš an, welches Vorgehen etwa am geeignetsten bei der Einleitung der Verhandlungen über ein mitteleuropäisches Präferenzsystem wäre. Falls die Grossmächte ihre Zustimmung dazu geben, werden die Vertreter der fünf mitteleuropäischen Staaten zusammentreten und im Falle einer Einigung würden die Verhandlungen mit den Grossmächten beginnen. Sehr deutlich machte er auf die Möglichkeit ernsthafter Schwierigkeiten aufmerksam, die zwischen den fünf mitteleuropäischen Staaten und namentlich zwischen den Grossmächten auftauchen können; dass man damit rechnen muss, dass diese sich überhaupt nicht einigen werden und es überhaupt zu keinerlei Verhandlungen kommen wird.

In diesem Falle wird die Tshechoslovakei in ihrer bisherigen Politik fortfahren. Sie wird nichts gewinnen, nichts verlieren. Sie wird mit ihren heutigen handelspolitischen Möglichkeiten rechnen und die Entwicklung der Situation in ihrer unmittelbaren und entfernteren Nachbarschaft abwarten, stets vorbereitet zu einer Mitarbeit, die nicht nur ihren eigenen Interessen entsprechen, sondern auch zugleich eine allgemeine Verbesserung der wirtschaftlichen und finanziellen Situation von ganz Zentraleuropa ermöglichen würde.

In die nach Ostern eröffnete Aussenausschussdebatte im Abgeordnetenhause und im Senat griffen die Redner fast aller Regierungs- und Oppositionsparteien ein, ihre Ausführungen wurden von Minister Dr. Beneš in beiden Ausschüssen mit einem Schlusswort beantwortet, in welchem er die einzelnen in seinem Exposé ausgesprochenen Grundthesen neuerlich erläuterte. Es ist selbstverständlich, dass die Redner der Agrarparteien, trotz Anerkennung der Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Annäherung der Donauländer, in erster Reihe die Interessen der landwirtschaftlichen Bevölkerung betonten, die durch eine unverhältnismässige Steigerung der Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus dem

Donaugebiet bedroht werden könnten. Die Vertreter der sozialistischen Parteien sprachen sich sehr entschieden gegen die Stärkung solcher autarktischer Tendenzen aus und gaben ihre volle Zustimmung zu den Bestrebungen und Aktionen kund. die auf eine wirtschaftliche Annäherung in Zentraleuropa hinzielen, durch die ein wichtiger Schritt vorwärts auf dem Weg zu einer entsprechenden Annäherung im europäischen Rahmen gemacht würde. Einen ausgesprochen positiven Standpunkt zu den Darlegungen Minister Beneš nahmen die deutschen Parteien ein, die seine Offenheit und Sachlichkeit bei der Konfrontation der einzelnen politischen und wirtschaftlichen Konzeptionen der mitteleuropäischen Aktion anerkannten. Ihre Sprecher, ebenso wie viele Vertreter der tschechoslovakischen Parteien, legten den grössten Nachdruck auf den Erfolg der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich.

Es wurden freilich auch Zweifel an dem günstigen Verlauf der Verhandlungen der Grossmächte nicht unterdrückt, um so mehr, als Minister Beneš auf die Möglichkeit des Scheiterns der Einigungsversuche vorbereitet hatte.

Der weitere Verlauf der Verhandlungen zwischen den Grossmächten, die schliesslich auf einer von MacDonald einberufenen Konferenz in London zusammengekommen waren, hat leider die Berechtigung und den Wert dieser nüchternen und kritischen Prager Stellungnahme bestätigt. Desto geringer war die Überraschung, als die Nachricht von der Vertagung der Londoner Konferenz der vier Grossmächte einlangte, die in ihren im voraus festgelegten Positionen verharrt hatten, so dass die Versuche, eine Annäherung zwischen dem von England unterstützten Standpunkte Frankreichs und der Stellungnahme einerseits Deutschlands und andererseits Italiens herbeizuführen, ergebnislos blieben. Die massgebenden tschechoslovakischen Kreise warnten auch vor übertriebenen Hoffnungen, die man auf die Verhandlungen hätte setzen können, in denen nach Ostern in Genf fortgefahren werden sollte. Auch dort zeigten sich einstweilen unüberbrückbare Gegensätze zwischen den Grossmächten, die keinen Ausweg aus der Sackgasse, in die sich die internationale Politik und Wirtschaft verirrt haben, zu finden vermögen. Was das eigentliche Donaugebiet anlangt, so bringen die nach der Vertagung der Genfer Viererkonferenz gemachten Kundgebungen der österreichischen und ungarischen Staatsmänner die schwierige Lage zum Ausdruck, in der sich gerade diese beiden Staaten befinden, und man kann sich nur schwer eine andere Möglichkeit vorstellen, als dass es in kurzer Zeit unausweichlich notwendig sein wird, von neuem die Voraussetzungen einer engeren wirtschaftlichen Zusammenarbeit dieser kleineren Staaten in Erwägung zu ziehen, an deren wirtschaftlichem Aufstieg ihre europäische Nachbarschaft ein unmittelbares Interesse hat. Die Tschechoslovakei rechnet einstweilen mit dem Stand der Dinge, wie er ist und bis jetzt war, und sorgt dafür, dass ihre eigenen Interessen möglichst wenig von der Disharmonie und den Störungen bedroht werden, gegen welche bis jetzt die Völker und Staaten keine genügend wirkungskräftigen Rettungsvorkehrungen zu finden imstande sind.

A. Pešl

Volkswirtschaft

I.

Durch die fortschreitende Wirtschaftsdepression werden in fast allen Zweigen der Wirtschaft Betriebsreduktionen und Arbeiterentlassungen verursacht, was aus der Zahl der Arbeitslosen (ca. 630.000) sowohl Ende Februar, als auch Ende März 1932 ersichtlich war. Diese Erscheinungen gehören zu den organischen Merkmalen der Krisis, welche auch bei den voll oder teilweise beschäftigten Beamten- oder Arbeiterkategorien in der Praxis zu Gehalt- und Lohnreduktionen führt. Grössere *soziale Kämpfe* finden aber meistens zur Zeit der steigenden Konjunktur statt, wo die Vertreter der Arbeitnehmer auch für die Arbeiter einen steigenden Anteil an den günstigen Wirtschaftsergebnissen erringen wollen. Obwohl derzeit die tschechoslovakische Wirtschaft sich in keinem Konjunkturaufstieg befindet, kam es im März 1932 zu grösseren sozialen Spannungen im nordböhmischen Kohlengebiet, welche zu einem dreiwöchigen Streike führten, an dem zur Zeit der grössten Streikintensität zirka 23.000 Kohlenarbeiter teilnahmen. Es war dies der grösste Streik des letzten Jahres, in dem es auch in anderen Wirtschaftsgebieten zu vorübergehenden sozialen Spannungen kam, die aber immer bald durch ein Kompromiss liquidiert wurden.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kohlengebiete verschlimmern sich von Jahr zu Jahr, wobei einige Komponenten zusammenwirken. Der fortschreitende Ausbau der Wasserkräfte schafft der Kohle neue Konkurrenz, die intensive wärmetechnische Rationalisierung in der Industrie hat den industriellen Kohlenbedarf herabgesetzt. Dazu kommt noch der ständig sinkende Kohlenexport, der auch lähmend auf die Kohlenförderung wirkt. Alle diese Komponenten haben bereits in der Konjunktur den Kohlenbedarf herabgedrückt, resp. seinen Aufstieg gebremst. Hiezu kommt jetzt der Einfluss der Wirtschaftsdepression und der wachsenden Ausfuhrschwierigkeiten, welche zu grösseren Betriebsreduktionen in der Industrie führen und dadurch den Industriebedarf an Kohle stark drücken, was sich in einer ständigen Senkung der Kohlenförderung in den vergangenen Jahren auswirkt.

Die Daten für das erste Jahresviertel zeigt folgende Tabelle (vergleichsweise für die Jahre 1929 bis 1932):

Erstes Quartal	Braunkohle	Steinkohle
	Tausend Waggons	
1929	573	414
1930	499	377
1931	455	335
1932	403	296
Gegen 1929 Abnahme	— 30%	— 28%

Diese rückläufige Bewegung in der Kohlenproduktion müsste auch dann eine ständige Verminderung der im

Kohlenbergbau beschäftigten Arbeiter nach sich ziehen, selbst wenn die technischen Methoden der Förderung unverändert geblieben wären. Es kam aber auch im tschechoslovakischen Kohlenbergbau, speziell bei der Steinkohle, zu einer intensiven Rationalisierung der Kohlenförderung. Der fortschreitende Ersatz der menschlichen Arbeit durch Maschinen und andere technische Einrichtungen (pneumatische Bohrer usw.) hatte zur Folge, dass auch für die Förderung derselben Menge Kohle eine ständig sinkende Anzahl von Menschen notwendig ist, so dass die Zahl der im Kohlenbergbau beschäftigten Arbeiter noch intensiver sinkt als die Kohlenförderung. Während im Jahre 1921 die Belegschaft der tschechoslovakischen Kohlengruben über 110.000 Mann betrug, ist sie jetzt weit unter 100.000 gefallen, wobei insbesondere die letzten 12 Monate intensiv zu ihrer Senkung beigetragen haben.

Die Zahl der Belegschaften betrug:

Belegschaften	März 1932	Abnahme gegen März 1931
Steinkohlenreviere	50.915	— 4.859
Braunkohlenreviere	31.856	— 2.974
Insgesamt	82.771	— 7.833

Die Tabelle zeigt die stark sinkende Tendenz der Zahl der im tschechoslovakischen Kohlenbergbau beschäftigten Arbeiter. Speziell im ersten Vierteljahr 1932 haben die Entlassungen stark zugenommen. Als es dann Mitte März im nordböhmischen Kohlenrevier zu einem Grubenunglück kam (Schacht „Koh-i-noor"), dem mehrere Menschenleben zum Opfer fielen, steigerte sich die Unruhe in den Revieren noch mehr. Mitten in diese Nervosität fielen weitere Kündigungen (Schacht „Humboldt II."), wodurch die sozialen Spannungen im Revier derart gesteigert wurden, dass es zu dem allgemeinen Kohlenstreik im ganzen nordböhmischen Revier kam, der einige Wochen die Aufmerksamkeit der politischen und wirtschaftlichen Öffentlichkeit fesselte. Dabei war es ein Streik, der von den Gewerkschaften nicht gewollt war, da ja ein Kohlenstreik im Frühjahr, zur Zeit des sinkenden Kohlenbedarfes, gewöhnlich wenig Aussichten auf Erfolg hat.

An der Liquidierung des Streiks beteiligten sich intensiv die Staatsorgane als Vermittler zwischen den Werkleitungen und den Arbeitnehmern, da es im öffentlichen Interesse lag, dass zur Zeit der allgemeinen verminderten Wirtschaftsintensität der Organismus der Wirtschaft nicht noch durch grössere soziale Kämpfe weiter erschüttert wird. Die Entlassungen auf Schacht „Humboldt II.", welche den unmittelbaren Anlass zur Streikbewegung gaben, wurden widerrufen und ausserdem wurden noch einige andere Massnahmen getroffen, welche die sozialen Auswirkungen der Kohlenkrisis mildern sollen. Doch ist damit nur das Ende des Streikes und die Lösung der momentanen Spannung ge-

lungen. Das Kohlenproblem als solches bleibt weiter in der Tschechoslovakei eine ernste Sorge sowohl dei Wirtschaftler als auch der Sozialpolitiker. Die *dauernden* wirtschaftlichen und technischen Kräfte, welche den Kohlenbedarf und noch intensiver den Bedarf der menschlichen Arbeit im Kohlenbergbau herabmindern, sind weiter tätig. Es sinkt die Kohlenausfuhr, der Fortschritt in der Wärmewirtschaft steht nicht still, es werden weiter grössere elektrische Hydrozentralen projektiert und gebaut, die nach ihrer Inbetriebsetzung eine weitere Zahl von Kohlenarbeitern vom Arbeitsmarkt ausschalten werden. Hier wären die zwei grossen im Bau befindlichen Projekte von Wasserkraftwerken zu nennen, von denen eines in Südmähren, das andere südlich von Prag bei Štěchovice in einigen Jahren als grosse neue Kraftquellen dienen werden.

Die Kohlenkrisis trifft sowohl das Braunkohlengebiet von Nordböhmen, als auch das Ostrauer Steinkohlengebiet. Diese beiden Gebiete sind in der Gegenwart und bleiben wahrscheinlich auch in der Zukunft Zentren von Arbeitslosigkeit und sozialen Sorgen, bis es praktisch gelingen wird, die im Kohlenbergbau frei gewordenen Arbeitskräfte in andere Wirtschaftsgebiete umzuleiten. Dies gilt insbesondere auch für die in diesen Gebieten heranwachsende junge Generation von Arbeitern, deren grosser Teil nicht mehr im Kohlenbergbau, sondern in anderen Wirtschaftszweigen seinen Unterhalt wird finden müssen.

II.

Die Auswirkungen der Wirtschaftskrisis finden wir nicht nur auf sozialen und wirtschaftlichen Gebieten. Ebenso intensiv zeigt sich ihre Wirkung in der finanziellen Gebarung der öffentlichen Verbände. Die Steuereingänge sinken und gleichzeitig erfordert eine Reihe von neuen Aufgaben (soziale Fürsorge, Arbeitslosenunterstützung usw.) neue steigende Ausgaben. Daraus resultiert die Notwendigkeit von grösseren Abstrichen und Ersparnissen in den bisherigen Ausgabeposten bei gleichzeitiger Erhöhung der bisherigen Steuern oder Einführung neuer Steuereinnahmen. Diese beiden Wege müssen beschritten werden, wenn das Gleichgewicht der öffentlichen Budgets erhalten oder wiederhergestellt werden soll. Wir haben bereits in den früheren Heften der „Prager Rundschau" eingehender über die Massnahmen berichtet, die ergriffen wurden, um das Gleichgewicht des tschechoslovakischen Staatsbudgets zu schützen. Die Ausgabenseite wurde im Budget für das Jahr 1932 um 520 Millionen Kč gegenüber 1931 bereits bei der parlamentarischen Erledigung des Budgets gekürzt. Im Dezember 1931 kam die teilweise Kürzung des dreizehnten Gehaltes der Staatsangestellten und im ersten Vierteljahr 1932 kam es zu weiteren Ersparnissen, deren Höhe über 150 Millionen Kč jährlich geschätzt werden kann. Die erzielten Gesamtersparnisse betragen demnach bei den bisherigen Ausgabeposten ca. ¾ Milliarden Kč jährlich gegenüber 1931.

Dafür erfordern einige andere Posten erhöhte Ausgaben, so z. B. die Arbeitslosenunterstützung, die in allen ihren Formen im Jahre 1931 insgesamt ca. 450 Millionen Kč staatlicher Mittel erforderte, während im Jahre 1932 mit einer Verdoppelung dieses Betrages gerechnet werden kann. Es muss daher das Gleichgewicht des Staatshaushaltes auch von der andern Seite, d. i. durch Erhöhung der sinkenden Staatseinnahmen erzielt werden. Bereits Ende 1931 kam es zur Einführung eines pro-

gressiven Zuschlages zur Einkommensteuer.

Im April 1932 kam es zur Einigung über die Vorlage, welche eine 50prozentige *Erhöhung der Umsatzsteuer* brachte. Die Umsatzsteuer betrug bisher in der Tschechoslovakischen Republik 2%, mit Ausnahme der Nahrungsmittel, die mit einer einprozentigen Umsatzsteuer belastet waren. Ausserdem war die Umsatzsteuer bei einer Reihe von Betriebszweigen pauschaliert. Von der jetzt erfolgten Erhöhung auf 3% werden nur diejenigen Warengattungen betroffen, welche bisher der 2prozentigen Umsatzsteuer unterworfen waren, während für Getreide und andere Lebensmittel weiter die einprozentige Umsatzsteuer in Geltung bleibt.

Die Vorlage über die Erhöhung der Umsatzsteuer war stark umstritten, da die parlamentarischen Vertreter des kaufmännischen Mittelstandes zuerst jeder Erhöhung der Umsatzsteuer feindlich gegenüberstanden. Um diesen Gegnern der Vorlage entgegenzukommen, wurde eine Bestimmung aufgenommen, wonach selbständige Gewerbetreibende und andere der Umsatzsteuer unterliegenden Steuerzahler von der jetzigen Erhöhung befreit sein sollen, wenn ihr Jahresumsatz niedriger als 100.000 Kč wäre. Diese Grenze wurde im Laufe der parlamentarischen Verhandlungen auf 150.000 Kč erhöht. Durch diese Bestimmung wird natürlich der erwartete Mehrertrag der Steuererhöhung stark herabgesetzt. Neben dieser dem kleinen Gewerbetreibenden und Handel dienenden Ausnahme bestimmt noch das neue Gesetz, dass Verkaufsstellen von Grossunternehmungen noch einen 50prozentigen Zuschlag zur Umsatzsteuer für den von ihnen erzielten Umsatz zahlen müssen. Von dieser Bestimmung sind nur Verkaufsstellen von genossenschaftlichen Unternehmungen befreit.

Die Kämpfe um die konkreten Bestimmungen der Umsatzsteuervorlage führten zu dem paradoxen Ergebnis, dass zwar die Gewerbepartei die verlangte Befreiung der kleinen Umsätze erreichte, nachher aber trotzdem aus der Regierungskoalition austrat.

Die Diskussionen über die Erhöhung der Umsatzsteuer haben klar gezeigt, dass diese volkswirtschaftlich ungünstige Steuerart nur deswegen durchdringen konnte, weil die Not der öffentlichen Finanzen eine rasche Lösung erforderte, welche ohne grössere technische Belastung der Steueradministration eine fühlbare Erhöhung der Staatseinnahmen ermöglicht.

Nach der Umsatzsteuererhöhung werden noch andere Vorlagen folgen, welche neue Steuern einführen werden. So steht bereits seit Wochen der Vorschlag des Fürsorgeministeriums zur Diskussion, nach dem ein *Arbeitslosenfond* errichtet werden soll, dem selbständige Einnahmen aus besonderen Einnahmequellen zufliessen sollen und der diese Mittel zur planmässigen Arbeitslosenunterstützung verwenden wird. Es ist z. B. geplant, dass die Industrieunternehmungen einen bestimmten Prozentsatz der ausgezahlten Lohnsumme (zugestanden ist jetzt 1%) an den Fond abführen sollen. Die landwirtschaftlichen Kreise wehren sich gegen jede Beitragsleistung und behaupten, dass in der Landwirtschaft keine Arbeitslosigkeit besteht.

Die Höhe der der Krankenversicherung im vergangenen Jahre zu Grunde liegende Lohnsumme war ca. 18 Milliarden Kč, sie dürfte nach Abzug der landwirtschaftlichen Löhne und unter Berücksichtigung des Produktionsrückganges der Industrie im Jahre 1932 höchstens 15 Milliar-

den Kč erreichen. Der einprozentige Beitrag zum Arbeitslosenfonds dürfte daher ca. 150 Millionen Kč betragen. Dieser Betrag beträgt nur einen kleinen Bruchteil des für die Arbeitslosenunterstützung im Jahre 1932 notwendigen Betrages (ca. eine Milliarde Kč).

Zur Zeit, da dieser Bericht geschrieben wird, scheint man wieder von der Idee eines Arbeitslosenfonds abzukommen. Es würden die Beiträge direkt in die Staatskasse fliessen, wobei es wahrscheinlich doch auch zu einer niedrigen Beitragsleistung der Landwirtschaft kommen würde. Dies geschähe nach den letzten Kombinationen derart, dass die kleinen Landwirte unter 20 ha vom Beitrag befreit, die Güter von der Grösse zwischen 20 bis 50 ha mit ½% und darüber mit 1% der ausgezahlten Lohnsumme zu Gunsten der Arbeitslosen besteuert wären.

Prinzipiell wird gegen diese finanzielle Konstruktion eingewendet, dass sie bloss die menschliche Arbeit besteuert, während die maschinelle Arbeit steuerfrei bleibt. Es würden also Unternehmungen mit intensiv durchgeführter Rationalisierung und niedrigem Arbeiterstand weit weniger an Arbeitslosenbeiträgen abführen, als Unternehmungen mit demselben Produktionswert, welche weniger rationalisiert haben und daher relativ zum Produktionswert mehr Arbeiter beschäftigen. Die Besteuerung nach der ausgezahlten Lohnsumme ist von diesem Standpunkt daher abzulehnen, da sie Unternehmungen weniger belastet, welche durch eine intensive Rationalisierung Arbeitskräfte freigesetzt und dadurch zur Erhöhung der Arbeitslosigkeit beigetragen haben, während Unternehmungen, welche weit weniger durch Arbeiterentlassungen zur Erhöhung der Arbeitslosigkeit beigetragen haben und deswegen einen relativ höheren Arbeiterstand aufweisen, mehr besteuert werden. Es wäre daher eine Besteuerung nach dem Produktionswert volkswirtschaftlich richtiger, da hiedurch keine Prämie entstünde, die weiter zur überstürzten Tendenz beiträgt, die menschliche Arbeit durch Maschinen zu ersetzen, was insbesondere zur Zeit der grossen Krise auf dem Arbeitsmarkt schädlich ist, wo die entlassenen Arbeitskräfte keine Möglichkeit haben, in anderen Unternehmungen Arbeit zu finden.

Diese Erwägungen dürften jedoch nicht mehr in letzter Stunde den bisherigen Plan ändern, der übrigens selbst von seinen Autoren als Provisorium angesehen wird, da zur finanziellen Beitragsleistung noch eine Reihe anderer Quellen wird herangezogen werden müssen, wenn der grosse zur Arbeitslosenunterstützung notwendige Aufwand durch selbständige Einnahmen gedeckt werden soll.

M. Bitterman

Die anthropologische Forschung in der Tschechoslovakei

Die Geschichte der Anthropologie im engeren Sinne des Wortes beginnt eigentlich erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als *Linné* den Menschen in sein „Systema naturae" aufnahm und *Buffon* in seiner „Histoire naturelle générale" ihn und seine Rassen eingehend beschrieb. Einzelne Probleme freilich, die in den Rahmen des Programms der heutigen Anthropologie fallen, sind schon früher Gegenstand der Beobachtung gewesen, die dann zu Schlüssen führten, die den damaligen Kenntnissen und der jeweiligen Weltanschauung entsprachen. Zu einer genaueren Kennt-

nis des menschlichen Körpers ist es aber erst dann gekommen, als man begann, ihn zu sezieren, was etwa zu Beginn des 14. Jahrhunderts geschehen ist. Die Sektion des menschlichen Körpers war jedoch lange Zeit eher ein interessantes Schauspiel für hohe eigens dazu geladene Gäste, als eine Übung für Mediziner. Der Professor sezierte gewöhnlich nicht einmal selbst, sondern erläuterte nur die Befunde, indessen sein Gehilfe, der Prosektor, sezierte, wie es auf dem Bilde dargestellt ist, das die von Seb. Chr. Zeidler im Jahre 1685 in Prag ausgeführte Sektion zeigt. Jesenský hat den Prager Magistrat wiederholt ersucht, Verbrecher am Leben zu erhalten, bis es möglich sein würde, ihre Körper „ad usum anatomicum" zu verwenden. Die erste Sektion wurde in Prag an der Leiche eines Gehängten in den Tagen vom 8.—12. Juni 1600 vollzogen. Jesenský hat sie ausführlich in einem in Wittenberg 1601 erschienenen Buche beschrieben.

Als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das tschechoslovakische Volk wieder dazu gelangte, auch auf dem Felde der wissenschaftlichen Forschung der Welt mitzuwirken, waren im Bereich der Anthropologie anfangs *Buffon*, *Blumenbach* und *Cuvier* die Vorbilder für die ersten Naturforscher, vornehmlich für Jan Svatopluk *Presl*, der in seinem „Ssavstvo" (Die Säugetierwelt, 1834) auch vom Menschen handelte, wobei er nur stellenweise seine eigenen Beobachtungen hinzufügte. Er war Doktor der Medizin und Professor der Naturwissenschaften an der medizinischen Fakultät der Prager Universität. Aber schon vor ihm hatte Antonín Jan *Jungmann* im Jahre 1831 im 11. Band des „Krok" eine „Nauka o člověku či anthropologie" (Wissenschaft vom Menschen oder Anthropologie), d. i. einen für die damalige Zeit bemerkenswerten Gesamtüberblick über den Menschen und seine Rassen veröffentlicht. Der „Krok" war eine Art enzyklopädischer Zeitschrift, die im Jahre 1821 gegründet worden war und zu der Purkyně ein Vorwort geschrieben hatte.

In die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fallen auch die ersten wissenschaftlichen Erörterungen über die Anfänge der Menschheit, über den Urmenschen usw. In dem damaligen kleinen Kreis tschechischer Männer, die der Wissenschaft anhingen, fand sich für jedes Gebiet immer jemand, der es pflegte. Hier war es Jan Slavomír *Tomíček*, der im Jahre 1834 in der „Česká Včela" seine „Známky dávné vzdělanosti národů" (Merkmale der ehemaligen Kultur der Völker) und namentlich im Jahre 1846 mit Hilfe der Matice Česká die umfangreichere, wenn auch kompilierte Schrift „Doba prvního člověčenstva" (Die Epoche der Urmenschheit) veröffentlichte. Er schilderte darin die Entwicklung des Menschen von seinen Anfängen, da er noch keine Sprache kannte und völlig wie ein Tier lebte, keine sozialen Verbände hatte, da Holz und Stein seine einzigen Waffen, ein Baum oder eine Höhle seine Wohnung waren. Weiter handelte er vom Kindheitsalter der Menschheit, wie es noch bei den Australiern erhalten geblieben ist. und schliesslich vom Menschen auf den höheren Stufen der Zivilisation. Das Buch hat dem Verfasser wegen seiner vermeintlichen antireligiösen Tendenz viele Schwierigkeiten bereitet.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts trat die Naturphilosophie auch in Bestrebungen in die Erscheinung, die man dem Gebiet der Psychoanthropologie zuordnen könnte. Ich meine Lavaters Physiognomik und Galls

Phrenologie. Diese Bestrebungen sind auch nach Böhmen gelangt, wovon zwei ziemlich umfangreiche Sammlungen von Abgüssen von Schädeln und Köpfen zeugen, von denen eine im Prager Landesmuseum aufbewahrt wurde und von da in das Anthropologische Institut gelangt ist, während sich die zweite im heutigen deutschen anthropologischen Institut befindet. Eine grosse Zahl dieser Abgüsse, die verschiedene, nur zum Teil bekannte Personen darstellen, ist englischen Ursprunges und ist sicher mit grossen Kosten beschafft worden. Es ist anzunehmen, dass sie dem Museum von einem der Adeligen gestiftet worden ist, die der Wiege des Institutes nahegestanden haben, Dass die Phrenologie in Böhmen zahlreiche Anhänger hatte, wird auch dadurch bezeugt, dass der englische Phrenologe *Noel* im Jahre 1839 den Versuch machte, in Prag eine phrenologische Gesellschaft zu gründen und dass im Jahre 1840 der bekannte medizinische Schriftsteller Dr. V. *Staněk* einen „Krátký přehled leboslovi" (Kurzer Überblick über die Schädellehre, mit einer Tabelle nach Combe) herausgegeben hat.

Wie anderwärts, so wurden auch hier verschiedene Versuche unternommen, die Schädellehre in abgeänderter Form zu retten, und so hat auch der bekannte Philanthrop Dr. K. S. *Amerling* später in den siebziger Jahren ihre Grundsätze benutzt, um sein kranio-psycho-symbolisches System der menschlichen Charaktere aufzubauen. Dagegen hat J. E. *Purkyně* schon früh (1828) einen ablehnenden Standpunkt gegenüber der Lehre Galls eingenommen.

Purkyně steht im Vordergrund der tschechischen Gelehrten, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Verdienste um die anthropologische Wissenschaft erworben haben. Und zwar nicht nur durch seine histologischen und physiologischen Detailstudien, die ihm einen Weltruf eingetragen haben, sondern vor allem durch seine Gesamtkonzeption und einige rein anthropologische Leistungen. Im Jahre 1828 setzte er an die erste Stelle seines Vorlesungsprogrammes die Anthropologie als einleitende Wissenschaft jedweder Physiologie. In seinem Artikel „Anthropologie", den er für das „Encyklopädische Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften" (1828) geschrieben hat, handelt er von dieser Wissenschaft zwar nur allgemein, wobei er eine Definition und eine Klassifikation der Wissenschaften gibt, während der zweite Teil des Artikels, der von der Anthropologie im engeren Sinne handelt, von seinem Schwiegervater Professor *Rudolphi* stammt. Aber sonst bewies Purkyně lebhaftes Interesse für diese Disziplin. Schon im Jahre 1825 hatte er seine Schrift über die vesicula germinativa des Vogeleis dem damals berühmten Anthropologen J. F. Blumenbach zu dessen fünfzigjährigem Doktorjubiläum gewidmet. Seine Beziehungen zu diesem Gelehrten und dem schwedischen Kraniologen Retzius brachten ihn offenbar dazu, beim Prager physiologischen Institut eine Schädelsammlung anzulegen, die nach seinem Tode in den Besitz des anatomischen Institutes der Deutschen Universität gelangt ist. Seiner Anregung folgend, befasste sich sein Assistent Dr. E. *Grégr* mit der Erforschung der böhmischen vorgeschichtlichen und rezenten Schädel und schrieb die erste tschechische kraniologische Abhandlung „O lebkách člověčích vůbec a slovanských zvláště" (Über menschliche Schädel überhaupt und slavische insbesondere, 1858), deren Ergebnisse J. E. *Vocel*, A. V. *Šembera* und E. *Kusný* bei ihren Studien über die Ausbreitung der alten Slaven benutzt

haben. Die Kraniologie interessierte Purkyně soweit, dass er einen Winkelmesser konstruierte, um den Winkel messen zu können, dem der französische Anthropologe Quatrefages eine besondere Bedeutung für die Beurteilung mongolischer Schädel beimass. Wahrscheinlich hat auch auf eine Anregung Purkyněs sein erster Assistent Dr. Jan N. *Čermák*, der spätere Erfinder des Kehlkopfspiegels, im Jahre 1851 zum ersten Male mit grossem Erfolg die Gewebe zweier ägyptischer Mumien im Prager Landesmuseum untersucht.

Damals stand die Anthropologie an der Schwelle der Prager Universität, aber ihre Zeit war noch nicht gekommen. Čermák widmete sich später ausschliesslich der Physiologie und entfremdete sich seiner Nation. Grégr, der ein eifriger Patriot war, wurde von Wien aus bedeutet, dass ihm, als einem radikalen Tschechen, auf der akademischen Laufbahn keine Zukunft blühe. Er gab die Assistentenstelle auf und ging zur Politik.

Aber der Name Grégr verdient noch aus einem anderen Grund eine Erwähnung. Man kann ihn nämlich zu den Vorgängern Darwins zählen. Drei Jahre vor der Veröffentlichung des Darwinschen Buches über den Ursprung der Arten, nämlich im Jahre 1856, hatte Grégr in der Zeitschrift „Živa" einen Artikel „Člověk v poměru k živočišstvu" (Der Mensch in seinem Verhältnis zur Tierwelt) geschrieben, worin der Entwicklungsgedanke völlig ausgesprochen ist. Nach dem Auftreten Darwins war Grégr der erste, der sich den Anhängern der Entwicklungstheorie anschloss. In der Zeitschrift „Květy" (Jahrg. I., 1865—66) veröffentlichte er einen Beitrag unter dem Titel: „Darwin o vznikání rostlin a živočichů na zemi naší" (Darwin über die Entstehung der Pflanzen und Tiere auf unserer Erde) und weiterhin eine soziologische Studie „Věčný boj" (Der ewige Kampf), worin der Krieg vom naturwissenschaftlichen Standpunkt erklärt wurde.

Die neuen Impulse, die die Entwicklungstheorie den Naturwissenschaften gegeben hatte, machten sich auch in der tschechischen anthropologischen Forschung geltend. Vor allem erwachte ein besonderes Interesse für den Urmenschen und den vorgeschichtlichen Menschen, an deren Skeletten man verschiedene Merkmale der Inferiorität suchte. Im Jahre 1871 wurde der Brüxer Schädel gefunden, dessen diluviales Alter freilich von J. N. *Woldřich* bestritten wurde. In den achtziger Jahren folgten der Schädel von Podbaba (beschrieben von Frič), die Skelettreste in der Höhle von Hlubočepy *(Kořenský)*, den Prachover Felsen *(L. Šnajdr)*, in Sudslavice *(Woldřich)*, der Kiefer von Šipka (K. J. *Maška*), der erste Brünner Schädel (*Makowsky*), dann in den neunziger Jahren die schönen Funde von Předmostí (durch J. *Wankel* und J. *Maška)* und Mladeč (durch *Sombathy)* u. a.

Das Interesse für Skelettreste aus prähistorischen Gräbern wurde übrigens auch durch das intensive archäologische Studium gefördert, das durch die reichen Funde in den böhmischen Ländern belebt worden war. Die Archäologen erwarteten von der Anthropologie, namentlich von der Kraniologie, Hilfe für die Feststellung der Herkunft und der Rassenzugehörigkeit der prähistorischen Völker, deren Überreste in den Gräbern zutage gekommen waren.

Das war auch das Hauptmotiv, mit dem Lubor *Niederle* im Jahre 1889 seinen Antrag begründete, beim Landesmuseum in Prag eine anthropologische Abteilung zu errichten. Damals herrschte begreiflicherweise eine enge Verbundenheit und Zu-

sammenarbeit zwischen prähistorischer Archäologie und physischer Anthropologie, was auch darin zur Geltung gelangte, dass gemeinsame internationale Kongresse veranstaltet wurden, dass sich hervorragende Anthropologen gleichzeitig mit Prähistorie beschäftigten und umgekehrt, wie z. B. Virchow, J. Ranke, in Böhmen J. *Wankel*, *Rýzner*, Bř. *Jelínek*, *Palliardi*, K. *Čermák* u. a. Von da aus ist auch verständlich, dass sich L. Niederle im Jahre 1891 an der Karls-Universität für Prähistorie und Anthropologie habilitiert hat, wobei erwähnt zu werden verdient, dass es Prof. *Masaryk* gewesen ist, der dem jungen Dozenten die Anthropologie empfahl, der zum Studium der Prähistorie wiederum durch soziologische Seminararbeiten geführt wurde.

Im Jahre 1891 begann eine neue Phase der anthropologischen Studien, die namentlich durch drei Umstände hervorgerufen worden ist: Die *Landesausstellung vom Jahre 1891* und die Vorbereitungen für die *Ethnographische Ausstellung des Jahres 1895* weckten nicht nur ein starkes ethnographisches Interesse, sondern führten auch zu einer anthropologischen Massenuntersuchung der tschechischen Bevölkerung in Böhmen und Mähren. Wer sich dieser Zeit erinnert, kann bezeugen, dass damals das ganze Volk bestrebt war, auf der Ethnographischen Ausstellung eine möglichst vollkommene Veranschaulichung seines ganzen Daseins zu erlangen. Mit Hilfe des Opferwillens der Lehrerschaft z. B. wurden über 100.000 Kinder eingehend gemessen und beschrieben, ja auch statistisch wurden die Daten verarbeitet. Dabei gab es damals noch keine Schreib- u. Rechenmaschinen. Alles geschah nur auf die blosse Aufforderung des Ausstellungs - Ausschusses, opferwillig, ohne Entgelt, ja ohne Ersatz des Portos und anderer Auslagen. Ähnlich wurden anthropometrische Daten für Erwachsene und andere Ausstellungsgegenstände beschafft.

Der zweite Umstand, der eine Vertiefung und einen Aufschwung der anthropologischen Studien bewirkte, war *ihre Einführung an der Universität* durch die schon erwähnte Dozentur Niederles im Jahre 1891. Damit hing auch drittens zusammen, dass *intime Beziehungen zum Auslande* hergestellt wurden, die Niederle damit eingeleitet hatte, dass er während seiner Vorbereitung auf die Lehrtätigkeit eine gewisse Zeit bei J. Ranke in München und längere Zeit an der Pariser Anthropologischen Schule gearbeitet hatte.

Die Einführung der Anthropologie an der Universität bedeutete, dass sie fernerhin durch Fachleute gepflegt, dass ein wissenschaftlich geschulter Nachwuchs herangezogen und besonders, dass ihr Programm systematisch auf alle ihre Abteilungen ausgedehnt wurde. Aber alsbald zeigte sich, dass die Verbindung mit der prähistorischen Archäologie infolge des Umfanges des Stoffes schwierig sei. Als dann im Jahre 1898 Niederle zum ausserordentlichen Professor ernannt worden war, widmete er sich weiterhin der prähistorischen Archäologie und der slavischen Ethnographie, während ich mich nach seinem Rat im J. 1897 für physische Anthropologie und Demographie habilitierte.*)

Im Jahre 1923 wurde an der Masaryk-Universität in Brünn ein zweites anthropologisches Institut errichtet,

*) Über die wissenschaftliche Tätigkeit Prof. J. Matiegkas unterrichtet der Artikel von Prof. V. Suk in der „Chronik" dieses Heftes. Der Artikel Prof. Matiegkas ist in gekürzter Fassung dem Sammelwerk „Vývoj české přírodovědy" (Entwicklung der tschechischen Naturwissenschaft) entnommen, herausgegeben unter der Redaktion Dr. L. Viniklář vom Přírodovědecký klub in Prag aus Anlass seines 60jährigen Bestehens (Prag 1931). (D. Red.)

zu dessen Direktor Prof. V. *Suk* ernannt wurde. Die Tätigkeit Prof. Suks und seine Reisen nach Afrika und Labrador zeugen davon, dass die tschechoslovakische anthropologische Forschung ihr Programm immer mehr erweitert und die Grenzen ihrer Heimat weit überschritten hat. Durch die Fonds, die Dr. Aleš *Hrdlička* zum Gedächtnis seiner Gattin gewidmet hat, ist die Anthropologie in der Tschechoslovakei in einer Weise mit Mitteln ausgestattet, dass erwartet werden darf, dass die weiteren Blätter ihrer Geschichte mit der Schilderung eines gedeihlichen Fortschrittes und reicher Erfolge angefüllt werden. *J. Matiegka*

Neue Musikeditionen

Die tschechoslovakische Publikationstätigkeit auf musikalischem Gebiet ist hauptsächlich in der „Hudební Matice" der „Umělecká Beseda" konzentriert, die darauf bedacht ist, mit der neuen Produktion Schritt zu halten. Es ist dies ein Verlag mit alter Tradition, der vor siebzig Jahren durch eine Selbsthilfeaktion tschechischer Komponisten geschaffen wurde und ständig die Kontinuität einer ununterbrochenen Entwicklung aufrecht erhält. In der achtunggebietenden Reihe von Editionen der letzten zwei Jahre, von denen ein grosser Teil im Selbstverlag der Autoren und nur in Kommission des Verlages erschienen ist, überwiegen Kammermusik-Werke und Klavierkompositionen. Die Liederliteratur bleibt durchaus in der Minderheit. Unter ausdruckslosen und im grossen und ganzen eklektischen Arbeiten stossen wir auf eine Reihe von Kompositionen, die durch ihre Qualität und ihr Streben nach einer Zukunftsorientierung für die gegenwärtige Entwicklung der tschechoslovakischen Musik bestimmend sind. Wir finden hier die bekannten Namen: Ladislav *Vycpálek*, K. B. *Jirák*, Emil *Axman*, Boleslav *Vomáčka*, Vilém *Petrželka*. Daneben auch einige neue Namen: Pavel *Bořkovec*, Fr. *Bartoš und* Jos. *Plavec*. Unter den letzten Editionen nehmen am meisten gefangen *Vycpáleks* Kompositionen für Kammermusik; die „Stafette" Vilém *Petrželkas*, ein Zyklus von fünf Liedern für Gesang und Streichquartett; ein Duo von B. *Vomáčka*, die „Fünf Klavierkompositionen" von E. *Axman* — und der zwar ältere, aber beachtenswerteste Liederzyklus unserer modernen Literatur, K. B. *Jiráks* „Erwachen" (Texte von J. Wolker) aus dem Jahre 1925. Von den übrigen Erscheinungen seien noch verzeichnet: das von Suk beeinflusste Streichquartett Fr. *Píchas* und der Klavierzyklus M. *Krejčís* „Aus dem Leben" aus dem Jahre 1920-21. St. *Goldbach* hat unter dem Titel „Poesie" kleine Klavierkompositionen veröffentlicht, Fr. *Bartoš* „Caprices" und Pavel *Bořkovec* eine Klaviersuite. Die beiden letzten modern orientierten Komponisten stehen bereits völlig ausserhalb der heimischen und romantischen Tradition. Von Liedern liegt ein Zyklus Milan *Balcars* vor: „Lieder des Einsamen" op. 9, Fr. *Bartoš'* „Drei Lieder nach französischen Gedichten" und J. *Plavec'* Liederzyklus (Text von J. Wolker). Verhältnismässig am zahlreichsten vertreten ist die Chorliteratur, die noch immer, dank der reich entfalteten und hoch entwickelten Tätigkeit der tschechoslovakischen Gesangsvereine ständig Absatz findet.

Das symphonische Gedicht „Jugend" von B. *Vomáčka* ist eines der letzten symphonischen Werke, das als Neuheit aufgeführt wurde und dessen Klavierauszug die „Hudební

Matice" herausgegeben hat. B. Vomáčka, der vorwiegend Vokal- und Kammermusik komponiert, hat mit ihm sein erstes grosses symphonisches Werk publiziert. Es ist älteren Datums, der damals 27jährige Komponist hat es in den Jahren 1914—1916 geschrieben, aber wegen der schwierigen und anspruchsvollen Gesangspartie ist es unaufgeführt geblieben. Erst im Jahre 1930 hat er es neu instrumentiert, und in dieser neuen Redaktion hat man es im vergangenen Februar aufgeführt. Das Werk ist also mit bedeutender Verspätung an die Öffentlichkeit gelangt. Es ist eine stürmisch schwungvolle Apotheose der Jugend, durch das gleichnamige Gedicht Antonín Sovas inspiriert. Mit seinem Charakter und seiner umfangreichen Form, der Massivität der Mittel sowie mit seinem Gefühlsinhalt und Stil gehört es der Zeit seiner Entstehung an, in welcher die symphonischen Dichtungen Richard Strauss', hierzulande vor allem Vítězslav Novák, die Entwicklung bestimmend beeinflussten. Diese Einflüsse zeigen sich bei Vomáčka mehr indirekt, vor allem im Charakter des Instrumentaltones, der nicht die Ausdruckskraft der rein vokalen Partien hat, und verrät sich in der spielerischen, eher äusserlich aufgetragenen Instrumentalfärbung. Das Werk ist jedoch aus einem starken persönlichen Erlebnis und spontanen Gefühl entsprungen. Die melodische Invention fliesst ohne Störung, so dass der Komponist sich nirgends mit rein äusserlichen Illustrationen oder mit Toneffekten behelfen muss. Das eigentliche Rückgrat und die Grundlage seiner musikalischen Inspiration bilden die technisch komplizierten und doch ungewöhnlich sangbaren und kernigen Gesangchöre, die die mächtige Gefühlsexaltation, die noch alle Elastizität und allen Reiz der Jugend in sich trägt, zu hochgeschwungenen melodischen Linien emporwölbt. Das Werk zeigt grosse Gefühlsdimensionen, die ein charakteristisches Merkmal der Musikalität Vomáčkas sind. Vorzug und Bedeutung dieses Jugendwerkes Vomáčkas, seines ersten Versuches von solchem Ausmass, beruhen darin, dass Vomáčkas musikalische Invention, seine Ideenfülle und sein technisches Vermögen überall für die ungeheuren Flächen und den äusseren Umfang des Werkes ausreichen. Er leitet das Werk mit einer heftig vorwärtsstürmenden Fanfare ein, nach einer kurzen instrumentalen Einleitung exponiert er sogleich die Chöre, die dann den ganzen Strom von Tönen treiben. In den Chören steht Vomáčka auf dem Boden seiner eigentlichsten Ausdruckskunst. Die ganze, nur durch kurze instrumentale Zwischenspiele zäsurierte Komposition hält in bewundernswerter Weise die ursprüngliche Gefühlsspannung fest, nirgends geht ihr der Atem bei dem Aufstieg zu einem hymnischen Gipfel aus. Das volle Orchester und der durch Orgelmusik getragene grosse gemischte Chor bilden einen grandiosen Abschluss. Die äussere Monumentalität entspricht der inneren Harmonie und Spannung des Werkes, es zeigt in dieser Hinsicht nicht alltägliche psychische und stilistische Einheitlichkeit und mächtige Wirkung, die es würdig machen, sich in eine Reihe mit den analogen jüngeren Werken V. Nováks, J. Suks und der jüngeren Generation von Altersgenossen Vomáčkas zu stellen. Vomáčka hat sich bisher auf Werke von Kammermusik- und Chor-Format beschränkt und hat erst hier mit gutem Erfolge das Gebiet der symphonischen Musik betreten.

Ein anderer Komponist, ein Altersgenosse Vomáčkas, der aus anfänglicher vokaler Komposition zu

den Problemen instrumentaler Form heranreift, allerdings in einer grundsätzlich verschiedenen, moderneren und extremeren Weise, ist Ladislav *Vycpálek*, eine der eigenartigsten Persönlichkeiten in der tschechischen Musik, ein hervorragender Repräsentant der modernen tschechischen Lieder- und Chorliteratur. Vor kurzem hat er seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Er ist ähnlich wie Vomáčka aus der Schule Nováks hervorgegangen und gehörte zu den Novák am nächsten stehenden Schülern. Er stand dem Lehrer durch den ganzen Ernst und die Zähigkeit nahe, mit der er sich mit den Zeitproblemen auseinandersetzte, und durch die Konsequenz, mit der er zu jedem neuen Stilprinzip Stellung zu nehmen suchte. Er war mit ihm darin sozusagen blutsverwandt, wie er mit dem Volkslied zusammengewachsen war, dessen Elemente er als grundlegenden Bestandteil in seine musikalische Sprache herübergenommen hat. Und wie bei Novák, reift auch bei ihm ein Werk erst in langen Etappen heran, entwickelt sich stets aus einem kleinen Keim zum grossen synthetischen Werk, worauf die gelösten Probleme hinter neuen Versuchen und neuen Experimenten zurücktreten. Auf dem Scheitelpunkte seiner vokalen Konzeption und Technik steht seine „Kantate von den letzten Dingen des Menschen", nach deren Beendigung er sich im Jahre 1928 Instrumentalkompositionen für Kammermusik zuwandte, eine Abkehr von der Ausdrucksmusik zur reinen, objektiven Musik. Dieser Bruch ist nicht nur äusserlich bedingt durch die Zeitprobleme der Instrumentalmusik, die auch Vycpálek zu einer Auseinandersetzung zwingen, sondern durch die ganze neue ideelle Situation der Gegenwart. Vycpálek, ein meditativer Geist, in sein Inneres und überirdische Probleme vertieft, vom tiefen Strom des Lebens heftig ergriffen, der in jedem seiner Werke stets ein Stück dieses innerlichen Geschehens festzuhalten bemüht war, findet in der Instrumentalmusik neue Quellen der Inspiration, nachdem er die frühere Gedankenwelt ausgeschöpft hatte. In seiner letzten instrumentalmusikalischen Periode hat er eine Sonate für Violine, Klavier und Mezzosopran op. 19, ein Duo für Klavier und Viola op. 20, eine Suite für Soloviola op. 21 und eine Suite für Solovioline op. 22 herausgegeben. Für die Sonate op. 19, die den Titel „Lob der Geige" trägt, hat er die Inspiration einem Gedichte St. Hanušs entnommen, in welchem die Geige als Freundin intimer Augenblicke und Trösterin gefeiert wird. Hier hat er noch ein letztes Mal die Gesangsstimme exponiert, aber nur episodenhaft, in einem kurzen Intermezzo, sonst überwiegt die Instrumentalmusik. Es interessiert ihn dabei das Problem der Variationen. Er arbeitet mit einem einzigen Thema, das er in neuen Typen variiert und gelangt zu einem neuen instrumentalen Ausdruck. Das Duo für Geige und Viola ist im Anfangs- und Schlußsatz streng kanonartig gearbeitet, im Mittelsatze bringt es die Kunst der Fuge zur Geltung. Die folgenden Violen- und Geigensuiten zeigen die Wendung Vycpáleks zur technischen Vereinfachung und allseitigen Lockerung. Sie haben ausgesprochen technischen Charakter, die Motive sind rein motorisch. Die einzige Stimme von asketischem Klang in den einförmig sich steigernden Sätzen ist von ungewöhnlicher innerer Spannung. Die Sprache der Geigen ist frei von jeder Konzession an den Toneffekt, einzig im Lento ist sie durch Ausdruckselemente belebt. Sonst herrscht strenger Konstruktivismus und harte Logik. Vycpálek befasst sich hier mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit

und gedanklichen Konsequenz mit dem Problem eines neuen Instrumentaltones, sucht eine neue individuelle Ausdruckskunst. Er setzt sich hier persönlich mit dem neuen Instrumentalstil auseinander, alle seine letzten Kompositionen sind Phasen eines neuen Schaffensprozesses, welcher nicht nur neue stoffliche, sondern auch ideelle Entdeckungen sucht.

*

Unter der biographischen Musikliteratur verdient vor allem eine französische Biographie Janáčeks Beachtung. Die europäische Popularität der „Jenufa" und das Staunen, das seine auch in den letzten Jahren nicht nachlassende Schaffenskraft hervorrief, haben das Interesse auf Janáček konzentriert und waren wahrscheinlich auch der Grund dafür, dass Janáček, als einem der aktuellsten und eigenartigsten Erscheinungen, der VI. Band der Sammlung „Maîtres de la musique ancienne et moderne" gewidmet wurde. Daniel Müller, der Autor des Buches, hat sich zu der Arbeit auf Grund seines tiefen Erlebnisses und seiner eingehenden Kenntnis der „Jenufa" entschlossen, die ihn ungewöhnlich gefesselt hat. Die Oper ist so für seine Beurteilung der Ausgangspunkt, aus ihr heraus erklärt er die schöpferische Persönlichkeit des Komponisten. In dieser Hinsicht bringt das Buch nicht wenige interessante neue Beobachtungen. Biographischen Inhalts sind bloss die vier ersten Kapitel. In knappen aber ausdruckskräftigen Bildern schildert der Verfasser die hauptsächlichsten und entscheidenden Ereignisse aus dem Leben Janáčeks, die Einfluss auf dessen Charakterentwicklung und Persönlichkeit gehabt und sein Verhältnis zu den Menschen bedingt haben. In diesem Teile lehnt er sich völlig, stellenweise sogar wörtlich, an die Arbeit M. Brods an, nur stellt er dessen Quellen und Ideen in eine chronologische Folge und gibt ihnen eine andere Exposition. Er gibt dies selbst offen zu und spricht auch Brod in dem Buche seinen Dank aus. Sympathisch berührt sein Bemühen, ein einheitlich psychologisches Porträt Janáčeks, seines eigentümlichen und genialen dramatischen Temperaments zu konstruieren, das im Prinzip ernst, melancholisch, pessimistisch gewesen ist. Er erklärt alle seine Werke für düstere Dramen. Die Symphonien, Chöre, Quartette, Sonaten fasst er als Miniaturdramen auf. Mit den künstlerischen und menschlichen Substanzen Janáčeks befasst er sich tiefschürfend in der Interpretation der „Jenufa", die den Kern seines Buches bildet. Sie nimmt beinahe ein Drittel des Buches ein und beansprucht mehrere Kapitel, von denen namentlich die Darstellung der Hauptpersonen ungewöhnlich eindringlich und voll neuer Beobachtungen ist. Nach der „Jenufa" hat den Autor keine Oper mehr voll befriedigt. An den drei ersten „Herrn Käferleins Ausflug", dem „Schlauen Füchslein" und der „Sache Makropulos" bemängelt er die schwachen Libretti. Er spricht von ihnen als gewagten Versuchen, bei welchen sich der Komponist von der dichterischen Chimäre über die Grenzen der Musik habe hinausreissen lassen. Nach seiner Anschauung nähern wir uns in ihnen dem Moment, in welchem die Musik in dem Bestreben, allzuviel von dem auszudrücken was ihr unzugänglich ist, aufhört, Musik zu sein. Erst die „Kat'a Kabanová" wertet er sowohl in musikalischer Hinsicht als auch im Hinblick auf ihren Bühneneffekt als eine Rückkehr zur „Jenufa", obwohl er zugibt, dass es in ihr für einen Westler einigermassen starke Szenen gibt und in der Schilderung dieses ungesunden Milieus morali-

scher Verkommenheit nur die Technik des allen Fatalismus und destruktiven Nihilismus negierenden Janáček exzellieren konnte. Janáčeks nachgelassenes Werk „Die Memoiren aus einem Totenhaus" erwähnt er nur flüchtig, spricht von ihrem brutalen Realismus, aber ihrer ausserordentlich originellen Instrumentation.

Von den nichtdramatischen Werken hebt er besonders das „Tagebuch eines Verschollenen" hervor. Er würdigt die neue lyrische Seite des Zweiundsechzigjährigen und seinen neuen erstaunlichen Pianostil, Ausdruck und Ton. Und ebenso wie er die Dramatik Janáčeks an dem Höchsten misst, an der Dramatik Glucks, so vergleicht er die Erotik des „Tagebuches" mit der Erotik von Mozarts „Don Juan". Im Kapitel über die Chorkompositionen Janáčeks hebt er die aussergewöhnlich hohe Entwicklung des tschechischen Chorgesanges hervor. In der „Maryčka Magdonová", die er ausführlich bespricht, findet er analoge Motive wie in der „Jenufa", ebenso wie in den „70.000" Motive aus der „Kaťa Kabanová". Ein Kapitel über das Volkslied, ein Überblick über die letzten Lebensjahre Janáčeks, ein Bericht über sein Begräbnis und das letzte Kapitel, das eine ganz summarische Aufzählung seiner letzten Kammermusikwerke und eine Erwähnung der Glagolitischen Messe bringt, beschliesst die Biographie. Das sehr sympathisch geschriebene Buch bietet dem Leser ein sehr klares und suggestives Bild der Persönlichkeit Janáčeks. Dadurch, dass Müller sich nicht zu einer detaillierten erschöpfenden Darstellung zwingt, sondern sich nur mit einer subjektiven Wiedergabe dessen, was ihn für Janáček besonders eingenommen hat, begnügt, gewinnt er das Vertrauen seines Lesers. Für die Propagierung Janáčeks im Ausland leistet er sicher sehr wertvolle Dienste. Das Wertvollste an dem Buche ist, dass es Janáček als Individium und nicht ethnographisch darstellt und das ist einer der grössten Vorzüge des Buches, der namentlich bei einer Darstellung von Janáčeks Werken für das Ausland geschätzt werden muss. Das Bildmaterial enthält wertvolle Familienphotographien. Die Landschaftsphotographien (Ansichten von Prag, Hukvaldy usw.) stehen zwar nicht in innerem Zusammenhange mit dem Inhalt des Buches, bieten aber dem nicht informierten Leser eine sehr nützliche Vorstellung von der Kultur und dem Charakter der Heimat Janáčeks.

Otakar *Šourek*, der seit Jahren Dokumente und Material über Dvořák sammelt und mit Ausdauer an einem umfassenden Werk über das Leben und Schaffen des Komponisten arbeitet, hat nach dreizehnjähriger Pause, die seit der Ausgabe der ersten zwei Bände verstrichen sind, den dritten Teil seiner Biographie herausgegeben, der sich durch seinen Umfang dem Umfang der ersten zwei Teile nähert und die interessantesten und am wenigsten bekannten Lebensjahre Dvořáks, das Spatium der Jahre 1891—96, zum Inhalt hat. Es ist die Zeit der grössten schöpferischen Entfaltung Dvořáks, die Zeit seiner Lehrtätigkeit zunächst in Prag, dann drei Jahre am Konservatorium in Amerika und dann wieder in der Heimat, die Zeit neuer Eindrücke und Erkenntnisse und des ersten grossen Weltruhmes. Hier begegnen wir bereits auch Personen und Künstlern unserer nächsten Umgebung. Wir erfahren Näheres über die Gründung des Tschechischen Quartetts, die Jugend Josef Suks usw. Der Autor zeichnet das Profil des Lehrers Dvořák und der von ihm geschaffenen Kompositionsklasse, von deren Schülern Dvořák am näch-

sten J. Suk und Oskar Nedbal standen. Er folgt dann den Spuren Dvořáks auf seiner Reise und bei seinem Aufenthalte in Amerika, spricht ausführlich über die neuen Eindrücke und widmet besondere Aufmerksamkeit Dvořáks Bekanntschaft mit der Musik der Neger und Indianer. Sorgfältig verfolgt Šourek die Entwicklung von Dvořáks Schaffen, eingehend befasst er sich mit dessen Anschauungen über die Möglichkeiten einer amerikanischen Nationalmusik und zeigt wie Dvořák die Elemente der Negermusik in seine Kompositionen übernahm. Es ist dies die erste Klarstellung dieses bedeutsamen und bisher unbekannt gebliebenen Momentes. Das hauptsächlichste Interesse widmet er Dvořáks symphonischen Schöpfungen, weist auf seine Wendung zur dramatischen und Kammermusik hin und gibt eine erschöpfende Charakteristik der symphonischen Dichtungen des Komponisten. Das Buch ist mit neuem, sehr wertvollem Bildermaterial versehen und reich mit Notenbeispielen ausgestattet. Verständlich, in klarer, leicht zugänglicher Form geschrieben, hält es sich durchweg an das Thema, verweilt nicht bei Details, lässt die Proportionen des Buches nie ausser acht und irrt daher nie in überflüssige Detaildarstellungen ab. Es ist eine bedeutsame Bereicherung der tschechischen Musikliteratur, denn es ist die erste Biographie Dvořáks, aus der man ein verlässliches und genaues Bild des ungewöhnlich umfangreichen und komplizierten Schaffens Dvořáks sowie von seinem bisher unbekannten Wirken im fernen Amerika gewinnen kann.

Aus der ästhetischen Literatur verdient ein Buch Ferdinand Pujmanns Beachtung. Der Verfasser, Regisseur an der Staatsoper des Nationaltheaters in Prag und Professor am staatlichen Konservatorium, ist der erste unter den tschechischen Regisseuren, der sich, allseitig theoretisch vorgebildet, mit dem Problem der Opernregie als einem neuen dramaturgischen Spezialproblem befasst. Pujmann hat in seinem Buche eine Reihe von Fachstudien, die er gelegentlich in der Theaterzeitung abgedruckt hat, von Vorträgen und Festreden zusammengefasst. Es enthält Porträts der Komponisten Janáček, Musorgskij, Rimskij-Korsakov, Čajkovskij und in diesem Zusammenhange auch Stravinskijs, Milhauds und der jüngsten tschechischen Komponisten, Porträts bedeutender Sänger, der Destinnová, Václav Nováks, der A. Nordenová, Pollerts, eine interessante Studie über Šaljapin vom Standpunkt unserer Theaterkultur. Sein besonderes Interesse an der Bewegungskunst führt ihn dazu, sich besonders intensiv mit Tairov zu befassen, um zum erstenmal seine Praxis theoretisch auszuführen. Man findet hier Erwägungen über das zeitgemässe Theater, kurz, sehr aktuelle Themen. Pujmann sucht neue künstlerische Prinzipien und ist bemüht, auf neue Zusammenhänge auf dem Gebiete unseres Musiklebens hinzuweisen und in die Anarchie des schauspielerischen Vortrags feste Ordnung und ein System hineinzutragen, das er sich aus Tyrš und Tyršs Ästhetik der Bewegungskunst aufbaut. Zu diesem Zwecke schafft er eine gänzlich neue Terminologie. Das Buch ist ein lebendiges Bild des modernen tschechoslovakischen Theaters und als solches ein sehr wertvolles Zeitdokument.

Von den wissenschaftlichen Publikationen stellt die „Ästhetik der dramatischen Kunst“ von Ot. Zich, Professor der Ästhetik an der Karls-Universität in Prag, eine umfangreiche an 400 Seiten zählende Arbeit, eine bemerkenswerte Leistung dar. Die dramatische Kunst bildet in

Zichs wissenschaftlicher Arbeit eines der Hauptprobleme, mit denen er sich schon seit mehr als 20 Jahren befasst. Er bemüht sich hierbei, die dramatische Kunst als selbständige und unabhängige Kunstgattung zu konstituieren, ein Gedanke, zu welchem ihn nicht nur theoretische Erwägungen, sondern vor allem seine Praxis als Opernkomponist moderner Richtung geführt hat. Zich fasst in seinem Werk den Extrakt seiner Studien und praktischen Erkenntnisse in drei grundlegenden Teilen zusammen. Im ersten, *„Der Begriff der dramatischen Kunst"*, grenzt er den Begriff der dramatischen Kunst scharf gegen Dichtung, Musik und bildende Kunst ab. Als Schüler und Fortsetzer seines Lehrers Otakar Hostinský, seiner positiven empirischen Methode, zieht er stets konsequent und streng seine Folgerungen aus dem Material, das die Erfahrung darbietet. Auch in seiner Methode und Klassifikation knüpft er an Hostinský an, führt jedoch die Analyse seiner grundsätzlichen Stellungnahme noch folgerichtiger, schärfer und eingehender durch. Er gelangt zu einer definitiven, einheitlichen Formulierung der dramatischen Kunst, indem er Schauspiel und Oper auf eine einzige dramatische Kunst reduziert. Zum erstenmal fasst er beide Gebiete der Bühnenkunst unter einem einheitlichen Grundprinzip der Dramatik zusammen, aus welchem er dann die gemeinsamen ästhetischen Gesetze ableitet. Zu dieser Zusammenfassung gelangt er, indem er von der wirklichen Aufführung des dichterischen oder musikalischen Werkes ausgeht und nicht nur von dem Text. Die Grundthese, auf welcher er seine Ästhetik aufbaut, lautet: Die Existenzbedingung eines dramatischen Werkes ist seine szenische Aufführung. Das dramatische Werk setzt sich aus zwei grundlegenden Komponenten zusammen, einer optischen und einer akustischen, die für dasselbe spezifisch sind und die Trennungslinie zwischen ihm und den anderen Kunstgattungen ziehen. Diese enge Verbundenheit zweier gleichzeitiger Eindrücke kommt sonst in keiner anderen Kunstart als in der dramatischen vor: vor einem Gebäude, einem Bilde, einer Statue, sind wir nur Betrachter, bei einem dichterischen oder musikalischen Werk nur Zuhörer, während das, was wir bei einer Theatervorstellung *sehen*, eine ebenso grundlegende Komponente ist wie das, was wir *hören*.

Gegen die synthetische Theorie Richard Wagners, nach welcher das Wesen der dramatischen Kunst auf einer Vereinigung mehrerer Kunstgattungen beruht, von denen vom ästhetischen Standpunkt aus keine einen Vorzug vor der anderen geniesst, stellt Zich die *dramatische Aktion* als zentral und richtunggebend hin. Er gelangt zu der Definition des Dramatischen: Das dramatische Werk führt eine künstliche dramatische Handlung vor, die von den Schauspielern geschaffen wird. Darum ist das schauspielerische Element ein notwendiger Bestandteil des dramatischen Werkes, nicht weil es das wichtigste, sondern weil es das eigentlich dramatische im wahren Sinne ist, während die anderen nur insofern dramatisch sind, als sie zur Wirksamkeit des schauspielerischen Elementes beitragen. Das ist im wesentlichen Zichs Prinzip des Dramatischen. Die künstlerische Stilisierung eines Kunstwerkes entspringt nach ihm der Tendenz, jedes einzelne der anderen Elemente dieser „Mutterkunst" anzunähern.

In dem zweiten, *„Prinzip der Dramatik"* betitelten Teil, der der inhaltreichste und gründlichste ist, untersucht er in weitgespannten Analysen, wie die einzelnen Komponenten des

Werkes, d. h. der dramatische Text (die Schöpfung des Dramatikers), die dramatische Person (die Schöpfung des Schauspielers), die dramatische Handlung (die Aufgabe des Regisseurs) und schliesslich die dramatische Musik (die Schöpfung des Komponisten) beschaffen sein müssen, um sachlich, als Eindruck und als Ganzes, dem dramatischen Prinzip zu entsprechen. Die Dramatiker teilt er dann wieder im Sinne seiner grundlegenden Formulierung in visuelle und in auditive Typen ein, bespricht ausführlich die spezifischen Erfordernisse des Dramatikers, die Fähigkeit, sich völlig, allseitig, unabhängig von seinem persönlichen Wunsch mit jeder einzelnen dramatischen Person zu identifizieren. Er zergliedert eingehend die dramatischen Aufgaben des Textes, die dramatische und statische Wirkung der Rede, die dramatische Bindung und die dramatische Steigerung. Ein weiteres Kapitel bilden Spezialstudien über die Schauspiel- und Regiekunst, an welche er als letzten Abschnitt ein Kapitel über das Singspiel anschliesst, in welchem er die Ausdrucksfähigkeit der Musik feststellt, über den Gesang und sein Verhältnis zur Musik, über die Prinzipien der Deklamation und Vielstimmigkeit der Musik und schliesslich über das Schaffen des dramatischen Komponisten spricht, der nicht einen Text, sondern eine Situation vertont. Zich stützt sich auf seine eigenen Erfahrungen und seine Formulierung entspringt der musikalisch-dramatischen Konzeption des Komponisten Zich.

Im dritten Teil, *Prinzipien der Stilisierung*, behandelt er die Bedingungen der Stilisierung, die einheitlich sein müssen, das Wesen der Theaterillusion und die verschiedene Auffassung der Kunstwerke, den Naturalismus als die am wenigsten schöpferische Richtung, den Realismus, der die entgegengesetzte Tendenz hat und sich um eine künstlerische Stilisierung des wiedergegebenen Gegenstandes bemüht. Demgegenüber geht der Idealismus nicht von der äusseren, sondern der inneren Erfahrung aus und formt vollkommen frei sein Werk. Objektiv unterscheidet sich das idealistische Kunstschaffen von dem realistischen nicht qualitativ, sondern quantitativ, d. h, nur durch die Menge der der Wirklichkeit entnommenen Elemente. Ziel und Bewusstsein dieser Abhängigkeit von der Realität sind entscheidend. Daraus ergibt sich der Grundsatz, dass alle Schöpfer des dramatischen Werkes: Dramatiker, Schauspieler, Regisseur, gegebenenfalls der dramatische Komponist, relative Realisten sein, d. h. mit den Erfahrungen des Zuschauers rechnen müssen, dessen Assoziationen das Wesen der Dramatik ausmachen. Im letzten Kapitel untersucht er die durch die strukturelle Einheit gegebenen dramatischen Stilarten. Er bestimmt sie durch eine empirische, vergleichende Methode. Das Ergebnis der Stilisierung wird im technischen Dramenstil festgehalten, zu welchem, den einzelnen Komponenten nach, gehören: Die Stilisierung der Rede, die Stilisierung des Schauspielers (der Rede und Mimik), die Stilisierung des Regisseurs (das Zusammenspiel und die feste Ausfüllung der Szene), die Stilisierung der Oper. Zum Schluss erwähnt er auch den psychologischen und historisch-sozialen dramatischen Stil.

Zichs Ästhetik erhebt keinen Anspruch auf eine neue, ursprüngliche Formulierung der Standpunkte, sie fasst literarisch-wissenschaftlich und praktisch ein umfangreiches Material zusammen und erhellt in einem gründlich - methodischen Verfahren und durch eingehende Analysen die

einzelnen Theaterprobleme bis zum Grund. Sie ist ein wertvoller Beitrag zur Erläuterung und Festsetzung der Gesetze der Ästhetik der Bühne, reagiert eingehend und ernsthaft auf die grundlegenden und bedeutsamen Probleme des Dramas und bietet eine wertvolle Orientierung und Belehrung über die hauptsächlichen Fragen. *A. J. Patzáková*

CHRONIK

Jan Loevenstein

Am 1. Mai d. J. starb *Dr. Jan Loevenstein,* Professor der Finanzwissenschaft an der Masaryk-Universität in Brünn. Nach einem längeren Studienaufenthalt in Amerika hat er bereits vor dem Kriege seine erste Arbeit über *„Das Zettelbankwesen in den Vereinigten Staaten und seine neueste Regelung"* herausgegeben. In seinen theoretischen Arbeiten ging Loevenstein von der Wiener Schule aus und schrieb zahlreiche Artikel, die eine Kritik und Ergänzungen der Böhm-Bawerkschen Lehre lieferten. Später wendete er sich finanzwissenschaftlichen und erkenntniskritischen Fragen zu und veröffentlichte u. a. im Jahre 1929 eine Schrift „Über die einheitliche Konstruktion der Finanzwirtschaft" („O jednotnou konstrukci finanční vědy").

Seine letzte Arbeit erschien im Herbst 1931 unter dem Titel „Die Weltwirtschaftskrise, ihre Diagnose und Heilung". In dieser Arbeit stellt Loevenstein als Hauptursache der Wirtschaftskrise die überstürzte Rationalisierung und den hierdurch verursachten Unterkonsum der arbeitslosen Bevölkerung fest. Er machte den Vorschlag einer Rationalisierungssteuer, welche das Tempo bremsen sollte, mit dem die Maschine den Menschen aus dem Arbeitsprozess verdrängt. Wenn dieser Vorschlag auch nicht ganz konkret ausgearbeitet war und auch noch andere ernste Gründe gegen die Einführung der projektierten Steuer sprechen, so bleibt es doch Loevensteins Verdienst, auf eine der Ursachen der jetzigen Arbeitslosigkeit und gesunkenen Kaufkraft der breiten Volksschichten nachdrücklich hingewiesen zu haben. Er hat dadurch intensiv zur Diskussion über diese wichtigen Fragen beigetragen und verhütet, dass wir die Gefahr der technologischen Arbeitslosigkeit nicht mehr unterschätzen, wenn wir auch überzeugt sind, dass es neben dem Einfluss der industriellen Fehlrationalisierung auch noch andere mächtige weltwirtschaftliche und politische Kräfte waren, welche zur Steigerung der jetzigen Weltwirtschaftskrisis beigetragen haben.

Mit Loevenstein, der im 45. Lebensjahr starb, verliert die tschechoslovakische Wissenschaft einen scharf denkenden Gelehrten, von dem noch manche reife wissenschaftliche Leistung erwartet werden durfte.

M. B.

Jindřich Matiegka

Vor kurzer Zeit feierte Dr. Jindřich Matiegka, ordentlicher Professor der Anthropologie an der Karls-Universität in Prag, seinen siebzigsten Geburtstag. Schon als Student der Medizin beschäftigte er sich besonders mit der Urgeschichte Böhmens und während seiner ersten Jahre der ärztlichen Praxis blieb er dieser Disziplin treu, später jedoch widmete er sich ausschliesslich der Anthropologie, vor allem der Kraniologie und Osteologie. Aus dieser Vorliebe erwuchs auch sein Interesse

für die körperlichen Überreste hervorragender Männer aus der Geschichte Böhmens, das er stets verfolgte. In dieser Hinsicht ist besonders erwähnenswert seine Studie über den Schädel Žižkas und die Gebeine Havlíčeks, Šafaříks und mehrerer böhmischer Könige. In den letzten Jahren hat er das Grab und die Überreste Komenskýs in Naarden untersucht.

Ausser der Kraniologie und Osteometrie beschäftigte er sich eingehend mit dem Studium der heutigen Bevölkerung Böhmens, wofür er besonders anlässlich der Ethnographischen Ausstellung in Prag 1895 ein grosses Material gesammelt hat. Neben der erwachsenen Bevölkerung war es vornehmlich auch die Schuljugend, mit deren körperlicher Entwicklung er sich beschäftigte. Zum Zwecke eines eingehenden Studiums gründete er gemeinsam mit mehreren Mitarbeitern das heutige Paedologische Institut der Hauptstadt Prag.

Neben diesem Institut organisierte er weiterhin das Anthropologische Institut der Universität Prag, das ursprünglich aus seinen Privatsammlungen hervorgegangen ist und besonders reich an Schädelsammlungen aus verschiedenen Epochen ist. Nebenbei redigiert Professor Matiegka die Zeitschrift „Anthropologie", die bereits in ihren zehnten Jahrgang getreten ist und sich dank der Munifizenz Dr. A. Hrdličkas in Washington unabhängig entwickeln konnte. Hrdličkas Fonds sichern die finanzielle Lage dieser wissenschaftlichen Unternehmungen, denen sich zuletzt eine „Anthropologische Bibliothek" hinzugesellt hat.

Die Zeitschrift „Anthropologie" bereitet für die Feier des siebzigsten Geburtstages Matiegkas einen umfangreichen Sonderband vor, wofür der Schreiber dieser Zeilen wissenschaftlich bedeutende Beiträge von namhaften Gelehrten aus allen Ländern Europas sammeln konnte. Italien, Polen, Jugoslavien, Russland, Schweiz, Frankreich, Portugal, Holland und auch die Vereinigten Staaten sind vertreten und neben ausländischen Gelehrten beteiligt sich eine grosse Anzahl einheimischer Forscher an der Mitarbeit.

Professor Matiegka hat während seiner fast vierzigjährigen wissenschaftlichen Tätigkeit mehr als zweihundert Artikel, Abhandlungen und selbständige Werke veröffentlicht, worauf hier nur hingewiesen werden kann. Ein vollständiges Verzeichnis ist der eingehenden Biographie beigeschlossen, die die Reihe der Abhandlungen in der Festschrift eröffnen wird.

V. Suk

Die Goethefeier in der tschechoslovakischen Presse

Wie an dieser Stelle vorausgesagt worden ist, hat das Goethejubiläum in der öffentlichen Meinung der Tschechoslovakei einen weitreichenden Widerhall gefunden. Die Presse aller Parteien, die Zeitschriften und Revuen in Prag und in der Provinz haben wohl an 1000 grössere und kleinere Artikel, Ankündigungen und Berichte über die verschiedenen Veranstaltungen, Feiern und Theateraufführungen, Glossen und Nachrichten veröffentlicht. Die *„Prager Presse"* hat allein ein halbes Hundert Artikel und mehr als doppelt so viel Notizen gebracht. Es wäre verlockend, eine kritische Bilanz dieser Jubiläumsschriftstellerei zu ziehen — in der „Slavischen Rundschau" (Jahrg. IV., Nr. 3) hat V. Jirát einen gedrängten Überblick über die tschechoslovakischen Goethefeiern gegeben — aber es mag hier sein Bewenden mit dem Versuch einer Zusammenstellung der

wichtigeren dieser Artikel haben, die den Lesern der *„Prager Rundschau"* vielleicht willkommen sein wird. Massgebend bei der Auswahl waren die Namen der Verfasser, manchmal das Thema oder die Stelle, wo der betreffende Artikel veröffentlicht war. Ausser der periodischen Presse ist der Inhalt der Festschrift der tschechischen Germanisten „Goethův Sborník" in das Verzeichnis hineingearbeitet worden; die Beiträge daraus sind mit *G. Sb.* bezeichnet. Bei den Tageszeitungen ist der Erscheinungstag angegeben, bei den Zeitschriften Jahrgang und Nummer. Wo kein Erscheinungsort genannt ist, handelt es sich um Prager Zeitungen und Zeitschriften.

Adler, E.: Goethe a Češi (G. und die Tschechen. *Literární Noviny*, Jahrg. VI., Nr. 5)

Babler, O. F.: Goethe a kniha (G. und das Buch. *Bibliofil*, Uherské Hradiště, Jahrg. IX, Nr. 2/3)

Bém, A.: „Faust" u Puškina („Faust" bei Puškin. *G. Sb.)*

Beneš Buchlovan, B.: Goethe v krásné české úpravě (Tschechische bibliophile Goetheausgaben. *Bibliofil*, Uherské Hradiště, Jahrg. IX, Nr. 2/3)

Čapek, J. B.: Osobnost definitivní a iniciativní (Eine definitive und initiative Persönlichkeit. *G. Sb.)*

Chudoba, F.: Goethe a Marlowe (G. und Marlowe, *G. Sb.*)

Domin, K.: Goethova nauka o metamorfose rostlin (G's Lehre von d. Metamorphose d. Pflanzen. *G. Sb.*)

Domin, K.: Goethe a příroda (G. und die Natur. *Národní Politika*, 12. 3. Gekürzte Fassung des Festvortrages bei der Goethefeier der Karls-Universität und der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste am 12. März.)

Eisner, P.: Masaryk und Goethe (*Prager Presse*, 7. 3.)

Eisner, P.: Goethe und wir (*Prager Presse*, 22. 3.)

Fischer, O.: Mladý Čelakovský a Goethe (Der junge Č. und G. *G. Sb.*)

Fischer, O.: Eckermann *(G. Sb.)*

Fischer, O.: Goethe a Čechy (G. und Böhmen. *Čin*, Jahrg. III. Nr. 30 und 31. Festrede bei der Goethefeier der Karls-Universität und der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste am 12. März. In französ. Übersetzung: *L'Europe Centrale*, Jahrg. VII, Nr. 12 u. 13)

Fischer, O.: Čelakovskýs Übersetzungen für Goethe *(Germanoslavica*, Jahrg. I, Nr. 3)

Fischer, O.: Faust na jevišti (Der Faust auf der Bühne. *Nezávislá Scéna*, Kroměříž, Jahrg. II. Nr. 6)

Fischer, O.: Goethe, básník věčného ženství (G., der Dichter des Ewig-Weiblichen. *Rozhledy po literatuře a umění*, Jahrg. I. Nr. 4)

Fischer, O.: Stařec Goethe (Der Greis G. *Zprávy Čsl. Červeného Kříže*, 10. 4.)

Fischer, O.: Daimón a tyché (Daimon und Tyche. *Lidové Noviny*, Brünn, 20. 3.)

Fischer, O.: Neue Goethebücher zum Goethejahr I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX. (*Prager Presse*, 28. 10., 29. 11., 13. 12. 1931; 10. 1., 14., 21. 2., 6., 13., 20. 3. 1932)

Fischer, O.: Weimarer Goethetage. *(Prager Presse*, 27. 3.)

Fischer, O.: Goethes Montserrat *(Prager Presse*, 27. 3.)

Fischer, O.: Nach Beendigung der Übersetzung des „Faust" (Gedicht, übertragen von P. Eisner, *Prager Presse*, 27. 3.)

Foerster, J. B.: Zum Goethejahr (*Prager Presse*, 1. 1.)

Fraenkl, P.: Faust a faustovství (Faust und das Faustische. *Divadelní List*, Brünn, Jahrg. VII, 15)

Götz, F.: Poselství Goethovy osobnosti v dnešní epoše (Die Bot-

schaft der Persönlichkeit Goethes in der heutigen Epoche. *Národní Osvobození,* 22. 3.)

H a l l o v á, D.: Třebivlice. *G. Sb.*)

H a š k o v e c, P. M.: Goethe a Molière (G. und Molière. *G. Sb.*)

H o l e š o v s k ý, A. V.: Goethe — úředník (G. — der Beamte. *Úřednické Listy,* 1. 4.)

H o r a, J.: Nad Faustem (Faust. Gedicht. *G. Sb.* Deutsch von O. Pick, *Prager Presse,* 27. 3.)

H o r a, J.: Oslavený Goethe (Der gefeierte G. *Literární Noviny,* Jahrg. VI, Nr. 5)

H y k e š, O. V. und D. E. H y k e š o v á: Goethe a Purkyně (G. und Purkyně. *G. Sb.*)

J a n k o, J.: Ein Gleiches (*G. Sb.*)

J a n k o, J.: Goethův verš po stránce hudební a recitační (Goethes Vers in musikalischer und rezitatorischer Hinsicht. *G. Sb.*)

J i r á t, V.: Ironická komposice Viléma Meistera (Die ironische Komposition d.Wilh. Meister, *G. Sb.*)

J i r á t, V.: Zur Frage „Goethe und Vrchlický" *(Germanoslavica,* Jahrg. I. Nr. 3)

J i r á t, V.: Goethe a my (G. und wir. *L u m í r,* Jahrg. LVIII, Nr. 5)

J i r á t, V.: Goethe 1740—1832 (*Rozpravy Aventina,* Jahrg. VII. Nr. 25)

K a l d a, F.: K fonologické struktuře Lynkeovy písně u Goetha, Vrchlického a Fischera (Zur phonologischen Struktur des Liedes des Lynkeus bei Goethe, Vrchlický und Fischer, *G. Sb.*)

K a r e š, A.: Poslední léta Ulriky z Levetzow (Die letzten Jahre der Ulrike v. Levetzow. *G. Sb.*)

K r a u s, A.: České překlady Goethových děl (Die tschechischen Übersetzungen der Werke Goethes Bibliographie. *G. Sb.*)

K r a u s, A.: Marie Pospíšilové výklad Fausta (Die Faustinterpretation der Marie Pospíšilová. *G. Sb.*)

K r a u s, A.: Goethe (*Světozor,* 10. 3.)

K r a u s, A.: Markétka (Margarete, *Lidové Noviny,* 20. 3.)

K r e j č í, F. V.: Goethe (*Právo Lidu,* 6., 13., und 23. 3.)

K r e j č í, J.: Dvě rukopisné interpretace (Zwei handschriftliche Interpretationen des Faust. *G. Sb.*)

K u b k a, Fr.: Goethe a naše doba (Goethe und unsere Zeit. *Naše Doba,* Jahrg. XXXIX, Nr. 6)

K v a p i l, J.: Faust v Praze (Faust in Prag. *G. Sb.*)

L e d e r e r L e d a, E d v.: Co mně dal Goethe (Was mir G. gegeben hat. *G. Sb.*)

L o m, S t.: In margine (Gedicht über den „Faust" *G. Sb.* In deutscher Übersetzung von O. Pick, *Prager Presse,* 27. 3.)

M á g r, A. St.: Humana civilitas. Marginalien zu Wilhelm Meisters Wanderjahren (*Pr. Presse,* 27. 3.)

M á g r, A. St.: Meštrovićs Goethe *Prager Presse,* 27. 3.)

M a h e n, J.: Po „Faustovi" (Nach dem „Faust". *Index,* Brünn, Jahrg. IV. Nr. 3/4)

M a r t í n e k, V.: J. W. Goethe (*Moravsko-Slezský Deník,* Mährisch-Ostrau, 22. 3.)

M a r t i n o v s k ý, J. O.: Goethe biolog (Goethe der Biologe, *Příroda,* Brünn, Jahrg. XXV. Nr. 3)

M a s a r y k, T. G.: Můj poměr ke Goethovi (Mein Verhältnis zu G., *G. Sb.* In deutscher Fassung: *Prager Rundschau,* Jahrg. II. N. 1)

M e s s e r, R.: Odprošuji (Ich tue Abbitte. *G. Sb.*)

M ü l l e r, V. K.: Goethe a naše divadlo (G. und unser Theater. *Národní Listy,* 20. 3.)

M ü n z e r, J.: Domnělý Goethův chlad (Die vermeintliche Kälte Goethes. *G. Sb.*)

M u r k o, M.: Domovina Asanaginice (Die Heimat der Asanaginica. *G. Sb.*)

Němec, B.: Goethe jako přírodovědec (G. als Naturwissenschaftler. *Vesmír*, Jahrg. X, Nr. 7)

Němec, B.: Goethe jako člověk a vědec (G. als Mensch und Wissenschaftler, *Národní Listy*, 20. 3.)

Novák, A.: Vrchlický a Goethe (Vrchlický und G. *G. Sb.*)

Novák, A.: Goethes Gestalt in der Dichtung Vrchlickýs (Abschnitt aus der Studie im Goethův Sborník, *Prager Presse*, 27. 3.)

Novák, A.: Goethe und die Tschechen (*Prager Rundschau*, Jahrg. II. Nr. 2)

Novák, A.: Goethe (*Lidové Noviny*, Brünn, 22. 3.)

Novotný, M.: Rukopisy a tisky goetheovské v Národním Museu v Praze (Goethische Handschriften und Drucke im Prager Nationalmuseum. *G. Sb.*)

Očadlík, M.: Goethe a Kouzelná flétna (G. und die Zauberflöte. *Rozpravy Aventina*, Jg. VII, Nr. 29)

Patzáková, A. J.: Goethova lyrika v písni (Goethes Lyrik im Lied. *Radiojournal*, 19. 3.)

Pekař, J.: Eröffnungsansprache zur Goethefeier der Karls-Universität und der Tschechischen Akademie in Prag am 12. März (*Prager Presse*, 27. 3.)

Podpěra, J.: Goethe a hrabě Sternberg (G. und Graf Sternberg. *Příroda*, Brünn, Jahrg. XXV. Nr. 3)

Pokorná-Purkyňová, R.: Náš starý přítel (Unser alter Freund. *G. Sb.*)

Polák, K.: Básník a státník (Der Dichter und der Staatsmann d. i. Masaryk. *G. Sb.*)

Polák, K.: Neruda über Goethe (*Germanoslavica*, Jahrg. I, Nr. 3)

Polák, K.: Goethe a my (G. und wir. *Rozpravy Aventina*, Jahrg. VII. Nr. 26)

Polák, K.: Goethův Výmar (Goethes Weimar. *Rozpravy Aventina*, Jahrg. VII, Nr. 28)

Polák, K.: Goethe v Čechách (G. in Böhmen, *Právo Lidu*, 19. 3.)

Pražák, A.: Goethe a Slováci (G. und die Slovaken. *G. Sb.*)

Pražák, A.: Goethe in der slovakischen Literatur (Abschnitt aus der Studie im Goethův Sborník. *Prager Presse*, 27. 3.)

Procházka, J. Sv.: J. W. Goethe a Kammerbühl (G. und der Kammerbühl. *Světozor*, 1. 4.)

Purkyně, C.: Moje výmarská pout (Meine Weimarer Pilgerfahrt. *G. Sb.*)

Puškin, A. S.: Scéna z „Fausta" (Szene aus Faust. Aus dem Russischen ins Tschechische übersetzt von O. Fischer. *G. Sb.*)

Rádl, Em.: Goethe (*Křesťanská Revue*, Jahrg. V, Nr. 6)

Rádl, Em.: Goethe (*Česká Mysl*. Jahrg. XXVIII, Nr. 2)

Siebenschein, H.: Originalita a velikost (Originalität und Grösse, *G. Sb.*)

Siebenschein, H.: Goethe a Černín (G. und Černín. *G. Sb.*)

Slavík, B.: Gundolf a Goethovo drama (Gundolf und G's Drama. *Nezávislá Scéna*, Kroměříž, Jg. II. Nr. 6)

Stiebitz, F.: Goethova balada Die Braut von Korinth (*G. Sb.*)

Strejček, F.: Poučení z Kolarova překladu Goethova Egmonta (Belehrung aus Kolars Übersetzung von Goethes Egmont. *G. Sb.*)

Suk, V.: Básník a přírodopisec (Dichter und Naturforscher. *G. Sb.*)

Teige, K.: Goethe přírodovec (G. der Naturforscher. *Rozhledy po literatuře a umění*, Jahrg. I. Nr. 5)

Václavek, B.: Ohlas Goethova „Utrpení mladého Werthera" v kramářské písni české (Ein Widerhall der „Leiden des jungen Werthers" in einem tschechischen Jahrmarktslied. *G. Sb.*)

Velenovský, J.: Goethe jako botanik (G. als Botaniker. *G. Sb.*)

Veselý, A.: Otakar Březina ve světle díla Goethova (Březina im Licht des Werkes Goethes. *G. Sb.)*

Veselý, A.: Setkání Ot. Březiny s J. W. Goethem v přírodě (Die Begegnung Otokar Březinas mit Goethe in der Natur. *Lumír,* Jahrg. LVIII, Nr. 5)

Veselý, A.: Goethe a naše literatura (G. und unsere Literatur. *Československá Republika,* 20. 3.)

Vodák, J.: Goethe po stu letech (Goethe nach hundert Jahren, *České Slovo,* 22. 3.)

Vrchlický, J.: Goethe (Sonett. Übertragen von P. Eisner. *Prager Presse,* 27. 3.)

Vrchlický, J.: Nach Beendigung der Übersetzung von Goethes „Faust" (Gedicht, übertragen von P. Eisner, *Prager Presse,* 27. 3.)

Zapletal, K.: Goethe, geolog a paleontolog (G. als Geologe und Paläontologe. *Příroda,* Brünn. Jahrg. XXV. Nr. 3)

Žilka, F.: Střídání generací (Der Wechsel der Generationen. *G. Sb.)*

Zum Haydn-Jubiläum

Das 200jährige Jubiläum Haydns hat in der Tschechoslovakei einen besonders lebhaften Widerhall gefunden, denn es bot Anlass, Haydns persönliche Beziehungen zu zwei Örtlichkeiten in der Tschechoslovakei, zu *Lukavec* und *Bratislava,* zu rekapitulieren.

Die Beziehungen beider Orte zu Haydn und seinem Schaffen ist bis jetzt nicht klargestellt, obwohl beide in seinem Leben eine verhältnismässig sehr bedeutsame Rolle spielen. Namentlich wenn man die Momente der vielfältigen Verwandtschaft zwischen der Musik Haydns und der tschechoslovakischen volkstümlichen und Kunstmusik konstatieren will, dürfte man nicht die Zeit vergessen, in der Haydn unmittelbar im räumlichen Bereich der tschechoslovakischen Musik gewirkt hat. Haydn wurde 1759 als Dirigent der Kapelle des Grafen Morzin engagiert und verbrachte mit ihr regelmässig die Sommermonate in Lukavec, unweit Pilsen. Über seinen dortigen Aufenthalt liegen nicht viele Berichte vor, obgleich es eine wichtige Periode seiner Entwicklung gewesen ist, denn in sie fällt die Niederschrift seiner ersten Symphonie.

Weit umfassendere und auch dauerndere Beziehungen als mit Lukavec hatte Haydn während der Zeit seines Dienstes am Hofe Esterházys mit Bratislava. Bratislava liegt in der Westslovakei, einem Gebiet, in welchem sich die Nationalitäten und Rassen, Deutsche, Slovaken, Kroaten und Magyaren, ihre Sprachen und Lieder mischen. Zugleich gibt es dort zahlreiche Schlösser und Kirchen, in welchen namentlich zu Ende des 18. Jahrhunderts eine sehr intensive und interessante musikalische Kultur blühte. So erscheint es begreiflich, dass eine lange Reihe bedeutsamer Namen der Musikgeschichte mit diesem Gebiet verbunden ist (Siegmund Kusser, der Reformator der Hamburger Oper, geb. in Bratislava; J. N. Hummel, geb. in Bratislava, Josef Haydn, F. Liszt, J. Joachim) und dass viele Musiker hier gewirkt haben (J. Kusser in Bratislava, Samuel Bockhorn-Capricornus in Bratislava, Albrechtsberger in Raab, Ditters von Dittersdorf in Schlosshof, Heinrich Marschner in Bratislava, F. Suppé in Bratislava, ausser Haydn und Liszt und neben A. Zimmermann, Tost und Fúsz).

In Ungarn und also auch in der Slovakei gab es Ende des 18. und

Anfang des 19. Jahrhunderts keinen Komponisten, der auf die musikalische Kultur und das musikalische Schaffen stärkeren Einfluss gehabt hätte, als gerade Haydn. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnte man in den Archiven aller hervorragenderen Städte in der Slovakei Haydns kirchliche Kompositionen finden, und die „Schöpfung" und „Die Sieben Worte des Heilands" waren ungewöhnlich verbreitet. Košice, Bánská Bystrica, Levoča, Kremnica, Žilina usw. kannten eingehend Haydns kirchliche und in bedeutendem Masse auch seine symphonischen Schöpfungen.

Haydn war die stärkste Erscheinung im Bereiche der Musik, die an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Slovakei berührte. Sein Kontakt mit Bratislava fällt in die Zeit des schönsten Aufblühens dieser Stadt, die seit der Besetzung Budapests durch die Türken Hauptstadt des Landes war. Hier war der königliche Hof, hier tagten die Landtage, hier hatten die Behörden ihren Sitz und wohnte der Adel, besonders im Winter. Von 1772 bis 1784 ist Haydn sehr häufig nach Bratislava gereist; besonders zu der Zeit, als Direktor Karl Wahr mit seiner Schauspielergesellschaft dort spielte. Der auch aus seinem Prager Wirken bekannte Wahr war für eine bestimmte Frist zu Sommeraufführungen nach Eszterháza engagiert worden und arbeitete sowohl hier als auch in Bratislava mit Haydn zusammen. Es entwickelte sich zwischen ihnen eine sehr innige Freundschaft, die sich in der Zusammenarbeit auf der Bühne wiederspiegelt. Haydn wohnte im Winter mit dem Esterházyschen Hofe, als Kapellmeister an das Theater gefesselt, in Bratislava und schrieb für das Theater mehrere Kompositionen, hauptsächlich Zwischenakt-Musik (z. B. die Musik zum Schauspiel „Die Zerstreute"). Er schrieb hier auch eine Musik zu Hamlet, wie die „Pressburger Zeitung" von damals ankündigt. Einigemal konzertierte er öffentlich mit der Esterházyschen Kapelle und spielte häufig privat beim Grafen Grassalkovič, dem Statthalter Albrechts von Sächsisch-Teschen. Die Paläste der Grassalkovič und Aspramont waren fast regelmässig der Ort seiner Konzertveranstaltungen. Häufig werden seine Aufführungen in den Jahren 1772 und 1774 erwähnt. Doch muss die Zahl seiner Produktionen weit grösser gewesen sein, Haydn führte selbst einige seiner Symphonien in Bratislava auf. Nach Auflösung der Esterházy-Kapelle wurde Haydn aufgefordert, die Leitung der Bratislavaer Kapelle des Grafen Grassalkovič zu übernehmen, was er ablehnte, um sich in Wien niederlassen zu können.

Der ungarische Orpheus, wie die damalige „Pressburger Zeitung" Haydn nannte, übertrug seinen Einfluss auf mehrere Komponisten, die in Bratislava und in Ungarn wirkten. Es waren dies vor allen Josef Chudý, Anton Zimmermann und Johann Fúsz, Johann Tost und F. Růžička. Josef Chudý ist der Autor der ersten ungarischen Oper „Béla Futása". Schon in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts lebte er in Bratislava, 1780 wurde er als Kapellmeister der Operngesellschaft Erdödys engagiert. Haydn war ihm persönlich bekannt, er fühlte sich zu ihm hingezogen und bekannte sich auch im Repertoire der von ihm geleiteten Gesellschaft zu seinen Sympathien für Haydn. Er nahm die „Armida", „Die belohnte Treue", „Orlando Paladino", „La vera constanza" dauernd in das Repertoire der Erdödy-Gesellschaft auf und führte diese Werke mehreremal in Bratislava auf. Er selbst unterlag später vollständig dem Einfluss Haydns, was sich auch in seiner

bescheidenen Komponistentätigkeit kundgibt. Dasselbe wiederholt sich bei Anton Zimmermann, der zunächst ans Theater in Bratislava, später von Graf Bathyányi als Kapellmeister engagiert war und sein Leben als Musikdirektor des St. Martin-Domes in Bratislava beendete. In seinen zahlreichen Symphonien und besonders in seiner Kammermusik ist der Einfluss Haydns deutlich erkennbar. Auch der Kremnicer F. Růžička unterliegt in seinem Opern-Erstlingswerk und in einigen Instrumentalkompositionen fast vollständig dem Einfluss Haydns, ähnlich wie der Kapellmeister des Theaters in Bratislava Johann Tost, ein ehemaliger Geiger des Esterházyschen Orchesters und Falsifikator von Handschriften Haydns. Ähnlich lernte von Haydn der Bratislavaer Kapellmeister Johann Fúsz, aus dessen sehr zahlreichen Orchestralwerken Haydns musikalischer Ausdruck deutlich herauszuhören ist. Auch noch Heinrich Klein, Kumlík, Chládek, Kulka, F. Procházka und viele andere Musiker, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Slovakei wirkten, suchen die Vorlagen für ihre Kompositionen bei Haydn. Dies alles wurde einerseits durch die Popularität bewirkt, die sich Haydn in Ungarn erworben hatte und andererseits dadurch, dass alle anderen Einflüsse durch den allgemeinen musikalischen Verfall abgeschwächt wurden, der eintrat, als das Zentrum der musikalischen Kultur Ungarns von Bratislava nach Budapest verlegt wurde.

Die Umgebung ist andererseits auf Haydn nicht ohne Einfluss geblieben. Die Kroaten und Magyaren bemühen sich nachzuweisen, dass Haydn magyarischer oder kroatischer Abstammung sei. Die Tschechoslovaken werden sicherlich der Lockung nicht nachgeben, durch die Deutung des Namens Haydns, die tschechische Abstammung des Komponisten nachweisen zu wollen. Es wäre ein Unsinn. Die tschechoslovakische Musikologie hat heute ein weit grösseres Interesse daran aufzuklären, warum Haydn, Mozart und Beethoven hierzulande weit stärkeren Anklang gefunden haben als anderwärts.

Bekannt ist der starke Einfluss der tschechischen musikalischen Emigration, die sehr zahlreich die Kapellen von ganz Mitteleuropa füllte und die auch durch Koželuh, Mysliveček, Richter, Černohorský, Benda u. a., aber vor allem durch Štamic die Plattform der weiteren Entwicklung geschaffen hat. Diese Musikergeneration, die ihre Fähigkeiten, die sie aus politischen und sozialen Gründen in der Heimat nicht gut zum Ausdruck bringen konnte, in das fremde Milieu hinüberbrachte und hierher auch die heimatlichen Elemente verpflanzte, war in vieler Hinsicht Lehrer der Wiener Klassiker, mit deren Kunst viele heimatliche Elemente zu uns zurückkehren. In Haydns Werke geschieht dies in sehr reichlichem Masse.

A. J. Hořejš

Die Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. Antonín J. Hořejš, Musikhistoriker, Redakteur der Monatsschrift „Nová Bratislava"; Bratislava, Legionářská 1e.

JUDr. Jaroslav Kallab (geb. 1879), ord. Professor des Strafrechtes und der Geschichte der Rechtsphilosophie an der Masaryk-Universität; Brno, Rudišova 3.

MUDr. Jindřich Matiegka (geb. 1862), ord. Professor der Anthropologie und Demographie an der Karls-Universität; Praha II., Černá 6.

Dr. Albert Pražák (geb. 1880), ord. Professor der Geschichte der neueren tschechischen und slovakischen Literatur an der Komenský-Universität; Bratislava, Preyssova 27 und Praha-Košíře, Na Cibulce 395).

MUDr. u. PhDr. Vojtěch Suk (geb. 1879), ord. Professor der Anthropologie und Ethnologie an der Masaryk-Universität; Brno, Kounicova 38.

Die PRAGER RUNDSCHAU erscheint jeden zweiten Monat im Umfang von 6 Bogen (96 Seiten) fallweise mit Bilderbeilagen. — Herausgeber Dr. Kamil Krofta, Prag.
Veranwortlicher Redakteur: Dr. A. Hartl, Prag. — Redaktionsschluss 10. Mai 1932.

PRAG UND EUROPA *Von Josef Šusta*

Das Schlagwort „Prag und Europa" kann wohl auf zweifache Weise aufgefasst werden. Es ist möglich, sich darüber auseinander zu setzen, was Prag von Europa empfangen hat, die Gesamtheit der kulturellen und künstlerischen Eindrücke zu betrachten, welche die fremde Umwelt in das steinerne Antlitz der böhmischen Hauptstadt eingegraben hat und mit welchen sie ihre soziale Entwicklung förderte. Desgleichen lohnt sich aber auch die Erwägung, inwiefern Prag für Europa von Bedeutung war, insbesondere in den Augenblicken, in denen sich das Interesse der ganzen gebildeten Welt der Moldaustadt zuwandte und man gewissermassen den ehernen Tritt der grossen Geschichte durch ihre Strassen dröhnen hörte. An dieses zweite Motiv möchte ich vor allem meine heutigen Ausführungen anknüpfen, wohl wissend, dass es kaum möglich ist, auch diese einzige Seite des überaus reichen Themas in einem kurzen Vortrage*) genügend auszuschöpfen. Ich muss mich demnach wohl damit begnügen, einige lose Bilder aus der langen und mannigfaltigen Entwicklung in einer etwas willkürlichen Weise herauszureissen.

Das erste versetzt uns in das Prag des zehnten Jahrhunderts, eine einfache Burgstätte, die durch einen aus Lehm und Palisaden hergestellten Wall gesichert, sich erst seit dem Ende des neunten Jahrhunderts auf dem zum Flusse steil abfallenden Hradschin erhob. Hier hausten vor allem die wehrhaften Gefährten der fürstlichen Sippe der Přemysliden, welche eben im Begriffe war, die Unterwerfung der verschiedenen slavischen Stämme, welche das dicht bewaldete Land bewohnten, unter ein einheitliches Regime zu Ende zu bringen. Nun war in dieser Hinsicht wohl noch manches zu tun. Gleich auf dem gegenüberliegenden Ufer der Moldau, vielleicht schon auf dem steilen Felsblock des Vyšehrad, sicher auf den Anhöhen über Závist und auf der Rückenlehne des Brdagebirges erhoben sich die Burgstätten einer anderen fürstlichen Sippe, der Slavnikiden, welche nur widerwillig den Vorrang der Gebieter vom Hradschin anerkannten und bestrebt waren, sich wenigstens einen Teil der tatsächlichen Herrschergewalt über grosse Landesstrecken zu wahren.

Wir haben es hier also mit dem Konsolidationsprozesse und den Geburtswehen eines erst entstehenden Staatswesens zu tun, wie sie

*) Der Aufsatz gibt einen Vortrag wieder, der im Rahmen eines Vortragszyklus des Kunstverein „Mánes" in Prag am 12. Januar 1932 gehalten wurde.

sich in gleicher Zeit auch anderwärts vielfach abspielten in der Masse der urwüchsigen slavischen Stämme, welche einem breiten Wellenbande gleich die östlichen Grenzen der damaligen romanisch-germanischen Kulturwelt umspülten. Und diese, zwar ebenfalls noch recht primitive, aber auf antike Erbschaft und christlichen Kultus selbstbewusst gestützte westeuropäische Kulturwelt pflegte nur in ganz bescheidenem Masse von derlei Stammeskämpfen und Fürstenhader der slavischen Barbaren Notiz zu nehmen. Die Prager Burgstätte erlangte jedoch in dieser Hinsicht sehr bald eine weitreichende Notorietät und bereits in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts begegnen wir ihrem Namen selbst in Schriftwerken italienischer Herkunft. Warum? Über die schlicht gezimmerten Wohnstätten des Hradschiner Hügels erhob sich schon damals der steinerne Bau einer merkwürdigen Rotunde, die wohl dem sächsischen Nationalheiligen St. Veit geweiht, aber auf das engste mit der Tragödie eines Přemysliden verbunden war, welcher in der rührendsten Weise sein junges Leben für das leidenschaftlich aufgenommene, neue Ideal christlicher Gesinnung zu opfern wusste und in dem Dunkel der böhmischen Wälder die hehre Fackel des Wunders entzündet hat.

St. Wenzel bezeugte vor aller Welt, dass das Auge der göttlichen Auserwählung auch auf dem rauhen Volke der Tschechen ruhte, und die ganze Christenheit lauschte mit Interesse den vielfachen Sagen, die über sein Wirken und die auf der Prager Burg ruhende Grabstätte umgingen. Sie gaben dem Tschechenvolke gewissermassen die Legitimation zur Aufnahme in die grosse Gemeinschaft der christlich-lateinischen Kultur, und Männer wie der stilgewandte Mantuaner Bischof Gumpold oder die Mönche Laurentius von Montecassino und Canaparius von St. Alexius in Rom popularisierten den Namen Prags in der gesamten Mitwelt um so erfolgreicher, als sich zu Wenzel und seiner Grossmutter, Ludmila, im Besitze der Märtyrerkrone bald auch der zweite Prager Bischof, der dem Slavnikidengeschlechte entstammende Vojtěch - Adalbert, gesellte, ein Mann, mit dessen Wirken auch die Begründung der christlichen Hierarchie bei den Ungarn und Polen auf das engste verbunden war.

Doch auch in anderer Hinsicht gelangte die Prager Burgstätte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts zu weitverbreitetem Ansehen, nämlich als wichtiger Stapelplatz des gegen den Osten gerichteten westeuropäischen Handels, dessen Bedeutung insbesondere arabische Wanderhändler, wie der bekannte Ibrahim Ibn Jakub, hoch zu schätzen wussten, und als Kernpunkt der zeitweise bis nach

Galizien und in die Slovakei sich ausweitenden Přemyslidenherrschaft.

Dieser erste, weitausgreifende Anlauf der Prager Gebieter zur Gründung eines Grossreiches war zwar nur vorübergehender Natur, ihre Herrschaft über Böhmen und Mähren konsolidierte sich aber in der Folgezeit innerlich insbesondere auch dadurch, dass sie in das Gefüge des von den Ottonen wieder aufgerichteten römischen Imperiums fest hineinwuchs und die Přemysliden als Reichsherzöge in der fürstlichen Hierarchie des Abendlandes eine gesicherte Stellung erlangten. Sie waren zwar gezwungen, bei der Lehensnahme des mit eigenem Schwerte erkämpften Landes vor den deutschen Königen ihr Knie zu beugen, dies bedeutete aber kaum eine Minderung des natürlichen Selbstgefühls in einer Zeit, da selbst der englische König seine festländischen Besitzungen von dem Herrscher des Frankenstaates zu Lehen nahm, und in der Reihe der übrigen Reichsfürsten besass der Prager Herzog in vielfacher Hinsicht eine ganz eigenartige Stellung. Denn die eigentlichen Wurzeln seiner Gewalt reichten doch weit tiefer als das übliche Beamtungs- und Lehensrecht der anderen Herzöge, von denen übrigens keiner über ein so grosses und geschlossenes Gebiet verfügen konnte, wie es Böhmen war. Die dauernde Erhaltung dieser massigen Geschlossenheit des böhmischen Hauptlandes, welche von der losen und zerflatterten Zusammensetzung anderer, aus einer bunten Aggregation verschiedener Gerechtsamen gebildeten und durch häufige Teilungen heimgesuchten Reichsfürstentümer so grundsätzlich abstach, war nicht in letzter Reihe der Bedeutung Prags als eines natürlichen Schwerpunktes des ganzen Herzogtums zu verdanken, eines Zentrums, dessen Besitz auch bei den vielfachen Familienzwistigkeiten der Přemysliden für die Behauptung der richtigen Macht ganz ausschlaggebend war.

Natürlich war die „Metropolis" Prag, wie sie die Chronisten des 11. und 12. Jahrhunderts des öfteren zu nennen pflegten, keineswegs mehr eine schlichte, auf den Hradschiner Hügel beschränkte Burgstätte. Unterhalb der allmählich in Stein ausgebauten und erweiterten Burg erwuchs in der flachen Niederung des Flussbettes rasch ein bedeutendes und lebensvolles Agglomerat verschiedener Ansiedlungen, zum Teil einheimischen, zum Teil auswärtigen Ursprunges, unter denen sowohl die alte Judengemeinde als auch die einem besonderen Fürstenschutze untergestellte Handelsniederlassung der deutschen Kaufleute besonders hervorstachen. Alle diese Ansiedlungen bildeten zwar noch keinen fertigen, mit einheitlichem Rechts-

leben und geschlossener Umwallung ausgestatteten städtischen Organismus, waren aber bereits im 12. Jahrhundert mit dem linken Moldauufer durch eine steinerne Brücke verbunden und eine belebte Strasse brachte sie auch mit der anderen fürstlichen Burgstätte in Beziehung, dem Vyšehrad, wo Fürst Vratislav eine reiche Kollegiatskirche gründete, die der gleichzeitig auf dem Hradschin entstehenden grossen St. Veitsbasilika ein wirkungsvolles Gegenstück bot.

Dieses romanische Prag war also eine in dem Kaiserreiche der Salier und der ersten Staufen weit bekannte Marktstätte und Fürstenresidenz, aber immerhin noch von einer bloss peripherisch-provinziellen Bedeutung und Art. In das eigentliche Zentrum des mitteleuropäischen Interesses rückt es erst das 13. Jahrhundert, ein Zeitalter, da der Schwerpunkt des deutschen staatlichen und kulturellen Lebens sich überhaupt mehr nach Osten hin verschiebt und die Dynastie der Přemysliden, mit dem Glanz einer erblichen Königskrone ausgestattet, an politischer Bedeutung so hoch emporwächst, dass ohne ihr Mittun in dem Römischen Reiche keine grössere Entscheidung mehr vor sich gehen konnte. Dieses wirkungsvolle Aufblühen der politischen Bedeutung des böhmischen Fürstengeschlechtes war bekanntlich nicht nur durch die verschiedentlichen Spannungen in Deutschland während der letzten Staufenzeit und dem sogenannten Interregnum ermöglicht; es beruhte auch auf dem raschen wirtschaftlich-sozialen Aufschwunge der böhmischen Länder, wo die grossen, bisher aber mehr in extensiver Weise ausgenützten natürlichen Bodenschätze mit Hilfe der deutschen Kolonisation durch neue Bewirtschaftungsmethoden und erfolgreiche Eröffnung des überaus reichen Bergsegens so ausgiebig mobilisiert wurden, dass Böhmen zeitweise zu einem Kalifornien von Mitteleuropa wurde.

Das Land bedeckt sich in einer fast fieberhaft gesteigerten Weise nicht nur mit Hunderten neuer grosser Hufendörfer; überall entstehen hier auch wirksame Zentren sozialen Treibens in befestigten Städten und gotischen Burgen. Für diese beschleunigte Entwicklung war nun wohl ein nicht ganz unbedenklicher Preis zu erstatten. Das bisher fast restlos slavische Land wird durch den reichlichen Zufluss des deutschen Elements in vielen Teilen zweisprachig und die fremden Zuzügler erlangen überaus bedeutsame Stellungen nicht nur im Gefolge der Herrscher, wie es schon in der Herzogszeit des öfteren der Fall gewesen war, sondern in dem ganzen Gefüge des sozialen Lebens. Denn ohne ihre vom Westen importierte Erfahrung und Unternehmungslust war die so erfolgreiche Durchführung der grossen ökonomischen Revolution und erfolgreiche Valorisierung

der natürlichen Entwicklungsmöglichkeiten des Landes wohl nicht zu erzielen. Insbesondere das zielsichere und rational gerichtete Gründertum des neuen städtischen Patriziats spielte hierin die führende Rolle und als sein Zentrum erlebte auch Prag rasch eine tiefgreifende Veränderung seines ganzen Wesens.

Schon vorher besass hier die deutsche Kaufmannsniederlassung, auf fürstliche Privilegierung gestützt, eine bedeutsame Stellung, doch zumeist noch als eine Genossenschaft von Landesfremden. Jetzt erst verwächst sie voll mit dem Boden und greift wirksamst um sich durch wagemutiges Vorgehen von Männern kapitalistisch-spekulativer Einstellung, wie es zum Beispiel der Münzmeister Eberhard war, der in den dreissiger Jahren des 13. Jahrhunderts mit einem Konsortium ähnlich unternehmender Genossen die Gründung des neuen St. Gallusviertels in Prag bewirkte, welche noch in der nächsten Generation als eine Grosstat erfolgreichen Unternehmungsgeistes galt und bis heute im Stadtplane Alt-Prags sich wohltätig fühlbar macht. Und es ist mehr als wahrscheinlich, dass sich dasselbe oder ein ähnliches Konsortium gleichzeitig auch einer anderen grosszügigen Aufgabe unterfing, nämlich des systematischen Aufbaues eines weiten Mauerringes, welcher den eigentlichen Besiedlungskern von den verschiedenen, mehr dorfartigen Weilern scheidend, der ganzen Prager Agglomeration einen grundsätzlich neuen Charakter verlieh.

Jetzt erst wandelt sich die bisher innerlich nur lose zusammenhängende Großsiedlung in eine organisch festgefügte Stadtgemeinde; das fränkische Stadtrecht nach Nürnberger Weise verdrängt rasch die bisherigen verschiedentlichen Rechtsnormen und haucht dem Ganzen gewissermassen eine neue, selbstbewusste Seele ein. Als Hauptsitz des reichen Patriziats, welches vielfach an den entlegensten Landesgrenzen seinen wirtschaftlichen Unternehmungsgeist betätigend, insbesondere auch an den blühenden Bergwerkgeschäften rege beteiligt war und mit der königlichen Kammer in häufige Berührung kommend durch reichen Prunk bald sogar dem Hochadel nahezukommen suchte, gewinnt das mit den ersten gotischen Bauten sich schmückende Prag für das öffentliche Leben des ganzen Königreichs gesteigerte Bedeutung. Es wird auch stets mehr und mehr zur unverrückbaren Dingstätte für alle gewichtigeren rechtlich-administrativen Geschäfte, die in dem neuen Ständestaat des späteren Mittelalters viel häufiger werden als vorher, und die wahre Bedeutung des Diktums „Praga caput regni“ können wir am besten ermessen durch einen Vergleich mit den Nachbarländern, wie Ungarn

oder Polen, welche im Mittelalter eines so kräftig entwickelten, unzweifelhaften Schwerpunktes für das ganze Kultur- und Wirtschaftsleben, wie es Prag war, ermangelten.

Die Augen der Umwelt wandten sich damals aber der böhmischen Hauptstadt mit gesteigertem Interesse nicht nur wegen dieses raschen, ökonomisch-kulturellen Aufblühens zu; es bewirkten dies auch die hochdramatischen Akzente, welche die damalige böhmische Zeitgeschichte aufwies. Es ist bekannt, dass sich die letzten Přemysliden mit kühnem Wagemut auf den wachsenden Reichtum ihres Landes gestützt ein neues Ziel setzten, nicht nur ein festgefügtes, selbständiges Staatswesen aufzubauen, sondern ein mitteleuropäisches Grossreich zu schaffen in ähnlicher Weise, wie es im Westen und Süden Europas gleichzeitig die Kapetinger beider Linien anstrebten. Man kann da wohl von einem dynastischen Imperialismus sprechen, welcher mit unentwegten Vorstössen bald über die Alpenländer hinaus bis zum Adriaufer zustrebte, bald im Norden in Meissen und Polen bis zum Baltischen Meer, im Osten bis tief in die Donauebene vordrang. Die Erfolge dieser lebhaft gesteigerten böhmischen Expansion waren wohl vorerst nur vorübergehender Natur, da es den Přemysliden nicht gelang, sie durch das Ergreifen der alten Reichsfahne des Römischen Kaisertums zu legitimieren, obzwar insbesondere Přemysl Otakar II. seine Hand nach ihr mehrmals ausstreckte. Im Gegenteil, diese Reichsfahne wandte ihre Spitze scharf gegen ihn und sein Geschlecht als sie in die Hand der schwäbischen Habsburger gelangte, eines Geschlechtes, welches ebenfalls dessen rasch inne wurde, dass durch die Verschiebung des mitteleuropäischen Schwerpunktes mehr nach Osten hin dort ganz neue Möglichkeiten für die Schaffung eines Grossreiches zutage lagen. Zwischen ihnen und den Přemysliden entspann sich demnach ein Zweikampf, der mit seinen tragischen Motiven die Aufmerksamkeit selbst weit entfernter Zeitgenossen heftig an sich zog und zu Ausführungen Anlass gab, wie die bekannte Bemerkung Dantes im siebenten Gesang des Purgatorio mit ihrer so wirksamen Gegenüberstellung des düsteren Habsburgers und des tapferen Böhmenkönigs.

Manche entscheidende Episode dieses langen Ringens zweier Dynastien spielte sich zwar weit von Prag ab, zum Beispiel auf dem Marchfelde oder vor Kuttenberg, der Besitz der böhmischen Metropole verblieb jedoch im Kernpunkt der Frage und trat insbesondere in den Vordergrund, als nach dem jähen und unerwarteten Aussterben der männlichen Glieder des böhmischen Königshauses 1306

in Prag entschieden werden sollte, ob die Habsburger das grosse Erbe an sich reissen dürften, oder ob es wenigstens im Frauenstamm der Přemysliden erhalten bleiben würde. Es ist bekannt, dass damals vor Prag zuerst die Würfel zugunsten der schwäbischen Emporkömmlinge fielen und dass dem Hause Habsburg zum erstenmal die Aussicht auf eine wahrhaft europäische Machtstellung sicher schien, als König Albrecht und sein Sohn Rudolf durch eine rasche Besetzung der böhmischen Hauptstadt die römische Krone nicht nur mit der Herrschaft über die böhmischen und die Alpenländer verbanden, sondern auch auf Meissen die Hand legten und selbst den Anspruch auf die polnischen Besitzungen der Přemysliden nicht aufgaben.

Es schien, als ob die divergierenden Expansionsrichtungen Přemysl Otakars II. und Wenzels II. in der Hand des harten Habsburgers zusammengefasst nun die politische Gestaltung Europas in ganz neue Bahnen lenken sollten. Doch auch hier entriss das launenhafte Schicksal unversehens den machtgierigen Händen den höchsten Preis, als der junge Rudolf und gleich nach ihm auch sein Vater Albrecht in kurzer Zeitspanne hintereinander in voller Manneskraft plötzlich durch jähen Tod erreicht wurden, und wieder war es Prag, zu dem sich die Augen der Zeitgenossen im weiten Kreise hinwandten mit der Frage, was nun mit dem Erbe der Přemysliden werden möge. Da trat unversehens ein anderes, ebenfalls aus der Rheingegend stammendes Grafengeschlecht auf den Plan, indem es nach der grossen Hinterlassenschaft griff und sich dabei der Hilfe des strebsamen und klugen Beraters der letzten Přemysliden, des Erzbischofs Peter von Mainz, zu bedienen wusste. Vor den Mauern Prags entschied sich sodann an einem düsteren Dezembertage des Jahres 1310 das Schicksal dieses Luxemburgerhauses und durch den siegreichen Einzug des jungen Johann in die böhmische Hauptstadt empfing die deutsche Geschichte für mehr als ein Jahrhundert eine neue, bedeutungsvolle Richtlinie.

Gleichzeitig war durch die Ehe Johanns mit der Tochter Wenzels II. die Herrschaftsfolge der Přemysliden wenigstens in der weiblichen Linie gewahrt, aber ihr Ausbreitungsstreben wurde gemäss den veränderten Voraussetzungen der Umwelt vielfach in ganz neue Bahnen gelenkt. Denn in der Richtung auf die Alpenländer war der Weg endgültig versperrt durch das neue Regime der Habsburger, welche sich auch nach dem Scheitern der weitgespannten Hoffnungen wenigstens hier eine feste Machtgrundlage zu wahren wussten. In Polen und Ungarn gelang es hingegen Włady-

sław Łokietek und Karl Robert von Anjou, eine neuerliche Stabilisierung der dynastischen Macht dermassen sicherzustellen, dass auch in dieser Richtung der böhmische Imperialismus auf keine entscheidenden Erfolge mehr rechnen konnte. Anders war es jedoch gegen den Westen hin. Hier eröffneten sich ganz neue Aussichten durch die Tatsache, dass der nunmehrige Träger der St. Wenzelskrone gleichzeitig auf dem westlichen Rande des deutschen Reiches über ein bedeutsames Gebiet verfügte.

Die Luxemburgische Grafschaft war zwar an sich kein überaus mächtiges Gebilde, brachte ihren Inhaber jedoch in engste Beziehung sowohl mit der westeuropäischen Politik als auch mit dem für die Reichsgeschichte so wichtigen Kreise rheinischer Fürsten geistlicher und weltlicher Art. Ausserdem waren die Luxemburger nicht slavischer, sondern deutscher Abkunft, ein Umstand, der im Stande war, das wichtigste Hindernis zu überwinden, welches in der Zeit Přemysl Otakars II. dem Böhmenkönig bei seinem Streben nach der römischen Krone den Weg verlegt hatte. Alles das war wie geschaffen dazu, die überschüssige Kraft, welche der neuen Dynastie die aufblühenden böhmischen Länder boten, in die Richtung nach Deutschland hin zu leiten. Der erste Luxemburger war zwar in seinem flatterhaften Wesen nicht im Stande, dies in einer ganz konsequenten Weise zu begreifen und wurde zeitweise fast zu einem „Hans Dampf in allen Gassen" der grossen europäischen Politik. Aber auch dabei erhaschte er einige nennenswerte Erfolge, insbesondere in Schlesien bei der Liquidation der ehemaligen polnischen Politik seiner Vorgänger, und rechtzeitig nahm ihm ausserdem sein frühreifer Sohn Karl die Zügel aus den Händen.

So geschah es, dass in dem Augenblicke, als König Johann im Jahre 1346 bei Crécy mit dem Schlachtrufe „Prag" auf den Lippen niedersank, die römische Krone seinem Sohne gesichert war. Mit Karl rückte die luxemburgisch-přemyslidische Dynastie in die erste Reihe der europäischen Geschichtsformer vor. Auf das durch die Lausitz und Schlesien verstärkte Massiv der böhmischen Länder gestützt, sichert sie sich durch neuen im Egerland, Franken und Bayern erworbenen bedeutsamen Streubesitz ihren Einfluss in Süddeutschland, während sie nach dem Norden hin dasselbe nicht nur in Meissen und Osterland zu erreichen bestrebt war, sondern durch die Angliederung Brandenburgs an die böhmische Krone gelang es ihr, bis tief in Niederdeutschland einzudringen. Gegen den europäischen Westen hin wahrte sie sich dabei in der zum Herzogtum erhobenen und ebenfalls abgerundeten Luxemburgischen Landschaft

eine wirksame Brücke, welche ihr insbesondere Gelegenheit bot, nicht nur das politische Getriebe der Rheinlande fest im Auge zu behalten, sondern auch die seit dem 13. Jahrhundert gewonnene enge Fühlung mit dem französischen Königshofe weiter auszubauen. Der Besitz der kaiserlichen Würde und ein gutes Einvernehmen mit dem avignonensischen Papsttum krönte dabei gewissermassen dieses neue Machtgebilde des Luxemburgischen Hauses und verlieh ihm einen europäisch-universalen Charakter, in dem zum erstenmal slavisches Wesen mit deutschen und romanischen Elementen auf das engste verbunden erscheint. Und Prag, die Hauptburg und der Angelstein dieses Luxemburgischen Grossreiches, rückte als die neue Kaiserstadt in den Mittelpunkt des zeitgenössischen Getriebes, was natürlich auch an dem äusseren Bilde der Stadt nicht ohne grundsätzliche Folgen vorübergehen konnte.

Bei dem bisherigen Wandel der älteren romanischen in neue gotische Stilformen war in der böhmischen Hauptstadt Deutschland der Vermittler und die Entwicklung ging nur schrittweise vor sich hin; jetzt dringt aber die viel anspruchsvollere Magnifizenz der reifsten französischen Gotik aus den westeuropäischen Städten und Königsschlössern direkt auf Böhmen ein und in wenigen Jahrzehnten wird Prag zu einer Stadt, welche in bezug auf grosszügigen Komfort und Reichtum an neuen Baudenkmälern die bedeutsamsten deutschen Städte zu übertreffen beginnt. Der kühne, in seinem streng rationellen Aufbau bewundernswerte Grundriss der Prager Neustadt bezeugt es gleichsam wie der schwungvolle Bau der Karlsbrücke und der neuen Hradschiner Kathedrale, an welche sich der in seiner ganzen Ausdehnung erst durch neuerliche Restaurationen erkannte und freigelegte königliche Palastbau Karls IV. anschloss.*)

Erst jetzt wurde Prag durch eine Plejade anderer grossen kirchlichen Bauten zu der Stadt „von hundert Türmen", in welcher auch das geistige Leben des Zeitalters eine universal gerichtete, neue Metropole fand. Und zwar nicht nur durch die erste, in Mitteleuropa nach westeuropäischem Beispiel errichtete Hochschule, welche rasch auch das landsässige, ein eigenes Schrifttum ausbauende slavische Element in überaus fruchtbarer Weise für die gemeinsame scholastische Geistesarbeit zu mobilisieren begann. Selbst dem im gleichzeitigen Italien kaum aufkeimenden Frühhumanismus Francesco Petrarcas erschien der in Prag um Johannes von Neumarkt, Ernst

*) Vgl. dazu den Artikel von K. Guth „Die Prager Burg" in dieser Zeitschrift (Jahrg. I., S. 217 uff.)



von Pardubice und andere gebildete Männer des kaiserlichen Gefolges sich bildende Kreis gewissermassen als der erste und fast einzige Mittelpunkt, wo nördlich der Alpen das neue, an die antike Erbschaft sentimental sich anschmiegende Geisteswesen einiges Verständnis fand. Und gleiches galt auch für die als Augustinismus bezeichnete neue Haltung der christlichen Religiosität, die Vorgängerin der späteren „devotio moderna".

All das war im Stande, die Augen der ganzen Mitwelt in weit intensiverer Weise als je zuvor auf Prag zu lenken und dieses Interesse verschwindet auch nach dem Tode Karls IV. keineswegs. Es erhält wohl aber bald eine ganz eigenartige Färbung. Bei der Betrachtung dieser Dinge zwingt sich uns unwillkürlich ein Vergleich mit manchen ganz aktuellen Erscheinungen der heutigen Mitwelt auf. In einer ähnlichen Weise, wie Petrarca oder Cola di Rienzo mit Freude und hochgespannten Hoffnungen auf das zeitgenössische Böhmen und Prag hinsahen, richteten auch Voltaire oder Diderot ihre Blicke auf das Russland Peters des Grossen und Katharinas II. und seine an der Neva sich mit grossartigen Barockfassaden schmückende Metropole hin. In beiden Fällen bewunderte man die erfolgreiche Fähigkeit grosser und aufgeklärter Herrscher, das im Westen hoch auflodernde Licht geistiger Kultur und fortschrittlicher Gesittung weit in das östliche Hinterland getragen zu haben, wodurch gleichzeitig auch die natürliche Wucht der unverbrauchten slavischen Volksmasse im Dienst der neuen Grossmacht weit wirksamer verwendet werden konnte. In der dermassen eifrig geförderten Angleichung dieser neuen östlichen Volkskraft an das Gefüge der älteren westlichen Kulturwelt sahen insbesondere die optimistischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts eine unzweifelhafte Sicherstellung gesunden und organischen Wachstums der sich stets verfeinernden Zivilisation in der ganzen Menschheit und begrüssten darum auf das wärmste auch das erfolgreiche Eintreten des nachpetrinischen Zarismus in die Pentarchie der europäischen Grossmächte. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts wurde man jedoch bald dessen inne, dass sowohl die überstürzte Neuordnung des staatlichen Organismus, als auch die überaus eifrige Rezeption fortschrittlichster Ideologie westlichen Ursprungs auf dem slavischen Neuland in Russland vielfach als ein sehr aufreizendes Ferment wirkt, welches keineswegs zum ruhigen Hineinwachsen des Zarenreiches in die europäische Kulturwelt beitrug, sondern zu einer Sonderentwicklung gar stürmischer Art Anlass zu geben im Stande war. Insbesondere als sich der Kampf zwischen dem rauhen Machtwillen der zaristischen Autokratie und den

elementaren Kräften der demokratischen und sozialen Revolution in Russland zu einem immer von neuem auflodernden Brand steigerte, erkannte man, dass hier in die Geschichte der Menschheit eine ganz neue Erscheinung eingetreten war, welche zuletzt in den Hekatomben des sovjetischen Regimes ihr Fortissimo erreichte und dadurch auch die vertrauensvollsten Befürworter der unentwegt fortschrittlichen Entwicklung erschaudern machte.

Nicht ganz unähnlicher Art waren wohl die Eindrücke, welche die Mehrzahl fremdländischer Beobachter der Vorgänge in Böhmen am Anfange des 15. Jahrhunderts empfing. Schon in der mit einem düsteren Sagengewebe umsponnenen Gestalt König Wenzels IV. war etwas Morbides, was an die Rasputiniaden unserer Tage erinnert, als man in ganz Europa die merkwürdigsten Gerüchte vernahm darüber, wie der von einem ganz bedenklichen Kreise plebejischer Arrivisten umgebene König in toller Weinlaune und maniakalischer Wut angeblich selbst Scharfrichterdienste versieht, wie er von seinen Untergebenen und Verwandten mehrere Male gefangen gehalten und von den Kurfürsten abgesetzt, sich trotzdem im Besitze der Königsmacht zu behaupten weiss, doch nur um seinem Geiz zu fröhnen, ketzerischen Unfug zu dulden und sein ehemals so aufblühendes Land Jahrzehnte hindurch in helle Verwirrung und chronische Revolten zu stürzen. Und diese Wirren wurden sodann zusehends durch die reizbare Leidenschaftlichkeit gesteigert, mit welcher die tschechische Intelligenz sich die kurz vorher in England durch Wiklif aufgebrachten radikalen Theorien philosophischer und theologischer Art aneignete und auf sie gestützt nach einer tiefgreifenden Umwertung des gesamten christlichen Lebens rief, mit einem allen Kompromissen spottenden Ernste, der uns vielfach an das düster-verbissene, aber zur äussersten Selbstaufopferung gesteigerte Wesen der russischen Propagatoren der ebenfalls in England ausgereiften marxistischen Doktrinen wohl erinnern kann.

Dieser Vergleich mit den Geschehnissen unserer Tage ist um so verlockender, als auch am Anfange des 15. Jahrhunderts ebenso wie heute Europa mit der Liquidation eines langjährigen Kampfes belastet war, was die allgemeine Spannung offenbar noch steigerte. Es war dies der Jahrzehnte hindurch währende Kampf zwischen Rom und Avignon, der der damaligen Menschheit ein nicht minder schmerzliches Problem auferlegte, wie unserem Zeitalter die im Weltkriege kulminierende Rivalität der grossen Mächte. Insbesondere die damals nach Pisa und Konstanz zur endgültigen Bereini-

gung der erbitterten Kämpfe zusammengerufenen Konzilien erinnern uns tatsächlich vielfach auf die Pariser Friedenskonferenz nicht nur durch ihre, die ganze damalige Kulturwelt repräsentierende Zusammensetzung, sondern vornehmlich dadurch, dass man auch dort vor allem eine grundsätzliche, dem Wilsonschen Cowenant nicht unähnliche Panazee suchte, welche in alle Zukunft hin im Stande wäre, die Wiederholung ähnlicher, für die ganze Christenheit überaus schmerzlichen Wirren und Kämpfe zu verhüten. Man fand sie damals in der sogenannten Konziliartheorie und der berühmten „Reformatio in capite et membris", welche an Stelle des verrufenen päpstlichen Absolutismus eine neue, die oberste Leitung des ganzen kirchlichen Organismus umgestaltende Verfassungsidee stellen wollte. In der böhmischen Hauptstadt jedoch, wo die viel weitergreifenden Schlagworte einer integralen Umwertung allen christlichen Lebens mit steigender Heftigkeit gepredigt wurden, erschien diese massvolle Konziliarreform im Lichte eines armselig-faulen Kompromisses und insbesondere, als das Konstanzer Konzil durch die harte Verdammung und Hinrichtung Johannes Hus' den böhmischen Radikalismus grundsätzlich verwarf, stellte sich die tschechische Intelligenz gegen die von der hohen Hierarchie und König Sigmund befürworteten Lösungen in einen ähnlich schroffen Gegensatz, wie das heutige Sovjetrussland gegen den Wilsonschen Friedensbund.

Es ist wohl nicht notwendig, diesen Vergleich weiter auszuführen. Stellen wir uns nur den Eindruck vor, der selbst bei den reformfreundlichsten Männern in Frankreich oder Deutschland hervorgerufen wurde durch Nachrichten über den wüsten Kirchen- und Klostersturm, der sich in Prag, der goldenen Metropole Karls IV., im Gefolge des jähen Todes König Wenzels IV. entfesselte und als es sodann ruchbar wurde, dass gleichzeitig die tschechischen Revolutionsmänner dem berechtigten Thronerben und für die Wiederkehr der christlichen Eintracht sich hart abmühenden König Sigmund die Besteigung des väterlichen Thrones verweigern, falls er nicht gewillt wäre, offenbare Ketzerei zu dulden und ihre freie Verbreitung zu fördern. Diese bedenklichen Tatsachen steigerten sich sodann in Schaudermären über chiliastische, evangelischen Kommunismus predigende Schwärmerei, Zusammenrottung rohen Landvolkes zu bewaffneten Haufen, verbissenen Kampf gegen alle Lebensbehaglichkeit und wertvolle Kulturgüter in einem wahren Hexensabbath ketzerischen Mutwillens und Auflösung jeder sozialen Gebundenheit. Unter dem Eindrucke dieser durch die Fama wild vergröberten Gerüchte gab es wohl in der ausserböhmischen Chri-

stenheit nur sehr wenige, die jene aufrichtige und alles aufopfernde Hingabe nach Verdienst zu bewerten wussten, welche die Herzen der tschechischen Reformatoren beherrschte und in welcher sich mancherlei für die weitere Entwicklung des religiösen Empfindens sehr bedeutsame Motive auswirkten. Die höhnisch verzerrte Fratze Satans war es, die nach der festen Überzeugung der meisten Zeitgenossen über Prag und die taboritischen Städte hin grinste und eine ganz verderbliche Feuersbrunst anfachte, welche nur durch bewaffnete Intervention im Zeichen des Kreuzes und in den Diensten des rechtmässigen Thronerben Böhmens rücksichtslos niederzutreten war.

Es ist wohlbekannt, wie diese Intervention vor den Toren von Prag und des Vyšehrad gleich in den ersten Anstürmen zusammenbrach in einer Weise, in welcher die böhmischen Hussiten ein wundersames Eingreifen der Hand Gottes sahen, die jedoch der übrigen Christenheit als eine offenbare Betätigung der unreinen Gewalten der Hölle galt. Und als verabscheuungswürdiges Auswirken dieser Kräfte der Verdammnis galt auch die folgende jahrelange Epopöe der blutigen Hussitenkriege mit ihren Siegen plebejischer Haufen über ritterliche Heeresaufgebote und ihren schonungslosen Verachtung der bisher üblichen Kampfesmethoden. Ein tiefer Abgrund öffnete sich somit zwischen dem ketzerischen Böhmen und der übrigen Christenwelt, ein Abgrund, welcher in einem ganz grundsätzlichen Gegensatz zu dem vorherigen Hineinwachsen des tschechischen Volkes in die westliche Welt unter Karl IV. stand. Der Name dieses Volkes drang zwar nun auch in ganz ferne Gegenden Europas in gesteigertem Masse und gewann an wirksamer Aktualität, zum Teil durch das Verdienst regsamer Publizisten, wie es zum Beispiel Äneas Silvius Piccolomini war, der spätere Pius II., welcher mit seiner „Böhmischen Geschichte“ eines der ersten Meisterwerke gewandter Reportage schuf und das wundersame Ereignis der hussitischen Revolution durch eine historische Retrospektive mit humanistischer Eleganz zu beleuchten wusste. Der Name Prag war nun in aller Munde, aber mit einem harten Akzent von Schauder und Abscheu behaftet, der es bewirkte, dass selbst im fernen Frankreich gelegentliche Ausbrüche bäuerlicher Aufstände als „Praguerie“ bezeichnet wurden. Das goldene Prag, in welchem die Jünger Johannes Hus' eine hell leuchtende Fackel der neuen christlichen Wahrheit für die ganze Christenheit aufzustecken vermeinten, verwandelten sich in den Augen der Zeitgenossen in eine in teuflischem Qualm versinkende Brandstätte und einen Giftsprudel verderblicher

Ketzerei, gegen die man sich mit tunlichster Vorsicht zur Wehr setzen musste.

*

Die tschechische religiöse Revolution des 15. Jahrhunderts blieb in den lange Jahre währenden Kämpfen unbesiegt. Alle bewaffneten Interventionen der Aufgebote König Sigmunds und der wiederholten Kreuzzüge scheiterten an der Standhaftigkeit der böhmischen Gotteskämpfer, welchen dabei die zentrale Bedeutung Prags den nötigen Rückhalt bot. Und doch gestaltete sich der vermeintliche Sieg zu einer tatsächlichen Niederlage nicht nur durch die grässliche Vernichtung allen Wohlstandes der Hauptstadt und des Landes in den langen Kriegen, sondern vor allem durch das Versagen aller auf allgemeines Durchdringen der neuen kirchlichen Maximen gerichteten Hoffnungen des Utraquismus und durch die harte kulturelle Blokade, mit welcher ganz Europa den tschechischen Aufruhr beantwortete. Umsonst waren alle Bemühungen, diese Blokade wenigstens nach dem Abflauen der blutigsten Kämpfe im Verhandlungswege und mit Hilfe gütlicher Kompromisse zu durchbrechen. Wohl erreichte man durch die in Prag feierlich verkündeten Basler Kompaktaten scheinbar einiges in dieser Richtung, aber die gleich in ihrem Entstehen faulen Zugeständnisse zerbröckelten im Handumdrehen und selbst die gewandte Diplomatie des bedeutenden Nationalkönigs, Georgs von Poděbrady, war nicht imstande, eine gesicherte Rückkehr des böhmischen Volkes in den Schoss der allgemeinen Christenheit zustande zu bringen. Und doch ward diese Rückkehr zu einer Lebensfrage der weiteren Entwicklung, sollte nicht das begabte Volk durch eine verderbliche Isolation verkümmern in einem Zeitalter, da das übrige Europa in der Frühlingssonne der Renaissance neuen Möglichkeiten entgegenflog und auch in geographischer Hinsicht den engen Umkreis seines bisherigen Daseins zu durchbrechen begann. Konnte man also mit eigener Kraft den argen Fluch allgemeiner Verfehmung nicht abschütteln, so musste man es mit fremder, dynastischer Hilfe versuchen, aber die Tragik des böhmischen Volkes wollte es, dass auch auf diesem Wege das Fortkommen wenig glücklich war.

Zuerst wandte sich der Blick gegen den Osten. Die polnischen Jagellonen sollten als Träger der St. Wenzelskrone über den steilen Berg helfen, und es schien zuerst, dass der Versuch nicht ganz fruchtlos sei. Wenn wir das kunstvolle Wölbungsgerippe des weiten Vladislavschen Saales auf der Prager Hofburg, die neuen Fresken der St. Wenzelskapelle oder den freundlichen Prunk des Pulverturmes

bestaunen, vermeinen wir wohl eine neue Atmosphäre wahrzunehmen, in welcher die freudlose Düsterkeit des religiösen Alleininteresses erneuerter Schaffenslust im Sinne bejahender Diesseitigkeit zu weichen beginnt und aus den Nachwehen und der Verarmung der harten Kampfeszeit ein neues daseinsfreudiges Prag aufzuerstehen im Begriffe ist. Bald zeigte sich jedoch, dass die blutarmen Hände der polnischen Prinzen doch zu schwach waren, um den massigen Block des hussitischen Revolutionserbes von der Brust des böhmischen Volkes erfolgreich abzuwälzen, umso mehr als ihr Wirken mit einem anderen schicksalsschweren Problem belastet war, nämlich den argen inneren Wirren Ungarns und dessen Schutze gegen den türkischen Ansturm.

In diesem wilden Wirbelwind erlosch auf den sumpfigen Gefilden von Mohacz im Jahre 1526 die schwachflackernde Kerze des Jagellonenregimes unversehens in einer dem tragischen Ende der Přemysliden nicht ganz unähnlichen Weise. Und wiederum wendet sich der Blick Europas der böhmischen Hauptstadt zu mit der Frage, welchen Weg wohl die ständischen Repräsentanten des verwaisten Volkes zur Klärung der vom widrigen Schicksal so unerwartet wiederaufgeworfenen Thronfrage betreten dürften. Durch die Königswahl Erzherzog Ferdinands zeigten dieselben nun den Entschluss, die Brücke, über welche Böhmen nach Europa zurückkehren sollte, mit Hilfe der habsburgischen Dynastie aufbauen zu wollen, jener Dynastie, welche bereits 1306—1307 und sodann wiederum in den Jahren 1437—1458 auf dem böhmischen Throne Sitz zu fassen versucht hatte. Nun stand die Sache aber ganz anders als während jener zwei Episoden. Unter Rudolf I. und unter Ladislaus Posthumus war die Hoffnung berechtigt, dass die böhmische Königswürde auch für die Habsburger zu einem Kristallisationskerne werden dürfte, um welchen sich die anderen Besitzungen des Hauses natürlich gruppieren würden. Am Anfange des 16. Jahrhunderts jedoch waren die Flügel der Habsburger ganz anderen Zielen gewachsen. Das burgundisch-niederländische, arragonisch-kastilische, neapolitanisch-sizilische Erbe eng verbunden mit der römischen Kaiserwürde und den neuen überseeischen Besitzungen, all das verschob den Schwerpunkt der Machtinteressen der Nachfolger Maximilians I. weit nach dem Westen hin und verwandelte die Besitzungen der „casa d'Austria" in ein Weltreich, in dem die Sonne nicht unterging.

Wenn auch dieser Umstand vornehmlich für die ältere, durch Karl V. repräsentierte Linie geltend war, zog er zweifellos auch den jüngeren Ferdinand in die durch gemeinsames Hausinteresse

vorgezeichnete Bahn und war imstande, die neu erworbene böhmische Krone in einen blossen Bestandteil des bunten Mosaiks des uferlosen habsburgischen Imperialismus zu verwandeln. Sie verlor zwar vorerst in rechtlicher Hinsicht noch nichts von ihrer in der eigenen Geschichte verankerten staatlichen Personalität, auf dem Felde der internationalen Politik wurde sie jedoch vornehmlich als eine blosse Komponente der habsburgischen Gesamtmacht gewertet und büsste dadurch merklich an Eigenbedeutung ein. Zudem sieht Prag nun, wenigstens unter Ferdinand I. und Maximilian II., seinen König nur selten und auf kurze Zeit in seinen Mauern, da die beiden Herrscher zumeist in den Alpenländern und in Süddeutschland ein durch längere Aufenthalte in Wien oder Innsbruck unterbrochenes Wanderleben führten und sich vom böhmischen Wesen wenig angezogen fühlten, wenn auch die Prager Hofburg ihrer Bautätigkeit in bezug auf die Verdrängung des älteren gotischen Stils durch neue Renaissancemotive einiges zu verdanken hatte. Endlich brach sich jedoch wenigstens in der dritten Generation diese Zurückhaltung an dem eigentümlichen Zauber, welchen die Moldaustadt in sich barg, wohl im Zusammenhange mit einer allgemeinen Tendenz des Zeitalters zur Schaffung fester Residenzstätten, in welchen die bisher allgemein übliche freie Beweglichkeit der Herrscher gebannt wurde.

Im Italien der Renaissance haben natürliche Voraussetzungen diese Sitte aufkommen lassen, der Escorial Philipps II. schuf aber auch für Könige ein wirkungsvolles Vorbild, welches insbesondere auf den Philipp II. in mancher Hinsicht geistesverwandten Rudolf II. nicht ohne entscheidende Wirkung verbleiben konnte. Vor die Wahl zwischen dem viel bescheideneren Wien und der natürlichen Magnifizenz Prags gestellt, entschied sich der weltscheue, aber dabei äusserst glanzbedürftige Herrscher bald, den Hradschin zum ständigen Sitz auszubauen. Wiederum, wie im 14. Jahrhundert, wird Prag zu einer Kaiserstadt, welche ein reges Hofleben erfüllt und die sich rasch zu einem bedeutsamen Treffpunkte der europäischen Diplomatie wandelt, das eng provinzielle Wesen abstreifend. Auch in Hinsicht auf das äusserliche Stadtbild. Unter den Luxemburgern war es vor allem Frankreich, von wo die wichtigsten Motive bei der damaligen Wandlung Prags in eine kunstreiche Großstadt kamen; nun ist es Italien, an das vornehmlich angeknüpft wird, ob es sich nun um Neubauten und Ausschmückung von Kirchen und Stadtpalästen oder um gesellige Regsamkeit und Kleidertracht handelt.

Das Rudolfinische Prag wird in dieser Hinsicht sodann für die

ganze ständische Gesellschaft der böhmischen Länder zu einem wirksamen Propagationszentrum für die aus dem europäischen Süden vordringende Renaissancekultur, und es schien, als ob die Habsburger der ihnen schicksalmässig zugefallenen Aufgabe, den zwischen Böhmen und Europa gähnenden Abgrund endgültig zu überwinden, doch erfolgreich nachkommen sollten. Das herbe Schicksal des tschechischen Volkes wollte es jedoch, dass der durch sie zur Lösung der böhmischen Länder aus der bisherigen kulturellen Isolation beschrittene Weg nicht der einzige blieb, und dass die Prag mit dem romanischen Süden verbindende Brücke vom Anfang an dem Wettstreit einer anderen ausgesetzt ward, welche nach dem Norden hinweisend von der deutschen Reformation geschaffen wurde.

Der Grundstein dazu war durch Luther selbst gelegt, als er in der Leipziger Disputation 1519 das gegen Hus gefällte Urteil anfocht. Die von ihm ausgehende Trennung eines grossen Teiles deutscher Nation von Rom überwand rasch die bisher zwischen Böhmen und ihren deutschen Nachbarn bestehende Entfremdung und machte zusehends einer neuen Anfreundung Platz. Dadurch öffnete sich für die tschechischen Utraquisten ein weites Tor zu einem regeren Verkehr mit dem Auslande, der von ihm ausgehende Weg führte jedoch, wie bereits bemerkt wurde, nicht zu dem romanischen, die neue italienisch-spanische Barockkultur ausbauenden und zum Schutze päpstlicher Gewalt gerüsteten Süden Europas, wohin es die habsburgischen Herrscher Böhmens hinzog. Er mündete vielmehr in die Hauptstätten der bei weitem nüchterneren und gestrengeren Reformationskultur, vornehmlich in Wittenberg, Heidelberg und Genf ein.

Auch dies brachte zur Belebung des böhmischen Geisteslebens wohl zweifellos viele schätzenswerte Motive hinzu und war imstande, den unheilvollen Folgen der langen Vereinsamung erfolgreich zu steuern, um so mehr als diese Beziehungen dem eigensten Wesen des böhmischen Volkes wohl geistesverwandter waren als die aus dem Süden Europas stammenden Anregungen und darum bei der überwiegenden, auf das kirchliche Erbe des Utraquismus gestützten Mehrzahl des Volkes willige Aufnahme fanden. Da jedoch auch den an Rom festhaltenden Beziehungen eine an die Dynastie sich anschmiegende, nicht unbedeutende Minorität gesichert blieb, steigerte sich dadurch die in der böhmischen Geschichte seit der Hussitenzeit bestehende Polarität in einer ganz bedenklichen Weise, was um so gefährlicher erschien, als dieser Gegensatz durch den gleichzeitigen Zustand von ganz Europa mächtig angefacht wurde. Denn

die durch gegenseitigen Druck der Reformation und Gegenreformation bewirkte neue Verlagerung der europäischen Machtschichten war so labiler Natur, dass sie über kurz oder lang ein katastrophales Erdbeben erwarten liess, und die verhängnisvolle Bruchlinie, um mit den Geologen zu sprechen, zog sich stracks durch Böhmen hin, in dessen Hauptstadt sie auch durch äussere Wahrzeichen immer deutlicher zutage trat. So erhob sich hier unweit von der neuen Hochburg des Jesuitenkollegiums bei St. Klement in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts der nüchterne Neubau der protestantischen Salvatorkirche, wodurch die beiden Wege, über welche das tschechische Volk seine Rückkehr nach Europa bewerkstelligen sollte, in einer fast symbolischen Weise gekennzeichnet wurden.

Prag wurde somit zu einer im Nervensystem der westeuropäischen Christenheit besonders reizbaren Ganglie und gleichermassen wie am Vorabend der Hussitenzeit trat auch diesmal zur Steigerung dieser Spannung die düstere Abnormalität und Unfähigkeit des an der Spitze des böhmischen Staatswesens stehenden Herrschers hinzu. Die Geisteskrankheit Rudolfs II., sein an das Verhältnis zwischen Wenzel IV. und Sigmund erinnernder Bruderzwist mit dem Erzherzog Matthias, endlich seine durch den sinnlosen Einfall des Passauer Kriegsvolkes begleitete Absetzung, all dies brachte die böhmischen Länder in einen Zustand chronischer Gärung, welche von aussen her durch die beiden gegnerischen Lager Europas systematisch genährt und aufgestachelt, unentwegt in den Revolutionsausbruch vom Jahre 1618 ausmündete. Und nun wurde Prag erst recht zum Epizentrum jenes grossen Bebens, welches Europa 30 Jahre hindurch in schier unendliche Kämpfe verstrickte und während dessen die böhmische Hauptstadt die tragischesten Stunden ihres Daseins verlebte. Die knapp vor ihren Toren ausgefochtene Schlacht auf dem Weissen Berge mit den ihr folgenden grässlichen Strafexekutionen bildete gewissermassen den Auftakt der ersten Phase des grossen Ringens, während die zweite mit der Besetzung Prags durch die Sachsen und die damit beginnende Tragödie Wallensteins gekennzeichnet wurde; der Prager Frieden von 1635 leitete sodann den dritten Hauptakt ein, in dem zuletzt der bekannte Schwedenkampf auf der Karlsbrücke im Jahre 1648 den Schlussakkord brachte. Und in der ganzen Zwischenzeit, so lange die Würfel des grausigen Spieles im Becher rasselten, verblieb Böhmen und Prag der vornehmste Kampfpreis, von dem die Aufrechterhaltung der Grossmachtstellung der Habsburger abhing, ein Kampfpreis der ihnen und der römischen Kirche zuletzt doch verblieb.

Für das tschechische Volk bedeutete dieser Ausgang die Aufrechterhaltung und Festigung der nach dem Süden Europas führenden Verbindungsbrücke, während die mit der deutschen Reformation verbindenden Wege gewaltsam geschlossen wurden, wobei ein überaus wertvoller Volksbestandteil, die tschechisch religiös-politische Emigration, in der Fremde unbarmherzig ausgesperrt verblieb und hilflos verdarb. Auch in dem Antlitz Prags hinterliess dieser grosse Sieg der Dynastie und der Gegenreformation unverwischbare Züge Das Hohelied des von Rom aus inspirierten Barocks ertönt nun in der eindringlichsten Weise von den hochgewölbten Kuppeln der Prager Kirchen und den prunvollen neuen Palastfassaden, welche dem ganzen Stadtbilde künstlerisch sehr eindrucksvolles, mit reizvollen Veduten ganz italienischer Art beherrschtes Wesen verleihen.

Die Habsburger drängten also das widerstrebende Land in die ihnen genehme Kulturrichtung erfolgreich hin, entschlossen sich trotzdem nicht mehr dessen, mit Erinnerungen auf die „abscheuliche Rebellion“ bemakelte Hauptstadt neuerlich zu einer tatsächlichen Residenz zu gestalten. Es genügte ihnen, Prag mit einem neuen, viel widerstandsfähigeren Zitadellenkranz zu umgürten, das Stadtwappen mit der Verleihung des kaiserlichen Adlers zu verbessern und bei festlichen Gelegenheiten, wie es zum Beispiel die grossartige Sanktifikation Johannes von Nepomuk war, die böhmische Kapitale flüchtig aufzusuchen. Durch die mühevolle Wiedergewinnung Ungarns bis zur Balkangrenze und durch kostspieliges Ringen mit dem französischen König in den Rheinlanden völlig in Anspruch genommen, waren sie auch nicht imstande, Prag mit einem neuen wirtschaftlichen und kulturellen Leben emporzubringen. Böhmen und seine Hauptstadt blieben fernerhin mit einer ungerechten Steuerproporz gegenüber den Alpenländern in Nachteil gesetzt und rücksichtslos ausgesogen gewissermassen seitwärts des befruchtenden Wellenganges der grossen europäischen Politik kaltgestellt, und lange Jahrzehnte hindurch wandte sich das allgemeine Interesse, in dessen Brennpunkt sie so lange gestanden hatten, von ihnen achtlos ab, ganz anderen Fragen und Geistesströmungen zugewandt.

Erst kurz vor der Mitte des 18. Jahrhunderts trat Böhmen und Prag fast über die Nacht neuerlich in das Zentrum dieses Interesses ein. Es war im Jahre 1741, also fast ein Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden, als mit Karl VI. die Habsburger Manneslinie ausstarb und die Kaisertochter Maria Theresia vor der

schweren Aufgabe stand, auf den machtlosen Lothringergatten gestützt das väterliche Erbe gegen einen Wall zugreifender Hände zu verteidigen. Die St. Wenzelskrone wird nun wiederum zum Streitobjekt und Europa leuchtet es von neuem ein, dass die böhmischen Länder trotz aller Zurücksetzung doch die vornehmste Grundlage der habsburgischen Grossmacht bilden. Wie anders wird nun aber über ihren Besitz entschieden als in den vergangenen Zeiten! Nicht einem in Prag versammelten böhmischen Ständetag fällt, wie es noch 1526 oder 1619 geschah, die Entscheidung darüber zu, wer böhmischer König sein sollte. Ein unter dem Vorsitze Frankreichs in Frankfurt am Main tagendes Diplomatenkonventikel war es, das sich im Sommer 1741 dieser Aufgabe unterwand und sie zu lösen versuchte in einer Weise, welche uns als ganz ungeheuerlich anmutet, jedoch im Zeitalter, das noch die mutwillig-mechanische Teilung Polens erleben sollte, der allgemeinen, antihistorisch-rationalistischen Haltung vollkommen entsprach.

Demnach sollte die böhmische Krone samt Prag dem bayrischen Kurfürsten Karl Albert zufallen, aber nur mit der westlichen und südlichen Landeshälfte, welche mit den bayrischen Besitzungen des Hauses Wittelsbach verschmelzend ein ganz neuartiges „böhmisches" Königreich bilden würde, während der nordöstliche Teil Böhmens mit Südmähren verbunden dem sächsischen Kurfürsten zugedacht ward und daselbst ein neues „mährisches" Königreich entstehen sollte, zu dessen historischer Rechtfertigung die Herren Diplomaten sogar den Schatten Svatopluks wachzurufen sich nicht entblödeten. Der Rest Mährens mit Schlesien konnte sodann zu Preussen geschlagen werden. Das in hundertjährigen Stürmen der Geschichte verwitterte edle Metall der böhmischen Krone sollte also drei deutschen Fürstengeschlechtern, den Wittelsbachern, Wettinern und Hohenzollern, zur Vergoldung ihrer neuen Königskronen dienen, während die Erbin der Habsburger, auf die Alpenländer und Ungarn beschränkt, aus der erhabenen Sphäre der Grossmachtpolitik verdrängt wurde, in der nunmehr Frankreich zur allmächtigen Patronisierung der deutschen Klienten alle Tore offen standen.

Für das Weiterbestehen der tschechischen Nation war dieser am Hofe Ludwig XV. ausgeheckte Teilungsplan wohl eine unermessliche Gefahr, indem er sie in drei vom deutschen Einschlag majorisierte Fetzen auseinanderriss, und zwar zu einer Zeit, in der das tschechische Kulturniveau und völkische Selbstbewusstsein durch die Ungunst der Umstände ganz darniederlag. Die Realisierung dieses

Projektes der grossen antihabsburgischen Koalition schien zudem fast gesichert, als im Dezember 1741 das französische, mit bayrischen und sächsischen Kontingenten verstärkte Heer Prag eroberte und Karl Albert hier die Huldigung der böhmischen Stände entgegennehmen konnte. Prag stand in diesem Moment in der Brandung der europäischen Geschichte wiederum auf einem hohen Wellenkamm und falls das tschechische Volk dem Hause Habsburg-Lothringen für etwas aufrichtigen Dank schuldet, ist es sicherlich der unentwegte Widerstand, welchen Maria Theresia und ihr wehrhafter Schwager dem Frankfurter Diplomatenverdikt entgegenzustellen wussten. Prag blieb monatelang im Mittelpunkte dieses Ringens und erst der in den schweren Januarfrösten des Jahres 1743 bewirkte Abzug der tapferen französischen Garnison aus Prag nach Eger bedeutete die endgültige Erhaltung der Einheitlichkeit der böhmischen Ländermasse.

Maria Theresia liess sich dieses im eigenen dynastischen Interesse zustandegebrachte Rettungswerk nachträglich wohl mit reichlichen Zinsen bezahlt machen, indem sie in dem ererbten Königreiche ohne jegliche Achtung und Liebe zu seiner historischen Tradition waltete. Sie schuf zwar auf dem Hradschin, gewissermassen als Symbol der festgehaltenen Herrschaft, einen imposanten Palastbau, in dessen uniformer Anlage die älteren Glieder der königlichen Burg fast gänzlich aufgingen, suchte aber Böhmen und seine Kronländer mit so mannigfaltigen Mitteln administrativer Zentralisation an die Alpenländer und die anderen habsburgischen Besitzungen zu fesseln, dass die in der St. Wenzelskrone ruhende staatsrechtliche Individualität dadurch nicht unbeträchtlich gefährdet wurde. Zudem rückte nun Wien in ganz unverhüllter Weise als die eigentliche Metropole des ganzen Habsburger Machtkreises in den Vordergrund und der schwere Schatten des St. Stephansturmes streckte sich gewissermassen bis nach Prag hin, als von dort zur Ausstattung der Donaustadt in systematischer Weise sowohl Kunstschätze, als Büchereien und Archive ausgeführt wurden. Die böhmische Hauptstadt wird somit ohne Aufsehen, aber mit sicherem Erfolg zu einer wirtschaftlich rückständigen Provinzstadt niedergedrückt und verschwindet wiederum aus dem Gesichtskreise Europas in einer ähnlichen Weise, wie es seit längerem mit dem ganzen tschechischen Volke geschehen war, dessen Existenz gleichsam in Vergessenheit zu geraten schien.

Tatsächlich hat es niemals aufgehört zu leben und auch der Bereich seiner Sprache war der rohen Zahlenmässigkeit nach nicht sonderlich zurückgegangen; aber durch zunehmende Ausbreitung des

deutschen Sprachgebrauchs bei dem höheren Bürgertum und der Beamtenschaft, sowie durch das Aufgehen des böhmischen Adels in der breiteren Schicht der österreichisch-ungarischen Nobilität wurde die tschechische Nation gleichsam dekapitiert und zu einer fast nur vegetativen Existenz verurteilt, in einer Zeit, in der bei den anderen, glücklicheren Nationen nach der Überwindung des konfessionellen Haders das freundlichere Klima der Aufklärung ein stürmisches Wachstum künstlerischer und wissenschaftlicher Kräfte bewirkte.

Erst am Schlusse des 18. Jahrhunderts meldet sich auch bei dem tschechischen Volke ein regerer Wille zur aktiven Selbstbehauptung und schaffensfroher Mitarbeit an dem gemeinsamen Kulturwerk in der eigenen Muttersprache, zum Teile auf das alte Erbe der glorreichen Nationalgeschichte gestützt, zum Teil von den neuen Geisteswerten der Aufklärung angeregt. Diese ersten Regungen einer später folgeschweren Entwicklung entgingen jedoch zumeist fast gänzlich dem Augenmerk der europäischen Allgemeinheit, um so mehr als das Interesse der Zeitgenossen zudem in der nächsten Zeit durch die grosse Feuersbrunst der französischen Revolution und ihre allumwälzenden Folgen vollauf gefesselt war. Nicht das zaghaft und schrittweise vor sich gehende Wiedererwachen eines halbvergessenen Volkes war es somit, was bald nach der Jahrhundertwende den Namen der böhmischen Hauptstadt doch in den Mund aller brachte; es war neuerlich das hohe Spiel der grossen Diplomatie und Strategie.

Ähnlich wie im Jahre 1741 wurde Prag auch Anno 1813 ein wesentliches Kapitel in der Geschichte des seit Ludwig XIV. im Vordergrund europäischer Grossmachtpolitik stehenden französischen Imperialismus. Als Napoleon I. nach dem grossen Misserfolge in Russland seine und Frankreichs ganze Kraft aufbot, um wenigstens Mitteleuropa für sein Machtsystem zu retten, und sich im Frühjahr 1813 in Sachsen nahe der böhmischen Nordgrenze dem vereinigten russischen und preussischen Andrang entgegenstellte, war es von entscheidender Bedeutung, an wessen Seite sich nun Österreich schlagen dürfte. Der gewandten Staatskunst Metternichs gelang es damals zur Erlangung des notwendigen Aufschubes dieser Entscheidung einen Waffenstillstand zwischen den Gegnern zu erwirken, während dessen die Diplomatie an der allgemeinen Klärung der Lage arbeiten sollte. In Prag, welches seit längerem auch als beliebte Zufluchtstätte vieler deutscher Patrioten und Gegner Napoleons ruchbar war, fand in den Sommermonaten 1813 dieser

eigentümliche Friedenskongress statt und wochenlang lauschte nun ganz Europa gespannt den von dort durchsickernden Nachrichten über die geheimen Verhandlungen, von denen die Geschicke so vieler Staaten und Völker abzuhängen schienen.

Die Entscheidung fiel bekanntlich in Prag gegen den französischen Kaiser; sein österreichischer Schwiegervater stellte sich endlich gegen ihn in das Lager seiner Feinde und die Völkerschlacht bei Leipzig mit ihren zum Teil auf dem böhmischen Boden ausgefochtenen Vorgefechten war die direkte Folge der in Prag gefallenen Entscheidung. Bei der darauffolgenden schwierigen Liquidation des napoleonischen Weltreiches geriet die Moldaustadt hingegen wiederum rasch in Vergessenheit. Nicht in ihren, mit düsterer Geschichtstragik angehauchten und nur wenig weltmännischen Komfort bergenden Mauern, sondern in Wien, der Stadt der Lannerschen Walzer, ging der Ausbau des neuen Europa vor sich, und Prag beschied sich weiterhin mit der wenig Aufsehen erregenden Rolle einer mit mässiger Biedermeierkultur ausreichenden Provinzstadt, welche nur romantisch angeregte Besucher, vor den stummen Zeugnissen grosser Vergangenheit stehend, mit einem in tiefen Schlaf verzauberten Königskinde zu vergleichen pflegten. Nichts ist bezeichnender, als dass der grosse Weimarer Dichterfürst bei seinen fast alljährlichen Besuchen der böhmischen Bäder nie in Versuchung kam, auch das nahe Prag zu besuchen und daselbst zu verweilen.

Dieses schlummernde Dasein Prags war aber nur ein Schein, unter dem rege Kräfte am Werke waren, eine für ganz Europa nicht unbedeutsame, neue Tatsache zu schaffen, nämlich den Wiedereintritt des tschechischen Volkes in die Reihe der kulturell und politisch schaffenden Nationen. Die bescheidenen, an der Jahrhundertwende sich meldenden, mehr literarisch als politisch gerichteten Anläufe in dieser Richtung erstarkten in der Folgezeit zusehends, nicht in letzter Reihe mit Hilfe derselben, den Geisteswurzeln der französischen Revolution entspringenden Ideologie, welche die bei Leipzig siegreichen Dynastien irrtümlich mit Napoleon zu Grabe zu tragen vermeinten und die nun ihre ursprüngliche Lehre von der Gleichheit der einzelnen Menschen vor dem Gesetze allmählich zur Lehre von der Gleichberechtigung der Nationen vor der Geschichte steigerte.

Zu einer lauten Auseinandersetzung mit den heimischen Machthabern sowie mit der europäischen Umwelt gelangte dieser bisher im stillen vor sich gehende Aufrichtungsprozess des tschechischen

Volkes natürlich erst im „tollen" Jahre 1848. In diesem fast allerorts mit überlauter Geschichtsdynamik gesättigtem Jahre fiel der böhmischen Hauptstadt eine nicht zu übersehende Aufgabe zu. Von hier verkündete Franz Palacký in seinem an das Frankfurter Parlament gerichteten Manifest endlich in lauten und kernigen Worten den Anspruch der Tschechen, als eine selbständige, politische Kraft gewertet zu werden, während durch den in den Mauern Prags tagenden ersten Slavenkongress Europa in feierlicher Weise auf das Dasein und die Rechte der grossen slavischen Völkerfamilie erinnert und insbesondere eine gänzliche Umformung der Habsburgermonarchie in dieser Richtung gefordert wurde. Gleichzeitig erschollen jedoch an den gleich darauf folgenden Pfingsttagen aus Prag auch die lauten Schüsse des jäh ausbrechenden Barrikadenkampfes, der zwar in dem Gewirre der gleichzeitigen Konflikte als eine leidliche Episode lokaler Natur erschien, tatsächlich aber ganz allgemeiner Bedeutung war. Denn hier in Prag schuf der Sieg des Fürsten Windischgrätz den ersten Auftakt zu der auf militärische Kräfte gestützten dynastischen Reaktion, an welcher sich auch anderwärts in Europa die bisher erfolgreichen Wellen der liberal-demokratischen Revolution stauen sollten.

Diese bald darauf auf der ganzen Linie siegreiche, über ein Jahrzehnt ausgedehnte Reaktion war für Prag eine der peinvollsten Erfahrungen, indem hier die neoabsolutistische Wiener Regierung zum erstenmal mit allseitiger Konsequenz und verschärften Mitteln des technisch besser ausgebauten Verwaltungssystems nicht nur jegliche freiheitliche Stimmung, sondern auch alle auf die patriotische Auferweckung des tschechischen Volkes gerichteten Regungen in der brutalsten Weise niederhielt und die enttäuschte Intelligenz alle Bitternisse eines rauhen Polizeiregimes auskosten liess. Erst die sechziger Jahre brachten sodann auch für die Habsburgermonarchie ein neues, wenigstens zum Teil mit bürgerlicher Freiheit und verfassungsmässigen Institutionen ausgestattetes Zeitalter und damit auch für die tschechische Nation die Möglichkeit, den Kampf um ihre sprachlichen, politischen und wirtschaftlichen Postulate auf einer breiteren Grundlage aufzunehmen, wobei dieser Kampf in steigender Weise zu einem grundsätzlichen Kampfe sowohl mit den lokalen als auch mit den gesamtösterreichischen Kräften des Deutschtums wurde. Indem er jedoch gleichzeitig sowohl mit der staatsrechtlichen Tradition der böhmischen Krone als auch mit der allgemeinen Stellung des Slaventums in Europa auf das innigste verknüpft war, reichte er bis an die tiefsten Wuzeln der Habsbur-

germonarchie heran, um so mehr als dieselbe nach der 1866 auf böhmischen Boden ausgetragenen Trennung von Deutschland und der gleichzeitigen Kapitulation gegenüber den ungarischen Postulaten vor die Schicksalsfrage ihrer gänzlichen Umformung und Neuorientierung gestellt war.

Da es der langen Regierung Franz Josefs I. niemals gelang, diese Aufgabe endgültig und restlos zu lösen und hiebei nach dem lahmen Ausgleiche mit Ungarn die Forderungen des nunmehr auch wirtschaftlich und gesellschaftlich rasch aufstrebenden tschechischen Volkes den härtesten Stein des Anstosses bildeten, rückte Prag als ein wichtiger Brennpunkt der „österreichischen Frage" allmählich mehr und mehr in das Bewusstsein der europäischen Mitwelt. Hinzu kam der Umstand, dass Prag gleichzeitig in seinem ganzen Wesen den bisherigen äusseren Anstrich einer deutschen Provinzstadt abstreifend, wiederum zum kräftigst pulsierenden Herzen des tschechischen Kulturlebens wurde und dadurch an Eigenfarbe gewann.

Wie am Anfange des 17. Jahrhunderts wurde somit die Moldaustadt wiederum allmählich zu einer nicht mehr zu übersehenden sehr reizsamen Ganglie im Nervensystem Europas, insbesondere als dieses Nervensystem am Schlusse der Bismarckschen Epoche durch das allmähliche Erstarren der zwei grossen Mächtegruppen und ihre mit neuen imperialistischen Motiven sich steigernde Rivalität belastet wurde. Es ist interessant, zu betrachten, wie im Sommer 1891 der aufsehenerregende Kronstädter Abschluss der russisch-französischen Allianz mit der grossen Jubiläumsausstellung in Prag zusammenfiel, auf welcher nicht nur das tschechische Volk seine Mündigkeit in kultureller und volkswirtschaftlicher Hinsicht aller Welt erfolgreich vorzuführen suchte, sondern wo auch stürmische, von Wien aus nicht einzudämmende Manifestationen bei der Begrüssung russischer und französischer Delegationen viel Aufsehen erregten, als ein Wahrzeichen der Tatsache, dass sich das nationale Gleichberechtigungsstreben der Tschechen aus einer bloss österreichischen zu einer europäischen Frage zu wandeln begonnen hatte.

Die darauf folgenden Jahrzehnte drängten die Entwicklung tatsächlich in diese Bahnen, bis sie, in der überhitzten Atmosphäre des Weltkrieges zu einem beschleunigten Tempo aufgepeitscht, mit dem jähen Niederbruche der Habsburgermonarchie ein Ende fand, zu dem von Prag aus der kräftigste Anstoss gegeben war. Als hier sodann am 28. Oktober 1918 die Wahrzeichen des doppelköpfigen Adlers im Freudentaumel der versammelten Menge von den öffentlichen

Ämtern herunterflatterten, war es zweifellos, dass in der böhmischen Hauptstadt ein für die Geschicke von ganz Europa sehr bedeutsames Kapitel seinen Abschluss fand und für die folgende Neuordnung der Dinge eine wichtige Voraussetzung geschaffen wurde, nämlich die Wiederaufrichtung eines eigenartigen Staatswesens in Mitteleuropa, das auf alte Geschichtstradition zurückschauend trotzdem in vieler Hinsicht als Neuschöpfung erschien. Auch für Prag begann dadurch ein neuer Absatz in der mehr als tausendjährigen Geschichte, in welchem die böhmische Hauptstadt nicht nur ihre traditionsmässige Stellung als „caput regni" würdig aufrecht zu erhalten, sondern auch in der neuen, gesamteuropäischen Einstellung des politischen und kulturellen Lebens eine geziemende Aufgabe zu erfüllen hat.

DER ENTWURF DES BÜRGERLICHEN GESETZBUCHES FÜR DIE TSCHECHOSLOVAKISCHE REPUBLIK *Von Emil Svoboda*

Das Bürgerliche Gesetzbuch als System von Rechtsvorschriften, die die Fragen des Eigentums, der privaten Rechte auf fremde Sachen, der Verträge und des Schadenersatzes, der Familien- und Erbrechte, des internationalen Privatrechtes wie auch der allgemeinen Grundsätze über Personen und Sachen, Rechtshandlungen und über Entstehung, Schutz und Erlöschen privatrechtlicher Verhältnisse regeln — hat eine grundlegende Bedeutung für das Rechtsleben und wird sie auch in Zukunft behalten, solange die Rechtsordnungen die menschliche Persönlichkeit und jenes Mass von bürgerlichen Freiheiten achten werden, das die Voraussetzung für alles wirtschaftliche, soziale, zivilisatorische und kulturelle Streben ist.

Der tschechoslovakische Staat hat von der Monarchie, der er jahrhundertelang eingegliedert war, ein Bürgerliches Gesetzbuch geerbt, das zu den hervorragendsten legislatorischen Werken seiner Zeit gehört hat und nach 120 Jahren seiner Geltung bis heute wissenschaftliche und literarische Qualitäten aufweist, die bei jedem Achtung erwecken, der sich ernsthaft damit beschäftigt. Während der Zeit der Geltung dieses Bürgerlichen Gesetzbuches ist durch die Arbeit vieler Generationen eine Literatur und Judikatur geschaffen worden, die ein mächtiges geistiges Kapital für die Rechtswissenschaft und Rechtspraxis darstellt.

Hundertzwanzig Jahre einer lebhaften Enwicklung der Zivilisation und Kultur in den tschechoslovakischen Ländern haben frei-

lich viele Änderungen erfordert, die zum Teil als Detailreformen durchgeführt wurden, zum Teil auf die Durchführung einer umfangreicheren Reform warteten. Nach dem Umsturze wurde es zur Pflicht unserer Zeit, das ererbte Werk den modernen Bedürfnissen gemäss umzugestalten und zu entwickeln. Gebieterisch verlangte nach dieser Arbeit auch die Aufgabe, für den einheitlichen Staat auch einheitliches Privatrecht zu schaffen. In der Slovakei und in Karpathorussland ist bis jetzt das zivilrechtliche Material im Gewohnheitsrecht, namentlich in zahlreichen gerichtlichen Entscheidungen gesammelt; der vom reichsdeutschen Bürgerlichen Gesetzbuch sehr stark abhängige ungarische Entwurf wurde in seiner Verhandlung durch den Krieg gehemmt, so dass er nicht die Möglichkeit erlangte, vom Papier ins Leben zu treten. Das Übergewicht der österreichischen Grundlage ist also selbstverständlich, aber es musste desto mehr das im Osten der Republik tatsächlich geltende Recht zur Geltung gebracht werden.

Mit der Aufgabe der Ausarbeitung eines Entwurfes des Bürgerlichen Gesetzbuches für die Tschechoslovakische Republik wurde ein besonderer Ausschuss von Fachleuten (Vertretern der Universitäten, der Gerichte, der Rechtsanwaltschaft und des Notariats) betraut, der seit dem Jahre 1920 in 5 Subkomitees Elaborate ausgearbeitet hat, die der Tätigkeit der Superrevisionskommission als Grundlage gedient haben. Diese Kommission hat ihre Arbeiten am 15. Februar 1926 begonnen und sie am 4. November 1931 abgeschlossen, nachdem sie 321 Sitzungen abgehalten hatte. Mit der Leitung der Arbeiten der Kommission war der Sektionschef im Justizministerium Antonín *Hartmann* betraut, sein Vertreter war JUDr. *Voska*, Sektionsrat im Justizministerium. Mitglieder waren Prof. JUDr. Bruno *Kafka* (von der Deutschen Universität in Prag), die Professoren JUDr. Jan *Krčmář*, JUDr. Miloslav *Stieber*, JUDr. Emil *Svoboda* (alle drei von der Karls-Universität in Prag), JUDr. Egon *Weiss* (von der Deutschen Universität in Prag), Ministerialrat *Schrotz* (vom Justizministerium) und Professor JUDr. František *Rouček* von der Komenský-Universität in Bratislava (die beiden letzten haben gleichzeitig als Vertreter der slovakischen Kommission fungiert). Hervorragende Dienste hat der Kommission der Sekretär JUDr. Jan *Srb* geleistet, neben dem als Protokollführer nacheinander JUDr. *Heyrovský*, Dozent JUDr. *Andres* und zuletzt JUDr. *Ledrer* fungiert haben.

Das Werk der Kommission liegt in der zweibändigen Publikation „Zákon, kterým se vydává všeobecný zákoník občanský“ vor. Es lässt

sich nicht voraussehen, welches Schicksal es haben wird. Aber die Tatsache, dass es der Öffentlichkeit vorgelegt worden ist, ist ein hinreichender Grund, sich an dieser Stelle damit zu beschäftigen und zu versuchen, eine knappe Charakteristik des Entwurfes zu geben. Im Hinblick auf die literarische Form und den logischen Aufbau ist die Superrevisionskommission von dem Bestreben geleitet gewesen, grösste Klarheit und Sparsamkeit des Ausdrucks zu erzielen. Jedes überflüssige Wort ist vermieden worden; die Sätze sind kurz und inhaltreich. Der sprachlichen Seite hat man besondere Sorgfalt gewidmet. Das System des alten Gesetzbuches ist beibehalten worden, weil es verhältnismässig gut war und sich während der langen Geltung eingelebt hat. Übrigens liesse sich wohl kaum ein System aufstellen, gegen das nichts einzuwenden wäre. Trotzdem sind einige systematische Verschiebungen vorgenommen worden, und zwar dort, wo die Mängel im System des alten Textes allzu auffällig waren und die Korrektur durchgeführt werden konnte, ohne befürchten zu müssen, dass aus der Verschiebung auf eine stillschweigend vollzogene Änderung des normativen Inhaltes des Gesetzbuches geschlossen werden könnte. So sind die Bestimmungen über die Ehepakte in das eheliche Güterrecht, die Bestimmungen über den Erbvertrag und über den Erbschaftskauf in die Bestimmungen über das Erbrecht, die Bestimmungen über die Gemeinschaft des Eigentums in die Bestimmungen über das Eigentumsrecht, die Bestimmungen über die Übergabe (Tradition) in die Bestimmungen über den Besitz eingefügt worden, abgesehen von zahlreichen kleineren Verschiebungen einzelner Paragraphen nach dem logischen Zusammenhang.

In den Text des Gesetzbuches sind die materiellrechtlichen Vorschriften aus den Gesetzen eingefügt worden, die um das Bürgerliche Gesetzbuch herum entstanden sind und es abgeändert oder ergänzt haben, wie z. B. die Entmündigungsordnung, das Gesetz über das Baurecht, die Bestimmungen über Ratengeschäfte, zahlreiche Bestimmungen des Patentes über das Verfahren ausser Streitsachen, abgesehen von der Menge von Hofdekreten und anderer Gesetze, die unmittelbar in den Text des Gesetzbuches eingegriffen, ihn interpretiert, abgeändert und ergänzt haben. Der Entwurf soll das gesamte bürgerliche Recht im vollen Wortsinn umfassen, aber frei von allen Beimischungen des formalen oder öffentlichen Rechtes sein. Was von diesen Gebieten doch gar zu eng mit der Materie zusammenhängt, ist systematisch im Einführungsgesetz untergebracht worden. Der Zweck dieses Purismus ist

nicht nur theoretisch. Es ist berücksichtigt worden, dass das materielle bürgerliche Recht zur Beständigkeit hinneigt und keine häufige Novellisierung vertragen würde, die durch indirekte Einflüsse ungünstig auf den materiellen Inhalt des Gesetzbuches einwirken könnte, welches ein innerlich zusammenhängendes und fest geschlossenes System bildet.

Schliesslich ist zu sagen, dass im ganzen Text streng die terminologische Folgerichtigkeit eingehalten worden ist. Der Motivenbericht umfasst eine Art Verzeichnis von Ausdrücken, denen der Entwurf einen ganz bestimmten eindeutigen Sinn gibt, so dass ein und derselbe Begriff immer mit jenen Wörtern verbunden werden muss, so oft sie im Text vorkommen. Diese Genauigkeit des Ausdrucks musste um so eher durchgeführt werden, als es zu den unangenehmsten Mängeln des alten Gesetzbuches gehört, dass vielfach die Folgerichtigkeit im Ausdruck vernachlässigt und mehr als einmal eine und dieselbe Sache abwechselnd mit Ausdrücken bezeichnet worden war, die nicht das gleiche bedeuten.

Was den materiellen Inhalt des Entwurfes angeht, so kann hier nur ein knappes Bild dessen gegeben werden, was als charakteristisch für die ideelle Richtung des Werkes zu erachten ist. Bei der Beurteilung des Ganzen ist daran zu erinnern, dass es sich um ein Werk der Vereinheitlichung der tschechoslovakischen Gesetzgebung handelt und dass es also für eine Bevölkerung von ziemlich verschiedener kultureller Reife gelten soll. Das Gesetz darf eine gewisse Grenze nicht überschreiten, obwohl es keineswegs seine geringste Aufgabe ist, die Gesamtheit der Staatsbürger zu erziehen und zu leiten und somit die Richtung der künftigen Entwicklung mitzubestimmen. Denn jedes Gesetz ist ein Bild einer zeitbedingten Kultur, und wenn es deren künftigen Stand in allzu hohem Grade antizipieren würde, würde es sich dem Irrtum und dem Missverstehen auf der Seite derer aussetzen, für die es vor allem bestimmt ist.

Es ist ein grosser Unterschied zwischen der Prägung eines an sich vielleicht ausgezeichneten agitatorischen Schlagwortes und dem Schaffen eines Gesetzes, das für Millionen von Menschen als Richtschnur gelten soll.

Was das Familienrecht angeht, das den Hauptinhalt des ersten Teiles des Entwurfes bildet, hat die Kommission darauf bestanden, dass die Ehe als Grundlage des Familienlebens erhalten werden muss. Es wird niemandem, der die Sache reiflich erwägt, einfallen, dass die Ehe bei dem heutigen Kulturstand der Bevölkerung der

Tschechoslovakei geradezu beseitigt werden könnte. Aber die Superrevisionskommission hat auch solche Dinge nicht einführen wollen, die in der Folge die Grundlage der Ehe im heutigen Sinn des Wortes erschüttern könnten. Es ist also natürlich, dass Ehefrau und Kinder den Namen des Vaters tragen werden. Das ist nicht zufällig durch eine tausendjährige Entwicklung geschaffen worden. Die Einrichtung hat ihre Wurzeln unmittelbar in der Physiologie des Menschen und in den Grundlagen der sozialen Ordnung des Lebens. Bei der Geburt lässt sich die Mutter gewiss ohne Schwierigkeiten feststellen. Aber die Empfängnis entzieht sich bei der menschlichen Lebensweise jedweder Kontrolle. Die Herkunft des Kindes von einem bestimmten Vater ist daher Sache der Treue und des Vertrauens, und deren Symbol und öffentliche Anerkennung ist, dass die Frau bei der feierlichen Verkündigung der Einwilligung zur Ehe den Namen ihres Mannes und künftigen Vaters ihrer Kinder annimmt. Dass man den Frauen zugestehen könnte, dass sie sich bei der Eheschliessung auch die Führung ihres Familiennamens vorbehalten, kann nicht bezweifelt werden. Aber für durchaus unzulässig erachte ich in dieser Frage mit Rücksicht auf das Wesen der Ehe verschiedene Manipulationen mit den Namen der Kinder, vor allem die Verwischung des Unterschiedes zwischen ehelichen und unehelichen Kindern.

In der Sache der unehelichen Kinder ist der Entwurf den Forderungen der neuen Zeit sicher weit entgegengekommen. Vor allem hat er die Legitimierung durch Richterspruch eingeführt. Den Antrag darauf kann entweder der Vater des Kindes oder die uneheliche Mutter oder das Kind selbst stellen. Erfolgt die Legitimierung infolge freiwilliger Anerkennung von seiten des Vaters, seines Kurators oder seiner Erben, so wird auch die Zustimmung der Ehefrau des Erzeugers des Kindes verlangt. Die Verweigerung ihrer Zustimmung bindet aber das Gericht nicht, wenn sie keine hinreichenden Gründe für ihre Weigerung anzugeben vermag.

Es ist schwer begreiflich, dass von seiten der fortschrittlichen Frauen dieses ziemlich beschränkte Recht der Ehefrau des Erzeugers abgelehnt wird, das noch dadurch eingeengt wird, dass, wenn ihr Widerstand durch die Entscheidung des Gerichtes nicht entkräftet wird, dadurch nicht mehr erreicht wird, als dass der die Legitimierung des Kindes Beantragende auf den ordentlichen Rechtsweg verwiesen wird.

Ausserdem ist aber die weitere Bestimmung von Bedeutung.

Wer mit der Mutter des Kindes in der entscheidenden Zeit geschlechtlichen Umgang gepflogen hat, ist zur Alimentation verpflichtet. Wird diese Alimentationspflicht *einem* Beischläfer auferlegt, so kann sie einem anderen nur insoweit auferlegt werden, als der erste nicht imstande ist, sie zu erfüllen. Niemand wird hier Vater sein, aber es kann mehrere Ernährer geben. Der Begriff des unehelichen Vaters ist auf diese Weise aus dem Gesetz verschwunden.

Neben der väterlichen Gewalt erscheint in dem Entwurf auch die mütterliche Gewalt. Diese Bestimmung führt allerdings kein vollkommen gleiches Recht für die Frau ein, denn die mütterliche Gewalt wird vom Gericht erteilt, sofern dieses zu der Überzeugung gelangt, dass die Mutter fähig ist, die mütterliche Gewalt ohne Gefahr für die Interessen des Kindes auszuüben. Das hängt damit zusammen, dass wir uns an der Grenzscheide zweier Generationen befinden und wir die Masse der Frauen nicht einmal in dem bescheidenen Maßstab als homogen erachten können, wie wir es schliesslich mit der Masse der Männer tun müssen. Diese Anschauung teilen wohl auch die Frauen, da sie verlangen, dass auch volljährige Frauen durch einen von Amts wegen bestellten Beistand vertreten werden, wenn sie einen Alimentationsvertrag bei freiwilliger Scheidung abschliessen. (Vielleicht wird hier nicht genügend beachtet, dass nach § 76 des Entwurfes ein Vertrag über die Erhaltungspflicht die Form eines Notariatsaktes erfordert.) Ein altes Unrecht an der Frau bemüht sich die Bestimmung über die Gemeinschaft des während der Ehe erworbenen Vermögens gutzumachen.

Das alte Gesetzbuch enthielt nämlich die Bestimmung (§ 1237): „Im Zweifel wird vermutet, dass der Erwerb von dem Manne herrühre." Diese Norm entsprach grösstenteils den Tatsachen und Anschauungen der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Das Gesetzbuch wollte überdies die Gläubiger des Mannes gegen verschiedene Vorspiegelungen schützen, durch welche beinahe alles als der Frau gehörend der Exekution entzogen werden konnte.

Die Gegenwart weiss die Arbeit der Ehefrau im Haushalte besser zu schätzen, und gegen die Umtriebe der Schuldner zum Nachteile der Gläubiger besitzen wir im Anfechtungsrecht einen viel stärkeren Schutz. Es wird also im § 52 des Entwurfes angenommen, dass dasjenige, was während der Ehe zum Vermögen der Eheleute zugewachsen ist, beide Ehegatten zu gleichem Teile erworben haben. Natürlich kann gegen diese, wie gegen jede

Vermutung der Beweis (im Prozesswege) geführt werden, dass gewisses Vermögen nur einer von den Ehegatten erworben hat, oder dass das Verhältnis ein anderes sei. Die Abschätzung, bei welcher die Arbeit der Frau im Haushalt mit in Rechnung kommt, wird dem Richter anheim gestellt.

Auf dem Gebiet des Sachenrechtes verdient Beachtung die Einführung der „Register-Hypothek". Das Wirtschaftsleben hat es erzwungen, dass auch Mobilien und Forderungen zur Sicherung des Kredites dienen können, ohne dass darauf das Pfandrecht mit seinen notwendigen Folgen, namentlich der Innehabung des Gläubigers bezogen wird. § 10 der österreichischen Konkursordnung und nach ihm auch § 12 der tschechoslovakischen Konkursordnung haben die sog. Sicherungsübereignungen zugelassen, die als ordentlich errichtete Pfandrechte insoweit betrachtet werden, als sie für den Gläubiger ein Recht auf abgesonderte Befriedigung bilden. Wiewohl sich formal eine solche Übertragung von Stücken des Eigentums des Schuldners nicht von der Eigentumsübertragung oder der Abtretung von Forderungen unterscheidet, so behält der Schuldner doch sein Eigentum oder seine Forderung, und der Gläubiger erwirbt nur das Recht der Befriedigung aus dem abgetretenen Wert wie bei der Errichtung eines Pfandrechtes.

Gewiss wäre es sicherer für den Schuldner, wenn eine allgemeine Art der Errichtung des Mobilarpfandrechtes ohne Aushändigung der Sachen gefunden werden könnte — nach der Art von Hypotheken. Aber weder der Vorschlag des Subkomitees, der die „Register-Hypothek" auch bei Gesamtsachen zulassen wollte, noch der Entwurf, der sie auf die Verpfändung des Betriebes oder Unternehmens beschränkt, wobei allerdings dazu gehörige Immobilien ausgeschlossen sind, haben es gewagt, so weit zu gehen, sie auf Forderungen und Mobilien überhaupt auszudehnen. Das würde gewiss der Forderung der Rechtssicherheit widersprechen. Aber auch so kommt man hier dem Bedürfnis des Handels wesentlich entgegen und bietet die Möglichkeit der Verpfändung nach der Art der Hypothek für ein so wertvolles Eigentum, wie es ein Unternehmen oder ein Betrieb sein kann, die nach dem heutigen Recht praktisch nicht als Pfand gegeben werden können, ohne dass die weitere Fortführung bedroht wäre.

Im Erbrecht ist die allgemeine Tendenz des Sozialismus in progressiver Weise das Recht des Staates auf einen Pflichtteil aus dem Nachlass zu regeln. Es ist ein sicherlich begründetes Recht, weil ohne Mitwirkung des Staates im Milieu des heutigen Lebens kein Ver-

mögen gewonnen oder erhalten werden könnte. Je grösser dieses Vermögen ist, um so grösser ist dann der Anteil des Staates an seiner Bildung und Erhaltung. Aber dieses Recht des Staates auf einen Pflichtteil aus dem Nachlass ist heute durch das Steuersystem geregelt, liegt also im Bereich des öffentlichen Rechtes und konnte daher ausserhalb des Rahmens der gesetzgeberischen Arbeit bleiben. Unser Erbrecht bewegt sich im ganzen in den Geleisen, die von den früheren Generationen ausgefahren worden sind. Neu ist einmal die Lösung und Beseitigung vieler alter Streitfragen im Hinblick auf die Haftung der Erben für Schulden des Erblassers, sodann die Vereinheitlichung der materiell rechtlichen Bestimmungen aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch und aus dem Patent über das Verfahren ausser Streitsachen, was aus dem Kapitel ersichtlich ist, das von dem Erwerb der Erbschaft handelt und trotz der allgemein sparsamen Ausdrucksweise des Entwurfes 66 Paragraphen umfasst.

In diesem kurzen Abriss kann ich mich nicht mit allen Änderungen im Bereich des Schuldrechtes befassen. Wichtig ist, dass der Entwurf auf dem Gebiete des Arbeitsvertrages bemüht gewesen ist, allgemeine Grundlagen eines modernen Arbeitsrechtes zu schaffen. Namentlich enthält er auch grundlegende Bestimmungen über den Kollektivvertrag und bestimmt in § 1043, dass für Personen, auf die sich ein solcher Kollektivvertrag bezieht, die Bedingungen, die der Kollektivvertrag bestimmt, auch Inhalt des Einzelvertrages bilden, und der Einzelvertrag vom Kollektivvertrag nicht abweichen kann. Diese Bestimmung hat den Zweck, einmal zu verhindern, dass der Arbeitgeber trotz der Bestimmungen des Kollektivvertrages den Einzelnen schlechtere Bedingungen stellt — was allgemein anerkannt ist — zum anderen aber, dass er Misstrauen und Korruption unter der Angestelltenschaft dadurch verbreitet, dass er für Einzelne willkürlich bessere Bedingungen festsetzt. Will er also die Arbeit nach der Qualität und danach auch die Löhne abstufen, so muss er solche Massnahmen vorher in den Kollektivvertrag aufnehmen.

Der Entwurf enthält auch Bestimmungen über Differenzgeschäfte, Ratengeschäfte, über Versorgungsverträge, über das Ausgedinge usw. Alle diese Bestimmungen sind auf den Schutz des Rechtes des sozial und wirtschaftlich Schwächeren und die Festigung der Rechtssicherheit überhaupt gerichtet.

Der Schadenersatz umfasst weder Bestimmungen über die Haftung der Eisenbahnen noch über die Haftung für Schäden, die durch den Betrieb von Motorfahrzeugen verursacht worden sind.

Denn der technische Fortschritt auf diesen Gebieten ist so rapid, dass die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches bald überholt sein würden. Diese Fragen werden also weiterhin besonderen Gesetzen überlassen bleiben. Aber § 1140 enthält eine sehr wichtige Bestimmung, mit der für alle besonders qualifizierten gefährlichen Unternehmen die Erfolghaftung einführt, so dass der Beschädigte nicht genötigt sein wird, die Schuld der haftenden Person nachzuweisen, sondern umgekehrt derjenige, dem das Gesetz die Verantwortlichkeit für den entstandenen Schaden auferlegt, darauf angewiesen ist, den von der Schuld befreienden Sachverhalt nachzuweisen. Das ist sicher ein grosser Schritt in der Richtung, dass derjenige, der den Nutzen aus einem gefährlichen Unternehmen hat, auch dessen Risiko trägt.

Grossen theoretischen und praktischen Wert hat der IV. Teil, der in 36 Paragraphen das internationale Privatrecht behandelt. Dieses im alten Gesetzbuch sehr spärlich behandelte Gebiet erlangt von Tag zu Tag grössere Bedeutung, da die Zeit dazu drängt aus den Staatsgrenzen bloss eine Abgrenzung von administrativ einheitlich aufgebauten Gliedern der menschlichen Zusammenarbeit und Solidarität zu bilden. Der privatrechtliche Verkehr mit dem Auslande braucht aber solange eine gründliche Regelung, bis der utopische Traum eines einheitlichen Rechts der Kulturvölker erreicht wird.

Damit ist in dem hier gegebenen Rahmen der Kreis der wichtigsten Stücke des Entwurfes eines neuen Bürgerlichen Gesetzbuches für die Tschechoslovakische Republik geschlossen. Es wird an der Öffentlichkeit liegen, mitzuhelfen, dass dieses gesetzgeberische Werk das vom Geist des Fortschrittes und der Gerechtigkeit durchdrungen ist, vollendet wird und den Moment herbeizuführen, dass der einheitliche Staat auch ein einheitliches Bürgerliches Gesetzbuch erhalte.

DER SCHIFFSVERKEHR AUF DER ELBE UND MOLDAU

Von Vojtěch Krbec

I.

Schiffspark und Schiffahrtsunternehmungen

Die Eigenart der Elbe-Wasserstrasse hat zur Folge, dass die auf dem tschechoslovakischen Abschnitt verwendeten Schiffe zum grössten Teile dieselben sind, wie die auf dem deutschen Abschnitte verkehrenden.

Vor dem Kriege versah die Personenbeförderung auf der Moldau und Elbe, soweit sie durch die heutige Tschechoslovakei fliessen, die schon erwähnte*) im Jahre 1864 mit einem Kapital von 40.000 Gulden gegründete „Prager Dampfschiffahrtsgesellschaft", die im Jahre 1865 auf der Strecke Prag—Štěchovice einen regelmässigen Verkehr eröffnete. Diese Gesellschaft besitzt heute ein Aktienkapital von 800.000 Kč und verfügt über 25 Personendampfer von 25 bis 1140 PS (insgesamt 1464 PS), mit denen sie den Personen- und Warentransport zwischen Prag und Štěchovice (oberhalb Prags) und zwischen Prag und Leitmeritz (unterhalb Prags) versieht. Zwischen Leitmeritz und Dresden versah den Personentransport und die Eilfracht die im Jahre 1836 mit dem Sitze in Dresden gegründete reichsdeutsche „Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrtsgesellschaft", die heute ein Kapital von 1 Million Mark hat und 26 Personenraddampfer, 2 Motorschraubenkähne, 3 Kohlenlastkähne und 12 Pontons besitzt.

Den Frachtentransport versahen auf tschechoslovakischem Gebiet vor dem Kriege vor allem:

die im Jahre 1831 gegründete „Österreichische Nordwest-Dampfschiffahrtsgesellschaft", die einzige österreichische Gesellschaft, mit dem Sitze in Wien, die jedoch den Schiffahrtsverkehr nicht selbst betrieb, sondern ihren gesamten Schiffspark an die grösste reichsdeutsche Elbegesellschaft,

die „Vereinigte Schiffahrtsgesellschaften A.-G." mit dem Sitze in Dresden (1922 Aktienkapital 23 Millionen Mark) vermietete;

ausser diesen beiden reichte auch der Verkehr der „Neuen Deutsch-Böhmischen Elbeschiffahrts-Aktien-Ges.", gegründet im Jahre 1907 mit dem Sitz in Dresden (1922 Aktienkapital 8 Millionen Mark) und bis zu einem gewissen Grad auch der der Hamburger Gesellschaft Behncke & Mewes nach Böhmen herein.

Die Tschechen befassten sich unter der gewesenen Monarchie mit dem Flusstransportgeschäft nicht in dem Masse, um eine eigene Schiffahrtsorganisationen errichten zu können. Wenn wir von einigen wenigen Lastkähnen und kleinen Dampfern absehen, die verschiedene Bauunternehmungen, Zucker- und andere an der Elbe liegende Fabriken für den eigenen Bedarf hielten, konzentrierte sich der gesamte Im- und Export auf den Fahrzeugen ausländischer, reichsdeutscher und österreichischer Gesellschaften. Bloss die „Prager Dampfschiffahrtsgesellschaft" war in tschechischen Händen. In stärkerem Masse widmeten sich der Schiffahrt die an der unteren Elbe ansässigen

*) Vgl. „Prager Rundschau", Jahrg. II., S. 229.

Einwohner Böhmens deutscher Nationalität und schon vor dem Kriege existierte eine ganze Reihe privater Besitzer von Lastkähnen, die in zwei Reederei-Fachorganisationen mit dem Sitze in Tetschen und Aussig a. E. vereinigt waren und mit ihren Schiffen nicht nur den Verkehr in Böhmen, sondern auch in Deutschland bis nach Hamburg betrieben. Das ist nur natürlich, da die Schiffahrtsverhältnisse auf der unteren Elbe weit günstiger waren als auf ihrem von der tschechischen Bevölkerung besiedelten Oberlauf.

Der Friedensvertrag von Versailles ermöglichte dem tschechoslovakischen Staat nicht nur die Regelung der Rechtsordnung, von der schon die Rede war, sondern auch durch die Zuteilung eines beträchtlichen Schiffsparkes die Gründung eines selbständigen Schiffahrtsunternehmens und damit auch in einem bedeutsamen Masse eine Beteiligung an der Warenein- und ausfuhr zu Wasser. Art. 339 des Vertrages bestimmte, dass Deutschland auf der Elbe, Oder und Donau den verbündeten und alliierten Mächten einen Teil seiner Remorqueurs und Lastschiffe, sowie auch das zur Benützung dieser Wasserstrassen benötigte schwimmende Material abtritt. Die Zahl der Schiffe und die Menge des Materials sollten von einem amerikanischen Schiedsrichter auf Grund des Schiffahrtsbetriebes während der letzten 5 Jahre vor dem Kriege mit entsprechender Berücksichtigung der Parteieninteressen festgesetzt werden. Der Schiedsrichter sollte auch die Gesamthöhe der Entschädigung bestimmen, die von den Verbündeten der Reparationskommission zugunsten Deutschlands abzuführen war; dieses war sodann verpflichtet, die Schiffseigentümer aus Eigenem zu entschädigen.

Auf Grund dieser Bestimmung wurde der Tschechoslovakischen Republik von dem amerikanischen Schiedsrichter W. D. Hinnes durch die Entscheidungen vom 14. Juni, 12. August, 5. und 7. Oktober 1921 auf der Elbe nachstehendes schwimmendes Material, Hafeneinrichtungen und unbewegliches Gut zugesprochen:

18	Schleppdampfer von insgesamt	12.165 HP
11	Frachtdampfer von insgesamt	3.270 HP
12	Hafendampfer von insgesamt	1.895 HP
7	Kettendampfer von insgesamt	930 HP
189	Frachtkähne von einer Tragfähigkeit von .	130.011 Tonnen
7	Lagerkähne von einer Tragfähigkeit von .	3.568 Tonnen
1	Werkstättenschiff	
49	Plätten von einer Tragfähigkeit von . . .	4.509 Tonnen
9	Pontons von einer Tragfähigkeit von . . .	205 Tonnen

10 Kähne mit Dampfhebezeugen von einer Leistungsfähigkeit von . . . . 17.950 kg
1 Kahn mit einem mit Hand betriebenen Hebezeug von einer Leistungsfähigkeit von . . . 700 kg

Zu dieser Flotte steuerte die „Österreichische Nordwest-Dampfschiffahrtsgesellschaft" ihren ganzen Schiffspark samt Einrichtungen bei (insgesamt 229 Einheiten von 10.000 HP Zugkraft und 109.044 Tonnen Tragfähigkeit), ferner die „Neue Deutsch-Böhmische Schiffahrts-Aktienges." mit 31 Einheiten von 4.140 HP Zugkraft und 18.258 Tonnen Tragfähigkeit, die „Deutsch-Österreichische Dampfschiffahrtsgesellschaft" mit 12 Einheiten von 2.470 HP Stärke und 6.791 Tonnen Tragfähigkeit und private Reeder mit 42 Einheiten von 900 HP Stärke und 26.952 Tonnen Tragfähigkeit. Im ganzen wurden also der Tschechoslovakei 314 Einheiten von 18.260 HP Zugstärke und 161.045 Tonnen Tragfähigkeit zugeteilt. Hervorzuheben ist, dass der schiedsrichterlichen Entscheidung direkte Verhandlungen zwischen der tschechoslovakischen und deutschen Regierung vorangingen und, was die praktische Durchführung der Entscheidungen anlangt, zwischen beiden Regierungen Übereinkommen getroffen wurden, so dass die Aufgabe des Schiedsrichters wesentlich erleichtert wurde. Einige der oben angeführten Schiffe wurden später, nach einer Übereinkunft zwischen beiden Regierungen und mit Zustimmung des Schiedsrichters, gegen andere von gleichem Wert eingetauscht.

Ausser diesen Schiffen erhielt die Tschechoslovakei durch den Schiedsspruch Schiffahrtseinrichtungen wie eine Flusskette in der Länge von 62 km, einige Gebäude, Grundstücke und Magazine in Karlín, Mělník, Aussig a. E. und Tetschen, zwei Handkräne u. ä. Auch auf deutschem Gebiete erhielt der tschechoslovakische Staat in Magdeburg ein Magazin, zwei Kräne und ein Grundstück am linken Ufer der Elbe als Eigentum und für die Dauer von 30 Jahren einen 350 m langen Kai am rechten Ufer in Pacht.

Auf Grund der Entscheidung des amerikanischen Schiedsrichters sollte der tschechoslovakische Staat der Reparationskommission für diese Schiffe und Schiffahrtseinrichtungen 8,350.000 Goldmark auf Kredit zahlen, der auf die Gesamtsumme, die Deutschland schuldete, gutgeschrieben werden sollte. Auf der Haager Konferenz (20. Januar 1930) wurden jedoch die Schulden der Zessionsstaaten aus dem Titel der Evaluationen und Lieferungen ausnahmslos gestrichen.

Bis zum 31. Dezember 1921 versah, wie schon erwähnt, das tschechoslovakische Transportgeschäft auf der Elbe die „Österreichische



Nordwest-Dampfschiffahrts-Gesellschaft" in Verbindung mit der Dresdner „Vereinigten Elbeschiffahrtsgesellschaft". Durch den Schiedsspruch wurden die gesamten Aktien der ersteren, ihr ganzer Schiffspark und ihre Organisation mit allem Personal dem tschechoslovakischen Staate übergeben, der seine Rechte an die „Tschechoslovakische Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft" weitergab, einer Gesellschaft, die von den bedeutendsten tschechischen Banken mit einem Kapital von 4 Millionen Kč gegründet wurde. Diese Gesellschaft eröffnete den Betrieb auf der Elbe juristisch am 1. Juni 1922, faktisch jedoch schon am 1. Januar 1922.

Der Grund zu einer selbständigen tschechoslovakischen Schiffahrt in grossem Maßstabe wurde durch das Gesetz vom 13. Juni 1922 Nr. 188 S. d. G. u. V. gelegt, durch welches die Regierung ermächtigt wurde, mit der Agrarbank, der Prager Kreditbank, der Böhmischen Industrialbank, der Slovakischen Bank und der Živnobank in Prag und der „Tschechoslovakischen Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft" ein gemeinschaftliches Abkommen zu treffen über die Gründung einer „Tschechoslovakischen Elbeschiffahrts-Aktiengesellschaft" mit beiderseitiger Kapitalbeteiligung, deren Höhe ursprünglich auf 125 Millionen Kč festgesetzt, jedoch durch den zwischen der Regierung und den Banken am 9. Juni 1923 abgeschlossenen Vertrag auf 70 Millionen Kč herabgesetzt wurde. Dieses Kapital wurde auf 70.000 Prioritätsaktien und 105.000 Stammaktien à Kč 400.— Nominalwert aufgeteilt. Der Staat brachte in die Gesellschaft das gesamte Schiffsmaterial, die Hafeneinrichtungen, Immobilien und Rechte, die er durch den Schiedsspruch für die Elbe erworben hatte. Dafür übernahm der Staat 21.000 Prioritäts- und sämtliche Stammaktien in einem Gesamtwerte von Kč 50.4 Millionen, d. i. 72% aller Aktien. Der Vertrag regelte auch alle die Verwaltung, den Betrieb, die Kontrolle, Verteilung des Reingewinnes u. ä. betreffende Fragen. Die Gesellschaft wird von einem 15gliedrigen Verwaltungsrat geleitet, in den der Staat und die Gründerbanken 10 Vertreter entsenden; Vorsitzender der Gesellschaft ist stets einer von den Vertretern der Bankengruppe, Stellvertreter des Vorsitzenden eines der vom Staat ernannten Mitglieder. Der Staat hat sich die Tarifoberhoheit sowie die Genehmigung der Fahrpläne, eventuell die Fusionierung mit anderen Gesellschaften zu Kartellierungs-, Betriebs- oder anderen Zwecken, überhaupt die Aufsicht über die Gesellschaft vorbehalten. Diese hat sich verpflichtet, den der Gesellschaft „Remorquage auf der Elbe und Moldau, Ges. m. b. H." gehörigen Schiffspark zu kaufen oder zu mieten oder ihn sonstwie ständig zu sichern,

um mit diesem und ihrem eigenen Park die Dampfschiffahrt gemeinsam und einheitlich zu betreiben.

Natürlich hatte die neue Gesellschaft nicht nur mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen, die infolge der Nachkriegsverhältnisse allen Elbeschiffahrtsunternehmungen gemeinsam waren, sondern auch infolge der mangelhaften Erfahrungen des neuen Personals mit der Unzulänglichkeit ihrer eigenen Organisation. Sie war daher genötigt, mit den deutschen Schiffahrtsgesellschaften zusammenzuarbeiten und übernahm die Verpflichtungen aus den Kartellverträgen, die die ehemalige „Österreichische Nordwest-Dampfschiffahrtsgesellschaft" mit den übrigen Elbeschiffahrts-Unternehmungen abgeschlossen hatte, d. h. mit der „Vereinigten Elbeschiffahrtsgesellschaft", der „Neuen Deutsch-Böhmischen E. G." und dem „Verband der privaten Elbe- und Saaleschiffer", die sich zum grossen Teil mit dem Transport zwischen Hamburg und Böhmen befassen. Diese in den Jahren 1920 und 1921 abgeschlossenen Verträge bestimmten, dass die Transporttarife von Hamburg stromaufwärts bis nach Böhmen und für den Transport von Böhmen stromabwärts nach Hamburg gemeinschaftlich sein sollten. Auch das frühere deutsche Personal, das auf den übernommenen Schiffen diente, wurde auf Grund eines Abkommens zwischen beiden Regierungen beinahe ohne Änderung übernommen, da die Tschechoslovakei nicht in ausreichendem Masse über eigenes geschultes Personal verfügte und überdies die deutsche Regierung aus leicht begreiflichen sozialen Gründen auf dieser Lösung bestand.

Betrachten wir die Betriebs- und Finanzergebnisse der „Tschechoslovakischen Elbeschiffahrtsgesellschaft" in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit, so sehen wir, dass die Gesellschaft in den Jahren

						Einnahmen von	Augaben
1922	einen	Warenumschlag	von	—	t	ca. Kč 7,500.000	Kč 16,500.000
1923	„	„	„	—	„	„ 32,000.000	„ 35,500.000
1924	„	„	„	644.808	„	„ 45,000.000	„ 45,000.000
1925	„	„	„	678.633	„	„ 45,000.000	„ 45,000.000
1926	„	„	„	733.824	„	„ 50,150.343	„ 49,714.569
1927	„	„	„	741.010	„	„ 51,981.450	„ 51,929.753
1928	„	„	„	669.882	„	„ 52,283.817	„ 52,283.817

verzeichnete.

Aus diesen Daten ist ersichtlich, dass hinsichtlich der Warenmengen der Betrieb der Gesellschaft langsam anwächst und auch die finanziellen Ergebnisse sich bessern. Bis zum Jahre 1925 waren

die Bilanzen allerdings passiv, was mit der Wirtschaftskrise sowohl in der Tschechoslovakischen Republik als auch im benachbarten Deutschland und der Konkurrenz des Bahntransportes, die zu einer Herabsetzung der Schiffstarife nötigte, zu erklären ist. Mit gleichen Schwierigkeiten hatten auch die deutschen Schifffahrtsgesellschaften zu kämpfen, die trotz ihrer langjährigen Tradition, ihrem geschulten Personal und grösserem Schiffspark, der zum grossen Teil bereits abgeschrieben war, ebenfalls mit Defizit arbeiteten. Zur Deckung der Verlustbilanzen in der Zeit der deutschen Markinflation wurde der „Tschechoslovakischen Elbeschifffahrts-Aktiengesellschaft" durch das Gesetz vom 8. Oktober 1924 Nr. 232 S. d. G. u. V. eine Staatsgarantie für einen Kredit in der Höhe von 30 Millionen Kč gewährt, die Gesellschaft erschöpfte jedoch nicht einmal diesen Kredit ganz, beschaffte sich selber die Raten nach dem Amortisationsplan und zahlte auch freiwillig die Raten ihrer Anleihe bei der Landesbank, so dass der Staat kein einzigesmal genötigt war, für die Gesellschaft eine fällige Quote zu begleichen.

Obwohl die Gesellschaft ihre Lebensfähigkeit gezeigt und sich unter den konkurrierenden ausländischen Schiffahrtsunternehmungen zur Geltung gebracht hatte, ist es zweifellos, dass ihr in der Zeit der Kroneninflation festgesetztes Aktienkapital in Anbetracht der stabilisierten Wirtschaftsverhältnisse in der Tschechoslovakischen Republik zu hoch war und darum entschloss sich im Jahre 1928 die Staatsverwaltung an seine Herabsetzung zu schreiten, um so die Verhältnisse der Gesellschaft den neuen Wirtschaftsverhältnissen im Staate anzupassen. Zu diesem Zweck war eine Änderung des § 3 des Gesetzes Nr. 188/22 S. d. G. u. V. notwendig, der bestimmte, dass eine Herabsetzung gleichmässig auf Konto der Vorzugsaktien und der Stammaktien vor sich gehen solle. Diese Änderung wurde durch das Gesetz vom 22. März 1929 Nr. 53 S. d. G. u. V. durchgeführt, das die Regierung ermächtigte, sich mit den privaten Teilhabern zu einigen und eine Änderung des Gründungsvertrages durchzuführen, soweit er die Herabsetzung des Aktienkapitals betrifft, die aus besonderen Gründen ausschliesslich auf Kosten der dem Staat eignenden Stammaktien erfolgen kann. Auf Grund dieser Ermächtigung wurde dann eine Herabsetzung des Aktienkapitals von 70 Millionen auf 40 Millionen Kč durchgeführt, wobei die Kapitalsbeteiligung des Staates von 72% auf 51% herabgesetzt wurde; der Staat hat nunmehr 51.000 Aktien (in einem

Gesamtwerte von 20,400.000 Kč) inne, davon 14.000 Prioritäts- und 37.000 Stammaktien, während die private Kapitalbeteiligung in 49.000 Prioritätsaktien von 19,600.000 Kč Nominalwert besteht. Damit wurde das Aktienkapital der „Tschechoslovakischen Elbeschiffahrtsgesellschaft" dem Werte ihres Schiffsparkes sowie der Kapitalshöhe ihrer zwei wichtigsten reichsdeutschen Konkurrenten auf der Elbe angepasst; allerdings unter beträchtlichen Opfern von seiten der Staatsverwaltung, die dabei auch darauf Rücksicht nahm, dass die Gesellschaft über kein eigenes Betriebskapital verfügte und daher ihren Schiffspark nicht entsprechend erneuern, erhalten und vervollkommnen konnte. Für die privaten Teilhaber brachte diese Lösung Gewinn, sie wurden so bis zu einem gewissen Mass dafür entschädigt, dass sie aus ihrem bei der Gesellschaftsgründung bar erlegten Kapitalsbeitrag in der Höhe von 19,600.000 Kč keinen Gewinn erzielt hatten.

Die Bilanz der Gesellschaft weist nach durchgeführter Kapitalsreduktion für das Jahr 1929 einen Gesamtverlust von 2,824.174.65 Kč, für das Jahr 1930 einen weiteren Verlust von 5,390.846.28 Kč auf. Der katastrophale Wassermangel der letzten Jahre brachte für die Schiffahrt schwere Verluste mit sich. Von 262 Betriebstagen zeigte der Wasserstand am Aussiger Pegel an 169 Tagen unter Normal. Die Gesellschaft beförderte im Jahre 1929 bloss 500.018 Tonnen Waren, im Jahre 1930 526.104 Tonnen; die Betriebseinnahmen beliefen sich im Jahre 1929 auf 44,321.197.46 Kč, die Ausgaben samt Abschreibungen betrugen 47,145.372.11 Kč, die Einnahmen des Jahres 1930 Kč 40,566.585.31, die Ausgaben (samt Abschreibungen) 45,957.431.39 Kč.

Auch den bedeutenden reichsdeutschen Schiffahrtsgesellschaften erging es nicht besser. Nach Zeitungsmeldungen wies die Dresdner „Neue Deutsch-Böhmische A.-G." für das Jahr 1930 nach Abschreibungen in der Höhe von 176.266 Mark und nach Abzug des vorjährigen Gewinnes in der Höhe von 113.363 Mark einen Verlust von 298.972 Mark aus, der aus den Reserven gedeckt wird. Die vereinigten Gesellschaften „Norddeutsche und Vereinigte Elbeschiffahrts-A.-G." Hamburg-Dresden zahlten im Jahre 1929 von einem Gesamtgewinn von 400.000 Mark auf Stammaktien 6% und auf Prioritätsaktien 10% Dividende, während sie im Jahre 1930 einen Verlust von 671.000 Mark auswiesen. Die den Personentransport versehende Dresdner „Sächsisch-Böhmische D.-A.-G." zahlte für das Jahr 1930 nach Abschreibung von 63.762 Mark (gegen 121.835 Mark im Jahr 1929) von einem Reingewinn von 64.000 Mark (245.496 Mark) eine

Dividende von 6% (15% in den letzten Jahren) aus. Auf neue Rechnung ist nichts übertragen worden (1929 — 6.298 Mark).

In diesen Zahlen kommen die Folgen der allgemeinen Wirtschaftskrise, die sich in der sinkenden Menge des beförderten Gutes zeigen, ferner der schlechte Schiffbarkeitsstand der Elbewasserstrasse, die Konkurrenz der Eisenbahnen und Automobile, die unzureichende Rationalisierung im Betrieb der Schiffahrt und die ungünstigen klimatischen Verhältnisse zum Ausdruck.

Ausser der „Tschechoslovakischen Elbeschiffahrtsgesellschaft" gibt es auf der Elbe noch einige kleinere tschechoslovakische Schiffahrtsunternehmen, nämlich die „Remorquage auf der Moldau und Elbe" und den „Elbe-Moldautransport in Prag", ferner Wasserbauunternehmen, die über einen bedeutenden Schiffspark für den Transport von Baumaterialien verfügen, und private Schiffer. Alle diese Unternehmer hatten am 1. Januar 1930 insgesamt einen Schiffspark von 881 Einheiten, 26.903 HP und 195.878 Tonnen. Davon entfielen bloss auf die „Tschechoslovakische Elbeschiffahrts-A.-G." 306 Einheiten von 16.727 HP und 143.112 Tonnen, auf private Schiffer 299 Einheiten von 1.633 HP und 41.576 Tonnen.

II.

Transporttarife

Die Flußschiffahrt wird auf der Elbe von Schiffahrtsgesellschaften und privaten Schiffern betrieben. Um eine gegenseitige Konkurrenz und die Unterbietung der Transporttarife zu verhindern, bildeten die bedeutendsten Schiffahrtsgesellschaften unter der Führung der Dresdner „Vereinigten Elbeschiffahrtsgesellschaften A.-G." vor mehreren Jahren ein Kartell für die Talschiffahrt, dem auch die „Tschechoslovakische Elbeschiffahrts-A.-G." beitrat und das bis Ende des Jahres 1930 bestand. Im Jahre 1931 wurde es nicht erneuert, aber die Versuche, es zu erneuern, wiederholen sich und in ihrem Verlaufe wurde wenigstens ein provisorisches Abkommen erzielt. Für den Transport stromaufwärts bestand ein Kartell der Elbegesellschaften (gegründet im Jahre 1916 unter dem Namen „Elbeschiffahrtsvereinigung von 1916") auch nach dem Kriege bis zum Jahre 1923, sowie auch im Jahre 1926 bis zum Juni 1927 unter Teilnahme der „Tschechoslovakischen Elbeschiffahrts-A.-G." Später wurde es dann nicht mehr erneuert, was zu einer scharfen Konkurrenz zwischen den Gesellschaften führte. Auf Grund einer Re-

gierungsnotverordnung wurde in Deutschland zu Beginn des Jahres 1932 ein Verband der grossen Schiffahrtsgesellschaften sowie ein Verband der Kleinschiffer gegründet. Die beiden Verbände sollen mit einander über ein Kartell verhandeln, das nicht nur die Kartelltarife schützen, sondern auch die Lasten gleichmässig auf alle Beteiligten verteilen und weitere Schiffsbauten verhindern soll.

Zur Unterstützung der Elbe- und Moldauschiffahrt führten die tschechoslovakischen Staatsbahnen einen Umschlag-Bahntarif mit Gültigkeit vom 1. Oktober 1921 ein, welcher dem ehemaligen österreichischen Eisenbahntarif für den Elbeumschlag-Verband vom Jahre 1911 ähnlich ist, jedoch mit dem Unterschiede, dass er auch ermässigte Sätze für die Moldauhäfen enthält, während der alte Tarif die nordböhmischen Häfen auf Kosten der Moldauhäfen merklich favorisierte. Auf Grund des Elbe-Moldau-Umschlagtarifs, der allerdings im Laufe der Zeit wiederholte Änderungen und Neuausgaben erfahren hat, ist es möglich, zwischen den in diesen Tarif aufgenommenen Stationen und den Umschlagplätzen in Tetschen, Holešovice, Karlín, Kralupy, Schönpriesen, Laube, Lovosice, Mělník, Rosawitz und Aussig a. E. Eil- und Frachtgüter nach den Bestimmungen des tschechoslovakischen Eisenbahngütertarifs Teil I., Abteilung A und B aufzugeben. Für jeden der genannten Häfen sind in der Tariftabelle die direkten Frachtsätze aus den einzelnen Stationen in alphabetischer Reihenfolge angeführt. Der Tarif umfasst 7 solcher Tariftabellen (Stationssätze) für verschiedene Warengattungen. Der Elbe-Moldau-Umschlagtarif ist kein kombinierter Tarif, er enthält keine Wassertarif- sondern nur Eisenbahntarifsätze. Ausser den normalen Frachtsätzen enthält der Umschlagtarif auch Ausnahmtarife für einzelne Warengattungen mit Ermässigungen, die grösser sind, als sie die Ausnahm- und Ausfuhrtarife des tschechoslovakischen Lokal-Gütertarifs bieten.

Die ersten Ausgaben dieses Umschlagtarifs sollten nicht nur die Elbehäfen, besonders die Grenzhäfen, sondern auch die Moldauhäfen alimentieren, die vor dem Kriege in tariflicher Hinsicht vernachlässigt worden waren, so dass die hohen Kosten der Moldaukanalisierung beinahe unausgenützt blieben. Der Warenzufluss in die Moldauhäfen machte allerdings auch eine Erweiterung und Modernisierung ihrer Einrichtungen erforderlich. Die Tarifmassnahmen der Eisenbahnverwaltung hatten Beschwerden der Nordelbehäfen über eine angebliche künstliche Begünstigung der Moldauhäfen zur Folge. Deswegen brachten die neueren Ausgaben des Umschlagtarifs in den letzten Jahren einige diesbezügliche Änderun-

gen, die wieder die Unzufriedenheit der Moldau-Interessenten hervorriefen. So kann man z. B. in dem Jahresbericht der Holešovicer öffentlichen Magazine Beschwerden darüber lesen, dass die Neuausgaben des Umschlagtarifs, mit dem Jahre 1927 beginnend, für den Holešovicer Hafen solche Tarifsätze enthalten, dass dieser Hafen gegenüber den ersten Nachkriegsjahren wiederum verwaist und in Anbetracht der Konkurrenz der Eisenbahn mit dem Wasserwege das Schwergewicht der tschechoslovakischen Wasserfracht neuerlich in den ersten Elbehafen, d. h. nach Laube, in der Nähe der deutschen Grenze verlegt wird.

Der Umschlag des Holešovicer Hafens betrug im Jahre 1927 insgesamt 239.767 Tonnen (6.37% des gesamten Elbe-Moldau-Umschlags), im Jahre 1928 nur 150.965 Tonnen (3.84%), im Jahre 1929 106.985 Tonnen (3.23%) und im Jahre 1930 105.028 Tonnen (3.40%). Ähnlich verhält es sich in Mělník, wo im Jahre 1927 der Gesamtumschlag 279.461 Tonnen (7.42%) betrug und im Jahre 1928 auf 174.382 Tonnen (4.44%), im Jahre 1929 auf 142.456 Tonnen (4.31%) und im Jahre 1930 auf 122.335 Tonnen (3.96%) sank. Der Verkehr in diesen zwei wichtigsten mittelböhmischen Häfen ist also seit dem Jahre 1927 um mehr als 50% gesunken. Hingegen hält sich der Gesamtverkehr in den zwei bedeutendsten nordböhmischen Häfen, in Aussig a. E. und Laube, in den Jahren 1927 bis 1930 auf annähernd der gleichen relativen Höhe, in Aussig a. E. auf 14 bis 16%, in Laube auf annähernd 11% des Gesamtumschlages aller tschechoslovakischen Elbe-Moldau-Umschlagplätze. Zu einer besseren Ausnützung der modern ausgestatteten Häfen von Mělník und Holešovice und damit zu einer gleichmässigeren Verteilung der Güter auf alle Umschlagplätze würde einerseits eine Neuregelung des bisherigen Elbe-Moldau-Tarifs andererseits auch eine günstigere Regelung der Schiffstarife der Schiffahrtsunternehmungen, namentlich der „Tschechoslovakischen Schiffahrts-Aktien-Gesellschaft“, beitragen.

III.

Die tschechoslovakischen Schiffahrtsgesetze

Gleich nach dem Umsturze war es nötig, eine Reihe gesetzlicher Massnahmen durchzuführen, einerseits zwecks Organisierung der neuen staatlichen Administrative auf dem Gebiete der Schiffahrt (die Errichtung des Schiffahrtsamtes als 2. Instanz, das in allen Handelssachen dem Handelsministerium und in allen technischen

Angelegenheiten dem Arbeitsministerium untersteht, und der ihm unterstellten Schiffahrtsämter als Behörden 1. Instanz), andererseits zwecks Errichtung von tschechoslovakischen Schiffahrtsunternehmungen auf der Elbe, Donau und Oder, sowie zwecks Kundmachung der internationalen Schiffahrtsabkommen. Sonst weist die tschechoslovakische Gesetzgebung bisher auf dem Gebiete des Flußschiffahrtsrechtes keine bedeutsamen Änderungen gegenüber den Vorkriegsverhältnissen auf. Auf dem Gebiete des Privatrechtes sind auf der Elbe bis jetzt die Bestimmungen des österreichischen Gesetzes vom 1. Januar 1900 über die Binnenschiffahrt in Geltung, dessen § 26 bestimmt, dass sich auf den Flussverkehr die §§ 427, 430 bis 436, 439 bis 443 und 445 bis 451 des Handelsgesetzbuches beziehen. Die Elbeschiffahrt benützt als Frachtdokument den sogen. „Ladeschein", dessen Ausfolgung nach § 450 des Handelsgesetzbuches dieselben rechtlichen Folgen hat wie die Ausfolgung der Ware selbst. Die Schiffahrtunternehmer stellen keine besonderen Bestätigungen aus: Der Absender erhält von ihnen bloss eine Kopie des „Ladescheins", womit bloss bestätigt wird, dass der Absender die Ware aufgegeben hat und die Schiffahrtsunternehmung von der Übernahme der Ware an dem Absender gegenüber für die Erhaltung der Ware in einwandfreiem Zustande und ursprünglichem Gewicht verantwortlich ist. Das Original des „Ladescheines" wird gewöhnlich dem Empfänger der Ware per Post zugesendet, der sofort nach seinem Empfang das Recht hat, über die Ware zu disponieren. Das Handelsministerium hat schon vor Jahren eine Gesetznovelle zur Regelung der privatrechtlichen Schiffahrtsverhältnisse ausgearbeitet, die auch bereits von den Interessenten begutachtet wurde. Da die im Jahre 1930 auf Initiative des Völkerbundes abgehaltene internationale Konferenz auf dem Gebiete des Privatrechtes in der Binnenschiffahrt mehrere Abkommen ausgearbeitet hat, kann man hoffen, dass der Verlautbarung des tschechoslovakischen Gesetzes nichts mehr im Wege stehen wird. Auch auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts sind bereits mehrere Novellen ausgearbeitet worden, doch scheint es, dass Konflikte über Kompetenzfragen ihre Durchführung verhindern. Zweifellos würde die beste Lösung dieser Schwierigkeiten die Eingliederung der gesamten Schiffahrtsadministrative in ein Verkehrsministerium bieten, dessen Errichtung auch schon von einigen parlamentarischen Kreisen gefordert wird. Bis dahin wäre eine vernünftige Einigung der Behörden 3. Instanz zu wünschen, die sowohl eine ungestörte Tätigkeit der laufenden Administrative, als auch die notwendigen gesetzgeberischen Arbeiten ermöglichen würde.

IV.

Der Verkehr vor und nach dem Kriege.

Vor dem Kriege hatten auf der böhmischen Elbe die reichsdeutschen Gesellschaften gegenüber den österreichischen das Übergewicht. Die Schiffahrt war auf dem Unterlauf der Elbe konzentriert, zum Teil infolge der unvollendeten Schiffbarmachung der Flüsse. Was die verfrachteten Güter anbetrifft, überwog die Ausfuhr von Braunkohle aus dem Aussiger Becken nach Deutschland, die bis 70% der Gesamtfracht betrug. Der Moldauverkehr war nur ein kleiner Bruchteil des gesamten Flussverkehrs, mit Ausnahme des Personenverkehrs und der Floßschiffahrt auf dem Gebiete Prags.

Einige Daten über den Elbeverkehr von Mělník bis zur Grenze seien hier (in Tonnen) angeführt:

	1901	1903	1911	1913	1914
Inlandverkehr:					
stromaufwärts	20.568	22.358	111.814	68.935	49.392
stromabwärts	88.020	143.627	122.405	167.669	115.045
Auslandverkehr:					
Einfuhr	465.260	500.544	579.466	783.790	551.368
Ausfuhr	2,562.285	3,132.470	1,581.407	2,312.544	1,982.254
Gesamter Schiffsverkehr	3,136.133	3,798.999	2,395.092	3,332.938	2,698.058
Flossverkehr:					
im Inland	—	14.421	6.160	9.216	5.156
ins Ausland	375.454	385.780	232.576	239.026	178.958
Gesamter Flossverkehr	375.454	400.201	238.736	248.242	184.114
Gesamtverkehr	3,511.587	4,199.200	2,633.828	3,581.181	2,882.172
Anmerkung		Erreichtes Maximum	Trockenes Jahr		Ausfall infolge des Krieges
Anzahl d. Schiffahrtstage	290	328	257	324	

An diesem Gesamtverkehr hatten im Jahre 1914 die einzelnen Umschlagplätze folgenden in Prozenten ausgedrückten Anteil:

die Umschlagplätze an der Moldau 3%, die Umschlagplätze an der Elbe oberhalb Aussigs 5%, Aussig, Schönpriesen und Nestomitz 65%, Rosawitz, Tetschen, Bodenbach und Laube 25%, die übrigen unterhalb Aussigs 2%.

Unter den einzelnen exportierten Warengattungen nimmt die erste Stelle die Braunkohle ein; dann folgen Zucker, Weizen, Steine, Steinwaren, Petroleum und Mineralöle, Holz, Getreide, Obst usw., im Import Düngemittel, Eisen, Erze, Ölsamen, Salz, Öle und Fette, Rohbaumwolle, Getreide usw.

Der Moldauverkehr war bedeutend geringer. Oberhalb Prags wurde in kleinen offenen Kähnen hauptsächlich Baumaterial, landwirtschaftliche Produkte und Kohle verfrachtet. Unterhalb Prags wurden in grossen Kähnen hauptsächlich Waren derselben Gattung wie auf der Elbe befördert. Der grösste Umsatz wurde im Karlíner Hafen 1913 (34.000 Tonnen) und im Holešovicer Hafen 1914 (64.000 Tonnen) erzielt.

*

Während des Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren ging der Schiffsverkehr auf der Elbe und Moldau in starkem Masse zurück, dass er beinahe einer völligen Einstellung gleichkam. Erst vom Jahre 1923 an konnte man wieder mit einer regelmässigen Schiffahrt rechnen. Wegen Raummangel können wir hier nur die wichtigsten statistischen Daten über den Schiffsverkehr auf der Moldau und tschechoslovakischen Elbe in den letzten Jahren anführen.

Insgesamt verzeichneten alle Moldau- und Elbe-Umschlagplätze einen Warenumschlag (einschliesslich der im Flossverkehr beförderten Rundhölzer, aber ohne Einrechnung der Betriebskohle) in Tonnen:

Jahr	t	Jahr	t
1923	2,209.229	1927	3,738.190
1924	3,529.757	1928	3,910.622
1925	3,493.549	1929	3,292.667
1926	3,670.754	1930	3,078.067

Man ersieht daraus, dass sich im grossen und ganzen der Nachkriegsverkehr auf derselben Höhe bewegt, wie unmittelbar vor dem Kriege (1913 erreichte er 3,581.180 Tonnen) erst 1929 und 1930 macht sich ein stärkerer Rückgang bemerkbar.

Der Umschlag der wichtigsten Häfen und Umschlagplätze an der Elbe und Moldau betrug im inländischen und ausländischen Schiffs- und Flossverkehr in dem Zeitabschnitt von 1928 bis 1930 in Tonnen:

Hafen oder Umschlagplatz	Jahr	Im Inlandsverkehr aufgeladen aufs Schiff	Im Inlandsverkehr aufgeladen aufs Floss	Im Inlandsverkehr ausgeladen vom Schiff	Im Inlandsverkehr ausgeladen vom Floss	Im Auslandsverkehr aufgeladen aufs Schiff	Im Auslandsverkehr aufgeladen aufs Floss	Im Auslandsverkehr ausgeladen vom Schiff	Gesamtumschlag in t
Smíchov	1928	32.191	2.309	20.274	11.286	—	—	—	66.060
	1929	21.254	4.862	9.181	9.702	—	19	—	45.018
	1930	15.594	530	14.082	9.327	—	—	—	39.533
Holešovice	1928	901	72	323	140	80.288	37.849	28.558	148.131
	1929	698	—	514	137	61.304	9.444	32.535	104.632
	1930	1.008	—	467	150	62.770	5.314	33.048	102.757
Kralupy a. M.	1928	20	—	6.061	1.068	4.396	203	3.684	15.432
	1929	8	—	1.492	1.505	4.893	—	3.240	11.138
	1930	—	—	486	1.539	3.958	—	5.117	11.100
Mělník	1928	410	156	10.663	—	104.373	34.913	19.943	170.458
	1929	42	55	9.218	3.440	93.965	16.584	15.197	138.501
	1930	491	—	5.036	—	91.535	10.804	11.580	119.446
Lovosice	1928	10	—	62	—	8.204	—	31.955	40.231
	1929	—	—	—	—	12.936	—	28.309	41.245
	1930	280	—	63	—	10.114	—	22.573	33.030
Aussig a. E.	1928	2.608	—	20	—	394.392	—	148.370	545.390
	1929	2.463	—	76	—	361.438	—	145.622	509.599
	1930	1.576	—	—	—	387.788	—	106.448	495.812
Schönpriesen	1928	—	—	111	—	132.102	—	44.244	176.457
	1929	—	—	—	—	124.911	—	27.807	152.718
	1930	—	—	—	—	111.143	—	19.689	130.832
Nestomitz	1928	—	—	—	—	63.097	—	95.628	158.725
	1929	—	—	—	—	38.335	—	94.935	133.270
	1930	—	—	25	—	37.036	—	130.597	167.658
Rosawitz	1928	—	—	8.404	—	10.404	7.217	36.989	63.014
	1929	—	—	6.902	—	3.839	4.970	26.368	42.079
	1930	—	—	12.861	—	20.979	4.190	26.730	64.760
Tetschen	1928	130	—	2.419	—	1.083	—	86.993	90.625
	1929	78	—	3.008	—	936	—	70.072	74.094
	1930	17	—	684	—	560	—	66.599	67.860
Laube	1928	—	—	—	—	87.134	36.994	330.911	445.039
	1929	—	—	—	—	83.434	45.244	255.161	383.839
	1930	8	—	11	—	94.416	15.975	219.355	329.765

Warengattung	Inlandsverkehr			Auslandsverkehr					
				Ausfuhr			Einfuhr		
	1928	1929	1930	1928	1929	1930	1928	1929	1930
	Tonnen								
1. Rohprodukte und landw. Rohstoffe:									
a) Getreide, Kartoffel, Hülsenfrüchte, Zukkerrübe, Obst	26.747	19.583	22.334	55.911	90.282	88.849	162.365	45.131	41.942
b) andere haupts. Auslandswaren	151	54	465	3.141	3.275	2.427	127.844	130.049	141.199
2. Holz	58.218	62.984	68.747	310.575	197.511	173.239	7.187	7.617	12.864
3. Kohle, Koks u. Briketts	2.569	2.463	1.592	201.090	196.135	204.844	1	454	—
4. Andere Mineralien	800.934	643.212	518.162	44.705	21.073	30.226	84.291	82.135	63.454
5. Industrieprodukte:									
a) Landwirtschaft und Nahrungsmittelindustrie	455	—	118	378 685	286.786	300.940	101.060	75.981	94.616
b) andere Industrieprodukte	4.525	1.771	552	169.633	170.910	193.473	346.348	369.975	324.217
6. Abfälle	52.754	63.756	74.858	3.929	5.302	12.244	11.553	8.677	10.504
7. Andere Waren	32	286	11	3.498	4.529	3.294	4.417	3.441	3.871

Eine Übersicht über den Moldau-Elbe-Frachtverkehr in den Jahren 1928 bis 1930 bietet die auf S. 337 abgedruckte, nach den charakteristischen Warengattungen geordnete Tabelle.

Von Interesse ist es auch, festzustellen, welchen Anteil die einzelnen inländischen und ausländischen Gesellschaften an dem in- und ausländischen Warentransport der letzten Jahre gehabt haben. Aus der nachfolgenden Tabelle wird ersichtlich, wieviel Waren die verschiedenen Transportunternehmungen auf ihren Schiffen tatsächlich befördert haben, wobei

ČESAG = Tschechoslovakische Elbeschiffahrts-Aktiengesellschaft,
NDBE = Neue Deutsch-Böhmische Elbeschiffahrts-Aktiengesellschaft und
VEG = Vereinigte Elbeschiffahrts-Gesellschaften A.-G.
bedeuten.

Transportunternehmen		1926	1927	1928	1929	1930
Inländische	ČESAG	493.404	501.510	457.294	332.409	354.129
	übrige	763.536	902.407	950.079	782.957	659.485
Ausländische	NDBE	149.295	150.642	130.105	126.250	140.024
	VEG	458.428	374.119	349.307	218.206	219.400
	übrige	855.237	823.771	804.613	837.784	827.055
Summe		2,724.900	2,652.449	2,691.398	2,297.606	2,200.093
Davon inländische Unternehmungen		46·3%	49·2%	52·3%	48·5%	46·1%

Schliesslich werden sicher einige Daten darüber interessieren, welche Stelle der Moldau-Elbeverkehr im Vergleich mit dem Donau- und Bahnverkehr innehat.

Die Umschlagsumme im In- und Auslandsverkehr betrug, die Betriebskohle nicht eingerechnet:

	1927		1928		1929		1930	
	t	%	t	%	t	%	t	%
Moldau-Elbe	3,738.190	75·3	3,910.622	75·7	3,292.667	75·8	3,078.067	71·1
Donau (ohne Theiss)	1,226.649	24·7	1,254.300	24·3	1,049.498	24·2	1,250.066	28·9
Summe	4,964.839	100	5,164.922	100	4,342.165	100	4,328.133	100

Der Inlandstransport betrug

	1928	1929	1930
auf der Moldau, Elbe und Donau t	998.422	829.593	741.807
auf den staatlichen und vom Staat betriebenen Bahnen . . . . . . t	60,436.891	61,464.979	55,916.910
Verhältnis des Schiffs- zum Bahntransport . . . . %	1.65	1.34	1.32

Der ausländische Warenverkehr betrug

	1928	1929	1930
auf der Moldau, Elbe und Donau t	3,169.798	2,688.195	2,846.705
auf den staatlichen und vom Staat betriebenen Bahnen . . . . . . t	27,000.452	27,952.947	22,434.241
Verhältnis des Schiffs- zum Bahntransport . . . . %	1.17	0.96	1.27

Der Inlands- und Auslandstransport zusammen betrugen

	1928		1929		1930	
	t	%	t	%	t	%
auf Moldau, Elbe u. Donau t	4,168.220	4·55	3,517.788	3·79	3,588.512	4·38
auf den staatlichen und vom Staat betriebenen Bahnen t	87,437.343	95.45	89,417.926	96.21	78,351.151	95.62
Summe . . . . t	91,605.563	100	92,935.714	100	81,939.663	100

Es seien zum Schluss noch einige Daten des Staatlichen Statistischen Amtes über den tschechoslovakischen auswärtigen Spezialhandel, nach den Transportwegen geordnet angeführt. Unter auswärtigem Spezialhandel ist die Einfuhr in den freien Verkehr und die Ausfuhr aus dem freien Handel zu verstehen, sowie der Im- und Export von Waren, bei denen als Zweck die Veredelung oder Reparatur im Zollvermerk angeführt ist:

Daten über die Einfuhr:

Transportweg	1928				1929				1930			
	Import in t		Import in Stück		Import in t		Import in Stück		Import in t		Import in Stück	
	absolut	°/₀	absolut	°/₀	absolut	°/₀	absolut	°/₀	absolut	°/₀	absolut	°/₀
Zu Lande	8,306.692	89·7	2,194.119	99·9	9,097.359	91·8	2,323.660	100	7,416.677	87·7	1,590.864	99·8
Zu Wasser	956.902	10·3	177	0·0	811.690	8·2	169	0·0	1,040.509	12·3	134	0·0
Davon auf Elbe-Moldau	744.742	8·0	77	0·0	675.103	6·8	11	0·0	643.830	7·6	21	0·0
Donau	212.160	2·3	100	0·0	136.586	1·4	158	0·0	396.668	4·7	113	0·0
Theiss	—	—	—	—	1	0·0	—	—	11	0·0	—	—
Flugzeug	34	0·0	1.658	0·1	47	0·0	721	0·0	58	0·0	3.447	0·2
Summe	9,263.628	100	2,195.954	100	9,909.0[illegible]6	100	2,324.550	100	8,457.244	100	1,594.445	100

Daten über die Ausfuhr:

Transportweg	1928				1929				1930			
	Import in t		Import in Stück		Import in t		Import in Stück		Import in t		Import in Stück	
	absolut	°/₀	absolut	°/₀	absolut	°/₀	absolut	°/₀	absolut	°/₀	absolut	°/₀
Zu Lande	11,982.861	89·0	13,861.259	99·8	11,847.537	90·6	14,494.371	99·8	9,581.938	88·9	9,111.808	99·4
Zu Wasser	1,477.964	11·0	6.450	0·0	1,233.014	9·4	4.099	0·0	1,194.623	11·1	162	0·0
Davon auf Elbe-Moldau	1,082.660	8·0	5.764	0·0	893.039	6·8	4	0·0	911.132	8·5	4	0·0
Donau	239.272	1·8	686	0·0	248.231	1·9	4.095	0·0	204.959	1·9	158	0·0
Theiss	156.032	1·2	—	—	91.754	0·7	—	—	78.532	0·7	—	—
Flugzeug	124	0·0	20.768	0·2	152	0·0	21.994	0·2	161	0·0	57.515	0·6
Summe	13,460.949	100	13,888.477	100	13,080.703	100	14,520.464	100	10,776.722	100	9,169.485	100

RUDOLF KREMLIČKA *Von Jaromír Pečírka*

Mit zwei Worten kann man den Künstler und Menschen Rudolf *Kremlička* charakterisieren: ein *unerschrockener Kämpfer.* In der Jugendzeit hatte er schwer um seine Kunst gerungen, um seine eigene Bildsprache; ein aufrechter, kühner Streiter war er, wenn es galt eine von ihm erkannte Wahrheit zu verteidigen; zuletzt hat er um sein Leben gekämpft, hart und mutig, ein Jahr lang zwischen Tod und Leben schwebend. Und wenn er in diesem letzten Kampfe unterliegen musste — er starb am 3. Juni 1932 — so war er doch auch da, wie sonst überall, ein siegreicher Kämpfer. Denn so wie er dem Tode die Stirn geboten hat, so wie er vom Tod gezeichnet, ihm trotzte und sich zum Leben bekannte, war sein Tod keine Niederlage. Nur die Waffen waren ungleich, der Mann musste die seinen schliesslich strecken. Eine nähere Charakteristik Kremličkas muss als seine herrschende Eigenschaft seinen festen Willen bezeichnen. Der Wille, gepaart mit einer starken Begabung und einer tiefen Intelligenz, hat es bewirkt, dass er sich zu einem der führenden tschechischen Künstler unserer Zeit emporgeschwungen hat. Die Ausstellung seines Werkes, welche im Frühjahr von der Umělecká Beseda in Prag veranstaltet wurde und die er selber mit einer schwungvollen Rede eröffnet hat, hat dies bewiesen.

Geboren wurde Kremlička in Kolín a. d. Elbe im Jahre 1886. Im Jahre 1907 wurde er Schüler H. *Schwaigers* an der Prager Akademie. Er kam in diese Schule mit dem vollen Vertrauen, hier die Kunst zu erlernen und hat im Sinne dieses seines Glaubens sehr gewissenhaft studiert. Sein Lehrer war ein durchaus konservativer, man könnte fast sagen ein archaisierender Künstler, dem seine Vorliebe für die alten Holländer zum eigenen Bekenntnis wurde. Kremličkas Trachten erschöpfte sich damals in der genauen Wiedergabe des Modells, sein Ziel war, ein Stück der Realität restlos wiederzugeben. Als Stipendist ging er im Jahre 1910, den Fußstapfen seines Lehrers folgend, nach Holland. Und dies war sein erstes grosses künstlerisches Erlebnis. Da offenbarte sich ihm die grundwichtige Tatsache, dass zwischen der Naturform und der Kunstform ein gewaltiger Unterschied besteht, dass der Künstler sein Modell überwinden, es neu gestalten muss, dass das Kunstschaffen nicht im Abspiegeln der Realität beruht, sondern gewisse Gesetze der Gestaltung zu erfüllen hat. Ein Bild von Vermeer oder Hals — wie frei geschaffen trotz aller Naturnähe! Von Holland gings nach Paris, und da bestürmte die neu erkannte Wahrheit erst recht das aus dem Gleichgewicht gebrachte Gemüt des gewissenhaften Akademieschülers. „Ich war gelähmt, ich konnte nicht arbei-

ten, mein unmittelbares Verhältnis zur optischen Erscheinung ging in die Brüche." Nicht zu verwundern, da Kremlička Manet, Daumier, Corot, Renoir, Cézanne zu sehen bekam, da ihm das Geheimnis des farbigen und formalen Bildaufbaues aufging. Nach Prag zurückgekehrt, verbiss sich Kremlička in harte Arbeit. „Jahre furchtbaren Leidens", wie er selbst bekennt, standen ihm bevor. Er litt an der Kunst. Sein erlernter Naturalismus kämpfte mit der ihm bewusst gewordenen Umwertung des Geschauten in das Gestaltete. Kremlička theoretisiert, es entspricht nicht seinem Wesen, das in Paris Geschaute irgendwie zu kopieren, er muss bis zum Kern dieser wunderbaren modernen Bildromantik dringen, er studiert Ingres und Manet, befragt zugleich die alten Meister nach dem Geheimnis ihrer Kunst. Die Kunstschätze Petersburgs, wo er 1913—1914 geweilt hat, bieten dem Suchenden neue Quellen der Erkenntnis. Zuletzt ist ihm das Schaffen und seine vielen verschiedenen Gesetze ein offenes Buch. Er ist wissend. Nun kommt aber noch das Schwierigere: als Künstler muss er schaffen. Kremlička hat in dieser Zeit realistische Genrebilder gemalt, doch hat er bereits versucht, in ihnen manche der erkannten Probleme zu lösen. Jedenfalls stand aber damals sein Wissen über seinem Können.

Im Jahre 1915 kam die ersehnte Befreiung. Kremlička hat sich endgültig vom Genrebild in der Art der holländischen Barockmaler losgelöst und hat mit lichten Farben ein Dorfmädchenbild gemalt, wo es nicht mehr auf das Erzählende, sondern auf die plastische Wirkung der Formen ankam. „Seit jener Zeit war ich von einem einzigen Gedanken gefangen genommen — den schönen Formen des weiblichen Körpers." Die Kunst Kremličkas blühte nun auf. Ein jedes Werk bedeutete auch jetzt (und auch fernerhin) einen Kampf, aber das Ziel war vorhanden. In diese glückliche Zeit fällt die Freundschaft mit Künstlern, mit denen Kremlička eine Gruppe „Tvrdošíjní" (Die Hartnäckigen) begründet hat. Sie wollten als Künstler trotz des Krieges im Kontakt mit der Welt bleiben, wollten im Geiste des fortschrittlichen Europa schaffen. Ihre erste Ausstellung wurde im Frühjahr 1918 veranstaltet. Beteiligt waren ausser R. Kremlička J. Čapek, V. Hofman, O. Marvanek, V. Špála und J. Zrzavý. Das Vorwort zum Katalog war von dem Schriftsteller S. K. Neumann verfasst. Kremlička lässt auf sich seine reiferen Mitaussteller wirken; vor allem war der Einfluss Zrzavýs von Bedeutung. Die Formensprache Kremličkas wird von nun an immer fester, klarer. Die Form, welche früher durch zarte Farben vermischt wurde, wird nur rundlich, ist mittels heller Farbe und strahlendem Licht fest

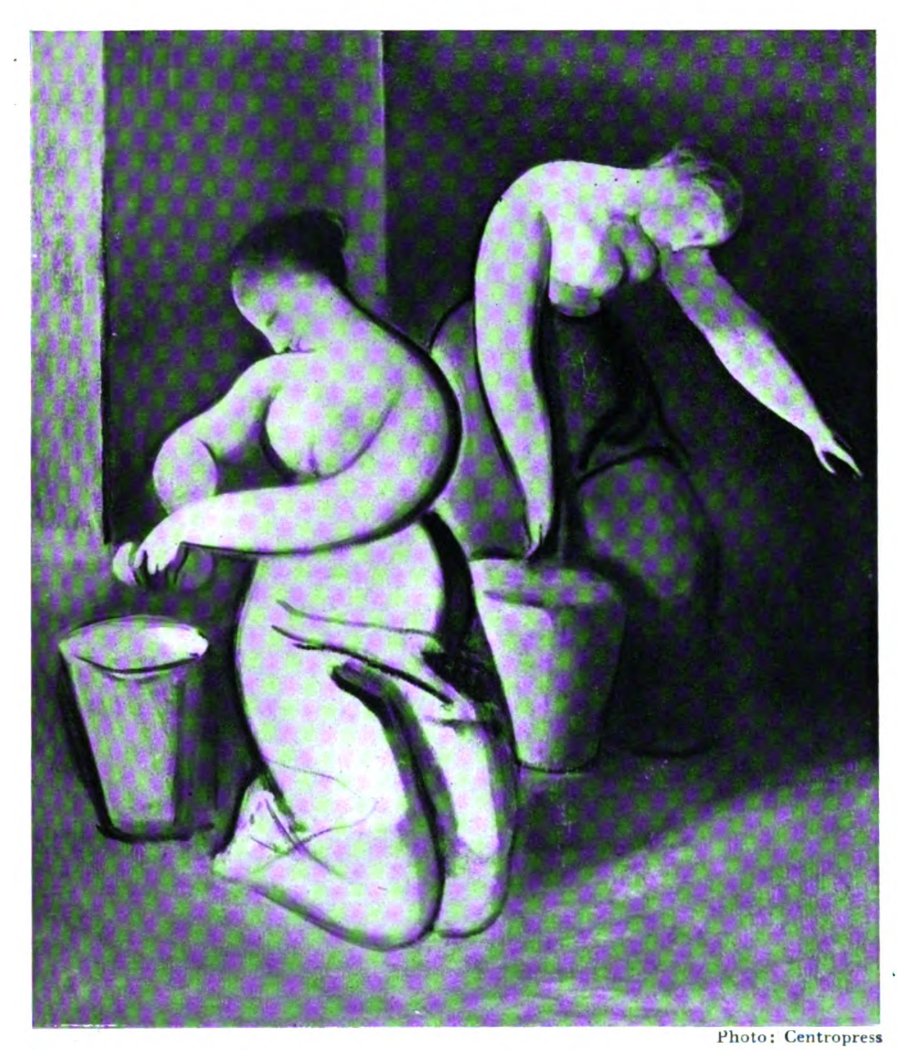


Photo: Centropress

Rudolf Kremlička: Wäscherinnen

Rudolf Kremlička:
Italienische Landschaft

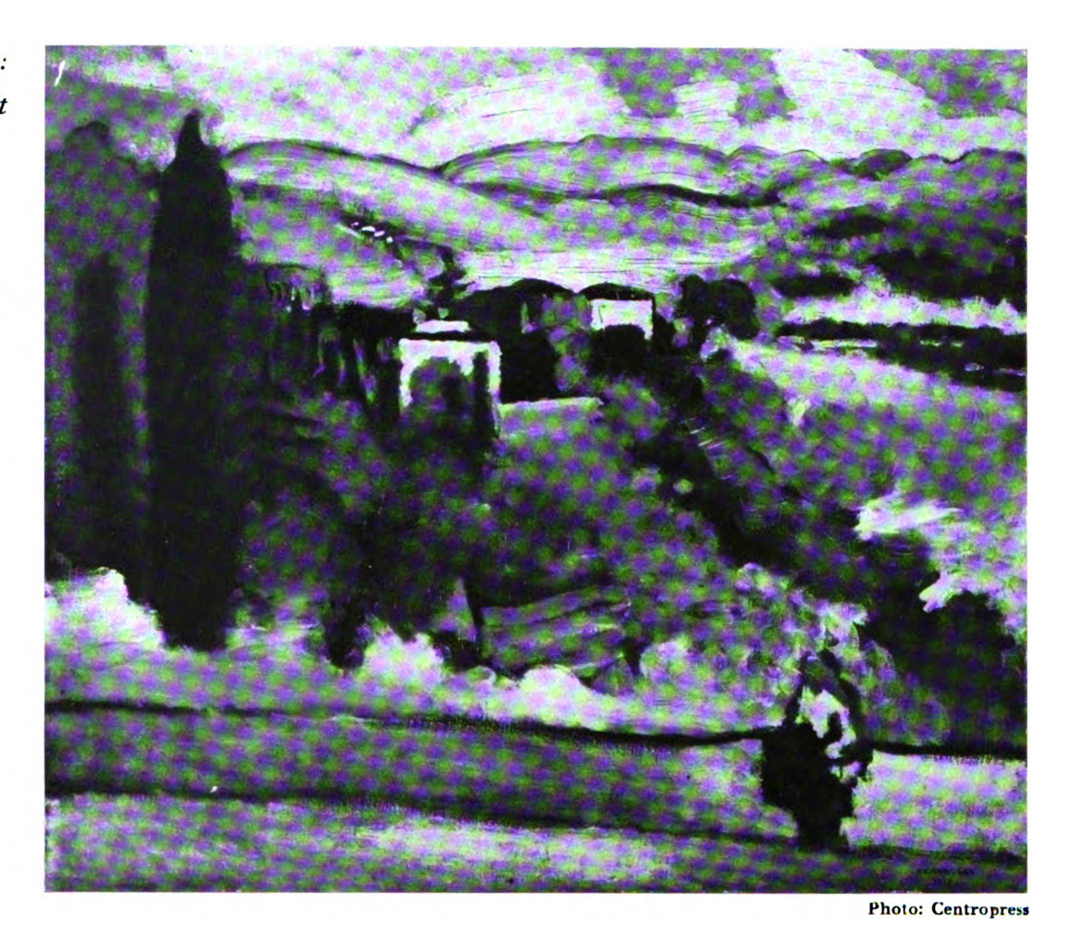


Photo: Centropress



Rudolf Kremlička: Ruhende Tänzerin

Photo: Centropress



Photo: Centropress

Rudolf Kremlička: Nach dem Ball

modelliert. Die Kontur wird gefestigt, fest umspannt sie die erblühten Formen des Mädchenkörpers. Diese Bilder der nackten Frauen, der Wäscherinnen, der Badenden — man sah sie nebeneinander in einem Saal der diesjährigen Kremlička-Ausstellung — gehören wohl zu den schönsten und eigenartigsten Bildern des Malers. Die Formen sind vereinfacht, der Stilwille triumphiert über aller Naturzufälligkeit — und doch klingt in diesen Bildern voll die Liebe des Malers zu der Natur, zum Weibe. Ich glaube, dass diese Liebe es bewirkt hat, dass Kremlička seinen Fuss nie auf den Pfad der sogenannten abstrakten Malerei gesetzt hat, er konnte sich nicht von der Natur losreissen, er beichtet in diesen seinen Bildern und den wunderbaren Aktzeichnungen seine Liebe, seine Leidenschaft. Im Jahre 1924 besuchte Kremlička Paris, in den folgenden Jahren weilte er in Italien. Doch da müssen wir von seinen Landschaften sprechen. Sie waren in d. J. 1915 impressionistisch zerfliessend, dann etwa seit 1918 fester gebaut, voll Trauer in den Farben, ohne Sonne, arme Landstriche mit dunkelgrünen Wäldern, mit tiefer Stimmung. Waren auch sie Beichte eines schweren Herzens, einer unbefriedigten Seele? Während der italienischen Sommer wich diese düstere Stimmung; Kremlička malte mit freiem Pinselschlag sonnendurchstrahlte Meerbuchten, er malte den Arno mit milchweissen Wellen, er malte den sommerlichen italienischen Himmel.

In den letzten Jahren hat Kremlička, den stets vorwärts drängenden Künstler, das schwierige Problem des Portraits beschäftigt. Das alte Problem lebte neuerlich mit grösster Dringlichkeit auf: die Natur- und die Kunstform. Dem Modell gerecht zu bleiben und doch nichts von der eroberten Schaffensfreiheit zu opfern. Die endgültige Lösung blieb unerreicht. Es kam die Krankheit und der Tod.

Das Werk Kremličkas ist gross und — so wie wir es in seiner Ausstellung sahen — von seltener Einheitlichkeit, persönlich, eigenartig. Ein Meister der Zeichenkunst war er, und da — in diesen zahlreichen Mädchenaktzeichnungen — können wir am besten sehen, wie jede Linie, wenn auch über die Wirklichkeit hinausgehoben, ein voller Ausdruck des Erlebten und Erfühlten war. Wahrhaftig, dieser temperamentvolle, gerade, strenge, kritische, heftige Mann hat seine Gefühle, sein Herz in seiner Kunst zum Sprechen gebracht. Die Kämpfe, die er mit sich und mit der Kunst zu kämpfen hatte, die „Jahre furchbaren Leidens", der übermenschliche Kampf des tödlich Verwundeten — all dies verschwand, es blieb ein Werk, das der Zukunft von unermesslicher Liebe des Menschen, vom tiefen Gefühl des Dichters und von der grossen Kunst des Malers erzählen wird.

Die Tschechoslovakei gehört zu den wenigen europäischen Staaten, die sich mit Aufbietung aller ihrer wirtschaftlichen, politischen und moralischen Kräfte über Wasser halten. Ihre Führer und der an dem öffentlichen Geschehen beteiligte Teil der Öffentlichkeit sind sich darüber im klaren, dass die Welle der Weltkrise noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hat und nichts anderes übrig bleibt, als sich auf weitere Einbussen und eine weitere Herabsetzung des Lebensstandards gefasst zu machen, soll der Staat die Mittel zur Disposition haben, die ihm die Erfüllung seiner Verpflichtungen und die Durchführung von Massnahmen zur Linderung der sozialen Folgeerscheinungen der Wirtschaftskrise ermöglichen. Manche Zeitungen, namentlich die ausserhalb der politischen Parteiorganisationen stehenden, haben der Regierung und den Parteileitungen oft zum Vorwurf gemacht, dass sie nicht rechtzeitig den Mut aufbringen, die wahre Sachlage einzugestehen und der Öffentlichkeit und den einzelnen Interessentengruppen die Notwendigkeit vor Augen zu stellen, dass man sich mit den Opfern, die die ausserordentliche Situation der Staats- und Weltwirtschaft erfordert, abfinden müsse. Keine der Parteien würde sich zum Beispiel mit der direkten Verantwortung für die Herabsetzung der Staatsbeamtengehälter belasten wollen, auch dann nicht, wenn sich alle dessen bewusst wären, dass eine solche schmerzhafte und zugleich unpopuläre Massnahme nicht zu umgehen ist. Die einander häufig widersprechenden Kundgebungen der politischen Führer bringen der bedeutsamen sozialen Kategorie der Staatsbeamtenschaft keine Sicherheit über die Absichten der Regierung, die allerdings einstweilen nicht ganz genau voraussehen kann, inwiefern ihr jetziger Finanzplan genügen wird, über welchen die beiden gesetzgebenden Körperschaften erst beraten werden, falls seine Voraussetzungen in der nächsten Zukunft nicht im erwarteten Umfange in Erfüllung gehen. In einer Unterredung mit Journalisten hat Ministerpräsident Udržal betont, dass eine Demokratie, die unter den heutigen Verhältnissen regierungsfähig sein soll, Führer braucht, die dem Volke stets die Wahrheit zu sagen und für das allgemeine Wohl des Staates zu wirken den Mut haben; dass ferner der Ernst der Zeit klare Taten und keinesfalls engherzige Losungen verlange. Diese Worte wurden von der demokratischen Presse begrüsst, die allerdings an die verantwortlichen Regierungsmänner appellierte, sie möchten, von den Erfahrungen gewarnt und belehrt, nicht zögern, sich danach zu richten. Sie könnten sich dann darauf verlassen, dass ihre Worte und Entscheidungen auch dann genügend Verständnis finden werden, wenn die begründeten Aktionen der Regierung und des Parlamentes unerwünschte Opfer auferlegen werden, soweit diese allerdings gerecht verteilt und abgestuft sein werden. Nur auf diese Weise kann man die „opportunistische Demagogie und den politischen Analphabetismus" bekämpfen, der die Regierung entwaffnen will, wie ihr Chef Udržal in seiner erwähnten Darlegung erklärt hat.

Denn in der letzten Zeit wird der Ruf nach einer starken demokratischen, weitblickenden und energischen Regierung und nach einem regen, arbeitsamen und arbeitsfähigen

Parlament immer lauter. Während das Parlament in früheren Jahren allzu oft die Initiative der Regierung und den Verwaltungsorganen überlassen hat, zeigt es jetzt eine erhöhte Bereitschaft zu aktiver Mitarbeit und Kontrolle. Diese Mitarbeit hat sich bei den mehrwöchigen Beratungen des Bankgesetzes im Frühjahr d. J. bewährt, wie wir schon in der letzten Nummer der „Prager Rundschau" festgestellt haben, und sie wäre ebenso für die Beratung über die Wirtschafts- und Finanzvorlagen während der Sommersession erforderlich.

Das Verlangen nach einer erhöhten Tätigkeit des Parlamentes macht sich namentlich im sozialistischen, und zwar sowohl im tschechoslovakischen als auch deutschen Lager bemerkbar. Aufsehen erregten die letzten Kundgebungen des Führers der nationalsozialistischen Partei (die eine tschechoslovakische Analogie zur radikalen Partei Frankreichs darstellt) Klofáč, aber auch der Vorsitzende der zweitstärksten, der sozialdemokratischen Partei, Hampl, forderte, dass sowohl die gesetzgebende als auch die exekutive Macht ihre Aktivität steigern.

Alle demokratischen Parteien, die bürgerlichen und sozialistischen, beginnen Angst vor dem vorzeitigen Altern zu verspüren. Bisher wollte die „alte Garnitur", die in der Leitung und dem Organisationsapparat der Parteien das Übergewicht hat, die Klagen der jungen politischen Generation nicht zur Kenntnis nehmen, dass ihr keine entsprechende Gelegenheit geboten werde, sich zur Geltung zu bringen. In den Jahren nach dem Kriege wurde die junge Intelligenz von der kommunistischen Partei angezogen. Die Bedeutendsten der geistig Tätigen haben sie, bis auf wenige Ausnahmen, im Laufe der Zeit verlassen oder sich von ihr distanziert. In den sozialistischen Parteien sind jedoch in der Regel die Jüngsten weiter links gerichtet als ihre politischen Väter und Grossväter. Hingegen zeigt wieder im bürgerlichen und rechten Lager ein Teil der Jungen Neigung zu einem radikaleren Nationalismus und unterliegt der Stimmung — weit eher als der Ideologie — die sich so rapid in den Nachbarländern ausbreitet, der Stimmung einerseits für schärfere Regierungsmethoden, andererseits für einen rascheren Austausch der Garnituren zugunsten der jüngeren Generationen.

Bis jetzt sind diese radikalen Strömungen sowohl auf der tschechoslovakischen als auch der deutschen Rechten bei weitem nicht stark genug, um den Besitzstand der bestehenden Parteien zu bedrohen. Die extrem kommunistische Linke ist ziemlich ansehnlich, wenn wir die Zahl ihrer Wähler und Mandate in Betracht ziehen, doch stehen ihre Leitung und Presse nicht „auf der Höhe der Situation", abgesehen davon, dass Moskau heute genug unmittelbare Sorgen hat, als dass es geneigt wäre, die Kampfbegierde der kommunistischen Sektionen im Auslande zu schüren. Grössere Sorgen machen ihm auch die kommunistischen Parteien und Bewegungen in den Ländern, in welchen der Kommunismus entweder ausserhalb des Gesetzes gestellt wurde oder im Kampfe mit der nationalfaschistischen Bewegung engagiert ist.

Diese extremen oder revolutionären Bewegungen sind bei weitem nicht stark genug, um eine ernsthafte Gefahr für die demokratische Struktur der Tschechoslovakei und ihr demokratisches Regime zu werden, das die linken wie die rechten Parteien zu verteidigen entschlossen sind. Regierung und Behörden, durch die Ereignisse in der Nachbarschaft gewarnt,

verfolgen allerdings aufmerksamer als bisher die Tätigkeit der radikalen Gruppen und nachdem im diesjährigen Frühjahr die Organisation „Volkssport" der deutschen Hakenkreuzler, in der eine Reihe ihrer jüngeren Funktionäre und Mitglieder eine illegale Tätigkeit entwickelt hat, aufgelöst wurde, hat sich die Regierung in der zweiten Maihälfte zur Auflösung der Vereins der tschechoslovakischen faschistischen Jungmannen entschlossen und gegen einige Führer der „Faschistischen Gemeinde", die eine Art unbeholfener illegaler Tätigkeit zu entwickeln und zu organisieren versucht hatten und mit dem Gesetze zum Schutze der Republik in Konflikt geraten waren, die Untersuchung eingeleitet. Die kleine faschistische Fraktion, die von dem degradierten General Gajda geführt wird, dessen politische Qualitäten ebenso geringfügig sind wie seine Bildung, hatte in einigen Gebieten Böhmens die Unzufriedenheit der landwirtschaftlichen Bevölkerung ausnützen wollen und wurde durch ihre Agitation der grössten Partei, der der Agrarier, und den anderen bürgerlichen Parteien unbequem, innerhalb deren der „Anti-Burg"-Faschismus und die ihm nahestehende, vom Abgeordneten Stříbrný geführte Liga bei einigen Personen und Gruppen wohlwollende Rücksichtnahme und Unterstützung gefunden hatten. In dieser Hinsicht hat sich besonders die Situation der faschistischen Fraktion verschlimmert, und die Liga Stříbrnýs ist von der letzten Entscheidung des Wahlgerichtes schwer betroffen worden, das eine Erneuerung des Verfahrens in der Angelegenheit des Mandates des zweiten Liga-Abgeordneten Pergler nicht zugelassen hat. Er verliert endgültig sein Mandat, da er zur Zeit seiner Wahl nicht tschechoslovakischer Staatsbürger gewesen ist. Aus demselben Grunde hat auch der deutschchristlichsoziale Senator Medinger sein Mandat verloren.

Das Innenministerium hat auch die kommunistische „Arbeiterhilfe" aufgelöst, die die Grenzen ihres Wirkungsbereiches überschritten und Streikbewegungen unterstützt hatte, ein gleiches Los traf auch die kommunistische Jugendorganisation „Komsomol".

Es wird also das Bestreben der Regierung der breiten Regierungskoalition deutlich, sowohl durch positive Methoden als auch durch Sicherheitsmassnahmen die Autorität des demokratischen parlamentarischen Regimes zu heben, das auf dem europäischen Kontinent einer entscheidenden Belastungsprobe unterzogen wird.

Auch in der Tschechoslovakei kämpft man vor allem auf dem Wirtschafts- und Finanzgebiet, und das Bemühen der massgebenden Stellen ist darauf konzentriert, auch fernerhin das Budgetgleichgewicht, die Aktivität der Handelsbilanz, sowie die Währungsstabilität zu sichern und dem Staat die Erfüllung seiner sozialen Aufgaben bei möglichster Berücksichtigung der berechtigten Forderungen und Interessen der durch die gegenwärtige Krise bedrohten Bevölkerungsschichten zu ermöglichen.

Dass dies auch in der letzten Zeit nicht leicht fällt, hat sich neuerlich bei der Beratung über die Wirtschaftsvorlagen gezeigt, die die Regierung Ende Mai zur parlamentarischen Diskussion vorbereitet hat. Die sozialistischen Parteien waren bemüht, die Zustimmung der agrarischen und der nationaldemokratischen Partei zu dem Entwurf des neuen Wohnungsgesetzes zu erlangen, durch welches der Mieterschutz bei fortschreitendem Abbau noch durch zehn Jahre aufrechtbleiben

und gleichzeitig die Mittel für eine Hebung der Bautätigkeit beschafft werden sollten. Da sich jedoch in den genannten bürgerlichen Parteien die Interessen der Hausbesitzergruppen, die eine Aufhebung des Mieterschutzes verlangen, geltend machten, wurde das heutige Provisorium um weitere vier Monate verlängert. Darüber sind auch die Verhandlungen über den landwirtschaftlichen Kredit zum Stillstand gekommen und im sozialpolitischen Ausschuss zeigten sich ernsthafte Gegensätze bei den Beratungen über den Regierungsentwurf, der die Arbeitslosenabgabe zum Gegenstand hat. Das schnelle Arbeitstempo der Regierung und der Regierungskoalition begann also Mitte Juni plötzlich nachzulassen und es war ungewiss, ob es ratsam sein würde, das Parlament auch noch im Juni tagen zu lassen, oder ob es besser sei, sich mit dem Dringendsten zufrieden zu geben und die strittigen Angelegenheiten auf den Herbst zu verschieben. Dem Parlament worden als Staatsnotwendigkeit die neuen Zuschläge zur Einkommensteuer vorgelegt, welche neue Steuer das Budgetgleichgewicht sicherstellen soll. Gleichzeitig wurden auch die schwierigen Verhandlungen zwischen den bürgerlichen und sozialistischen Parteien über die Erzielung eines Kompromisses fortgesetzt, um dadurch den Weg für jene Vorlagen frei zu machen, deren Gesetzwerdung einzelne wirtschaftliche und soziale Interessentengruppen forderten.

Leider wird innerhalb einer so breiten Koalition allzuviel Zeit mit dem Vorspiel und der Regie der gegenseitigen Verhandlungen vertan und das tschechoslovakische Parlament tagt ungern in den Sommermonaten. Es wird daher, wie es einstweilen den Anschein hat, der praktische Effekt der Arbeitslust der Regierung und des Parlamentes ärmer sein, als man in der Öffentlichkeit erwartet hat, und es wird darum notwendig werden, um so zeitiger die parlamentarische Herbstsession zu eröffnen. *A. Pešl*

Aussenpolitik

Nach dem Aufschub der weiteren Verhandlungen über eine eingehendere Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den kleineren Staaten Mitteleuropas nahm die Tschechoslovakei, wie wir schon in der letzten Nummer der „Prager Rundschau“ ausgeführt haben, gegenüber der ferneren Entwicklung der Verhältnisse auf dem Gebiete Mitteleuropas eine abwartende Haltung ein. Da die wichtigste Vorbedingung für einen Erfolg der mitteleuropäischen Aktion, nämlich die Einigung zwischen den interessierten Grossmächten, nicht erfüllt worden ist, bleibt nichts anderes übrig, als den Zeitpunkt abzuwarten, bis die ständig sich verschlechternde wirtschaftliche und finanzielle Situation der am schwersten betroffenen Staaten des Donaugebietes dazu nötigen wird, an besser vorbereitete Verhandlungen über ein Wirtschaftsabkommen für Mitteleuropa oder in einem erweiterten Rahmen zu schreiten. Diese Anschauung über das weitere Vorgehen teilten auch die übrigen Regierungen der Kleinen Entente und sie wurde in einem gemeinschaftlichen Kommuniqué der drei Aussenminister zum Ausdruck gebracht, welche Mitte Mai zu der üblichen alljährlichen Konferenz, die diesmal in Belgrad abgehalten wurde, zusammentraten. In dieser Erklärung wird nachdrücklich hervorgehoben, dass mit einer Wirtschafts-

politik Schluss gemacht werden müsse, die Europa im Chaos belässt, wobei jeder Staat seine Massnahmen auf eigene Faust trifft, so dass der Finanz- und Wirtschaftsapparat und die wirtschaftlichen Institutionen, die in den letzten hundert Jahren aufgebaut worden sind, überflüssig gemacht werden.

„In Anbetracht dessen, dass es kein allgemeines Einverständnis über die künftige Wirtschaftspolitik gibt, sind sich die drei Minister darin einig, dass man sich im gegebenen Zeitpunkt jeder Initiative in dieser Richtung enthalten muss. Die drei Staaten der Kleinen Entente sind jedoch bereit, sich an jeder von anderer Seite kommenden Initiative zu beteiligen und an ihr mit gutem Willen und dem aufrichtigen Wunsche, dass sie zum Erfolge führe, mitzuarbeiten."

Die in Belgrad anwesenden Minister haben auch neuerlich wiederholt, dass man nach ihrer Ansicht mit einem bescheidenen Regionalabkommen beginnen müsse und dass sie daher von Anfang an den französischen Vorschlag eines Fünferabkommens gutgeheissen haben: „Wenn diese erste Kombination glückt, hoffen die drei Minister, dass sie sich leicht so erweitern liesse, dass sie die Grundlage für eine Allgemeinregelung werden könnte."

Die Konferenz der Kleinen Entente trat zu einer Zeit zusammen, in welcher sich ernste innenpolitische Änderungen und Ereignisse in einer Reihe europäischer Staaten vorbereiteten. Frankreich trat in die Wahlen ein, in Deutschland musste man mit einer durchgreifenden Änderung des Regimes und mit unberechenbaren Überraschungen rechnen, in Österreich wurde eine Regierungsänderung vorbereitet und in Ungarn wurde die Rückkehr des Grafen Bethlen auf die Kommandobrücke angekündigt. Im Juni sollten die Abrüstungsverhandlungen fortgesetzt werden, für Mitte Juni ist die Reparations- und Schuldenkonferenz nach Lausanne einberufen worden. Auf dem Programm der Unterredungen der drei Minister, die übrigens seit dem Winter in Genf in ständigem Kontakt miteinander sind, standen alle diese politischen und wirtschaftlichen Fragen und auch diesmal war es nicht schwer, eine Einigung über das gemeinschaftliche Vorgehen aller drei Regierungen auch in solchen Fällen zu erzielen, in welchen die Interessen der einzelnen Kleinen Entente-Länder nicht parallel gehen, wie dies zum Beispiel in der Frage der Reparationen und Kriegsschulden der Fall ist. Während die Einstellung der politischen Zahlungen der Gläubigermacht Jugoslavien ein verhältnismässig schweres Opfer auferlegt, könnte die Tschechoslovakei, deren Passivposten höher ist als ihr Aktivposten, nur gewinnen, wenn jener „coup d'éponge" über die politischen Zahlungen verwirklicht würde.

Bei solcher einerseits politisch-diplomatischen, andererseits finanziellen Situation hat die tschechoslovakische Regierung beschlossen, dass ihre Delegation keine finanziellen Bedingungen in Lausanne stellen, sondern nur verlangen wird, dass ihr gegenüber so vorgegangen wird, wie gegenüber anderen Staaten. Es liegt also in erster Reihe an den Grossmächten, aus diesem schwierigen Problem endlich einen Ausweg zu finden. Die tschechoslovakische Presse hat daher jene Stellen in den Erklärungen der Repräsentanten der Grossmächte bei der Eröffnung der Lausanner Konferenz begrüsst, in welchen verlangt wurde, die Frage der Reparationen und Schulden im Rahmen eines zweckmässigen Planes für eine finanzielle und wirtschaftliche Gesamtkonstruktion zu lösen.

Für jede Teillösung ist es sowohl aus wirtschaftlichen als auch politischen Gründen zu spät. Die einleitenden Kundgebungen der Staatsmänner in Lausanne haben Hoffnungen auf den Nutzen und die positiven Ergebnisse dieser Beratungen erweckt, wenn auch der Ruhm und der Glanz internationaler Konferenzen und Beratungen in den letzten Jahren merklich verblasst ist. Die Absichten und Möglichkeiten der entscheidenden Faktoren in den Vereinigten Staaten sind nicht genügend deutlich. Ein grosses Fragezeichen bleibt für die übrige Welt auch Deutschland, dessen jetzige Regierung ein Übergangsgebilde ist, ohne dass man mit Bestimmtheit voraussehen könnte, welches Regime nach den Reichstagswahlen am Ruder sein wird. Die Völker und namentlich jene Bevölkerungsschichten, auf denen die Not der Gegenwart am schwersten lastet, fordern ungeduldig Entscheidungen und heilbringende Taten. Kein Volk und Staat ist imstande, sich selbst zu helfen und innerhalb der heutigen Weltordnung und in Anbetracht der bestehenden internationalen Beziehungen ist es schwer, einen anderen als einen provisorischen Notausweg zu finden.

Die Staatsmänner, die in Lausanne und Genf zusammengetreten sind, versuchen, die Infektion der Skepsis und Kleinmütigkeit zu paralysieren, die, wenn auch ungleich stark, sich des Volkes und der Intelligenz aller Länder zu bemächtigen beginnt. Die Tschechoslovakei gehört nicht zu den am schwersten betroffenen Ländern. Sie hat ein um so lebhafteres Interesse daran, dass die Heilkur in ihrer nächsten Umgebung nicht hinausgezögert und hier vor allem die verderbliche wirtschaftliche Unordnung nicht verlängert wird. In Genf und Lausanne hat man im Zusammenhang mit der Hilfsaktion für Österreich von neuem über die Bedingungen für eine besser geordnete wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen den Staaten des Donaugebietes zu sprechen begonnen. Auch dieses „regionale Problem“ steht im Zusammenhang mit der gesamten Regelung der internationalen Wirtschafts- und Finanzbeziehungen und wird um so leichter zu lösen sein, je besser sich der neue Versuch des Zusammenspiels der Grossmächte bewährt, deren Vertreter am Ufer des Genfer Sees weilen. *A. Pešl*

Volkswirtschaft

Die Frage, ob es sich bei der jetzigen Wirtschaftskrisis der Welt nur um eine zyklische Depression oder um einen tief einschneidenden strukturellen Umwandlungsprozess handelt, wird durch die fortschreitende Entwicklung zugunsten der zweiten Möglichkeit entschieden. Mit jedem Krisenmonat verschieben sich die dauernden Voraussetzungen der Weltwirtschaft und des internationalen Warenaustausches, mit jedem Monat wachsen die strukturellen Veränderungen der einzelnen Nationalwirtschaften. Der Drang zur Autarkie wird durch die grossen finanziellen Störungen noch verschärft, die Hindernisse des gegenseitigen Warenaustausches wachsen nicht nur bei Ländern, welche aus finanziellen Gründen zu scharfen Importdrosselungen gezwungen werden, sondern auch bei Ländern, deren finanzielle Situation gut ist und daher keinen Zwang zur Abwehr gegen den Import fremder Waren bildet. Die letzte Zeit hat weitere Importerschwernisse in England (Zollerhöhungen), in der Schweiz, auch in Frankreich (strengere Handhabung der Einfuhrkontingente usw.),

Belgien und Holland gebracht. Ständig verkleinert sich der freie Sektor der Weltwirtschaft. Damit vermindert sich auch in den meisten Staaten das Gewicht des Exports im Verhältnis zum Inlandhandel. Den grössten Schaden erleiden durch diese Entwicklung jene Wirtschaftszweige, deren Prosperität in den vergangenen Jahren hauptsächlich vom Absatz auf fremden Märkten abhängig war, die sich nun ständig verengen und verschliessen. Durch den Verfall der Exportzweige leidet natürlich die ganze Wirtschaft, da ja die frühere durch die Exporttätigkeit geschaffene Kaufkraft jetzt zum grossen Teile fehlt und dadurch eine Depression des gesamten Wirtschaftskörpers verursacht. Es kann der Ausfall der im Export erzielten früheren Gewinne nicht so leicht durch Absatzerhöhungen auf dem Inlandmarkt wettgemacht werden. Jene Komponente des Nationaleinkommens, welche ihre Quelle in dem Anteil am Welthandel hatte, kann nicht leicht und auch nicht rasch durch Erschliessung inländischer Produktionsmöglichkeiten und Einkommen wettgemacht werden. Daraus resultieren die fortschreitende Verarmung einzelner Volksschichten sowie die wachsende Arbeitslosigkeit, wie sie nicht nur in Mitteleuropa sondern auch im Westen und in Amerika zum Merkmal der heutigen Wirtschaftsentwicklung wurden.

Die intensive Schrumpfung des internationalen Handels zeigen die sinkenden Zahlen, wonach der Wert des internationalen Warenaustausches im Jahre 1929 noch 34 Milliarden Dollar betrug, im Jahre 1930 auf 27 Milliarden herabsank und im Jahre 1931 schon das niedrige Niveau von nur 19 Milliarden Dollar erreichte.

Diese sinkende Entwicklung zeigen die Ziffern des Aussenhandels in den meisten Exportstaaten und auch in der Tschechoslovakischen Republik. Der Umsatz (Ausfuhr plus Einfuhr) des tschechoslovakischen Aussenhandels, der im Jahre 1929 noch 40 Milliarden Kč betrug, sank im J. 1930 auf 33 Milliarden, um im Jahre 1931 das niedrige Niveau von 25 Milliarden Kč zu erreichen. Wenn wir den Umsatz des Jahres 1929 mit der Indexzahl 100 annehmen, so entspricht dem Jahre 1930 ca. die Zahl 82 (—18 Prozent), dem Jahre 1931 die Zahl 62 (—38 Prozent).

Die rapide Verminderung der Aus- und Einfuhrwerte zeigen auch die Handelsbilanzen der grossen Staaten, wie z. B. die folgende Tabelle zeigt:

Indexzahlen der Ein- und Ausfuhrwerte:

	Einfuhr (1929=100)		Ausfuhr (1929=100)	
	Reine Einfuhr		Ausfuhr inländischer Erzeugnisse	
	1930	1931	1930	1931
Deutschland	77	50	90	73
Frankreich	90	72	85	61
Italien	80	54	79	66
Grossbritannien	86	72	78	53
Vereinigte Staaten von Amerika	70	48	73	46

Die Tschechoslovakische Republik war in den vergangenen Jahren rege an dem Welthandel beteiligt, darum trifft sein rascher Verfall auch die tschechoslovakischen Exportzweige sehr intensiv. Dabei zeigen bereits die ersten fünf Monate des Jahres 1932, dass die niedrigen Ein- und Ausfuhrzahlen des Jahres 1931 kein Minimum darstellen, da die sinkende Entwicklung sich im Jahre 1932 noch weiter fortsetzt.

Der Gesamtumsatz des Aussenhandels erreichte 1932 im Mai 1274 Millionen Kč gegen 2049 Millionen Kč im Jahre 1931 und 3134 Millionen Kč im Jahre 1930.

Die Ausfuhr betrug 638 Millionen Kč (Vorjahr: 1094, vor zwei Jahren: 1528), die Einfuhr 638 Millionen Kč (Vorj.: 955, vor zwei Jahren: 1605). Der Ausfuhrüberschuss beträgt im Mai ca. 2 Millionen Kč gegen 140 Millionen Kč im Vorjahre.

Für die bisherige Entwicklung der Handelsbilanz im Jahre 1932 geben die Gesamtergebnisse der *ersten fünf Monate* Aufschluss, wie sie in folgender Tabelle vergleichsweise mit der korrespondierenden Periode der Vorjahre angegeben sind:

	Periode Januar—Mai		
	1932	1931	1930
	in Milliarden Kč		
Ausfuhr	3,1	5,4	7,2
Einfuhr	3,3	4,6	7,0
Gesamtumsatz	6,4	10,0	14,2
Saldo (Ausfuhrüberschuß +) (Einfuhrüberschuß —)	— 0,2	+ 0,8	+ 0,2

Den Warenverkehr seit Jahresbeginn geteilt in Warengruppen zeigt im Vergleich zum Jahre 1931 folgende Tabelle:

	1932		1931	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
	In Millionen Kronen			
Lebende Tiere	49	1	72	10
Lebensmittel und Getränke	744	314	809	400
Rohstoffe	1385	545	2024	859
Fertige Waren	1092	2234	1649	4072
Edelmetalle und Münzen	47	36	13	4
Zusammen	3317	3131	4568	5347

Die Zahlen zeigen einen grossen Rückgang der Ausfuhr (—41 Proz.); während die Einfuhr nur um 27 Prozent zurückging. Dem entspricht auch das veränderte Ergebnis. Während in den ersten fünf Monaten des Jahres 1931 die tschechoslovakische Handelsbilanz mit 779 Millionen Kč aktiv war, ist sie in den ersten 5 Monaten des Jahres 1932 mit 186 Millionen Kč passiv.

An der Verschlechterung dieses Ergebnisses haben einige Komponenten mitgewirkt. So hat z. B. die relative Missernte des Jahres 1931 höhere Getreide- und Mehlimporte verursacht, was aus der Statistik der Einfuhrmengen hervorgeht. In der Periode Januar—Mai betrug die tschechoslovakische Getreide- und Mehleinfuhr (in 1000 Tonnen):

Es ist daher der Ausgleich der Handelsbilanz im Mai 1932 als erlangter Gleichgewichtszustand zu werten nach den vorangegangenen Monaten der Passivität.

Für den verminderten industriellen Beschäftigungsgrad ist das Sinken der Rohstoffimporte charakteristisch, wobei Baumwolle von 42.800 t in den ersten 5 Monaten des Jahres 1931 auf 36.600 t im Jahre 1932 fiel, Eisenerze von 308.900 t auf 120.300 t, Wolle von 14.200 t auf 10.500 t. Die andauernde Agrarkrisis hat auch den Bedarf an Düngemitteln herabgesezt, deren Import von 17.200 t in der Periode Januar—Mai 1931 auf 10.600 t in der gleichen Periode des Jahres 1932 fiel.

Ähnlich wie die Einfuhr, ist auch die Ausfuhr in den ersten fünf Mo-

	Januar—Mai 1932	Januar—Mai 1931
Getreide	458,2	272,3
Mehl	20,9	2,9
Reis	18,0	13,6

Wir sehen im Jahre 1932 stark gestiegene Einfuhrmengen bei Mehl, Getreide und Reis. Wir müssten die heuer eingeführte Getreidemenge um ca. 45 Prozent reduzieren um auf das Vorjahrsquantum zu kommen. Bei einem Einfuhrwert von 744 Millionen Kč in der Gruppe Lebensmittel und Getränke beträgt also der Wert der mehr als 40prozentigen Importsteigerung über 300 Millionen Kč. Ausserdem fällt in die ersten fünf Monate dieses Jahres die Veränderung im Einfuhrregime, welches auch vor seiner Einführung zu höheren Vorratsimporten und auch zur Passivität der Handelsbilanz in den ersten Monaten dieses Jahres führte.

naten des Jahres 1932 stark zurückgegangen, was insbesondere die Produktion einiger Exportgüter der Tschechoslovakischen Republik sehr stark geschädigt hat. Dabei ist bemerkenswert, dass auch bei jenen Gütern ein Rückgang des *Exportwertes* eingetreten ist, bei denen die *Exportmenge* gestiegen ist. So z. B. bei *Zucker* ist der Wert der in der Periode Januar—Mai 1932 exportierten Ware auf 188 Millionen Kč gegen 268 Millionen Kč im Vorjahr gefallen, obwohl in dieser Periode 151.000 Tonnen gegenüber 143.000 Tonnen im Jahre 1931 exportiert wurden. So intensiv war der Preisverfall des Exportzuckers im ver-

gangenen Jahr, dass einer 5%igen Steigerung der Ausfuhrmenge noch ein Sinken des vorjährigen Ausfuhrwertes um 47% entspricht.

Den mengenmässigen und wertmässigen Rückgang der Ausfuhr bei den anderen wichtigen Exportgütern zeigen folgende Tabellen:

ten des Jahres 1932 um einen Prozentsatz des Vorjahrswertes gesenkt, der ca. zwischen 30% und 50% schwankt, ja bei einigen Gütern sogar noch die genannte obere Grenze übersteigt (Eisen und Eisenwaren — 68%, Wolle, Wollengarne und -Waren — 54%, Holzwaren — 53%.)

Warengattung	Ausfuhrwerte in der Periode Januar—Mai in Millionen Kč		Perzentueller Rückgang im Jahre 1932 gegenüber 1931
	1932	1931	
Baumwolle, Garne und Waren daraus	359	676	— 46%
Eisen und Eisenwaren	192	606	— 68%
Leder und Lederwaren	304	519	— 41%
Glas und Glaswaren	229	374	— 38%
Kohlen	188	268	— 29%
Wolle, Wollengarne und Waren	218	474	— 54%
Maschinen und Apparate	86	136	— 36%
Konfektionswaren	82	143	— 42%
Papier und Papierwaren	92	160	— 43%
Holz	85	124	— 31%
Holzwaren	40	86	— 53%
Mineralien	39	63	— 38%

Der Verfall der Ausfuhrpreise und die gesenkten Ausfuhrmengen haben, wie die Tabelle zeigt, den Gesamtwert der wichtigsten Ausfuhrgüter in den ersten fünf Mona-

Die mengenmässige Senkung war geringer, wie aus folgender Tabelle für einige wichtige Exportwaren folgt:

***Ausfuhrmengen* in der Periode Januar—Mai**

Warengattung	in 1000 Tonnen		Perzentueller Rückgang (—) oder Aufstieg (+) im Jahre 1932 gegenüber 1931
	1932	1931	
Kohlen	1,314,5	1,721,8	— 23%
Holz	416,8	367,5	+ 13%
Zucker	151,0	143,9	+ 5%
Eisenwaren	26,0	63,6	— 59%
Malz	32,6	60,2	— 45%
Papierzeug	27,8	48,7	— 42%
Tafelglas	21,5	30,5	— 29%
Eisenerze	41,3	73,0	— 43%
Papier	14,1	17,3	— 18%
Hohlglas	15,7	28,6	— 45%

Der Rückgang der Ausfuhr hat auch am meisten zu einem Produktionsrückgang und zur Arbeitslosigkeit bei den ausgesprochenen Exportindustrien beigetragen (Glas, Textil usw.). Deswegen sehen wir im Frühjahr nur ein langsames Fallen der Arbeitslosenzahl, welche von der Höchstzahl Ende März ca. 630.000 auf 540.000 Ende April und Ende Mai auf ca. 480.000 gefallen ist. Es findet ein saisonmässiges Abflauen der Arbeitslosigkeit statt, welches in den Sommermonaten weiter fortschreiten dürfte, doch bleibt die Zahl der Arbeitslosen dennoch weit höher als in den vergangenen Jahren, in denen die Exportindustrien einen namhaft grösseren Teil der Arbeiterschaft beschäftigen konnten, als jetzt zur Zeit des lahmgelegten Exportverkehrs.

Da auch die Investitionstätigkeit wegen der erschwerten Finanzierungsmöglichkeiten kleiner ist als in den früheren Jahren der Wirtschaftskonjunktur, leidet auch jener Teil des Arbeitsmarktes, der früher seine Belebung der intensiven inländischen Investitionstätigkeit (Strassenbau, Industriebauten usw.) verdankte. Die private Wohnungsbautätigkeit würde sich ja gut entwickeln, wird aber auch durch den Mangel an langfristigem Hypothekarkredit gebremst.

Dafür stockt vollkommen die Investitionstätigkeit der Industrie. Auch die Bautätigkeit der öffentlichen Hand hat im Vergleich zu den vergangenen Jahren stark abgenommen, was durch den verschlechterten Zustand der öffentlichen Finanzen verursacht wird. Und so zeigt die tatsächliche Entwicklung der letzten Jahre, dass in den Konjunkturjahren z. B. im Jahre 1928, wo ein wahrhaftiges Baufieber in der Tschechoslovakischen Republik herrschte, auch der Staat und die anderen öf-

fentlichen Verbände eine rege Bautätigkeit entfalteten, obzwar dieselbe damals nicht erwünscht war, da sie in der allgemein lebhaften Bautätigkeit zu unnötigen Preiserhöhungen und Materialknappheit beitrug. Heute, zur Zeit der Krise, wo jeder Neubau sowohl wirtschaftlich, als auch sozial wünschenswert wäre, haben auch die öffentlichen Verbände ihre Investitionstätigkeit gebremst und tragen dadurch auch zur Vergrösserung der schädlichen Schwankungen des Wirtschaftslebens und des Arbeitsmarktes bei.

Es zeigt sich jetzt in der Krise, wie richtig die Empfehlungen jener Wirtschaftler waren, die zur Zeit der allgemeinen Konjunktur vor einer intensiven öffentlichen Bautätigkeit warnten und empfohlen, die für die öffentlichen Bauten jährlich im Budget zugewiesenen Gelder für die Zeit der Krise aufzusparen. Damit wäre eine einwandfreie Finanzierung der öffentlichen Bautätigkeit zur Zeit der Krise sichergestellt worden und der Arbeitsmarkt hätte eine Stütze erhalten zur Zeit, wo er sie am meisten braucht.

II.

Die grossen Veränderungen, welche die Krisis in der wirtschaftlichen Struktur des Welthandels verursachte, der Preisverfall der meisten Waren, die Produktionsstockung in den massgebenden Industrien und die gestiegene Arbeitslosigkeit haben eine nachhaltige Wirkung auf die Entwicklung der Staatsfinanzen ausgeübt. In der ganzen Welt kämpfen die Staaten mit grossen Fehlbeträgen im Budget, bei dem die Krisis eine fühlbare Einnahmensenkung und gleichzeitig eine Ausgabenerhöhung verursacht. Ja selbst die goldreichsten Länder der Welt, Amerika und Frankreich, müssen zu energischen Massnahmen greifen, um das entstandene Defizit des Staatsbudgets zu bannen.

Das tschechoslovakische Staatsbudget für 1932 wurde im Herbst 1931 fertiggestellt, als bereits der Pfundsturz und die krisenhaften Erscheinungen in den europäischen Handels- und Kreditbeziehungen zu grosser Vorsicht mahnten. Es wurde bereits damals die Ausgabenseite des Budgets um 520 Millionen gesenkt. Nachher kam es noch im Jahre 1931 zu der Streichung eines Teiles des 13. Monatsgehaltes der Staatsangestellten (vor Weihnachten) und zur Einführung eines progressiven Zuschlages zur Einkommensteuer (November 1931). Alle diese Massnahmen erwiesen sich noch als ungenügend und so musste es in der ersten Hälfte des Jahres 1932 zu neuen Ersparnissen und auch zu neuen Steuererhöhungen, resp. zur Einführung neuer Steuern kommen. Die vorgenommenen Ausgabenkürzungen der alten Ausgabenposten werden meistens von den wachsenden Beträgen überwogen, welche für die Arbeitslosenunterstützungen und für das Eisenbahndefizit verwendet werden müssen.

Aus einem vor kurzem vom Finanzminister Dr. *Trapl* über die gegenwärtige Finanzlage gehaltenen Exposé ergibt sich folgendes Bild über die Veränderungen auf der Ausgaben- und Einnahmenseite des Budgets:

Aus dem Ertrag der im April 1932 realisierten *französischen Anleihe* in der Höhe von 600 Mill. fr. Franks wurde der Grossteil des Defizits des Jahres 1931 gedeckt. Es mussten aus ihrem Ertrag verschiedene im Jahre 1931 fälligen und auf 1932 aufgeschobenen Zahlungen (Investitionen 1931) gezahlt werden, so dass die französische Anleihe für die Ent-

wicklung der Jahres 1932 keinen budgetmässigen, sondern bloss kassenmässigen Einfluss hat.

Aus dem bisherigen Verlauf des Jahres 1932 lässt sich schliessen, dass die Ausgaben gegenüber 1931 insgesamt um 1200 Millionen Kč höher sein dürften, wogegen auf der Einnahmenseite mit einem Minderertrag von 500 Millionen Kč gerechnet wird. Daraus ergäbe sich ohne neue Einnahmsquellen und ohne neue Ersparnisse ein Defizit von 1700 Millionen Kč. Die Erhöhung der Ausgaben werden bei den Arbeitslosen auf 600 Millionen Kč geschätzt, weitere 600 Millionen Kč wären insbesondere für die Defizite der staatlichen Unternehmungen (hauptsächlich der Eisenbahnen!) und für andere Posten notwendig. Auf der Einnahmenseite des Budgets müsse mit einem Mindererertrag der Umsatzsteuer und der Spiritussteuer gerechnet werden.

Demgegenüber stehen die Ersparnisse: 100 Millionen Kč beträgt die in den ersten Monaten dieses Jahres durchgeführte Ausgabenstreichung, hiezu kommt die Streichung der ganzen Weihnachtsremuneration der Staatsbeamten, der Ausfall der heurigen Ratenzahlung für die Staatsnotenschuld und andere Ausgabenersparnisse. Wenn zu diesen Ausgabenkürzungen noch die 520 Millionen Kč hinzugerechnet werden, um welche bereits das Budget für 1932 gegenüber 1931 gesenkt wurde, so ergibt sich bisher gegenüber 1931 eine Gesamtersparnis von 1100 bis 1150 Millionen Kč.

Es verbliebe gegenüber den oben erwähnten 1700 Millionen Kč Mehrausgaben noch ein grosser Fehlbetrag, der durch *neue Einnahmequellen* gedeckt werden muss. Dem dienen die neuen Deckungsvorlagen. So soll der neue progressive Zuschlag zur Einkommensteuer intensiv erhöht werden. Sein Ertrag (einschliesslich des Zuschlages für 1930) wird auf 450 Millionen Kč geschätzt, den Ertrag der erhöhten Umsatzsteuer (von 2% auf 3%) schätzt man auf ungefähr 350 Millionen Kč pro Jahr, die bereits durchgeführte Erhöhung der Tabakpreise soll 100 Millionen Kč einbringen und die neue Hefesteuer (5 Kč für 1 kg Hefe), Zündmittelsteuer und die neue Abgabe für die Arbeitslosen sollen insgesamt 100 Millionen Kč noch im Jahre 1932 eintragen. Es wären demnach durch die neuen Steuern neue Einnahmen von ca. 1 Milliarde Kč sichergestellt, so dass hiedurch das Budgetgleichgewicht hergestellt wäre.

Es hängt natürlich am meisten von der weiteren Wirtschaftsentwicklung ab, inwieweit die Wirklichkeit mit den angeführten Ausgaben- und Einnahmenschätzungen übereinstimmen wird. Von den genannten neuen Steuern ist es insbesondere die erhöhte Umsatzsteuer, welche störend in die Wirtschaft eingreift.

Stark umstritten ist auch die Vorlage über den neuen Zuschlag zur Einkommensteuer, der stark progressiv ist und speziell für höhere Einkommenstufen eine Belastung bringt, die noch höher ist als die Belastung vor der Steuerreform im Jahre 1927.

Nach der Regierungsvorlage sollte der Zuschlag bereits bei Einkommen von 10.000 Kč beginnen, wobei diese niedrigste versteuerte Einkommenstufe mit einer Gesamtbelastung von ca. 2.08% zu rechnen hätte.

Die Gesamtbelastung wäre dann z. B. bei Einnahmen von 40.000 Kč bereits auf 6% gestiegen, bei 100.000 Kč auf ca. 11%, bei 500.000 Kč auf 25% und hätte bei hohen Einkommen von 1,000.000 Kč bereits 31%, bei 5,000.000 Kč 45% und bei 10,000.000 Kč ca. 50% betragen.

Im Laufe der parlamentarischen Verhandlungen wurde die untere Grenze der dem neuen Zuschlag un-

terliegenden Einkommenstufen auf 16.000 Kč erhöht. Der hiedurch verursachte Mindherertrag soll durch weitere Erhöhung des Zuschlages bei höheren Einkommenstufen wettgemacht werden. Am meisten umstritten ist aber die Bestimmung der Vorlage, wonach der Zuschlag auch rückwirkend für die Einkommen des Jahres 1931 gelten soll. Gegen diese Bestimmung werden prinzipielle Einwände erhoben, dass eine nachträgliche Besteuerung von Einkommen der Vorjahre unstatthaft ist, da sie eine Rechtsunsicherheit verursacht und bei denjenigen Steuerzahlern, welche ihr Einkommen 1931 gänzlich konsumiert haben, wirkt sich der neue Zuschlag als schwer tragbare Belastung des laufenden Einkommens im Jahre 1932 aus.

Alle diese Diskussionen zeigen, dass die Steuerbelastung sich bereits ihrer natürlichen Grenze nähert, von der aufwärts auch noch weitere Erhöhungen der Steuersätze keinen Mehrertrag mehr bringen können. Es ist ja klar, dass die stark verminderten Umsätze sowohl im Aussenhandel als auch auf dem inneren Markt keine stark erhöhten Steuererträgnisse selbst bei noch so gesteigerten Steuersätzen liefern können.

Es wird daher noch zu weiteren Ausgabensenkungen der öffentlichen Verwaltung kommen müssen, wenn der Druck der öffentlichen Belastung für die Wirtschaft nicht untragbar werden soll.

Wenn auch das Bild der Wirtschaftsentwicklung nicht erfreulich ist, so muss doch auf einige Punkte hingewiesen werden, welche für die weitere Folge auf die tschechoslovakische Wirtschaft günstig einwirken dürften. Vor allem wäre die *niedrige Auslandsverschuldung* der tschechoslovakischen Wirtschaft zu nennen, was insbesondere in einer Zeit ins Gewicht fällt, in der die stark gefallenen Weltmarktpreise und die wachsenden Hindernisse des Welthandels eine Abstattung ausländischer Schulden erschweren.

Als weiterer günstiger Faktor muss der gute Stand der Felder und die günstigen Ernteaussichten genannt werden. Nach dem Ende Juni bekanntgewordenen Stand dürfte die Ernte für 1932 weit besser als im Vorjahr ausfallen. So ist es zu hoffen, dass durch die erhöhte Kaufkraft der Landwirtschaft im Herbst eine Belebung des gesamten tschechoslovakischen Innenhandels einsetzen wird. Es würde sich dann der Fall wiederholen, dass die Natur auch jene Schäden der Wirtschaft gutmacht, die durch Unverstand der Menschen und durch schlechte Organisation verursacht wurden. Eine gute Ernte würde den Verlauf der Agrarkrisis bessern, da auch die Preise der Agrarprodukte nicht mehr sinken können, was speziell von jenen gilt, bei denen noch ein Importbedürfnis besteht. Damit die Preise durch das Überangebot ausländischer Ware nicht unter ein den hiesigen Erzeugungskosten angemessenes Niveau gedrückt werden, dürfte es zur Organisation von *Einfuhrsyndikaten* kommen, die sich auf die Einfuhr von Getreide und Vieh erstrecken sollen.

Die Belebung des Innenhandels kann durch die bessere Kaufkraft der Landwirtschaft eintreten. Die Belebung des Aussenhandels hängt dagegen von der weiteren Entwicklung der politischen Lage in Europa und davon ab, ob die gegenseitige wirtschaftliche Absonderung der einzelnen Staaten gebremst werden und einem freieren Handelsverkehr Platz machen könnte. Dies hängt natürlich auch damit zusammen, ob der Gedanke einer internationalen Verständigung in Europa Fortschritte erzielen wird.

M. Bitterman

Drei tschechoslovakische Literaturhistoriker

In den neunziger Jahren des vergangenen und den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts war die Geschichtsschreibung der tschechoslovakischen Literatur von einem Triumvirat von Gelehrten beherrscht, die durch ihre Konzeption, ihr philosophisches Bekenntnis sowie ihre bevorzugten Themen miteinander verbunden waren und sich auch in ihrem Alter nahestanden. Ihr anerkannter Führer war Jaroslav *Vlček* (1860 bis 1930), der eigentliche Schöpfer der tschechosl. modernen Literaturgeschichtsschreibung. Er fasste die Ausgabe der Literaturgeschichte, die bisher im Banne der philologischen Methoden stand und die allgemeingeschichtlichen Zusammenhänge ausser acht liess, im Geist Hettners als Geschichte der Ideen und fühlte sich begreiflicherweise von *den* Epochen angezogen, die durch Ideenkämpfe charakterisiert waren. Eine solche Epoche im tschechoslovakischen nationalen Dasein war das Ende des 18. und der Beginn des 19. Jahrhunderts, die Periode der nationalen Erneuerung auf allen Gebieten des kulturellen Lebens. Die Mehrzahl der monographischen Arbeiten Vlčeks beschäftigt sich mit Erscheinungen dieser Zeit und beleuchtet sie und den ganzen Erneuerungsprozess in breiten zeitlichen und gesamteuropäischen Zusammenhängen. Vlček, der Herkunft nach gleichzeitig Tscheche und Slovake, eröffnete seine literarische Tätigkeit mit der Arbeit „Literatura na Slovensku" (Die Literatur in der Slovakei, 1881) — ihre umgearbeitete slovakische Ausgabe trägt den Titel „Dejiny literatury slovenskej" (Geschichte der slovakischen Literatur, 1890) — und war bemüht, sie mit seinen grossangelegten „Dějiny české literatury" (Geschichte der tschechischen Literatur, seit 1892) abzuschliessen. Das Werk ist ein mächtiger Torso geblieben, der vor der Mitte des 19. Jahrhunderts stecken geblieben ist. Vlček hatte nämlich seine Arbeit sehr breit angelegt, wobei er die Leistungen seiner Vorgänger nach allen Seiten hin revidierte und sich daneben mit schwierigen organisatorischen Arbeiten erschöpfte. Unbeendet ist auch das grosse Sammelwerk „Literatura česká XIX. století" (Die tschechische Literatur des 19. Jahrhunderts), wo ausser Vlček auch seine Altersgenossen und Schüler ihre Arbeiten veröffentlichten, und eine Reihe von kritischen Ausgaben tschechischer Schriftsteller („Spisovatelé čeští XIX. století") geblieben. Am Vorabend seines 70. Geburtstages, am 21. Januar 1930, ist Vlček von seinem Werk durch den Tod abberufen worden.

Der Erbe seines wissenschaftlichen und organisatorischen Werkes, aber auch der Erbe seiner historiographischen Methode und seiner Konzeption bedeutsamer Epochen der tschechischen Literatur wurde sein Mitarbeiter, der um zwei Jahre jüngere Altersgenosse Jan *Jakubec*, Professor der Geschichte der älteren tschechischen Literatur an der Karlsuniversität in Prag, der am 11. Mai 1932 seinen 70. Geburtstag gefeiert hat. Jakubec widmet seit Jahren seine Arbeitskraft vornehmlich der Vollendung seinen umfangreichen systematischen „Dějiny literatury české" (Geschichte der tschechischen Literatur), worin er gewissenhaft den heutigen Stand und die Ergebnisse der Fachforschung mit überwiegender belehrender Tendenz verzeichnet und dabei dieser pädagogischen Absicht und der Bemühung um Objektivität und Sachlichkeit des Urteils seine persönlichen Auffas-

sungen opfert. Eine umfassende kritische Bibliographie erhöht den Wert des Werkes, das heute die beste Einführung in die Geschichte der tschechischen Literatur ist. Es ist schon die dritte Bearbeitung des Stoffes. Die erste und kürzeste Version war deutsch und hatte informatorische Zwecke: „Geschichte der čechischen Literatur" (gemeinsam mit Arne Novák, der die neuere Literatur bearbeitet hatte; Leipzig, 1907, in der Sammlung „Literaturen des Ostens"). Umfangreicher war die zweite tschechische Ausgabe vom Jahre 1911. Der erste Teil der dritten Fassung — der zweite Teil erscheint in Heften — reicht von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert und füllt fast 1000 Seiten Grossoktavformat. Auf diese synthetische Arbeit hatte sich Jakubec durch eine Reihe monographischer Studien und Editionen vorbereitet, die vorwiegend bedeutsamen Erscheinungen der tschechoslovakischen nationalen Erneuerung in den Bereichen der Literatur und Wissenschaft gewidmet waren. Er richtete dabei seine Aufmerksamkeit auf den kritischen Geist des Schöpfers der slavischen Philologie Josef Dobrovský, das nationalpädagogische Werk Josef Jungmanns und seines Dichtergenossen Antonín Marek, vorzüglich aber auf die führenden dichterischen Geister der Zeit, Jan Kollár, den Sänger des slavischen Gedankens im Geist Herders, und František L. Čelakovský, den glücklichsten Nachahmer des Volksliedes. In der Konzeption der nationalen Erneuerung, über deren geistigen Inhalt und äussere Anregungen verschiedene Meinungen vorgebracht worden sind und noch werden, hielt sich Jakubec an die Anschauungen Vlčeks und Masaryks und trug in seinen Arbeiten neue Argumente zu deren Gunsten zusammen. Gegenüber den plastischen Bildern der Epochen, die Vlček in seinen Werken entwarf und in denen sich die Züge der einzelnen Persönlichkeiten verlieren, richtete Jakubec sein konzentriertes Interesse auf das Werk der Persönlichkeit.

Das gleiche gilt auch für den dritten des Triumvirats, Josef *Hanuš*, Professor an der Komenský-Universität in Bratislava, der am 27. Juni sein 70. Lebensjahr vollendet hat. Auch er hat sich in der Hauptsache mit der Epoche der Erneuerung beschäftigt, wobei er mit Arbeiten zur romantischen Periode (einer Edition der sog. Königinhofer und Grüneberger Handschriften, moderner Fälschungen angeblich mittelalterlicher tschechischer Dichtung, Studien über die Schriftstellerin Božena Němcová, den Verfasser der „Slavischen Altertümer" P. J. Šafařík, den Dichtergelehrten Václav Bolemír Nebeský) begonnen hat. Später wandte er sich dem Studium der Erscheinungen der frühen Aufklärung zu, namentlich der Wissenschaft und ihrer Organisation. Neben wichtigen Kapiteln, die er für Vlčeks erwähnte „Literatura česká XIX. století" geliefert hat, sind die bedeutenden Monographien „M. A. Vogt" (1910), „F. M. Pelcl" (1914), „F. F. Procházka (1915) und „Národní museum a naše obrození" (Das Nationalmuseum und unsere Erneuerung, zwei Teile, 1921, 1923) zu nennen. Es sind durchwegs grundlegende Werke, die ihren Gegenstand vielfach neu beleuchten. Der geduldige Forscher befasst sich darin mit Erscheinungen, deren Bedeutung über den Bereich der Literatur hinausreicht und gewinnt Einblick in die gesellschaftliche Struktur der Zeit, verfolgt die Bewegung der Ideen, die Einfluss auf den gedanklichen Inhalt der nationalen Erneuerung gehabt haben, stösst dabei auch auf politische Kräfte und Bestrebungen,

die sich merkwürdig verflochten, einander gefördert haben oder auseinandergegangen sind. Interessant ist z. B. die Erscheinung des Verhältnisses des Adels, der im wesentlichen nicht tschechisch war, zur nationalen Bewegung der Intelligenz und des Volkes, die von der Seite der politischen Interessen des Adels zeitweilig Förderung erfuhr. — Auf den Grundlagen, die von diesen drei Gelehrten geschaffen worden sind und in ihrem Geist wird die wissenschaftliche Arbeit heute von einer Reihe von Schülern fortgesetzt, die mit dieser Schulung auch die Berücksichtigung der literarischen Persönlichkeit und des dichterischen Ausdrucks verbinden. *A. Hartl*

Drei Darstellungen der tschechischen Literatur

Eine Zeitspanne von wenigen Monaten auf einem Gebiet mit sonst nur ganz sporadischer Produktion brachte gleich drei Werke: zwei deutsche und eine französische Darstellung der tschechischen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Beginnen wir mit dem tschechischen Abschnitt in dem Sammelwerk *„Weltliteratur der Gegenwart 1890 bis 1931"* (Sieben-Stäbe-Verlag Berlin, 1931, 2 Bände und eine Büchertafel; das Werk hat sieben Verfasser und zwei Herausgeber, durchwegs Bibliothekare aus dem Reich). Das ganze Unternehmen des Werkes, das besonders in Hinsicht auf eine Mehrung der Kenntnis von den slavischen und sonstigen Literaturen des europäischen Ostens hätte viel Segen stiften können, ist aus den vielfältigsten Gründen als gescheitert zu bezeichnen; was die slavischen Schrifttümer anlangt, sind sie diesmal nicht so sehr quantitativ-räumlich, wie es in solchen Gesamtdarstellungen geübt zu werden pflegt, als vielmehr qualitativ auf das übelste weggekommen. In der „Prager Presse" haben sich slavistische Spezialisten in Einzelwürdigungen mit dem russischen, dem polnischen, dem serbokroatischen, dem bulgarischen Abschnitt des Werkes auseinandergesetzt und ihr Urteil war ebenso einmütig wie vernichtend. Und so bildet die Beschaffenheit des den Tschechen und Slovaken eingeräumten Abschnitts keine Ausnahme und es gilt auch von ihm: Unkenntnis der Sprache, deren Schrifttum dargestellt wird, mit den verhängnisvollen Folgen einer solchen Unkenntnis; in den Realien und im Materiellen überhaupt die gröbsten Schnitzer eines Klippschülers; völlig versagende Kenntnis der Tatsachen und psychologisch-ästhetisches Unvermögen bei der Entwerfung geistiger Bildnisse; horrende Verzeichnungen, zuweilen sogar groteske Fehlbehauptungen bei der Fixierung ideeller und weltanschaulicher Züge, ja auch nur der politischen Konfession wichtiger Gestalten; eine fragwürdige und äusserst primitive Methodik, die unangekränkelt ist von allem, was moderne Literaturforschung oder auch nur aufgeklärte synthetische Kompilation heisst; eine Art der Darstellung, die einschliesslich der sprachlichen Einkleidung eine tiefe Stufe der Dürftigkeit nicht verlässt; ein Ganzes, das sich in den peinlichsten Gegensatz setzt zu dem hochgespannten Programm der Einleitung. Man kann den Verlag nur bedauern, muss aber vor Erwerbung und Benützung des Werkes warnen.

In den Editions du Sagittaire (Anciennes Editions Kra) ist, 400 Druckseiten stark, der erste Band der auf drei Bände berechneten *Histoire de la littérature tchèque* von Hanuš *Jelínek* erschienen. Der Verfasser hat als tschechisch-französischer

Bilingue und als eifrigster Mittler zwischen der französischen und der tschechischen Kultursphäre einen repräsentativen Namen, dessen Berechtigung er durch sein neues Werk nur noch mehrt. Seine mit umsichtig-intelligenter Nützung aller Standardquellen, d. h. aller bewährten tschechischen Darstellungen des Gegenstandes bestrittene Arbeit ist sehr geschickt auf die Weckung des französischen Interesses für Dinge der tschechischen Literatur zugeschnitten; Jelínek kaptiviert seinen französischen Leser in spe durch eine sehr lebendige kulturhistorische Untermalung des Gegenstandes und durch kräftige Hervorhebung historischer Entwicklungsparallelen wie nicht minder der geistigen Einwirkungen Frankreichs auf Böhmen; seine Darstellung bleibt sogar dort lebendig und anschaulich, wo verwickelte Religionsfehden in ihrer literarischen Spiegelung gestreift werden müssen und wo die ästhetische Ausbeute aus der behandelten Materie bedrohlich gering zu werden beginnt. Manchenorts wäre ein gewisses Zuviel an entlegenem Detail auszustellen — ein Zuviel in Hinsicht auf die bekannte Sprödigkeit des ausländischen, vor allem des französischen Interesses in diesen Dingen; da aber der ausländische Leser von selbst für mentale Zusammenstreichungen sorgen zu wissen wird, bleibt ohne Einschränkung zu sagen, dass vortreffliche Arbeit geleistet wurde.

Als selbständiger Band der den slavischen Völkern gewidmeten Reihe ist in Oskar *Walzels* grossartigem Unternehmen *„Handbuch der Literaturwissenschaft"* Arne *Nováks* Monographie *„Die tschechische Literatur"* erschienen (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam, 1931. 114 S. Quart. Viele Abbildungen). Mit dem Werk unterzieht der Verfasser seine vor dem Krieg mit J. Jakubec unternommene, nach dem Krieg in einem selbständigen Coup d'oeuil fortgesetzte synthetisch-informative Arbeit einer gründlichen Revision und Vervollkommnung. Bereits die Geschichte der tschechischen Literatur bei Amelang war ein höchst verdienstvolles Werk und blieb eigentlich der einzige seriöse Leitfaden der tschechischen Literaturgeschichte für Deutsche; zwischen damals und heute liegen die entscheidenden Jahre bis zur gegenwärtigen Vollreife des Autors. Was Arne Novák gibt, ist Literaturwissenschaft in dem europäischen Sinne von heute; zu der unfehlbaren und bravourösen Beherrschung des Gegenstandes treten bei ihm ein passioniertes Aufspüren übernationaler Geisteszusammenhänge, ästhetische Bildung, psychologischer Spürsinn, eminentes Feingefühl und die Gabe einer fruchtbaren, bild- und eindruckskräftigen Synthese. So ist auch diese Darstellung, die bisher schönste und reifste von seiner Hand, eine ungemeine Leistung, die der Kenner an den schwierigen und hier doch so schön gediehenen dichterischen Bildnissen einer Němcová, eines Vrchlický und vieler anderer bewundern wird. Der Nichtfachmann aber empfängt in Nováks absolut moderner, durchaus europäischer, über alle bloss volklich-heimatliche Betrachtungsart erhabener Darstellung einen niemals lästigen und ideal funktionierenden Schlüssel zu einem Geistesraum, der häufiger betreten zu werden verdiente, als es geschieht. — Die vom Verfasser ausgewählten Bilder sind durchwegs instruktiv und von einem gebildeten und vornehmen Auge zusammengestellt. Oskar Walzels prachtvoller Führer durch die Jahrhunderte wortschöpferischen Weltgeistes ist um einen würdigen Abschnitt bereichert. *Paul Eisner*

Neue tschechische Prosa

1. Vladislav Vančuras neuer Roman

Jedem neuen Werk Vladislav Vančuras wird mit allgemeinem Interesse entgegengesehen, denn er ist einer der wenigen Autoren, die ihre Bissen nicht wiederkäuen und nicht von Aufgespeichertem zehren. Jedes neue Buch bedeutet für ihn nicht allein ein neues Stoffgebiet, sondern vor allem eine neue Vision der Welt und eine neue Alchemie der Sprache. Die Grundlage der Epik Vančuras ist nämlich nicht die Handlung, sondern ein bestimmter kollektiver Rhythmus, der ein Massen-Idiom für alle Gestalten des Werkes schafft, und eine bestimmte visionäre Perspektive, in deren Winkel er dann folgerichtig eine jede Wirklichkeit und ein jedes Menschenantlitz bricht. Untersucht man seine Romane, muss man oft staunen, mit welch schlichter oder dünner Handlung dieser Epiker umfängliche Gebilde bestreitet, und wie sehr es vor allem das Wort ist, das bei ihm eine Welt erschafft.

Diese Methode, die von Vančura in seinen ersten vier Romanen konsequent zur Geltung gebracht wurde, hat ihn zwar zu einem Meister des Wortes gemacht, höhlte aber auch die Durchschlagskraft seiner Epik aus, indem sie ihr die elementaren Komponenten von Menschen und Menschenschicksalen nahm. Seine Romane waren mit Lebenswirklichkeit geladen, schienen sich aber zugleich der realen Welt zu entziehen. Doch bereits in der „Markéta Lazarová" ist wahrnehmbar, wie Vančura ein festeres Bündnis mit der Wirklichkeit anstrebt, vor allem durch das Medium des Menschen. In diesem Werk sind es freilich noch rein dichterische Elemente, in die der Autor bloss elementare Triebe umgestaltet hat und die er daher unschwer zu einem pantheistischen Zusammenklingen mit einer wilden Natur bringen konnte. Die Gestaltung des in ein konkretes Lebensmilieu gestellten und durch Rasse und Zeitverhältnisse soziologisch bestimmten Menschen versuchte er erst in seinem letzten Roman „Útěk do Budína" (Die Flucht nach Budapest).

Die Handlung ist geradezu der aktuellen Gegenwart entnommen. An zwei jungen, leidenschaftlichen Liebenden und ihrem verwandtschaftlichen Anhang untersucht Vančura den verschiedenen Lebensrhythmus der zwei nationalen Zweige des tschechoslovakischen Stammes und von denen dem einen westliche Zucht, Energie und oft auch Engherzigkeit innewohnt, während der andere mit östlicher Einbildungskraft und seelischer Geräumigkeit, oft aber auch mit Grossmannssucht und Unverantwortlichkeit begabt ist. Štěpán Barány und sein Sohn Thomas sind die seelischen Erben der magyarischen Gentry: sie lieben den Rauschl, Zügellosigkeit und perlenden Lebensschaum, ohne sich um die Lebensgrundlagen viel zu bekümmern. Es sind bezaubernde Weltmänner mit leidenschaftlichem und unzuverlässigem Herzen, Zweckmässigkeit, Sparsamkeit und Arbeit hassende Aristokraten. Ihr slovakischer Gutsbesitz verfällt, doch der alte Barány betrübt sich darum nicht allzusehr: er veranstaltet prunkvolle Gastmähler, bei denen es in schwelgerischen Tafelfreuden hoch hergeht, besichtigt auf rassigem Gaul seine weite Felder mit dem Stolz des Landedelmannes, der die demokratische Zeit verachtet, und da er sich gezwungen sieht, das verschuldete Gut an die Gläubiger zu verpachten,

lebt er lieber in stolzem Elend als dass er sich demütigte oder anpasste. Sein Sohn Thomas, der Held von Vančuras Liebesgeschichte, ist ein getreues Abbild des Vaters: Gegensätze und Kontraste erfüllen ihn und Leidenschaft und Auflehnung wandelt sich bei ihm im Nu zu gleichgültiger Kühle und zu der fatalistischen Passivität Oblomovs. In Prag verliebt er sich in die Studentin Jana und flieht mit ihr nach Budapest, ohne sich um Studium und Zukunft zu sorgen. Als der Kavalier von Vater ihn zur Ehe bewegt, ist er ein leidenschaftlicher und zärtlicher Ehegatte und verbringt ein Jahr auf dem heimatlichen Gut, nichts anderes bedenkend als seine Flitterwochen. Da die Liebesbezauberung weicht, ist er in seiner Rücksichtslosigkeit ebenso leidenschaftlich wie er es in seiner Liebe gewesen. Er geht von einer Umarmung zur andern. ungestillt und immer wieder liebeshungrig. Er ist ein geborener Parasit, der es nicht versteht, mit dem Leben zu ringen und auf eigene Faust zu leben. Er verachtet sich, hat aber nicht die Kraft zur Selbstrettung, auch dann nicht, als Jana ihm zweimal die rettende Hand bietet. Er sinkt von Stufe zu Stufe, prasst mit einer verzweifelten Dirne, deren Wollust den Beigeschmack des Todes hat, veruntreut Gelder seines Schwagers und fährt, da kein Ausweg mehr bleibt, nach dem geliebten Budapest, dem Sinnbild der Vergangenheit, um dort sein unfruchtbares Leben mit einer Revolverkugel zu beschliessen.

Zwischen die beiden sturmblütigen Slovaken stellt Vančura die Tschechin Jana Myslbeková, das Frauentum einer neuen Zeit: sie ist klar und tief, energisch und demütig, und die Liebe ist ihr nicht allein Leidenschaft, sondern auch sittliche Verpflichtung, Dienstbarkeit und Lebensbund. Sie hat die elementare Unmittelbarkeit der Natur und die Ekstase von Märtyrerinnen, sie nimmt die Liebkosung nicht weniger leidenschaftlich hin wie die Demütigung: sie hat immer wieder den Mut „sich auf jeden Weg zu werfen, in alle Abgründe, auf die Spitzen wie immer geschärfter Schwerter".

Von allen Romanen Vančuras zielt die „Flucht nach Budapest" am konsequentesten auf konkrete Gestalten und in die aktuelle Gegenwart. Die Konfrontierung des tschechischen mit dem slovakischen Typus, wie er sie in dem Werk unternimmt, um die charakterologischen Unterschiede der beiden nationalen Zweige aufzuspüren, ist freilich recht schematisch und zeigt, dass Vančura zur Lebensfülle seiner Gestalten sich erst seinen Weg bahnen müssen wird: die Slovakei ist kaum bloss von solchen geniesserischen Müssiggängern bevölkert und Böhmen hat unstreitig auch andere Repräsentanten als knickerige und weibisch herausgeputzte Bürokraten und als Ingenieure mit dem Habitus von Schweinetreibern. Dennoch kann Vančura nicht das Verdienst streitig gemacht werden, dass er den Mut hatte, an ein zeitgemässes Problem zu rühren und dass er in der charaktermässigen Grundlegung manches Wesentliche erfasst hat, das nicht mehr bloss auf die Beschaffenheit des Individuums, sondern unmittelbar auf den Lebensrhythmus der beiden Volkszweige zurückgeht.

Der von Vančura diesmal gewählte Vorwurf könnte leicht zu realistischer Wiedergabe oder psychologischer Analyse verleiten. Vančura hat es aber verstanden, beide Klippen zu umschiffen. Den Realismus überwindet er auf mehrfache Art: vor allem durch eine gewisse zeitliche Entrücktheit, die bewirkt, dass

der aktuelle Stoff zuweilen eine Art von legendären Tiefenumrisse annimmt. Ähnlich wie in der „Markéta Lazarová“ mengt sich der Autor immer wieder in die Erzählung ein, um nach Art eines Chronisten des Jahrhunderts dem Leser seine Reflexionen mitzuteilen und dergestalt die Schicksale seiner Gestalten in das unendliche Hinströmen des Lebensstroms münden zu lassen. Ein anderes Mittel ist die Simultaneität: um die ganze Gewalt des sich erfüllenden Schicksalsablaufs darzuzeigen, entwickelt Vančura an einigen Stellen drei Handlungen zugleich, die sich gegenseitig steigern und in deren zeitlicher Parallelität die vierte Dimension der Geschehnisse sich fühlbar macht. Dem Psychologismus entgeht Vančura dadurch, dass er seine Gestalten von allem Bloss-Persönlichen freimacht und von ihrer Persönlichkeit nur soviel gelten lässt, als unentbehrlich ist für den Ausdruck des Gemeingültigen. Sprechen seine Liebenden z. B. von der Liebe, so ist es stets halb ein platonischer Dialog, in dem die Worte sich zu der Universalsprache aller Liebenden der Welt wandeln, und seine Jana ist eher eine Trägerin des Liebesprinzips als ein verliebtes Mädchen. Vančura ist stets darauf aus, in jedem Lebensausschnitt die ganze Lebensfülle sich spiegeln, jede flüchtige Stunde von einem Glockenschlag der Ewigkeit erdröhnen zu lassen. Von dem Formalismus, von dem er seinen Weg nahm, gelangt Vančura zu einer Konfrontierung von Zeit und Ewigkeit, zu einem religiös und manchmal geradezu visionär gesteigerten Naturalismus. Dies ist eine unstreitige Entwicklung, von der für die Zukunft viel zu erwarten ist. Es ist die Entwicklung zu einer grosszügigen modernen Epik, zu der Vančuras Romane einen erfolgreichen Anlauf bedeuten.

2. Karel Čapeks Ausflug in die literarische Peripherie

Philosophen, Kritikern und Essayisten pflegt oft vorgehalten zu werden, dass sie mit Kanonen nach Spatzen schiessen und ohne die Netze und Schlingen verwickelter Systeme und gelehrter Theorien ausserstande sind, die schlichteste Erkenntnis zu ergattern. Karel Čapek hat sich vorgesetzt, in seinem Buch „Marsyas čili na okraji literatury“ (Marsyas oder am Rande der Literatur) das Gegenteil zu beweisen: dass man mit kindlichem Luftgewehr und Schleuder Elephanten erbeuten kann. Es ist eine Karel Čapeks so recht würdige Methode, die seinen „Marsyas“ dicht neben das Büchlein „Von den allernächsten Dingen“ und neben seine Detektivgeschichten in „Taschenformat stellt: es ist jene noetische Methode, die geduldig Fusstapfen im Schnee oder Aschenspuren an einer Schuhsohle verfolgt, um Gott bei seinem Wandeln auf Erden zu betreten oder den Menschen seiner eigenen Wirklichkeit zu überführen.

Seine Jagd veranstaltet er diesmal „am Rande der Literatur“ oder, wie er selbst sich ausdrückt, in den Reservationen, in die sich die von der Polizei aus dem Leben und durch die Kritik aus der Literatur verdrängten menschlichen Instinkte und Begehrungen geflüchtet haben. Karel Čapek sagte sich, dass solche Halbgebilde wie Kalender, Detektivgeschichten und Hintertreppenromane, die von der Fachkritik nicht beachtet, aber von hunderttausenden Lesern verschlungen werden, nicht so völlig unserer Aufmerksamkeit entgehen sollten, da aus ihnen Belehrung nicht allein über die Leser, sondern auch über die Wandlungen von allerlei atavistischen Instinkten zu schöpfen ist, eine Belehrung, die

auch für die Kunst ertragreich sein kann. Čapek wendet sich also diesen verachteten Buchspielarten zu und unterwirft sie seiner witzigen detektivischen Analyse, um zu zeigen, dass nichts auf der Welt so unbedeutend ist, als dass es nicht seine Bedeutung haben könnte.

Dieses Fortschreiten von bedeutungsloser Nichtigkeit zu gewichtiger Wahrheit finden wir in den meisten seiner lustigen Essays. Eine Betrachtung über die Abzählreime der Kinderspiele z. B. bringt Čapek auf grundlegende Probleme der tschechischen Prosodie, und eine ausführliche Analyse der Kalendergeschichten und Hintertreppenromane führt ihn zu der Wesenserkenntnis von Realismus und Romantik und zu der soziologischen Funktion dieser beiden literarischen Grundtypen. In dem „Lob der Zeitung" zeigt er witzig, dass die Zeitung ein Ausdruck der reinen Gegenwart ist, indem der Leser einer eine Woche alten Zeitung das Gefühl hat, in einer mittelalterlichen Chronik zu schmökern. „Die schöne Literatur" — so scheidet Čapek die Journalistik vom Schrifttum — „ist ein Ausdrücken alter Dinge auf ewig neue Art, während die Zeitung der Ausdruck einer ewig neuen Wirklichkeit auf eine feststehende und unveränderliche Art ist."

Čapek untersucht die unterschiedlichen Erzeugnisse der handwerklichen Literatur, der Volksdichtung und des Volkshumors vor allem zu dem Ende, um in ihnen den Leser und Menschen zu entdecken und sich über seine Neigungen und Vorlieben zu belehren, die ein gewichtiger Faktor in der Frage der Popularität und der Vervolkstümlichung der Kunst sind. Er untersucht sorgsam und oft auch sehr eingehend, wie solche Abfallprodukte des Schrifttums geschrieben sind, warum sie so geschrieben sind und welche kollektiven Kräfte an ihrer Technik und Form mitgeschaffen haben. In diesen Darlegungen findet man seine alte Vorliebe wieder, die sich ausdrucksvoll bereits in den Betrachtungen „über die allernächsten Dinge" kundgegeben hat: die Vorliebe, in gesellschaftlichen und kulturellen Phänomenen eine Kontinuität mit dem Höhlenmenschen zu suchen und unter den angeschwemmten Erdschichten der Zivilisation die atavistischen Instinkte blosszulegen. So ist etwa die Tatsache, dass die meisten Menschen mit Vorliebe die Gerichtssalrubrik lesen, für Čapek ein Beweis dafür, dass aus dem menschlichen Unterbewusstsein bisher nicht die Erinnerung an die Zeiten geschwunden ist, da der ganze Stamm zeremoniell am Feuer Platz nahm, wenn Gerichtsurteile gefällt wurden; in der Beliebtheit der Detektivgeschichten erblickt er einen Beleg dafür, dass die alte Jagdleidenschaft im menschlichen Herzen bisher nicht erstorben ist und wenigstens eine „epische Jagd" fordert; in den Kolportageromanen entdeckt er die älteste mythologische Tradition vom Dualismus von Gut und Böse und einen Nachhall der grossen Heldenepen.

Die zweite Frage, mit der Čapek sich befasst, gilt der von den literarischen Nebenprodukten erfüllten soziologischen Funktion. So sieht er den soziologischen Zweck der Zeitungsphrasen darin, neue Ereignisse in die menschliche Erfahrung einzugliedern und sie für den Leser eine Stütze sein zu lassen in der Sturmflut des Unbekannten. Die soziologische Aufgabe der Anekdote sei es, die menschliche Grausamkeit zu ventilieren und sie von den Bahnen der Taten in die Geleise des Wortes abzuleiten; das Sprichwort soll den von einem Unfall betroffenen Menschen durch Generalisierung des Falles trösten und ihm die Lebensdefensive er-

leichtern; die Hauptgestalten der Märchen können überführt werden auf unausgelebte menschliche Sehnsüchte; die Pornographie saturiert das ungestillte erotische Erlebnisbedürfnis, die Kolportageliteratur gleicht ähnlich wie der Film die sozialen Ungleichheiten der Welt aus u. s. w.

Neben diesen beiden Grundfragen finden wir in dem Buch noch eine Anzahl fesselnder Gedanken und Themen: eine entstehungsgeschichtliche Naturgeschichte der Anekdote, eine interessante psychologische und ästhetische Analyse der Lieder von der Prager Peripherie, eine Darlegung der zwölf Methoden öffentlicher Polemik, Betrachtungen über die Entstehung von Märchen, über proletarische Kunst und über die Funktion der Handlung, eine Klassifizierung der Detektivgeschichten nach ihren Grundmotiven usw.

Die im „Marsyas“ zusammengefassten Essays sind in dem Zeitraum 1919—1931 entstanden, so dass wir in ihnen die formale und ideelle Entwicklung des Autors verfolgen können. Am interessantesten sind die Arbeiten aus den Jahren 1924—25, die sich noch der von Chesterton abgeleiteten Methode unvorgesehener Assoziationen, der humorvollen Darlegung, paradoxer Kontraste usw. bedienen. Diese heiteren Betrachtungen sprühen von Witz und durchdringenden Erkenntnissen, sie sind voll Aggressivität, Reaktionsvermögen und kurzweiliger Einbildungskraft und reihen sich Čapeks besten essayistischen Arbeiten an. Die Betrachtungen spätern Datums sind schwerfälliger, als wären sie eher auf trockenem verstandesmässigen Wege, denn aus glücklicher und überströmender Laune entstanden. Die abkürzende Wahrnehmung wird in ihnen durch eine umfängliche Analyse ersetzt, die das gestellte Thema zwar erschöpft, es aber nicht mehr mit einem einzigen witzigen Knockout hinzulegen vermag. Im ganzen ist Čapeks „Marsyas“ eines von den Büchern, die neben ihrem Kunstwert auch einen Erkenntniswert haben: es ist eine mit fesselnder Beute heimkehrende Expedition in unerforschte Gegenden der literarischen Peripherie.

Miroslav Rutte

Zur tschechischen Theatersaison

„... War es nicht das Treibhausartige, das aristokratisch Exklusive, wodurch der Weimarer Tradition der Weg zu den *Heerscharen* versperrt wurde, so dass die Goethesche Kultur keineswegs imstande war, dem deutschen Volk ins Blut überzugehen?“ So fragt in einem jüngst erschienenen Aufsatz F. X. *Šalda*, der führende Geist des tschechischen Schrifttums von heute; der zitierte Satz möge die deutschen Leser in den Sinn seiner dramatischen, *Die Heerscharen* betitelten Dichtung einführen, die ein tschechisch-religiös gefärbtes Bekenntnis zum Kollektivismus darstellt und zugleich des tiefangelegten und im Nietzscheschen Sinn wandlungsreichen Verfassers Abrechung mit seinem eignen einstigen Individualismus zum Inhalte hat. Das Evangelium eines übersinnlichen, biblisch als „Gott der Heerscharen“ gefeierten Wesens predigt Lazarus, der Held von Šaldas Tragödie, der an seiner Sehnsucht, mit der Masse, mit der Volksseele eins zu werden, genest und — zerbricht; der zugrundeliegende Pessimismus wird durch Visionen einer künftigen Menschheit überwölbt, um schliesslich dem spontan hervorbrechenden Glauben an das un-

verdorbene, gesunde und urgütige Gemüt des „Mannes aus dem Volke" Platz zu machen — eine eindringliche Konfession, die allerdings eher für ein „unsichtbares Theater" geschrieben scheint. Eine von dem jungen Regisseur J. Frejka mit Feuereifer bewerkstelligte Aufführung dieses aus dem Jahre 1920 stammenden Ideendramas hat denn auch nicht vermocht seine Bühnenfähigkeit zu erweisen. In den Mittelpunkt der Diskussion wurde jedoch dank dieser Première die Persönlichkeit des Verfassers gerückt, dessen bedeutsames, auf Poesie und Essay basierendes Lebenswerk neben den „Heerscharen" noch zwei andere szenische Dichtungen — ein soziales Stück, „Das Kind" betitelt, und eine groteske Komödie, „Feldzug wider den Tod" — umfasst. Auch bot die Vorstellung Anlass zu erneuter Debatte über schauspielerische Deklamation und über Geltung und Tragfähigkeit des Dichterworts auf der modernen Bühne. Besonders charakteristisch gestaltete sich in diesen Erörterungen der Anteil der jungen, selbstredend kampffrohen Kritikergeneration, die es sonst liebt, an Repertoirefragen des „offiziellen" Theaters ihr Desinteressement zu betonen, hier jedoch die Gelegenheit wahrnahm, sich mit leidenschaftlicher Geste zu F. X. Šalda, dem unbestrittenen Wortführer jeglicher zukunftsträchtiger Opposition, zu bekennen.

Dass gerade das Nationaltheater mit der Jugend von heute (oder von gestern) in regem Kontakt bleiben will, wurde durch die gleichfalls von Frejka geleitete Première eines Stükkes erwiesen, das den Vertreter der Avantgarde unter den tschechischen Lyrikern zum Verfasser hat: Vítězslav *Nezval*, eine der reichsten Begabungen unserer neuesten Dichtung, in sorgloser Schaffensfülle und Virtuosentum gar an Vrchlický gemahnend, wie er aber auch dem streng kompositorischen Prinzip des Dramatischen abhold, hat ein von Ideologie unbeschwertes, wenn auch mit Linkstendenz versehenes Bohémienstück geschrieben, *Die Liebenden im Kiosk*, farbenprächtig und leichtbeschwingt, in Reim und Refrain brillierend und mit einem Feuerwerk von Wortraketen vergleichbar, literarisch wohl auch mit Cocteau und dem Surrealismus; gut in antiphiliströser Erotik, erfolgreich in gewagten Pointen, doch keine Wiedergeburt des Dramas verheissend.

Zu recht lebendiger Bühnenwirkung hat sich, von mancherlei doktrinärer Befangenheit herkommend, Edmond *Konrád* in seiner wohl besten Leistung, einer Komödie mit dem Titel *Die Gluckhenne*, durchgearbeitet; es war eine kluge Idee, den gewöhnlich ins Komische verzerrten Typus der Schwiegermutter einmal von der Ernstseite her zu beleuchten, zustandegekommen ist eine liebevoll ausgeführte Kleinmalerei, in der das Familienleben und der Widerstreit von Alt und Jung manch einen witzigen Hieb abbekommen; fein gezeichnet besonders die Titelgestalt, die, für die im Vorjahr verstorbene grosse Realistin Marie Hübnerová bestimmt, von einer ihrer begabtesten Nachfolgerinnen, R. Nasková, verkörpert wurde. Von richtigem Gefühl für das Schauspielerische ist der gewandte Rollenschreiber Vilém *Werner* erfüllt, der mit einem gedanklich flachen, doch amüsant appretierten Seiltänzerstück *(Hermelin, der Komödiant)* einen neuerlichen Publikumserfolg erzielt hat. Der Schauspieler Zdeněk *Štěpánek*, in Le-

ben und Kunst russisch geschult, stellte dem Gorkijschen „Nachtasyl" ein als Dokument interessantes Gegenstück aus dem traurigen Dasein russischer Emigranten *(Die Gestrigen)* zur Seite.

Während die Neuheiten von Emil *Synek* und *Bernard-Vrbský* keinerlei Wertung erfordern, sei mit grossem Nachdruck betont, dass mit Josef *Gregor-Tajovský* auch Repräsentanten des *slovakischen* Schrifttums ihren Einzug ins Prager Nationaltheater feiern, dies ist um so mehr zu begrüssen, als der genannte Autor zu den markantesten Köpfen und feurigsten Temperamenten des literarischen Bratislava gehört. Sein ursprünglich „Ďurka Langsfelds Tod" benanntes, jetzt als *Dämmerung über der Slovakei* umgetauftes und umgearbeitetes Stück behandelt eine einprägsame Episode des Revolutionsjahres 1849 und zeigt hoffnungsvolle Ansätze zu wurzelechter Volksdramatik. Politische Zustände wie auch Momente der sozialen Schichtung haben es mit sich gebracht, dass die Bühnenkunst der Slovaken erst noch ein Anfangsstadium durchläuft, das manche überraschende Ähnlichkeit mit der Entwicklung des tschechischen Schauspiels aus der Zeit der nationalen Wiedergeburt aufweist. Auch Gregor-Tajovský ist auf Wiedererweckung und moralische Stärkung seines Volksstammes bedacht, auch er ist edel pathetischer Rhetorik und patriotischer Heldenverehrung ergeben; im Hinblick auf das Ideelle und etwa auch auf die Beurteilung des für Ungarn und dessen antiösterreichische Haltung so bedeutenden Freiheitsjahrs nimmt dies Volksstück allerdings die Stellung eines agitatorischen Tendenzwerkes ein.

Im fremden Repertoire führt nach wie vor Frankreich, *Pagnols* „Fanny" wurde als willkommene, wenn auch nicht höher weisende Fortführung des „Marius" begrüsst, *Achards* „Domino" gab bei Anwesenheit des Verfassers Anlass zu herzlichen Konfrontierungen der Pariser und der Prager Spielweise; wichtiger war der Zuschuss aus englischen Vorräten, neben Partien aus G. B. *Shaws* „Methusalem" wurden insonderheit des Amerikaners E. J. *Mayer „Children of the Darkness"* zur Aufführung gebracht, ein auf dem übrigen Kontinent noch nicht erprobtes, an den alten Fielding sich anlehnendes, mit pessimistischer Treffsicherheit entworfenes Verbrecherdrama. Des Goethejubiläums wurde im Städtischen Theater mit einer tüchtigen Vorführung von „Faust I." und mit sonstigen Veranstaltungen gedacht, ein Schüler- und ein experimentierender Abend brachten auf kleineren Bühnen den „Clavigo" und den „Tasso" zur Darstellung, andere Feiern (auch ausserhalb Prags) wurden in der letzten Nummer der „Prager Rundschau" vermerkt. Im allgemeinen sind ja auch bei uns die Theaterbudgets und Theatermöglichkeiten nichts weniger als uneingeschränkt geblieben, wenn auch von einer Misere und von einem Verfall auf diesem Gebiet zu reden voreilig oder phrasenhaft wäre. Immerhin zwingen die unumgänglichen Sparmassregeln zu manch einem bedenklichen Kompromiss und es ist daher den Theaterleitungen hoch anzurechnen, wenn sie sich zu tieferñsten Unternehmungen entschliessen, als welche Jan Bors erwähnte Faustregie, besonders jedoch ein Abend des Nationaltheaters mit Hilars grosszügiger und streng stilisierter Aufführung des Sophokleischen *„König Oedipus"* zu bezeichnen sind.

Otokar Fischer

CHRONIK

Aus der neueren Literatur über Tyrš

Während Dr. Miroslav Tyrš in der Zeit vor der Errichtung der Tschechoslovakischen Republik von den Literaten ziemlich ausser acht gelassen worden ist, bildet sein Werk in den letzten Jahren den Gegenstand eines sehr systematischen Studiums*). Pietätvoll trachtet man danach, das Gewicht jeder Tatsache sicherzustellen, die auf sein Leben Bezug hat; jeder seiner Aussprüche wird eingehend kommentiert und auch die geringfügigste Komponente seines Schaffens wird gewissenhaft erforscht. Wohin die Spur Tyršs noch führen wird, kann bisher noch niemand voraussagen. Es genügt, daran zu erinnern, dass der Regisseur der Prager Nationaloper Ferdinand Pujman in sein Buch „Divadlo a Tyrš" (Das Theater und Tyrš, Prag 1931) Kapitel über Tyrš und Tajrov oder Tyrš und den heutigen Tanz aufgenommen hat. Das Buch selbst, worin nicht nur von Tyrš die Rede ist, sondern auch von anderen Dingen, schliesst mit den Worten: „Eine Anleitung für die Bewegungskunst bei Delsart, Dalcroze, der Duncan und Laban zu suchen, ist gewiss ratsam. Unerlässlich für uns ist, sich dessen bewusst zu werden, was Tyrš für die Bewegungskunst gewesen ist."

Das plötzliche allgemeine Interesse für Tyrš in der letzten Zeit ist leicht erklärlich. Denn erst seit der Erneuerung des tschechoslovakischen Staates kann uns klar werden, was Tyrš gewollt hat und wohin seine ganze Lebensarbeit gerichtet gewesen ist. Besonders prägnant hat Masaryk die Bedeutung des Gründers des „Sokol" in die Worte gefasst: „Tyrš hat geradezu mit einer genialen und künstlerischen Tat das Ideal des Schönen, Guten harmonisch mit unserem nationalen Programm vereinigt, das die Synthese eines edlen Tschechentums mit reiner Menschlichkeit fordert."

Im Bewusstsein der Wichtigkeit des Tyršstudiums hat die Tschechoslovakische Sokolgemeinde im Jahre 1920 ein periodisches, in zwangloser Folge erscheinendes Organ „Tyršův sborník" gegründet, das Arbeiten bringen sollte, die „nicht nur von Tyršs Leben, sondern auch von seinem Werk, seinen Schriften und Grundsätzen, also eigentlich vom Sokoltum so handeln sollten, wie es von Tyrš gedacht und formuliert worden war." Ein schon heute ersichtlicher Mangel des „Tyršův sborník" war, dass nicht vorher ein Programm aufgestellt wurde, nach dem verfahren worden wäre, um die Figur Tyršs von allen Seiten gleichmässig zu beleuchten. So ist es gekommen, dass mehr als ein Thema von mehreren Autoren erörtert worden ist, während andere ebenso wichtige Fragen (z. B. Tyršs Interesse für die bildende Kunst) bisher überhaupt keine Aufmerksamkeit gefunden haben. Auch sind nicht alle Arbeiten in dem bisher zwölf Bände zählenden „Sborník" von gleichem Wert. Trotzdem verdient die Publikation in der Tyršliteratur vor allem Beachtung, weil der Interessent darin eine ganze Reihe kürzerer oder längerer Monographien findet, die durchweg irgendwie (wenn auch manchmal sehr entfernt) mit Tyrš zusammenhängen und von denen manche sehr wertvoll sind. Einige von diesen Artikeln be-

*) Ein vollständiges Verzeichnis der Tyršliteratur enthält die Tyršmonographie des Verfassers dieses Berichtes, die unter dem Titel „Miroslav Tyrš" als Band 31/32 der Sammlung „Zlatoroh" in zweiter Auflage, Prag 1930 im Verlag des „Mánes" erschienen ist. (D. Red.)

schäftigen sich mit der Philosophie Tyršs. So findet man gleich im ersten Band eine Studie von J. *Tvrdý*, der die Frage zu beantworten sucht, ob Tyršs Philosophie „Positivismus" gewesen sei und anstelle des unbestimmten „Positivismus" die genauere Bezeichnung „geschichtlicher Evolutionismus Darwinscher Richtung" vorschlägt. Derselbe Autor macht im achten Bande auf die Nähe aufmerksam, in der Tyršs Philosophie zu Nietzsche, Taine, Guyau und auch Masaryk steht. Im fünften Band bringt R. *Russ* Tyrš in Zusammenhang mit Münsterberg, James und Bergson. Im siebenten Band weist V. *Havlíček* nach, dass Tyrš von Darwin die Gedanken von der Einheit der Gesamtheit der organischen Lebewesen und der Menschheit, vom Kampf ums Dasein und der ständigen Vervollkommnung der Organismen übernommen, dass er sie aber den tschechischen Verhältnissen angepasst hat. J. *Ludvíkovský* zeigt (im sechsten Band) den Einfluss der Antike auf die Gedankenwelt Tyršs auf und zwar auf Grund der handschriftlichen Universitätsvorlesungen Tyršs über die griechische Skulptur und Architektur. Er weist dabei nach, dass für Tyrš die Antike von entscheidender Bedeutung gewesen ist, im Gegensatz zu Fr. L. Jahn. J. *Pelikán* stellt (im ersten Band) fest, dass der „Sokol" bereits in seinen Anfängen auf einer festen ideellen Grundlage stand. Im gleichen Band hat J. *Hiller* eine unbekannt gebliebene Arbeit Tyršs über Leibesübungen aus dem Jahre 1865 oder 1866 veröffentlicht. R. *Russ* analysiert im achten Band die wissenschaftliche Methode Tyršs und seine literarische Kunst. V. *Havlíček* würdigt im zehnten Band Tyršs politische Tätigkeit und Grundsätze, wobei er aufschlussreiches Material publiziert. L. *Jandásek* beleuchtet die Bedeutung Tyršs für die nationale Befreiung und Tyršs Stellung zu einigen wichtigen politischen Ereignissen (zum preussisch-österreichischen Krieg von 1866, zu der Moskauer Pilgerfahrt der tschechischen Politiker, zum Fall der Fundamentalartikel usw.).

Eine besondere Stellung im „Tyršův sborník" nehmen die Beiträge E. *Chalupnýs ein*. Im vierten Band findet sich eine Artikelserie „Die führenden Schöpfer des tschechischen nationalen Programms: Jungmann, Havlíček, Tyrš, Masaryk. In sehr überzeugender Weise ist hier die Stellung Tyršs im Prozess der tschechischen nationalen Erneuerung bestimmt. Die Frage war schon einigemal im „Sborník" berührt, niemals aber einer so sorgfältigen Analyse unterzogen worden. Chalupný formuliert sein Urteil über die Verdienste Tyršs folgendermassen: Durch die Kreuzung zweier hervorragender Eigenschaften eine neue Rasse zu schaffen, die in gerechter Weise ihre eigenen Interessen und die Interessen der übrigen Menschheit wahrt: mit dieser Formulierung hat Tyrš die Lehre Darwins mit den alten sittlichen Idealen des römischen Rechtes (suum cuique) und des Christentums verbunden und zwanzig Jahre vor dem Übermenschen Nietzsches sein Programm des neuen Menschen verkündet. Was Havlíček und Palacký gefordert hatten, dass das tschechische Volk auf der Höhe seiner Zeit stünde, das hat hier Tyrš geleistet, der es gewagt hat, früher als jeder andere Denker (also auch früher als Marx und Engels) die damalige neueste und modernste naturwissenschaftliche Theorie, die Entwicklungstheorie Darwins und Spencers auf die praktische Bedeutung der nationalen Entwicklung anzuwenden. Von Masaryk behauptet Chalupný überzeugend, dass der

grösste Teil seines nationalen Programms von Tyrš herzuleiten sei. Im elften Band handelt Chalupný in aufschlussreicher Weise über Tyršs Verhältnis zur Armee und zeigt, dass Tyrš „jener Form des Kampfes, den ein Heer von Menschen führt, überhaupt keine entscheidende Bedeutung beimass und den Krieg als eine wirklich zwar natürliche und notwendige, aber nur äusserliche Erscheinung und Folge des inneren Zustandes der Nationen erachtete, die ihn führen; mit anderen Worten, er sieht im Kampf der Heere nur eine Erscheinung und Folge des allgemeinen Kampfes ums Dasein im Sinn Darwins, in dem die innere Kraft, die Frische und Lebensfähigkeit dessen entscheidet, der den Kampf unternimmt." Auch damit ist Tyršs Stellung in der Reihe der nationalen Erzieher des tschechischen Volkes bestimmt, die durchwegs die Gewalttätigkeit ablehnten und den Gebrauch der Waffen nur in der Verteidigung anerkannten.

Auch ausserhalb des „Sborník" ist eine Anzahl von Schriften und Arbeiten über Tyrš zu verzeichnen. In glänzender Ausstattung ist im vergangenen Jahr eine Studie von Albert *Pražák* „Osvobozenský smysl Tyršova díla" (Tyršs Werk und die Befreiung) erschienen, dessen Inhalt sich in wesentlichen Zügen mit dem im letzten Heft der „Prager Rundschau" veröffentlichten Artikel des Verfassers deckt.

In erster Reihe berufen, dem tschechoslovakischen Volk ein Buch der Erinnerung an Miroslav Tyrš zu geben, war seine Gattin Renata *Tyršová*. Im Jubiläumsjahr hat sie denn den ersten Band des erwarteten Werkes im Verlag des „Český Čtenář" in Prag herausgegeben: „Miroslav Tyrš. Jeho osobnost a dílo" (M. T. Seine Persönlichkeit und sein Werk), nachdem sie bereits vorher ein ähnliches Buch über ihren grossen Vater und Freund Tyršs, Jindřich Fügner veröffentlicht hat. Dass das neue Buch eine Offenbarung sein würde, war von vornherein gewiss, weil nur Renata Tyršová Aufzeichnungen, Briefschaften, den handschriftlichen Nachlass und intime persönliche Erinnerungen als Quellen benutzen konnte. Frau Tyršová hat die Gabe einer fesselnden Kunst der Darstellung. Natürlich ist, dass sie ein tiefes und hingebendes Verhältnis zum Thema hat, zu dem sie dennoch eine gewisse historische Distanz einzunehmen versteht. Das ganze Bild der Persönlichkeit Tyršs, wie es seine Lebensgefährtin aufgezeichnet hat, werden wir in seiner Totalität haben, wenn diese Erinnerungen, die auf drei Bände berechnet sind, vollständig erschienen sein werden. Der erste Band reicht bis zum Jahr 1869 zur Reise Tyršs nach der Schweiz. Am Schluss ist Tyršs Brief an die fünfzehnjährige Renata Fügnerová abgedruckt, worin er ihr seine Lebensziele enthüllt. Damals keimte wohl schon in seiner Seele die Liebe zu ihr, die Liebe eines Menschen, der seit seiner frühen Jugend verlassen war und der alle seine Sehnsüchte der geistvollen und klugen Tochter jenes Fügner offenbarte, der ihn so gut verstanden hatte.

Systematisch betreibt das Studium Tyršs in neuerer Zeit L. *Jandásek*, der bisher drei Arbeiten in Buchform über das Thema veröffentlicht hat. In der ersten („Dr. Miroslav Tyrš", 2. Aufl., Brünn 1924) behandelt er in fünf Kapiteln die Persönlichkeit, die Entwicklung des Sokolgedankens bei Tyrš, dessen nationales Programm, die Erziehung des Individuums im Rahmen des „Sokol" und die Organisation des „Sokol". Die zweite Schrift untersucht die Demokratie Tyršs („Dr. Miroslav Tyrš, učitel

demokracie", Brünn 1931). Der Verfasser geht darin aus von dem historischen Kampf um die Demokratie, gelangt dann zu den Anfängen der Demokratie in Böhmen (das Jahr 1848, Havlíček), geht den Quellen des Demokratismus bei Tyrš nach (Einfluss der Verwaisung, der Studien, der Antike, der tschechischen Geschichte, des Bachschen Absolutismus, der Philosophie, der Prager Wirklichkeit) und betrachtet Tyršs Stellung zur wahren Demokratie (Tyrš als Fortsetzer und Erweiterer des Programms Havlíčeks). Tyrš wird hier als Erzieher zur wirklichen Demokratie gezeichnet. Das dritte Buch trägt den Titel „Život dra Miroslava Tyrše" (Das Leben M. T.'s, Brünn 1932) und ist heute die zuverlässigste Zusammenstellung der Lebensdaten Tyršs. Es bringt zahlreiche Angaben, die bisher nicht bekannt waren. Der Verfasser hat aus unerforscht gebliebenen Quellen geschöpft und verweilt bei den neuen Funden länger, während er sich bei bekannten Dingen kürzer gefasst hat.

Dies wären die wichtigsten Erscheinungen der neueren Tyršliteratur. Da die Forschung erst relativ jüngeren Datums ist, bleibt noch viel zu tun übrig. Es genügt festzustellen, dass das literarische Erbe Tyršs bis jetzt noch nicht allgemein zugänglich ediert ist und dass der Forscher so manche Schrift in den Bibliotheken suchen muss. Auch die Geschichte des „Sokol" ist noch nicht geschrieben. Das alles erschwert das Studium. Immerhin ist in den letzten Jahren viel getan worden. Verlangsamt sich das Tempo der Tyršforschung nicht, so werden die Ergebnisse allerehestens sichtbar werden. *Josef Bartoš*

Architekt Alois Dryák

Am 7. Juni starb in Prag der Architekt Alois *Dryák* im Alter von sechzig Jahren. Er wurde am 24. Februar 1872 in Olšany bei Kladno geboren, hat an der Prager Kunstgewerbeschule bei Prof. F. Ohmann studiert und wurde dessen Mitarbeiter vornehmlich bei dem Bau des Hotels „Central" in Prag II., in dessen Ausführung er von Ohmann betraut wurde. Die malerische Art Ohmanns gibt sich noch kund in einigen selbständigen Bauten des jungen Dryák, der aber bald, dem neuen architektonischen Trachten folgend, von der rein dekorativen Art seines Lehrers abwich, um sich einem strengeren, mehr konstruktiven Stil zuzuwenden. Doch blieb er dem Dekorativen insofern treu, als er es liebte, die Fassaden seiner monumental konzipierten Bauten mit Statuen und Reliefs zu schmücken. Von seinen Prager Bauten sind die wichtigsten das Gebäude der Tabakregie, das „Orbis"-Haus, der Palast „Radio" in Prag XII. und das Gewerkschaftshaus in Prag II. In Brünn hat er den Sieg in dem Wettbewerb für die Regulierung des Akademischen Platzes und die Bauten der Masaryk-Universität errungen, wovon der Bau der juristischen Fakultät bereits ausgeführt wurde. Architekt Dryák hat an vielen grossen Wettbewerben teilgenommen; die wichtigsten davon sind: das Brünner Nationaltheater (1912), das Volkshaus in Prag (1914), der Bau der Prager Mustermesse (1924), des staatlichen Instituts für Körperkultur (1926), der Prager Elektrizitätswerke (1926) usw. Von ihm stammt auch die Architektur des Wenzel-Denkmals von Myslbek und des Palacký-Denkmals von Sucharda in Prag.

Architekt Dryák war ein begeisterter Sokol und hat seine Kunst oft in den Dienst der Sokolidee gestellt. Er war jahrelang Obmann des künstlerischen Komitees der Sokolgemeinde, hat zahlreiche Turnhallen für den Sokol entworfen und dreimal das grosse Prager Sokolstadion geschaffen (1912, 1920, 1932), eine Aufgabe, welche seinem Sinne für das feierlich Monumentale und dezent Dekorative vortrefflich entsprach. *J. Pečírka*

Vom I. Kongress der slavischen Philologen

Aus Anlass der hundertsten Wiederkehr des Todestages Josef Dobrovskýs, des „Vaters der Slavistik", wurde in Prag vom 6. bis 13. Oktober 1929 der I. Kongress der slavischen Philologen abgehalten. Der Kongress fand in den slavistisch orientierten Kreisen der Tschechoslovakei sowie des slavischen und nichtslavischen Auslandes das lebhafteste Interesse. Er zählte im ganzen 544 Teilnehmer, davon 183 aus dem Auslande. Die stärkste Gruppe stellten die Polen mit 40 Teilnehmern, dann folgten Jugoslavien mit 20, Frankreich mit 12, Deutschland mit 10, Sovjetrussland mit 9, Bulgarien mit 8, Rumänien mit 5 Teilnehmern. Einzelne Delegierte kamen aus Griechenland, Italien, England, Skandinavien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den baltischen Ländern.

Die Arbeiten des Kongresses waren für die Entwicklung der slavististischen Studien sowohl für die gegenseitige Annäherung der slavistischen Forscher verschiedener Länder durchaus fruchtbringend. In den Plenarsitzungen und Sektionsverhandlungen — es waren im ganzen 3 Sektionen: eine literarhistorische, eine linguistische und eine pädagogische — blieb so gut wie kein einziges von den aktuellen Problemen der theoretischen und praktischen Slavistik unerörtert.

An diese Bedeutung des Kongresses wird man von neuem erinnert, da der wesentlichste Teil seiner Arbeiten gesammelt und in Buchform herausgegeben wurde (Sborník prací I. sjezdu slovanských filologů v Praze 1929. Svazek II. Přednášky. Uspořádali J. Horák, M. Murko a M. Weingart. V Praze 1932. Verl. d. Kongressausschusses, in Kommission der Buchhandlung „Orbis" Prag. 8°. VI, 1129 S. 250 Kč). Von den 88 Referaten des Riesenbandes haben in der Zeitspanne, die seit dem Kongresse vergangen ist, nur ganz wenige ihre Bedeutung verloren, die meisten hingegen bleiben auch heute vollkommen aktuell.

Als Nachträge zu der aus Anlass des Kongresses erschienenen Dobrovský-Festschrift bringt der Band zwei wertvolle Abhandlungen über Dobrovskýs Einfluss auf die Literaturen zweier slavischer Völker: des bulgarischen (B. Jocov) und des slovenischen (Fr. Kidrič). Die übrigen im Bande enthaltenen Referate können in drei grosse Gruppen eingeteilt werden: Allgemeinslavisches — Die Slaven und ihre nichtslavischen Nachbarn — Lokalslavisches. Die grösste Gruppe ist die erste: sie nimmt nahezu ein Drittel aller Referate in Anspruch — ein Beweis für die zweckmässige Organisation des Kongresses sowohl wie für die Lebendigkeit der Idee der slavischen Wechselseitigkeit wenigstens in den slavistischen Kreisen. Unter Auslassung der retrospektiven Referate wollen wir hier nur diejenigen verzeichnen, die allgemeinslavische wissenschaftliche Gegenwarts- und Zukunftsfragen berühren. O. Kolessa plädiert für die Herausgabe der ge-

sammelten Denkmäler der apokryphen Literatur aller slavischen Völker, S. Orlov — für die Einrichtung von Archiven slavischer Kinderspiele und -lieder, G. Maver — für das Studium der Übersetzungen aus der einen slavischen Sprache in die andere, R. Pletnev — für das Studium der Reflexe der Heiligen Schrift in den slavischen Literaturen. Methodologische Fragen behandeln die Referate: Ziele und Methoden des vergleichenden Studiums der slavischen Literaturen (A. Voznesenskij), von der slavischen linguistischen Bibliographie (A. Belić), linguistische Geographie als Hilfsmethode beim Studium der Sprachgeschichte (P. Buzuk), die Beziehung zwischen Linguistik und Ethnologie (Jan Húsek), die Notwendigkeit der Zusammenstellung einer vollständigen Übersicht der slavischen Handschriften (S. Kul'bakin), Projekt eines linguistischen slavischen Atlanten (A. Meillet—L. Tesnière), die Notwendigkeit einer kritischen Ausgabe der slavischen Texte (A. Meillet—A. Vaillant), Notwendigkeit einer informativen Organisation in Wörterbuchfragen (K. Nitsch), nächste Aufgaben der Slavistik (St. Smal'-Stoc'kyj), diakritische Zeichen und phonetische Transkription (L. Tesnière).

Von den Beziehungen der Slaven zu ihren nichtslavischen Nachbarn handeln 14 Referate. Am ausführlichsten sind die slavisch-rumänischen Beziehungen dargestellt. Fast alle übrigen Referate dieser Gruppe befassen sich mit germanisch-, griechisch-, italienisch-, finnisch- und türkisch-slavischen gegenseitigen Einflüssen vornehmlich im Bereiche der Sprache.

Lokalslavisches nimmt etwa ein Viertel des Bandes in Anspruch. Das meiste lieferten zu diesem Kapitel die Ostslaven — die Russen und Ukrainer. Neue Ausblicke und wertvolle, wenn auch strittige methodologische Winke enthält vor allem das Referat des inzwischen verstorbenen P. Sakulin über die soziologisch-synthetische Methode beim Aufbau des Systems der russischen Geschichte. Von ähnlicher prinzipieller Bedeutung ist das Referat P. Savickijs über das geographische Moment in der Literaturgeschichte. Von allgemeiner Geltung sind ferner die Referate: Die Rolle des Motivs im Folklore (A. Smirnov-Kutačevskij), Zur Frage der sozialen Dialektologie (N. Karinskij), Wissenschaftliche Errungenschaften der russischen pädagogischen Literatur auf dem Gebiete allgemeiner Fragen der Syntax (A. Peškovskij). Von den Referaten, die interne Fragen der südslavischen Philologie streifen, sind herauszugreifen: Romantik und Realismus in den südslavischen Literaturen des 19. Jhs. (J. Matl), Denkmäler der bildenden Kunst in der serbischen Volksepik (Ant. Stránský), Entwurf eines jugoslavischen linguistischen Atlanten (P. Skok). Die Polen und Tschechoslovaken sind in dieser Gruppe lediglich mit je einem Referate vertreten: über den Romantismus in der heutigen polnischen Dichtung referierte S. Kulakovskij (übrigens ein Russe), ein Referat über den heutigen Stand der slovakischen Literaturgeschichte und ihre weiteren Aufgaben erstattete A. Pražák.

Damit wäre nicht nur der Inhalt des Bandes, sondern auch der Umfang der Arbeiten des I. Kongresses der slavischen Philologen in allgemeinen Zügen überblickt. Ein zweiter Band, der im Herbst d. J. erscheinen soll, wird die Protokolle der Sitzungen, Berichte über den Verlauf des Kongresses, Listen der Teilnehmer usw. bringen. Es wäre noch zu notieren, dass ein Beschluss des Kongresses vorliegt, wonach der nächste Kongress 1934 in Warschau stattfinden soll. *M. Hekter*

Vom II. Kongress der slavischen klassischen Philologen

Ein Jahr ist seit dem II. Kongress der slavischen klassischen Philologen vergangen, der in den Tagen vom 26. bis 28. Mai 1931 in Prag stattgefunden hat und über den an dieser Stelle (Prager Rundschau, Jahrg. I, S. 278-79) berichtet worden ist. Nunmehr liegt ein stattlicher Band der Kongressvorträge*) vor. Ich habe nicht die Absicht alle Vorträge zu besprechen, sondern will nur kurz andeuten, in welchen Richtungen, nach den Kongressarbeiten zu urteilen, sich die wissenschaftliche Arbeit in der klassischen Philologie bei den Slaven bewegt und welche ihre Desiderata in pädagogischer Hinsicht sind.

Im Programm des Kongresses wurde an erster Stelle die Aufgabe gestellt zur Erkenntnis der Tradition der antiken Bildung bei den einzelnen slavischen Nationen beizutragen und zwar sowohl durch allgemeine als auch durch spezielle Vorträge. Tschechische Vorträge zu Themen, die sich dieser Aufgabe widmeten, waren im ganzen fünf: der Brünner Professor Fr. *Novotný* schilderte das Leben des Professors Josef Král (1853—1911) und wies seine wissenschaftliche und auch pädagogische Bedeutung nach. O. *Jiráni* gab eine kritische Übersicht der tschechischen Übersetzertätigkeit auf dem Gebiete der klassischen Literaturen, B. *Ryba* beschäftigte sich mit der philosophischen Prosa unseres grössten Humanisten B. Hasištejnský z Lobkovic, A. *Kolář* mit der mehr kuriosen als interessanten Gestalt des Řehoř Dankovský (1784—1857, der ein Mährer von Geburt, in den Jahren 1807—1852 Professor an der königlichen ungarischen Akademie in Bratislava war), F. *Stiebitz* mit der Auffassung der Antike bei den tschechischen dekadenten Dichtern. Von den polnischen Vorträgen gehören in diese Kategorie drei: J. *Rybicki* entwarf das Programm einer neuen Ausgabe der Werke des grössten polnischen Humanisten Jan Kochanowski, W. *Hahn* gab einen Überblick der Studien der griechischen Literatur in Polen und St. *Pilch* bewertete den Einfluss des grössten römischen Historikers Cornelius Tacitus auf die polnische Kultur.

Schliesslich behandelte auch der russische Vortrag I. O. *Panas'* die Travestien von Vergils Aeneide in den slavischen Literaturen; es gibt einige dieser Travestien; die direkte Anregung zu ihnen gab grösstenteils die bekannte deutsche Travestie Blumauers.

Mit einem Thema aus der allgemeinen Kulturgeschichte beschäftigte sich St. *Cybulski*, indem er eine Übersicht der Musikwerke gab, die zur Aufführung griechischer Tragödien komponiert wurden; er hatte dabei hauptsächlich ein praktisches Ziel, die Aufführung der griechischen Tragödien auf Studentenbühnen, vor Augen.

An zweiter Stelle stehen die Vorträge, welche das Ergebnis selbständiger wissenschaftlicher Arbeit darstellen; hier kann man nicht auf Details eingehen, aber schon eine blosse Übersicht wird zeigen, welche Gebiete im Vordergrunde des Interesses der slavischen Forscher der klassischen Philologie stehen. Der Gram-

*) Práce II. Sjezdu klasických filologů slovanských v Praze 1931 (Acta secundi congressus philologorum classicorum Slavorum Pragae 1931), 475 Seiten. Expediert die „Jednota českých filologů" (Prag I., Smetanovo 55). Preis 75 Kč, für die Kongressmitglieder bis Ende 1932 Kč 45.—.

matik sind nur zwei Arbeiten gewidmet, der Metrik nur eine einzige; eine Reihe von Studien betrifft die griechische Literatur, beginnend von den Hylozoisten (Anaximandros) bis zu Gregor von Nazianz. Es sind darunter hervorragende Vorträge: T. *Sinko* über Thukydides, W. *Kumaniecki* über den Rhetor Polykrates; eine gute und mit Liebe geschriebene tschechische Arbeit ist der Vortrag von J. *Popelová* über die Mythen bei Platon. Die lateinische Literatur ist nur durch einen Vortrag des Nestors der slavischen klassischen Philologen T. *Zieliński* aus Warschau vertreten: Über die Topik und Typik in den Heroiden des Ovidius, ebenso bedeutsam durch den Inhalt wie durch die elegante Form. Mit der griechischen Geschichte beschäftigen sich die slavischen Forscher dort, wo sie sich mit der Geschichte der Slaven oder mit ihren Gebieten berührt; mit der römischen Geschichte beschäftigt sich die Arbeit von J. *Dobiáš* über die ältesten Beziehungen der Römer zu den Parthern.

Aus der Kulturgeschichte interessiert die slavischen klassischen Philologen vor allem die griechische und römische Religion und auch die modernen Überreste (survivals) der antiken Gebräuche. Erfreulich ist das Interesse für Archäologie bei den tschechischen wissenschaftlichen Arbeitern. Eine so junge Wissenschaft wie die Papyrologie ist durch zwei polnische Arbeiten vertreten. Dem bedeutsamsten Produkte des römischen Geistes, dem römischen Recht, ist ein Vortrag *Ryšáneks* gewidmet.

In den Vorträgen der pädagogischen Abteilung tritt das Bestreben hervor, sich mit den modernen pädagogischen Losungsworten im Unterricht der klassischen Sprachen auseinanderzusetzen und weiter die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit in verschiedenen Disziplinen (Archäologie, Numismatik, Papyrologie, römisches Recht) auch im Gymnasialunterricht zu verwenden. Die Beschränkung der Studien der klassischen Sprachen in den neuen Lehrplänen führt zu einer Revision der Unterrichtsmethoden und auch zur Betonung von Abwehrmitteln. Sehr interessant ist der Vortrag des Inspektors *Jahn* aus Wien über die tschechischen Mittelschulen in Wien. Besonders lebhaft ist die Arbeit unter den Philologen an den polnischen Gymnasien; davon zeugt nicht nur der Bericht über die dramatischen Zirkel an den polnischen Anstalten, welche griechische Tragödien in Schülerbesetzungen zur Aufführung bringen, sondern auch das Bestreben, über grundsätzliche Fragen solcher Bedeutung, wie die Erziehung zum Staatsbürgertum in den Mittelschulen, zu Klarheit zu gelangen.

Die deutschen Philologen veranstalten seit langem ihre Kongresse regelmässig; nun haben auch die slavischen Philologen beschlossen, ihre Kongresse zu einer ständigen Institution zu machen. Die Kongresse werden regelmässig alle 5 Jahre stattfinden. Auf diesen Kongressen lernen sich die wissenschaftlichen Arbeiter kennen und bestärken sich durch das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit mit den Forschern desselben wissenschaftlichen Gebietes; die Ergebnisse der Arbeit werden vorgelegt und das Resultat ist, dass ein lebhafteres Arbeiten auch dort einsetzt, wo bisher wenig Leben war. Der nächste (III.) Kongress soll im Jahre 1936 in Belgrad stattfinden.

Diejenigen Leser, die der slavischen Sprachen unkundig sind, finden am Schlusse des Bandes Inhaltsangaben (Argumenta lectionum) in lateinischer Sprache, übrigens ist auch der Text einiger Vorlesungen lateinisch.

A. Salač

Konferenz der osteuropäischen Historiker in Prag

Im Zusammenhang mit dem vierten Kongress der polnischen Historiker vom Jahre 1925 war in der vom Kongress bestellten ständigen Delegation der Plan entstanden, im Jahre 1927 eine Konferenz der osteuropäischen Historiker einzuberufen, deren Zweck sein sollte, im Rahmen der internationalen Organisation der Historiker einen besonderen *Verband der osteuropäischen Historiker* zu gründen. Der Verband sollte die Grundlagen für eine Zusammenarbeit der Fachleute der verschiedenen osteuropäischen, insbesondere slavischen Völker schaffen und zwar durch periodische Konferenzen der Delegierten, ständigen Austausch der Publikationen, Austausch von Professoren und Studenten, die Herausgabe eines gemeinsamen periodischen Organs und die gemeinschaftliche Unternehmung von wissenschaftlichen Arbeiten. Die Konferenz hat im Jahre 1927 in Warschau stattgefunden und zur Gründung des Verbandes der osteuropäischen historischen Gesellschaften (Fédération des Sociétés historiques de l'Europe orientale) geführt. Durch Delegierte waren 30 gelehrte Körperschaften vertreten, denen sich weitere 14 durch eine schriftliche Erklärung angeschlossen hatten. Über den Verlauf und die Ergebnisse der Tagung unterrichtet die Publikation: „Conférence des historiens des états de l'Europe orientale et du monde slave, Varsovie, le 26—29 juin 1927. I-ere partie: Travaux de préparation, résumés des communications; II-me partie: Compte-rendu et communications. Varsovie 1927—1928." Auf der Konferenz war insbesondere ein Vollzugsausschuss gewählt worden, der die Geschäfte des Verbandes zu führen hat, weiter ein Ausschuss für die Redaktion des „Bulletin", das in französischer Sprache erscheint und schliesslich ein Ausschuss für die Herausgabe eines Wörterbuches der slavischen Altertumskunde, das in polnischer Sprache als „Słownik starożytności słowiańskich" im Verlag der Mianowskikasse in Warschau erscheinen soll. Die Anregung zu dieser Publikation war von dem Lemberger Wirtschaftshistoriker Prof. F. Bujak ausgegangen.

Die *zweite* Konferenz des Verbandes sollte in den Tagen vom 14. bis 17. Mai in *Prag* stattfinden. Ein vorbereitender Ausschuss, bestehend aus Prof. J. *Bidlo*, Minister Dr. Kamil *Krofta*, Landesarchivdirektor Dr. J. B. *Novák*, Prof. V. *Novotný*, Prof. J. V. *Šimák*, Prof. *J. Šusta*, Prof. V. *Vojtíšek* und Prof. M. *Weingart*, hatte die Organisation der Tagung in die Hand genommen. Zu Beginn des Jahres 1932 teilte er aber mit, dass die Konferenz mit Zustimmung der auswärtigen Interessenten verschoben werden müsse. Es waren verhältnismässig wenig Anmeldungen für die Teilnahme eingegangen, so dass es der vorbereitende Ausschuss angesichts der allgemeinen Krise für zweckmässig erachtete, von der Veranstaltung im geplanten grossen Maßstabe abzusehen und sich mit einer *Arbeitskonferenz* des Vollzugsausschusses, des Redaktionsausschusses für das „Bulletin d'information des sciences historiques en Europe orientale" und des Redaktionsausschusses für das Wörterbuch der slavischen Altertumskunde zu begnügen. Die Mehrzahl der Mitglieder hat ihre Zustimmung zu diesem Vorschlag, der die Konferenz für die Tage vom 18. bis 20. Mai nach Prag einberief, ausgesprochen.

Die *Eröffnungssitzung* fand am 18. Mai im Sitzungssaal der Philosophi-

schen Fakultät der Karls-Universität statt. Ausser den ausländischen Delegierten Prof. F. *Bujak* (Lemberg), Prof. B. *Dembiński* (Posen), Prof. M. *Handelsman* (Warschau), Dr. W. *Łopaciński* (Warschau), Dr. T. *Manteuffel* (Warschau), Prof. M. *Korduba* (Warschau), Direktor I. *Svencyćkyj* (Lemberg), Prof. F. *Šišić* (Zagreb), Prof. I. *Lukinich* (Budapest), Prof. D. *Mototolescu* (Oradea Mare), Prof. F. H. *Schmid* (Graz) und Prof. M. *Laskaris* (Saloniki), sowie den Prager Mitgliedern des Verbandes nahmen daran teil der tschechoslovakische Schulminister Dr. I. *Dérer,* als Vertreter des Aussenministeriums Minister Dr. K. *Krofta,* der Rektor der Karls-Universität Prof. J. *Pekař,* der Dekan der Philosophischen Fakultät Prof. O. *Hujer,* der Dekan der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag Prof. G. *Gesemann* und zahlreiche Angehörige des Lehrkörpers sowohl der Karls-Universität als auch der Deutschen Universität. Die Versammlung wurde von dem Vorsitzenden des vorbereitenden Ausschusses Prof. J. Bidlo eröffnet. Für das Schulministerium sprach Minister Dr. Dérer, für das Aussenministerium Minister Dr. Krofta, für die Karlsuniversität Prof. J. Pekař, für die deutschen Historiker in der Tschechoslovakei Prof. J. Pfitzner, für den Vollzugsausschuss Dr. W. Łopaciński, für das Redaktionskomitee des „Bulletins" Prof. I. Lukinich, für die Redaktion des Wörterbuches der slavischen Altertumskunde Prof. F. Bujak, für die russischen Historiker in der Emigration Prof. A. V. Florovskij, Prof. M. Handelsman für die polnischen Historiker, für die ukrainischen Historiker Prof. M. Korduba, für die rumänischen Historiker Prof. D. Mototolescu, für die deutschen Historiker Prof. F. H. Schmid und für die jugoslavischen Historiker schliesslich Prof. F. Šišić.

Die Verhandlungen der drei Ausschüsse nahmen den folgenden Tag in Anspruch. Die Schlußsitzung fand dann am 20. Mai statt, in der die Ergebnisse der Beratungen vom Plenum der Konferenz zur Kenntnis genommen wurden.

Der *Vollzugsausschuss* (Vorsitzender J. B. Novák, Sekretär W. Łopaciński, Mitglieder A. V. Florovskij, M. Korduba, F. Šišić) behält, da kein ordentlicher gewählt werden konnte, seine Funktion bis zur nächsten Delegiertenkonferenz bei. Diese Konferenz wird gleichzeitig mit dem internationalen Kongress der historischen Wissenschaften im August 1933 in Warschau stattfinden und dabei über gewisse Statutenänderungen, die sich auf die Termine der Tagungen beziehen, Beschluss fassen.

Den Verhandlungen des Redaktionsausschusses für das im vierten Jahrgang erscheinende „Bulletin" hatte ein Memorandum zugrundegelegen, das Prof. Bidlo ausgearbeitet hatte. Darin war festgestellt, dass das Organ seine Zwecke im allgemeinen erfüllt und mehr geleistet hat, als die früheren Informationsmittel, so dass seine Existenzberechtigung erwiesen ist. Ein weiterer Ausbau der Zeitschrift ist erwünscht, wobei aber nicht zu verkennen ist, dass sich einer solchen Ausgestaltung Schwierigkeiten in den Weg stellen. Ein empfindlicher Mangel ist das Fehlen des sovjetrussischen Materials. Man kann weder mit einer hinreichenden Zahl von Abonnenten, noch mit Subventionen rechnen. Trotzdem muss der Redaktionsausschuss das Programm einer Ausgestaltung des „Bulletins" im Auge behalten und versuchen, für die Herausgabe einen privaten Verleger zu gewinnen. Das Memorandum skiz-

zierte sodann einige Richtlinien für das künftige Programm. Im Verlauf der Beratungen unter dem Vorsitz Prof. Lukinichs und unter Teilnahme der Professoren Bidlo, Handelsman, Okunev, Schmid, Šišić, sowie des Sekretärs Dr. Manteuffels wurde Beschluss über den Inhalt des laufenden Jahrganges und über die künftige Organisation des „Bulletin" gefasst, das jeweils 1. chronologische und allgemein nationale Berichte, 2. synthetische Berichte über verschiedene wissenschaftliche Probleme, die zur Diskussion stehen, 3. Artikel über Gegenstand und Methode der osteuropäischen Geschichte und 4. eine wissenschaftliche Chronik bringen wird. Prof. M. Laskaris ist zum Eintritt in das Redaktionskomitee eingeladen worden.

Der Ausschuss für das Wörterbuch, an dessen Verhandlungen Bujak, Florovskij, Korduba, Mototolescu, Schmid, Šišić, Svencyćkyj und Weingart teilnahmen, konnte die bisher geleisteten Vorarbeiten weiterführen. Der Begriff der Altertumskunde ist sehr weit gefasst. Als terminus ad quem für die Zusammenstellung des Stoffes ist das Jahr 1400 n. Chr. festgesetzt, wobei mit Rücksicht auf die Entwicklung der slavischen Völker, die altertümliche Zustände vielfach lange konserviert hat, in einzelnen Fällen bis ins 16. Jahrhundert gegangen werden kann. Sachlich sollen Berücksichtigung finden: 1. Physische Geographie; 2. Historische Geographie. 3. Anthropogeographie. 4. Anthropologie. 5. Ethnologie. 6. Linguistik. 7. Archäologie (Prähistorie). 8. Historische Hilfswissenschaften. 9. Rechtsgeschichte. 10. Kirchengeschichte. 11. Wirtschaftsgeschichte. 12. Sozialgeschichte. 13. Politische Geschichte der einzelnen Nationen. 14. Allgemeine mittelalterliche Geschichte. 15. Slavische Geschichte allgemein. 16. Literaturgeschichte. 17. Historiographie. 18. Volkstümliche Tradition und Kultur. 19. Kunstgeschichte. 20. Musikgeschichte. Im Vordergrund stehen *Archäologie* und *historische Realien;* die übrigen Wissensgebiete sollen je nach ihrem Zusammenhang mit dem Bereich der Altertumskunde herangezogen werden. Die *sachliche Gliederung* des Stoffes wird durch eine *national-regionale Aufteilung* durchkreuzt. Die Anordnung der Stichwörter soll in *alphabetischer Reihenfolge* erfolgen. Der Umfang ist auf sechs Bände berechnet.

In den einzelnen Ländern werden *nationale Kommissionen* zunächst *Verzeichnisse der Stichwörter* liefern und sodann die Beiträge beschaffen. In der *Tschechoslovakei* hat sich diese Kommission im Rahmen des Prager *Slavischen Institutes* konstituiert. Vorsitzender der Kommission ist L. Niederle, Referent M. Weingart. Für die früher aufgezählten Disziplinen sind als Redakteure gewonnen: 1. V. Dědina, 2. J. Šimák, 3. K. Chotek, 4. J. Matiegka, E. Šimek, 5. K. Chotek, E. Šimek, 6. O. Hujer, M. Weingart, 7. L. Niederle, A. Stocký, 8. G. Friedrich, 9. Th. Saturník, R. Rauscher, 10. F. Dvorník, 11. K. Krofta, B. Mendl, 12. K. Krofta, B. Mendl, 13. V. Novotný, 14. J. Šusta, 15. J. Bidlo, 16. E. Smetánka, 17. V. Novotný, 18. J. Polívka, J. Horák, 19. V. Birnbaum, 20. (Christliche Archäologie) J. Cibulka, 21. (Musik) Zd. Nejedlý, J. Hutter. Die Kommission hat bereits ihr Verzeichnis der Stichwörter zusammengestellt. Früher fertiggestellt waren die russischen und polnischen Stichwörter; neu hinzugekommen sind die ukrainischen und bulgarischen. Das *definitive Gesamtverzeichnis* kann noch nicht zusammengestellt werden. Vorgesehen sind etwa 1000 allgemeinslavische und etwa 300 bis 400 spezielle (ostslavi-

sche, südslavische und westslavische) Stichwörter. Es fehlen noch die weissrussischen und die jugoslavischen. Was jene angeht, so soll erst ein Mitarbeiter gefunden werden. In Jugoslavien ist noch keine Kommission vorhanden. Eine wendische Abteilung wird vorbereitet. Ungelöst ist noch die Frage der Bearbeitung des sovjet-ostslavischen Materials. Die Heranziehung von Mitarbeitern aus der UdSSR. wurde mehrfach befürwortet. Die Bearbeitung des karpathorussischen Materials wird der beim Prager Slavischen Institut schon bestehende Ausschuss für die Erforschung der Slovakei und der Podkarpatská Rus übernehmen. Das Wörterbuch wird auch das Material berücksichtigen, das die Beziehungen der Slaven zu ihren Nachbarn liefern. Vorschläge für die Mitarbeit rumänischer Fachleute hat Prof. Mototolescu gemacht. Die deutschen Stichwörter werden vorbereitet. Geplant ist eine reiche Illustrierung. Im ganzen handelt es sich um ein Unternehmen, dessen Verwirklichung noch viel Zeit in Anspruch nehmen wird, was andererseits dazu beitragen kann, dass es voll zu einem grundlegenden Werk ausreift.

Mit einer Ansprache Prof. Handelsmans und einem Schlusswort Prof. Bidlos wurde die Prager Arbeitskonferenz des Verbandes der osteuropäischen historischen Gesellschaften beendet. Wie sich dessen weitere Tätigkeit entwickeln wird, muss die Zukunft zeigen. *Mgr.*

Die Geschichtsbetrachtung der Tschechen und Deutschen in den Sudetenländern

heisst eine im letzten Heft (dem 1. des laufenden Jahrganges) der „Historischen Zeitschrift“ erschienene Abhandlung des jungen Prager Historikers Prof. Josef *Pfitzner*. Sie gibt eine interessante, wenn auch nur leicht hingeworfene und keineswegs einwandfreie Darstellung der tschechischen und deutschen Geschichtsauffassung in der Tschechoslovakei, enthält aber auch ein Bekenntnis der jüngeren Generation der einheimischen deutschen Historiker, die den Mut hat, eine praktische Verständigung mit den tschechischen Fachgenossen über die ideellen Grundzüge der Geschichte ihres gemeinsamen Vaterlandes zu suchen. Die Ausführungen Pfitzners werden zweifellos die Vertreter der tschechischen Geschichtswissenschaft zu einer eingehenden Antwort und Auseinandersetzung veranlassen. An dieser Stelle müssen wir uns auf die Wiedergabe ihres wesentlichen Inhaltes und einige kritische Bemerkungen beschränken.

Pfitzner beginnt seine Erörterungen der tschechischen Geschichtsauffassung mit Recht mit dem eigentlichen Schöpfer der modernen tschechischen Geschichtsschreibung František Palacký und zeigt, wie für den Romantiker Palacký der „Sinn“, der Inhalt der tschechischen Geschichte in dem ewigen Kampf und Gegensatz zwischen Germanen und Slaven, zwischen Deutschen und Tschechen beschlossen blieb. Dieser nationale Gegensatz entsprang für ihn einer grundverschiedenen Anlage der beiden Völker; die Germanen waren ihm die Vertreter des Machtprinzips in der Geschichte, die Slaven dagegen die Heger und Pfleger der Humanität. Gegen diese stark von Herder beeinflusste Auffassung der tschechischen Geschichte machte sich frühzeitig

ein Widerstand sowohl in den Kreisen der tschechischen als auch deutschen Forscher geltend, und einige Jahre nach Palackýs Tod wurde sie durch den Kampf um die gefälschten Königinhofer und Grüneberger Handschriften, die eine wichtige Stütze der Auffassung Palackýs gewesen waren, stark erschüttert. Aber „der Philosoph unter den Männern, die sich mit rühmenswertem Bekennermute gegen lang eingewurzelte Vorurteile stellten, Masaryk, war doch entschlossen, wesentliche Teile der Palackýschen Hauptlehren beizubehalten, vor allem den ethisch-philosophischen Unterbau. Schob Masaryk auch jenen schier unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen wesentlich zurück, so suchte er um so nachdrücklicher jenes unveränderlich Ethische in der tschechischen Volksvergangenheit, das er in der Humanität und Demokratie ersah.“ Dem Einfluss Masaryks auf die tschechische Geschichtsschreibung, den er zweifelsohne stark überschätzt, schreibt Pfitzner die „unnatürliche Erscheinung“ zu, dass bei den Tschechen „Philosophie und Soziologie, sowie Politik das Amt der Geschichtsschreibung übernahmen“. Wenn er dabei auf zwei tschechische Philosophen, die sich von ihrem philosophischen Standpunkt mit der tschechischen Geschichte befasst haben, Em. Rádl und Josef Fischer, hinweist, so gibt er seinen deutschen Lesern ein in bedenklichem Masse entstelltes Bild der tschechischen Geschichtsbetrachtung. Denn kann selbst Masaryk nicht vorbehaltlos als der eigentliche Repräsentant der tschechischen wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung gelten, so ist es geradezu als arger Missgriff zu bezeichnen, wenn sich Pfitzner in diesem Zusammenhang auf Rádl beruft, dessen historische Thesen kaum ernst zu nehmen sind, und auf Fischer, der sich in seinem Buch über Palacký so ziemlich auf die blosse Wiedergabe der verschiedenen Auffassungen der tschechischen Geschichte beschränkt.

Dagegen ist die Bedeutung der fachwissenschaftlichen Arbeit der tschechischen Geschichtsforscher für die allmähliche Revision und Umgestaltung der Geschichtsauffassung Palackýs von Pfitzner nicht verdientermassen gewürdigt. Ihre Reihe beginnt schon mit dem in Deutschland weniger bekannten Historiographen der Stadt Prag V. V. Tomek. Ihr bedeutendster Vertreter ist aber jedenfalls der unlängst verstorbene Prof. J. Goll, der im Kampfe um die gefälschten alttschechischen Handschriften eine grosse Rolle gespielt hatte und der mit vollem Recht als Begründer der neuen tschechischen historischen Schule gilt. „Goll“ — schreibt Pfitzner zutreffend — „beheimatete unter den Tschechen in vollem Umfange und endgültig die kritische Methode der westlichen, besonders deutschen Geschichtswissenschaft, ging rein empirisch-induktiv an die Quellen heran und rückte entschlossen der von Palacký in die tschechische Geschichtsauffassung eingeführten philosophischen Anschauungen, die er als vorgefasste Meinungen abtat, zu Leibe.“ „Damit geriet die historische Schule“ — fährt Pfitzner mit starker Übertreibung fort — „in den schärfsten Gegensatz nicht nur zu Palacký, sondern auch zu Masaryk, obwohl sie sich mit diesem bei der Bekämpfung der gefälschten Handschriften, damit mittelbar Palackýs in getreuer Waffenbrüderschaft befand.“ Dem Hauptrepräsentanten der historischen Schule Golls, Prof. Josef Pekař, dessen Rektoratsrede unlängst in der „Prager Rundschau“ erschienen ist und mit dessen geschichtsphilosophischen Arbeiten sich Pfitzner näher befasst, „gebührt

(nach Pfitzner) das unleugbare Verdienst mit Mannesmut und Überzeugungskraft für Goll gegen Palacký—Masaryk, für eine neue, moderne, wissenschaftlich haltbare Geschichtsauffassung in die Schranken getreten zu sein." Von den Ausführungen Pekařs hebt Pfitzner insbesondere seine gegen Palacký gerichtete Äusserung hervor, wonach „nicht nur die Berührung und der Kampf, sondern die ständige Übernahme, das ständige Unterliegen, die ständige Sättigung mit dem Lebens- und Gedankenvorbilde der fortgeschrittenen Nachbarn der germanischen und romanischen Welt der mächtigste und weitaus bedeutungsvollste Fakt und Faktor der tschechischen Geschichte ist." Nach einer flüchtigen Darlegung der „durch Pekař neuformulierten tschechischen Geschichtsauffassung" erklärt Pfitzner mit Nachdruck: „Rückhaltlos muss zugestanden werden, und zwar besonders vom Standpunkte der deutschen Geschichtswissenschaft aus, dass Pekař der tschechischen Geschichtsforschung endgültig eine dauerhafte, moderne Grundlage geschaffen hat, von der aus eine Verständigung ja geradezu ein Wettbewerb mit dem Westen möglich sein wird."

Zum Schluss bespricht Pfitzner das Verhältnis der deutschen Historiker in den Sudetenländern zu diesen Bemühungen ihrer tschechischen Kollegen — denn Pekař ist wohl der bedeutendste, keineswegs aber der einzige Vertreter der von Goll eingeleiteten Richtung — um die wissenschaftliche Betrachtung ihrer Geschichte. Er sagt von diesen deutschen Historikern mit Recht, dass viele ihrer Grundauffassungen sich den von Pekař vertretenen näherten. „Gerade sie" — führt er aus — „bekämpften frühzeitig leidenschaftlich Palacký und setzten an Stelle seiner philosophischen Grundanschauungen die These, das tschechische Volk sei aufs stärkste von dem deutschen kulturellen Einflusse befruchtet worden, dem Reichsbau eingegliedert gewesen, habe sich aber dafür sehr undankbar erwiesen. Der Leistungsanteil der Tschechen trat daher nicht recht in Erscheinung. Er wurde noch mehr durch die nationalen Kämpfe der letzten 80 Jahre verdunkelt, und zwar gerade in der Zeit, als die Tschechen einen unaufhaltsamen Aufstieg zur Sicherung und Vermehrung ihrer politisch-nationalen und kulturellen Rechte zustande brachten. Die Deutschen, auf dem Besitzstande der josefinischen Zeit hartnäckig verharrend, sahen darin nicht das berechtigte Streben eines Volkes nach Freiheit und Vervollkommnung, sondern gerade im Hinblick auf das von tschechischer Seite immer wieder geltend gemachte böhmische Staatsrecht, eine Bedrohung deutschen Besitzstandes. Sie glaubten daher in der möglichst restlosen Abwehr tschechischnationaler Forderungen eine sichere Handhabe zur Behauptung der deutschen Stellung zu besitzen. In solch kampferfüllter Zeit, bei solcher Einstellung der Deutschen Österreichs und der Sudetenländer, konnte es zu keiner vollgültigen Wertung der tschechischen Vergangenheit kommen. Das verrät auch die letzte grosse Darstellung sudetenländischer Geschichte von deutscher Seite, die Bretholzens." Erst die Umsturzzeit schuf hier einen gründlichen Wandel. Die deutsche Jugend der Sudetenländer, in ganz neue Verhältnisse versetzt, „begann leidenschaftsloser auf den Ablauf der tschechischen Geschichte zu schauen und fand gebührende, anerkennende Worte, wo es sich um eine eigennationale Tat der Tschechen, vor allem auch um den nationalen Höhenstieg im letzten Jahrhundert handelte." „In diesem Zustande"

— erklärt Pfitzner als Wortführer dieser deutschen historischen Jugend — „ist sie für eine Verständigung mit dem von Pekař geführten tschechischen Historikerlager gerüstet und bereit, innerlich fähig, dem tschechischen Werdegang in Pekařs Formulierung in den wesentlichen Stücken Rechnung zu tragen." Gleich nach dieser Erklärung präsentiert Pfitzner im Namen der deutschen historischen Wissenschaft der Sudetenländer dem tschechischen Historikerlager eine Gegenforderung. Neben die Geschichte der Tschechen in den Sudetenländern soll die sudetendeutsche Geschichte im gleichen Raume gestellt werden. Pfitzner deutet auch gleich an, nach welchen Gesichtspunkten eine solche sudetendeutsche Geschichtsdarstellung zu bearbeiten wäre, und spricht seine Überzeugung aus, dass sie „ein reiches Bild kultureller Betätigung, einen Schatz echter Werte umschliessen, „und sich würdig neben die tschechische Geschichte stellen dürfen wird." Um die Bedeutung dieses „neben" vollkommen klarzumachen, fügt Pfitzner noch folgende wohl nicht unrichtige, aber ziemlich überflüssige Bemerkung hinzu: „Mögen sich die Geschichtsabläufe von Tschechen und Deutschen noch so sehr befruchten und durchkreuzen, berühren und durchdringen, immer werden die Schwerpunkte beider Erscheinungen neben —, nicht in- und durcheinander liegen." Dem tschechischen Historikerlager, wenn es auch nicht vorbehaltlos den einzelnen Formulierungen Pfitzners zustimmen wollen wird, wird es kaum schwerfallen, die ihm durch Pfitzner präsentierte Gegenforderung zu erfüllen. Denn kein ernster tschechischer Historiker bestreitet weder die hervorragende Bedeutung der Deutschen für die Geschichte der böhmischen Länder noch die vielen selbständigen Züge in der Entwicklung dieser daselbst seit Jahrhunderten ansässigen deutschen Bevölkerung. *K. Kr.*

Die Tschechoslovaken in Wien

Vor kurzem feierte der Schulverein „Komenský" in Wien das Jubiläum seines 60jährigen Bestehens, ein echtes Fest erfolgreicher kultureller Arbeit. Die Geschichte dieser ungewöhnlich rührigen und verdienstvollen Organisation ist in gewissem Sinne gleichbeteudend mit der Historie der Wiener tschechoslovakischen Kolonie, denn nur durch das Zusammenwirken aller Volksgenossen konnte es gelingen, in so hervorragendem Masse die Bedingungen für den kulturellen Aufstieg zu schaffen.

An der Tatsache, dass der Verein „Komenský" fünf eigene Schulgebäude mit allen Einrichtungen des modernen Schulbetriebes (Schülerspeisungen, ärztlichem Dienst, Büchereien, öffentlichen Veranstaltungen) besitzt, und dass die Zahl der Volksschüler auf 719, der Hauptschüler auf 1142, Mittelschüler auf 729, der Fachschulbesucher auf 313 gestiegen ist, beweist die Bedeutung dieser organisatorischen Tätigkeit. Die Veranstaltungen der Schulen (Vorträge, Versammlungen, Theater, Konzerte) waren von 70.000 Personen besucht, die Entlehnungen aus den Büchereien betrugen 30.000 Stück, die Kurse für Sprachunterricht auf dem flachen Lande zählten 590 Besucher im jugendlichen Alter bis zu 14 Jahren. Das Budget für die Unterstützungen armer Studierender betrug über S 16.000.

Das Leben der in Österreich domizilierenden Tschechen ist in den Zeiten der Monarchie mit den Opfern

einer um Existenz- und Gleichberechtigung kämpfenden Minorität ausgefüllt gewesen. Neben den von aussen kommenden Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten, den Hindernissen seitens der Behörden waren schwere innere Kämpfe zu überstehen, zumal die aus Beamten, Gewerbetreibenden und Arbeitern zusammengesetzte Bevölkerung durch politische, soziale sowie persönliche Interessen zersplittert war.

Einen breiten Raum nahm naturgemäss seit jeher das gesellschaftliche Leben ein, zumal die Zusammenfassung in ständischen Formen für das Bürgertum typisch ist: die „Slovanská Beseda" bildet den geschätzten Mittelpunkt der nationalen und sozialen Betätigung; der Verband der Handwerker und Gewerbetreibenden setzt sich aus einer Anzahl von Fachvereinen zusammen, deren Mitglieder in ihren Versammlungslokalen den Mittelpunkt des sozialen und nationalen Lebens erblicken. Von dem Gedanken der Tradition und der Liebe zur Heimat sind die Organisationen erfüllt, welche die Pflege des Sokolgedankens zum Ziele haben; die Ideale des Sports werden von den Sportvereinigungen, die nahezu allen Volksgenossen innewohnende Sympathie für Musik von den Gesang-, Theater- und Chorvereinen hochgehalten. Auf allen diesen Gebieten wurde im Laufe der vergangenen Jahrzehnte Bedeutendes geleistet. Männer der Wissenschaft haben die geistigen Bestrebungen gefördert (Präsident Masaryk stand seinerzeit an der Spitze des „Akademický spolek"), Gelehrte wie Professor Albert, Schriftsteller wie Machar, Künstler wie Schwaiger, Tomec, Hynais, Hlaváček, Musiker wie Foerster, Nedbal drückten dem geistigen Leben ihren Stempel auf. Seit 1879, als die ersten tschechischen Abgeordneten ins Wiener Parlament einzogen, bis zur Auflösung des alten Staates bildete sich ein enger Kontakt zwischen den Angehörigen der Kolonie und den Volksvertretern aus den böhmischen Ländern, die häufig Gelegenheit nahmen, sich um ihre Landsleute zu kümmern.

Seit der Gründung des tschechoslovakischen Staates und der Umgestaltung der Verhältnisse in Österreich wurde der Gefahr einer Erschütterung des Volksbewusstseins und des Zusammengehörigkeitsgefühles sowie einer Assimilation, wie sie unter Lueger stark in die Erscheinung getreten war, durch die Arbeit des „České srdce", sowie durch die Kontroll- und Verwaltungstätigkeit der „Menšinová rada", nicht zuletzt auch durch die objektive Haltung des Wiener Stadtschulrates gegenüber dem tschechoslovakischen Schulwesen mit Erfolg vorgebeugt. Das nachdrückliche Wirken des Generalkonsulates auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge trägt zweifellos dazu bei, dass die Existenz und Fortentwicklung der tschechoslovakischen Minderheit in Wien gefestigt und gesichert ist.

Heinrich Herbatschek

Die Mitarbeiter dieses Heftes

Dr. Josef Bartoš (geb. 1887), Realschulprofessor in Prag; Praha-Vršovice, Vinohradská ul. 2.

M. Hekter (geb. 1885), Redaktionssekretär der „Slavischen Rundschau" in Prag; Praha I., 606.

JUDr. Heinrich Herbatschek, Rechtsanwalt in Wien; Wien I., Rosenbursenstrasse 2.

JUDr. Emil Svoboda (geb. 1878), ord. Professor des Privatrechtes an der Karls-Universität in Prag; Praha I., Pařížská tř. 1.

Dr. Josef Šusta (geb. 1874), ord. Professor der allgemeinen Geschichte an der Karls-Universität in Prag; Praha-Smíchov, Arbesovo nám. 1.

Die PRAGER RUNDSCHAU erscheint jeden zweiten Monat im Umfang von 6 Bogen (96 Seiten) fallweise mit Bilderbeilagen. — Herausgeber Dr. Kamil Krofta, Prag.
Veranwortlicher Redakteur: Dr. A. Hartl, Prag. — Redaktionsschluss 25. Juni 1932.

BAŤA

Von M. Bitterman

Am 12. Juli 1932 wurde die Welt von der Nachricht überrascht, dass der Gründer der grossen tschechoslovakischen Schuhfabriken, *Tomáš Baťa* — durch ein Flugunglück in der Nähe seines Werkes den Tod gefunden hatte. Dadurch nahm das Leben eines Mannes ein Ende, der jahrelang im Zentrum eines heissen Kampfes gestanden hatte, eines Industrieführers, der durch seine Leistungen das Interesse nicht nur seiner eigenen Landsleute, sondern der ganzen Welt zu fesseln verstanden hatte.

Stark bekämpft von seinen Konkurrenten in allen Ländern der Welt, am meisten gehasst von den gewerblichen Schuhmachern seiner eigenen Heimat, die überzeugt waren, dass er durch seine neuen Fabrikations- und Verkaufsmethoden ihnen den Markt entriss, stand *Tomáš Baťa* auch in einem ununterbrochenen siegreichen Kampf mit den stets neu und neu sich häufenden Schwierigkeiten und Problemen, wie sie dem Vorwärtsdrängenden von allen Seiten sich in den Weg stellten. Technische Lösungen und Konstruktionen, neue Organisationsmethoden der Schuhproduktion, des Verkaufes, Städteplanung, Organisierung der Verpflegung, Regulierung von Flüssen, Erschliessung neuer Märkte in der Welt, Überwindung der wachsenden Hindernisse im internationalen Handel, Erziehung der jungen Männer zu einem mutigen und tatkräftigen Leben, Schaffung neuer Lebensmöglichkeiten und Erhöhung des Lebenstempos und eine weitere reichhaltige Menge der verschiedensten konkreten Aufgaben und Probleme füllten den Kopf des willensstarken Tomáš Baťa, dessen Entwicklung von kleinen Anfängen zum grössten Schuhproduzenten der Welt wie ein Märchen anmutet.

Als Befürworter und Anhänger eines jeden produktiven technischen Fortschritts war Tomáš Baťa in der letzten Zeit seines Lebens von einer grossen Liebe zum Flugzeug beseelt, welches ihm eine intensive Steigerung seines Arbeits- und Reisetempos ermöglichte, wie es übrigens aus seinem Programm an jenem Unglückstage ersichtlich ist, an dem ihn der Tod ereilte. Früh von seiner Heimatstadt Zlín (Ostmähren) abfliegend, wollte er vormittag den Bau seiner neuen Fabrik bei Zürich besichtigen, am Nachmittag wichtige Konferenzen in Dresden absolvieren und am Abend desselben Tages wieder in seiner Heimatstadt Zlín sein. Ohne Flugverkehr war eine derartige Arbeitsintensität nicht denkbar, daher musste das Flugzeug die Liebe eines Mannes erwecken, dem die *Arbeit* als höchste *moralische Pflicht des Menschen galt,* eines Mannes, dessen Denken

sein Leben lang einer besseren und erfolgreicheren *Organisation der Arbeit* gewidmet war.

Ein halbes Jahr vor seinem Tode unternahm Baťa im Flugzeug eine Reise nach Indien, um aus eigener Anschauung die Absatzbedingungen und Möglichkeiten auf den Märkten des Ostens kennenzulernen und neuen Absatz für seine Produktion zu finden. Diese fast drei Monate dauernde Reise führte über Italien, Nordafrika, Ägypten, Palästina und längs der Küste nach Indien. Sie war nicht ohne unangenehme Zwischenfälle und grosse Gefahren verlaufen (Flug über den Taurus). Alle diese Widerstände überwand Baťa, in dessen mutigem Leben keine Furcht vor dem Risiko war. Den grossen Gefahren in unbekannten Gegenden ist er entgangen, um dann in der Nähe seines eigenen Werkes umzukommen.

Die überraschende Entwicklung von Baťas Werk wäre unbegreiflich, wenn wir sie mit althergebrachten Maßstäben messen wollten. Da Baťa etwas ursprünglich Neues schuf, musste er ständig auf Missverständnisse vieler seiner Zeitgenossen stossen, welche nach den bisher bekannten Begriffen und mit den herkömmlichen Werturteilen sein Tun bewerten wollten. Die eine Partei befehdete ihn wegen seiner industriellen Expansion und grossen Preisnachlässe, die andere Partei wegen seiner neuen wohldurchdachten Arbeitsmethoden und seines originellen Lohnsystems. Den meisten seiner Gegner fehlte das Verhältnis zu Baťas synthetischer Tätigkeit, die meisten beurteilten ihn nur nach Teilansichten und nach dem besonderen Standpunkt, wie er ihnen durch ihre wirklichen oder vermeintlichen Interessen oder durch besondere Vorurteile diktiert wurde. Damit teilte Baťa das Schicksal aller wirklichen Neuerer, aller schöpferischen Menschen, deren Tun und Ideen mit den bisherigen Anschauungen und Maßstäben der Welt inkommensurabel sind. Besser als die deskriptive Methode, welche den sukzessiven konsequenten Aufbau und das Wachstum der Werke Baťas von den kleinen Anfängen bis zu dem grossen Konzern schildert, gibt in das Wesen des *Menschen Baťa* einen tiefen Einblick die Einleitung zu seinem Testament, welche nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Sie legt viele Beweggründe klar, die das Leben Baťas vorwärtsdrängten, sie zeigt sein ständiges Bedürfnis nach schöpferischer Arbeit, die nicht nur seinen eigenen Interessen gewidmet, sondern in tiefer Verbundenheit mit den Bedürfnissen seiner Mitmenschen wäre und zur Höhergestaltung des Lebens der Allgemeinheit führen könnte.

Die Einleitung zu dem Testament Baťas ist an seine bisherigen Mitarbeiter gerichtet und lautet:

„Die erste Voraussetzung des Gedeihens unseres Betriebes ist, dass ihr nicht glaubt, der Betrieb gehöre nur euch, sei nur für euch da. Unser Betrieb wurde nicht errichtet, um nur seinen Gründern eine Existenz zu sichern. Höhere Beweggründe waren es, die uns veranlassten, unsere Leidenschaften und Begierden zu zähmen, soweit sie dem Betrieb schädlich sind. Es geschah mehrmals, dass wir entschlossen waren, unser Leben dem Betrieb zu opfern, und einer aus unserer Familie ist ihm bereits zum Opfer gefallen. Das tut man nicht nur deshalb, um den Besitz zu sichern. In der Entwicklung unseres Betriebes erblickten wir die Entwicklung und Sicherung des Wohlstandes unseres ganzen Gebietes. Es war das Verlangen nach schöpferischer Betätigung, das Verlangen, eine grössere und immer grössere Menge von Menschen der Vorteile teilhaftig werden zu lassen, die unser Betrieb sowohl den Mitarbeitern wie den Kunden gewährt. Solange ihr dieser grossen Idee dienen werdet, werdet ihr im Einklange sein mit den Gesetzen der Menschheit und der Natur. Sobald aber jeder von euch nur an sich allein denkt und aufhört, dem Betrieb zu dienen, seid ihr überflüssig in der Welt."

Diese tiefen und auf festen moralischen Prinzipien aufgebauten Gedankengänge zeigen Baťa in einem anderen Lichte, als es die zahlreichen Polemiken, Streitfragen und Aktionen vermochten, die sich zu Lebzeiten Tomáš Baťas um ihn konzentrierten. Die einen sahen in Baťa bloss den industriellen Usurpator, der rücksichtslos seinem Ziel zustrebt, die anderen den Selfmademan, der viel dem Zufall zu danken hatte, andere wiederum wollten in seinem Wirken nur vorübergehende Erfolge erblicken, welche die Zeit wegspülen wird. Nur sehr wenige gab es, die ohne hergebrachte Vorurteile soviel freien Blick hatten, um das *Gesetzmässige* in Baťas ununterbrochenem Aufstieg zu begreifen, der von einer willensstarken und mutigen Persönlichkeit getragen war, welche sich vollkommen mit dem Werk identifizierte. Von einer Persönlichkeit, für welche die oft und laut proklamierte Idee des „Dienstes an der Öffentlichkeit" keine Phrase und kein blosser Reklametrick, sondern lebendiges Bedürfnis und Wirklichkeit war, die zu einem organisch aufgebauten und auch menschlich fundierten Industrieprogramm führte.

Die Realisierung dieses Programmes hat im Laufe der Zeit nicht nur in der Tschechoslovakei, sondern auch in den anderen Ländern zu einer früher ungekannten Verbilligung der Schuhe geführt. In der Tschechoslovakei direkt durch das Angebot von Baťas gutorganisierter Produktion, in den anderen Ländern erfolgte die Verbilligung teilweise durch das direkte Angebot von Baťas billigem

Schuhwerk, noch mehr aber durch den verbilligenden Einfluss, den Baťa auch auf alle anderen Schuhproduzenten ausübte, die sich der modernen Arbeitsweise Baťas anpassen mussten und unter der Wirkung seiner Konkurrenz auch billiger erzeugten und verkauften.

Hätte Baťa durch seine Produktion nur die intensive Verbilligung des für die breiten Volksschichten aller Länder so wichtigen Bedarfsartikels, wie es das Schuhwerk ist, erreicht, so hätte er bereits dadurch viel zur materiellen Wohlhabenheit beigetragen. Neben diesem grossen Dienst, den er den Schuhkonsumenten aller Länder leistete, besteht sein grösstes Verdienst um seine eigene Heimat darin, dass er aus der früher wenig bekannten Kleinstadt Zlín ein Industriezentrum ersten Ranges zu machen verstand und dadurch in den früher ärmlichen Gegenden für Zehntausende von Menschen neue Erwerbsmöglichkeiten bei hohen Löhnen schuf. Direkt und indirekt hat er dadurch die Wohlhabenheit in erster Linie der Zlíner Gegend, d. i. seiner engeren Heimat gehoben, in welcher mehrere Generationen seiner Vorfahren das Schuhmachergewerbe betrieben. Aber nicht nur für seine engere Heimat, auch für die ganze tschechoslovakische Wirtschaft hat die Entwicklung von Baťas Werk eine namhafte Steigerung des Schuhexports und eine Erhöhung der Kaufkraft gebracht. Ist doch die Tschechoslovakei im Laufe der vergangenen Jahre zum grössten Schuhexporteur der Welt geworden. Von dem gesamten Schuhexport der Tschechoslovakei im Jahre 1931, der den hohen Wert von 900 Millionen Kč überstieg, entfiel ein grosser Teil auf den Export der Baťawerke, welche trotz steigender Hindernisse und grosser gegnerischer Agitation auf den ausländischen Märkten im Jahre 1931 ihre Konkurrenzfähigkeit zu erhalten vermochten. Erst im Jahre 1932 ist es auch hier zu grösseren Störungen gekommen.

Die originelle Art, wie Baťa seine Produktion allen grossen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit zum Trotz stets steigern konnte, die besondere Art, wie er das Leben aller seiner Mitarbeiter organisch mit dem Betrieb zu verbinden verstand, die besondere Gliederung des grossen Werkes in autonom arbeitende Werkstätten, deren Interesse an dem Arbeitsergebnis durch ein klug durchdachtes Lohnsystem gesichert wurde, die Pflege und Fürsorge um die körperliche und moralische Gesundheit seiner Mitarbeiter, die Erziehung des Nachwuchses junger Männer und noch andere Teile von Baťas vielseitigem Programm haben aus Baťas grossem Konzern eine Arbeits- und Werkgemeinschaft geschaffen, welche etwas ganz Neues darstellt, was bisher unbekannt war. Es ist daher vollkommen begründet,

wenn in der Einleitung (von der wir einige Zitate folgen lassen) zu einem lebhaft und informativ geschriebenen Buch über Baťa*) der jetzige Direktor der Baťawerke *Hugo Vavrečka* folgende Worte zur Charakteristik Tomáš Baťas schreibt: „.... sein eigentlicher Beruf, dem er immer mehr und mehr zustrebte und in dem er am meisten aufging, war der des *sozialen Schöpfers, des Neuerers im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben der Menschen.*" oder weiter: ... „So ist die Eigenart und der Wert des sozialen Wirkens von Baťa nicht so sehr Frage der statistischen Vergleiche (obzwar auch die für ihn sprechen), sondern vor allem Sache der *Beobachtung und der moralischen Wertung des Menschen,* der im Bereich des Einflusses von Baťas System lebt und heranwächst, insbesondere des jungen Menschen." .... „das Prinzipielle des Baťasystems hat *Devinat***) richtig formuliert, indem er in der Schlussfolgerung darauf hinwies, dass Baťa die geistige Einstellung seiner Mitarbeiter im Sinne des von ihm angestrebten *„Dienstes an der Öffentlichkeit" nicht etwa durch moralische Überredung, sondern durch Ermöglichung direkter Interessennahme am Erfolg erreichen will.* Hier liegt in der Tat der Kern des System Baťa. Wohl haben zahlreiche andere Unternehmer das Moment der Beteiligung am Gewinn in der oder jener Form ebenfalls in ihrer Produktionsverfassung zur Geltung gebracht; der Unterschied besteht aber darin, dass bei Baťa das Ziel nicht nur in der Erhöhung der Leistung besteht, sondern *vor allem in der praktischen Wirtschaftserziehung, die sowohl im Interesse des Unternehmens, als auch im allgemeinen sozialen Interesse angestrebt wird.* Baťa warf insbesondere der Grossindustrie vor, dass sie sich gar nicht um die Erziehung und Aufklärung des Arbeiters kümmere, dass sie vielfach sogar in der Niedrighaltung des geistigen und materiellen Lebensstandards der Arbeiterschaft ihren Vorteil erblicke.

Die Beteiligung am Gewinn in der Art, wie sie Baťa eingeführt hatte, fördert zunächst das Interesse und das Verständnis für den Produktionsvorgang und erhöht so die Leistung; dann aber erweckt sie beim Arbeiter sukzessive den Sinn für die Marktzusammenhänge, für die Preise und für die Absatzbedingungen. Dem Arbeiter wird klar, dass seine Existenz abhängig ist vom Masse und von der Güte seines „Dienstes an der Öffentlichkeit". Er lernt eine neue Arbeits-

*) *„Baťa"* — ein Schuster erobert die Welt. Von *Eugen Erdély,* eingeleitet von *Hugo Vavrečka.* A. Kahler, Verlag Leipzig, 1932.

**) *Devinat Paul:* „Die Arbeitsbedingungen in einem rationalisierten Betrieb." (Herausgegeben vom Internationalen Arbeitsamt.) Genf 1930.



moral, er gewinnt Selbstvertrauen, er weiss wohl, seine eigene wie auch fremde Arbeit abzuschätzen, er scheut vor keiner Arbeit zurück, vor keinem Arbeitswechsel, er lernt sparen, er appelliert nicht an Unterstützungen, wenn er einmal keine Arbeit finden sollte; kurz, er wird ein wertvoller Staatsbürger, ein besserer Mensch im sozialen Sinne. Diese Gedanken leiteten Baťa, als er über die vernünftigste Einordnung der Arbeiters im Arbeitsplan einer modernen Fabrik nachdachte... „Baťa hoffte, dass der praktische Erfolg dieser Erziehung in der Produktion und im Vertrieb bald so durchschlagend sein werde, dass der Staat, die Öffentlichkeit, die politischen Parteien, die Arbeiterschaft und die Industrie selbst vom Beispiel der Zlíner Fabrik lernen werden und dass er so *durch sein Werk zu einer Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse beitragen wird.* Was den Erfolg für das Unternehmen selbst anlangt, erfüllten sich die Erwartungen Baťas schon in kurzer Zeit glänzend; aber auch die Rückwirkung auf die breite Öffentlichkeit blieb nicht aus, und die Baťawerke werden heute trotz einer intensiven Gegenpropaganda allgemein als die vorbildlichsten in technischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht anerkannt."

Erst aus den oben analysierten ungewöhnlichen menschlichen Qualitäten Baťas sind auch seine ausserordentlichen Erfolge erklärlich, die er in verhältnismässig kurzer Zeit in einem Milieu errang, welches einem raschen Aufstieg weit grössere Widerstände entgegensetzt, als z. B. Amerika oder andere grosse Staaten, die bereits durch die grossen Dimensionen des Inlandmarktes jeder aufsteigenden und expansiven Persönlichkeit eine weit grössere Betätigungsmöglichkeit erlauben.

Die Zahlen, welche den wachsenden Arbeiterstand oder die steigende Produktion der Baťawerke angeben, sind daher noch höher zu werten, als wenn sie in einem Milieu erreicht worden wären, welches von Natur aus grössere Entfaltungsmöglichkeiten bietet. So stieg z. B. die Zahl der Arbeiter in den Baťawerken von 120 Mann im Jahre 1900 auf 1400 im Jahre 1914, auf 4100 im Jahre 1918, um im Jahre 1930 12.300 Mann und im Jahre 1931 die hohe Zahl von ca. 19.700 Mann zu erreichen. Dies sind jedoch nur die in der Produktion direkt Beschäftigten, dazu kommen noch ca. 10.000 Personen, welche in den Verkaufsstellen Baťas beschäftigt sind. Noch mehr als die Arbeiterzahl stieg die Produktion, da ja Baťa als konsequenter Anhänger der Rationalisierung und der zweckmässigen Arbeitsorganisation darauf bedacht war, der Maschine einen stets steigenden Anteil am Produktionsprozess zuzuteilen und so die auf eine bestimmte Arbeiter-

zahl entfallende Produktionsmenge zu steigern. *„Der Maschine die Plage — den Menschen das Denken"* war eines seiner Losungsworte. Es lag auch in der Linie seines Hauptprinzips („Dienst an der Öffentlichkeit"), dass er die aus der rationalisierten Produktion fliessenden Gewinne nicht für seine Privatzwecke gebrauchte, sondern sie

1. zu weiteren Verbesserungen der Betriebsorganisation und der Produktionsmethoden benützte, woraus eine weitere Senkung der Erzeugungskosten resultierte;

2. die Ersparnisse im Produktionsprozess und die Senkung der Erzeugungskosten zu grossen Preisnachlässen benützte, die seine Konkurrenzfähigkeit und seine Position auf dem heimischen und auf den ausländischen Märkten ständig festigten und den Konsumenten mit billigen Schuhen versorgten;

3. die aus der konsequenten Rationalisierung fliessenden Ersparnisse und Gewinne benützte er weiter zu Lohnaufbesserungen, wodurch er die Erhöhung der Kaufkraft und des Lebensniveaus seiner Arbeiterschaft erzielte.

Es zeugt von Baťas guter Kenntnis der wichtigen Funktion des menschlichen Faktors in der industriellen Produktion, dass er seine Aufmerksamkeit nicht nur jenen Produktionsverlusten widmete, die durch unökonomische Organisation der Arbeit oder durch schlechte oder veraltete Maschinen entstehen, sondern auch jenen Verlusten, welche durch die Teilnahmslosigkeit der in der Produktion beschäftigten Menschen hervorgerufen werden. Daher sehen wir bei ihm das Bestreben, nicht nur die besten Maschinen und die zweckmässigste Organisation zu haben, sondern auch eine Arbeiterschaft zu erziehen, welche ein ständiges und intensives Interesse an dem Produktionsprozess und seinem guten Ergebnis hätte. Diesem Bestreben entsprang auch die Gliederung der Baťawerke in einzelne Werkstätten (Produktionseinheiten), die autonom arbeiten und aus den durch eigenes Verdienst erzielten Ersparnissen weitere Lohnaufbesserungen erzielen können. Ebenso müssen die durch eigenes Verschulden verursachten Verluste aus eigenem getragen werden. Dieses kombinierte Lohnsystem hat das Interesse der Arbeiter an dem Produktionsergebnis der Baťawerke stark geweckt und viel zur Erhöhung der Leistung, zur Produktionssteigerung und auch zur Erhöhung der Arbeitsqualität beigetragen. Dieses Lohnsystem gab aber auch Anlass zu Angriffen auf Baťa. Es wurde von vielen seiner Gegner als eine Art Dumping erklärt und hat in der gegen Baťa

zu Hause und im Auslande von seinen Gegnern geführten Kampagne eine grosse Rolle gespielt.

Erhöhung der Leistung, das war Baťas Bestreben, das wollte er nicht nur von seiner eigenen Person erreichen, sondern auch von allen Mitarbeitern, von den Maschinen, von seinem gesamten Betrieb. Hand in Hand mit der Steigerung der Produktionsleistung ging bei Baťa auch die zweckmässige Organisierung seines Verkaufssystems, welches zu der bereits oben erwähnten hohen Zahl eigener Verkaufsstellen führte, deren Zweck es war, einen *direkten* Verkehr mit den Konsumenten herzustellen. Dadurch hat Baťa sich von den störenden Wirkungen des Zwischenhändlertums freigemacht. Da er den Ausbau seiner Produktionsstätten, als auch seiner Verkaufsstellen aus eigenen Mitteln ohne fremden Kredit bewerkstelligte, war er auch von dem Einfluss gesichert, den fremde Kreditgeber auf die Entwicklung seines Unternehmens hätten ausüben können.

Der sukzessive aber rasche Aufbau der Baťawerke gibt daher ein Bild organischen Wachstums, wobei von Baťa viele Gefahren vermieden wurden, die anderswo den Betrieben aus der Abhängigkeit vom Handel oder von den Finanzierungsinstituten entstehen. Der direkte Verkehr der Baťawerke mit den Konsumenten erforderte einen gut funktionierenden Informations- und Propagandadienst, dem Baťa ein grosses Gewicht beilegte. Er entfaltete eine rege Reklame- und Propagandatätigkeit, die es ihm ermöglichte, die breite Öffentlichkeit mit allen Preisnachlässen und Neuerungen seiner Werke bekannt zu machen. Das Ergebnis dieser systematischen Bearbeitung war eine intensive Durchdringung des heimischen Marktes, wo der Absatz der Baťaproduktion bald eine dominierende Stellung errang. Einen raschen Sprung tat er in dieser Richtung im Jahre 1922, als es zu einer raschen Höherbewertung der tschechoslovakischen Krone kam. Damals handelte es sich darum, eine schnelle Senkung der Warenpreise in der Tschechoslovakei zu erreichen, damit das Gleichgewicht zwischen dem Auslandskurs und der Inlandskaufkraft der Krone hergestellt würde. Baťa begriff die Situation und ohne Rücksicht auf vorübergehende Bilanzverluste schritt er zu einer radikalen Preissenkung. Die teuer erzeugte Ware wurde rasch verkauft, die weitere Produktion aus billig eingekauften Rohstoffen führte bereits zum Gewinn und die auf diese Art rasch durchgeführte Anpassung der Baťawerke an den höheren Werte der Krone gab ihnen einen grossen Vorsprung gegenüber allen Inlandskonkurrenten, welche sich erst langsam den neuen Verhältnissen anpassten. Die Produk-

tion kam in Schwung, und bald war ein weiterer Aufstieg der Baťawerke zu verzeichnen.

Die Durchdringung des Inlandmarktes ging ständig vorwärts trotz der Hindernisse, welche alle Konkurrenten und andere Faktoren dem Wachstum Baťas entgegensetzen wollten. Auch auf den ausländischen Märkten kam es zu einem raschen Vorwärtsdringen Baťas. Doch waren die Verteidigungsmittel der ausländischen Konkurrenten anderer Art. Sie setzten in vielen Staaten grosse Zollerhöhungen auf Schuhe durch, um ihren Import zu verhindern, eventuell zu erschweren. Dieser handelspolitische Kampf dauerte mehrere Jahre. Baťa hat es verstanden, auch einen grossen Teil dieser Hindernisse durch ständige Senkung der Erzeugungskosten und Preisnachlässe zu paralysieren, um seine Stellung auf den ausländischen Märkten zu behaupten. Als es zu noch weiteren prohibitiven Steigerungen der Zollmauern kam, schritt er zur Errichtung von eigenen Fabriken in mehreren Staaten, um auf diese Weise seinen Kampf um die Verbilligung des Schuhwerkes weiterzuführen. Trotz aller dieser Hindernisse stieg die Produktion und auch der Export der Baťawerke bis zum Jahre 1931. Erst die kritischen Zustände, zu denen es Ende 1931 und in den ersten Monaten 1932 in der handelspolitischen Praxis der meisten Staaten unter Einwirkung der grossen Wirtschafts- und Finanzkrise kam, hatten einen Rückschlag zur Folge. Strengen Einfuhrverboten und prohibitiven Einfuhrzöllen war durch weitere Preisnachlässe nicht beizukommen und erst nach Fertigstellung der Auslandsfabriken war eine intensive Weiterführung des Kampfes auf den Auslandsmärkten möglich.

Es war klar, dass mit der neuen Situation auch die ständigen grossen Erweiterungs- und Investitionsarbeiten, wie sie seit zehn Jahren in Zlín in einem intensiven Tempo durchgeführt wurden, jetzt gebremst werden mussten. Den Schwierigkeiten, welche sich dem weiteren Wachstum seines Betriebes entgegenstellten, trat Baťa mit grosser Energie und geistiger Elastizität entgegen. Davon zeugt z. B. ein interessanter Artikel, den er in seiner Wochenschrift „Zlín" unter dem Titel „Was werden wir tun?" veröffentlichte. Der Artikel ist auch dadurch charakteristisch, dass Baťa darin die Schuld für die aus der Weltwirtschaftskrise für seine Betriebe fliessenden Schwierigkeiten nicht auf aussenstehende Faktoren abwälzt, sondern der eigenen noch ungenügenden Anpassungsfähigkeit. Der Artikel zeugt von Baťas ungebrochenem Mut, auch der neuen Schwierigkeiten Herr zu werden.

Der im April 1932 erschienene Artikel, welcher auch von Baťas rücksichtsloser Kritik gegen sich selbst zeugt, lautet:

„Wir haben mit einem Schlag fast alle unsere ausländischen Absatzmärkte durch Einfuhrverbote und Prohibitionszölle verloren. In neuen Absatzgebieten sind wir bisher nicht eingeführt. Wir konnten uns bisher dem Geschmack und den Bedürfnissen noch nicht anpassen, aber wir konnten uns auch nicht auf eine der Kaufkraft der neuen Kunden entsprechende Erzeugung einstellen. Dies ist meine Schuld. Menschen machen Fehler und auch ich bilde keine Ausnahme. Wir haben kein Recht, über neue Einrichtungen und neue Lebensformen zu klagen. Alle unsere Schwierigkeiten in der gegenwärtigen Zeit und alle unsere Sorgen um die Zukunft werden durch die Absatzschwierigkeiten — durch Überfluss — hervorgerufen.

Glauben wir nicht, dass die neuen Verhältnisse, welche die Absatzschwierigkeiten verursacht haben, der weiteren Entwicklung der Menschheit gefährlich sind. Selbst wenn diese neuen Verhältnisse schwer auf uns lasten und uns zwingen, unsere Produktionsmethoden zu verbessern, führen sie schliesslich doch zur Verbesserung des Lebens in der ganzen Welt.

Vor allem dürfen wir nicht unsere Samstage verfaulenzen. Die Fünftagewoche können wir bei richtigen Löhnen nur dann aufrechterhalten, wenn wir auch die Samstage zu unserer Schulung nützen. Die freigewordenen Angestellten in der Produktion werden verkaufen lernen. Andere werden mit Hilfe unseres freien Kapitals für uns Regulierungen, Wehre und Strassen in unserer Gegend schaffen. Wir werden die Leute, welche die Beschäftigung verloren haben oder verlieren, lehren, bescheiden aber menschlich zu leben, allerdings auf eigene Rechnung, ohne dass sie Unterstützung, namentlich vom Staat, anfordern und so den Beschäftigten die Arbeit erschweren und die Produktionsfähigkeit herabdrücken.

Ich hoffe, dass wir in kurzer Zeit unsere fähigen Mitarbeiter wieder aufnehmen werden. Wir werden jedoch jene nicht schätzen, welche Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln angenommen haben. Wir werden mit allen Kräften auf eine weitere Entfaltung unserer Arbeit hinarbeiten. Ich glaube, dass wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen so werden arbeiten lernen, dass wir noch weit mehr Leute beschäftigen werden als bisher."

Der Artikel zeugt von Baťas weiterem Optimismus und von seiner unüberwindlichen Abneigung gegen jede öffentliche Unterstützung. Seine Voraussagen, dass die Baťawerke nach vorübergehender Sen-

kung wieder zu neuen Arbeiteraufnahmen schreiten werden, haben sich auch kurz nach seinem Tode erfüllt.

Zur Zeit, da dieser Artikel geschrieben wird, sind fast drei Monate nach Baťas Tod vergangen. In dieser Zeit hat es sich bewahrheitet, dass die innere Konstruktion der Werke und auch die bisherigen Mitarbeiter Baťas so verlässlich sind, dass auch der Abgang des Gründers keinen Stillstand der Produktion nach sich zog.

Die finanzielle Unabhängigkeit der Werke, die jahrelange Schulung und Arbeitstradition zahlreicher Mitarbeiter haben sich bereits in der Zeit nach Baťas Tod bewährt und dadurch den Beweis für die Behauptung geliefert, dass auch ohne den ständigen persönlichen Einfluss Baťas die verlässliche Betriebsführung seiner Werke gesichert ist. Es dürfte aber jetzt wahrscheinlich mehr das Hauptaugenmerk auf die Erhaltung und die Betriebführung der bestehenden Fabriken, als auf eine weitere Expansion durch Neuanlagen gerichtet sein. Die bereits im Bau befindlichen Anlagen werden aber nach dem Programm der Leitung zu Ende geführt. Wertvoll für die Beurteilung von Baťas Lebensarbeit ist das Faktum, dass es sich um *dauernde* Unternehmungen handelt, die jetzt schon auch unabhängig von Baťas persönlichem Einfluss sich günstig und ruhig entwickeln.

Bei der Schilderung von Baťas Wirken dürfen auch seine sozialpolitischen Bestrebungen nicht unerwähnt bleiben. Durch systematischen Wohnungsbau sorgte er für gesunde Wohnungsmöglichkeiten seiner Angestellten und das Krankenhaus in Zlín gehört zu den best eingerichteten seiner Art.

Für alle, die den Lebenslauf Baťas betrachten, bleibt aber auch für das weitere die *menschliche Seite* seiner Persönlichkeit interessant. Es war dies auch der Standpunkt, von dem aus der Schreiber dieses Artikels in Baťas Todeswoche das Unglück glossiert hat.*) Mit einem Zitat aus dieser unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesnachricht geschriebene Glosse beschliessen wir auch diesen Artikel:

„In erster Reihe fällt bereits das Faktum in die Waagschale, dass in einem kleinbürgerlichen Milieu ein Mann von Weltformat aufwachsen konnte. Dies kann ein Ansporn für alle unternehmungsfreudigen Menschen sein und insbesondere für die Jugend. Es ist bekannt, dass Tomáš Baťa oft an junge Menschen und ihre Erziehung dachte. Er wollte, dass sie mutig, frei, ausdauernd und unternehmungslustig seien. Alle diese Eigenschaften sind bei Menschen not-

*) Hospodářská Politika Nr. 28: „Baťův lidský příklad" v. 16. Juli 1932.



wendig, die sich emporarbeiten wollen und die ohne Rücksicht auf die schweren Verhältnisse und auf die Wirtschaftskrise wirtschaftliche und menschliche Erfolge erringen wollen, mit denen sie zur Erhöhung des allgemeinen Lebensniveaus und zur Überwindung der Krise beitragen können.

Mut, Ausdauer und Unternehmungslust waren auch die Hauptmerkmale von Baťas produktiver Persönlichkeit. Ohne diese Eigenschaften hätte er nie die Hindernisse des engen Milieus und die Störungen überwinden können, die aus Missverständnissen, oft aus Neid und noch aus anderen Beweggründen von Menschen eines engen Milieus gegen alles mobilisiert werden, was den Durchschnitt überragt und gegen jedermann, der neue Wege sucht und sich nicht mit den bekannten und ausgefahrenen Wegen und Methoden begnügt.

Darin liegt eines der grössten pädagogischen Verdienste von Baťas wirtschaftlich und menschlich produktiver Persönlichkeit: *er hat den Beweis erbracht,* dass es nicht nur in den weiten Gefilden des Westens oder Amerikas, sondern auch in den engen Verhältnissen der Tschechoslovakei möglich ist, zu einer grossen und wirtschaftlich bedeutenden Persönlichkeit emporzuwachsen. Er gibt allen Jungen *den Glauben,* dass sie nicht auf Unterstützungen, Protektion und andere äussere Zufälligkeiten sich zu verlassen brauchen und dürfen, sondern aus eigener Kraft, Mut und Arbeitsamkeit ihren Lebenserfolg erringen können und müssen.

Es waren nicht nur billige Schuhe, die er der Tschechoslovakei gab, es war auch der Glaube an den Erfolg eines Werkes, wenn es durch Liebe und harte, reine Männlichkeit getragen wird.

Diese lichte Seite von Baťas persönlichem Beispiel gehört zu den Hauptaktiven der grossen Erbschaft, die Baťa hinterliess."

DER HL. WENZEL IM SPIEGEL DEUTSCHER KUNST

Von Otto Kletzl

Selbst Wetzer-Weltis grosses Kirchen-Lexikon kommt in seinem Beitrag über diesen heiligen Fürsten des Landes Böhmen zu dem Ergebnis, dass er „vielleicht nicht so sehr wegen seines ungestümen Eifers zur Einführung des Christentums, als vielmehr wegen seines damit in Zusammenhang stehenden engeren Anschlusses an das Deutsche Reich als Opfer einer nationalen Gegenbewegung gefallen ist." In der Entwicklung der Wenzels-Vita spielen denn auch nationale Gesichtspunkte eine grosse Rolle. Pekař, der hervor-

ragende tschechische Historiker, konnte da für das frühe und hohe Mittelalter ganz allgemein feststellen: „Je mehr eine Legende die Tapferkeit des Heiligen hervorhebt, um so späteren Ursprungs ist sie."[1]) Zögernd nur bequemen sich die Autoren zur Verurteilung der Mutter des Heiligen, Drahomíra, die ebenso wie der Mörder Boleslav bald als heidnisch geschildert werden; spät erst setzt die Verehrung seiner Grossmutter Ludmilla ein, die ihn im Christenglauben, im Glauben der deutschen Priester erzogen hatte. Obwohl nach der Ermordung des Heiligen im Jahre 929, bzw. 935 der Kaiser Heinrich I. das Rechtsverhältnis Böhmens zum Deutschen Reich alsbald wieder herstellte, wird der durch die Gründung des Prager Bistums wesentlich geförderte Wenzelskult rasch zur Verehrung und Pflege des böhmischen Staatsgedankens schlechthin. Der Wenzelstag wird Staatsfeiertag und an den grenzwichtigen Pässen des Landes entstehen Kirchen, welche diesem Heiligen geweiht sind, gleich Wachthäusern. In Umkehrung geradezu des geschichtlichen Tatbestandes erscheint Fürst Wenzel in der Legende Oriente iam sole aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die als eine endgültige Formulierung der Geschichte dieses Heiligen bezeichnet wird, nicht nur als sozialer Befreier, sondern auch als Befreier der Tschechen von dem Vasallenverhältnis zum Reich. „Es gibt fast keinen bedeutenden Sieg der Tschechen vom 11. bis zum 14. Jahrhundert, den Wenzel nicht als wunderbarer Retter seines Volkes hätte erstreiten helfen" (Pekař).

Schon Wenzelsbilder des 11. Jahrhunderts zeigen diese Wandlung zum Symbol eines national-slavischen Staates an. Zur Zeit des Herzogs Udalrich war die Gestalt des Heiligen bereits münzen- und siegelwürdig und im Krönungsevangeliar Vratislavs ist auch eine Angleichung an die in heidnischer Übung gegründete Priester-Königs-Gestalt vollzogen. In den Miniaturen von Handschriften der sog. Richsa-Gruppe aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts steht der heilige Fürst so völlig gewappnet da wie der Ritter Georg. Es bleibe dahingestellt, inwieweit hier die Gottesstreiter-Idee des deutschen weltlichen Epos der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit eine Rolle gespielt hat. Jedenfalls wissen wir nicht, wie sich die zahlreichen Deutschen, welche die přemyslidischen Könige besonders im aufgehenden 13. Jahrhundert nach Böhmen riefen, zum Wenzelskult gestellt haben. Wahrscheinlich be-

[1]) Die Wenzels- und Ludmillalegenden und die Echtheit Christians. Prag 1906, A. a. O.



jahend auch zur gesteigerten Form des Sinnbildes von einem Staat, der nun auch ihre Heimat geworden war.

Dadurch, dass ein böhmischer König aus dem Hause der Luxemburger als Karl IV. deutscher Kaiser geworden war, erklärt sich eine Ausdehnung des Wenzelskultes über die Grenzen der böhmischen Länder, wie sie sehr deutlich schon im späteren 14. Jahrhundert zu beobachten ist. In Frankreich hatte Karl IV. die Bedeutung des Kultes eines heiligen Herrschers für Land und Reich erkannt. Sein Bestreben ging also nicht nur dahin, den im Lande schon fest wurzelnden Kult zu internationalisieren, ihn einem feiner gewordenen Geistesleben anzupassen. Er war ausserdem bemüht, diese Heiligenverehrung auch nach Deutschland zu verpflanzen. Wohl auch mit der Absicht, dadurch den Kult eines Reichs-Heiligen zu begründen, der Hausmacht und Reich fester aneinander zu ketten versprach. Beides förderte er zunächst durch die eigenhändige Abfassung einer Wenzels-Vita, die, nicht wesentlich durch Oriente-iam-sole-Fassungen beeinflusst, als die Geschichte eines heiligen Fürsten bezeichnet werden muss, den Karl IV. ganz seinen Idealen gemäss vornehmlich mit Eigenschaften des Mönches und Gelehrten ausstattet, ihn als einen Helden des Geistes erscheinen lässt. Dieser ist es, den der Bildhauer Heinrich Parler d. J., ein Neffe des deutschen Prager Dombaumeisters Peter, 1373 im kaiserlichen Auftrage für einen Hauptort der Wenzelsverehrung, die Wenzelskapelle des Veitsdomes geschaffen hat. (Abb. 1.) Das auch künstlerisch sehr bedeutende Werk ist ikono-, bzw. hagiographisch deswegen so interessant, weil die Veränderung eines aus dem Trecento Oberitaliens nach Böhmen gelangten Ritterheiligen-Typus auf Grund der kaiserlichen Vita früher und anders erfolgt, als es rein stilgeschichtlich zu erwarten wäre. Deswegen nimmt das Bildwerk auch im Rahmen der Prager Parler-Plastik eine so isolierte Stellung ein. Von den deutschen Repliken des Bildwerkes aus dem 14. Jahrhundert sind vor allem drei zu nennen: Die Plastiken in der Nürnberger Frauenkirche, an der Pfarrkirche von Sulzbach in der Oberpfalz und das Mittelbild des Altars aus Mühlhausen a. N. in der Landesgalerie Stuttgart. Alle drei Werke zeugen von der Ausdehnung des Wenzelskultes ins Reich; die beiden Steinbilder sind für Bauten geschaffen worden, die von Karl IV. selbst errichtet, bzw. erweitert worden sind; den Stuttgarter Altar stiftete 1385 der Schwabe „Reinhart von Mülhusen burger zu Prag". Auch hier tritt die feine Gestalt des gelehrten Asketen in kennzeichnenden Gegensatz zu den

derben Formen der Theoderich-Schule auf den übrigen Tafeln.[2]) Nicht nur in Zittau, in der Lausitz und in Schlesien, sondern auch in Meissen, Erfurt und Brandenburg, ja selbst in der alten Krönungsstadt Aachen wird der Wenzelskult, werden mit ihm Wenzelsbilder heimisch. Im Aachener Altar erscheint der Heilige durch Spruchband als Fürsprecher der ganzen katholischen Welt; was nur als eine Konzession zugunsten des neu zu errichtenden Reichsheiligen-Kultes aufgefasst werden kann. Bezeichnenderweise ist es die von Karl IV. und den Künstlern seines Hofes herausgestellte übernationale Auffassung, welche von den und für die Deutschen des Reiches gewählt wird. Sowohl der Prager Erzbischof Očko von Vlašim, als auch sein Nachfolger Johann von Jenstein haben eine solche Ausweitung der Kultes sicher auch aus staatsmännischer Einsicht sehr gefördert. Očko schrieb zugunsten des Heiligen einen recht bevorzugten Ablass aus, Johann ordnete an, dass das Wenzelsfest auch in der Regensburger, Bamberger und im böhmischen Teile der Meissner Diözese öffentlich gefeiert werde. Er was es auch, der 1380 den Wenzelsaltar im Meissner Dom erbaute, der wenig später jene von mystischem Empfinden durchglühten Wenzels-Hymnen schuf, welche mit der Auffassung, aus der das Parlerische Bildwerk entsprang, weitgehend übereinstimmen. (Cod. Vat. 1122.)

Dabei fand in Böhmen selbst noch eine Weiterentwicklung der volkstümlich-streitbaren Erscheinung des tschechischen Fürsten statt; als unmittelbare Folgerung des Oriente-iam-sole-Textes tritt sie noch bis 1350 auf. Z. B. im Lektionar der Königin Richsa (Wien, Nat.-Bibl.), im Antiphonar VI G 3a der Univ.-Bibl. Prag; der Georg im Brevier XIII E 14 e ebenda ist nicht zufällig dieser Gestalt sehr ähnlich. Über die Jahrhundertmitte hinaus wirkt das ältere Bild des Priester-Fürsten noch nach in Darstellungen von Herrschern des Landes. Bei dem Buchstabenbilde z. B. auf f. 3 des Vyšehrader Antiphonars (jetzt in Voraus) ist der König Vratislav von diesem überlieferten Wenzelsbild eigentlich gar nicht zu unterscheiden. Alle durch dieses Bild traditionsgeheiligten Einzelheiten des bildgewordenen Staatsgedankens finden wir auch wieder bei der Darstellung des Kaiser-Königs Wenzel IV. im „Codex juris privilegati nec non communis" der deutschen Bergwerks-Stadt Iglau an der Grenze zwischen Böhmen und Mähren. Auch den Deutschen der

[2]) Über den nicht ganz einfachen Vorgang und die zahlreichen Werke, die sich um das Bild im Prager Dom gruppieren, vgl. O. Kletzl, Die Wenzelsstatue mit einem Zeichen der Parler. Zeitschr. f. bild. Kst., 65. Jahrg., S. 136 ff.



böhmischen Länder ward die Würde des regierenden Herrschers so am sichersten verdeutlicht. Die Verwendung jenes zum „Wenzels-Adler“ gewordenen alten Landeswappens, das dann in Deutschland so oft mit dem Reichsadler verwechselt worden ist, macht solche Beziehungen zu einem alten Bildtypus des Heiligen noch deutlicher. Der international-höfischen, der kaiserlichen Auffassung entsprechen im vorhussitischen Böhmen daneben noch eine ganze Anzahl auch künstlerisch sehr bemerkenswerter Bilder, die teilweise sicher von deutschen Künstlern stammen. Da ist nicht nur der Zyklus im Treppenhaus des Hauptgebäudes der kaiserlichen Burg Karlstein; da ist auch das Missale Laurins von Klattau (Wien, Nat.-Bibl.), da sind die drei Darstellungen im sog. Waldstein-Brevier (Prag, Univ.-Bibl.), die Bilder auf den Rahmen des Vera Ikons im Veitsdome, des Hohenfurter Gnadenbildes und die Gestalt in der Altartafel aus Dubeček. (Prag, Staatsgalerie.)

Der Hussitismus war eine viel zu sehr auch im Nationalen wurzelnde Bewegung, als dass er die Wenzels-Verehrung hätte beseitigen wollen. Schon Hus berief sich in seinen Predigten wiederholt auf diesen Heiligen. Die vierte, die nationale Strophe des alten Wenzels-Chorals entstand in dieser Zeit und waffenklirrend ersteht eine neue Gestalt des Gottesstreiters in Altären und Kanzionalen der tschechischen Teile des Landes. Noch in dem Kleinseitner Graduale von 1572 (Prag, Univ.-Bibl.) lebt in der Zusammenstellung der Vierundzwanzig Alten mit dem heiligen Fürsten hussitischer Geist nach. Nun aber, nachdem die Werbung für den Reichsheiligen durch die luxemburgischen Herrscher aufgehört hatte, wird der böhmische Fürst in reichsdeutschen Landschaften kennzeichnend anders gesehen und verehrt:

Die reichsdeutsche Wenzels-Legende des 15. Jahrhunderts, vertreten etwa durch g. C. 1103 und 394 der Staatsbibl. München (1458, bzw. 54), durch Cgm. 1108 der Stadtbibl. Augsburg, trägt zwar alle Merkmale der Oriente-iam-sole-Gruppe. In wesentlichen Punkten jedoch sind sie ganz missverstanden, naiv umgedeutet. Für die Deutschen ausserhalb der böhmischen Länder wird der hl. Wenzel verehrungswürdig wegen seiner allgemein christlichen Tugenden; wegen seiner Demut, seiner Nächstenliebe und Barmherzigkeit. Solcher Auffassung, dargelegt z. B. auch in dem Wenzels-Text, den Hans Schönsperger in jenes „Heiligenleben” aufnahm, das er 1489 in Augsburg druckte, entspricht vollkommen ein Holzschnitt, der darstellt, wie Skt. Wenzel unerkannt deshalb von einem Heger geschlagen wird, weil dieser ihn nächtlicherweile dabei ertappte, wie



1. Hl. Wenzel. Steinplastik 1373. Mit einem Zeichen der Parler. An der Ostwand der Wenzelskapelle im Veitsdom — Prag

den heilige das sy vns vmb got erwerben das
vnd an leib Amen.

Von sant wentzesl

vñ na
wach
übũg
ser w
gotlic
ligen
ret dc
vor. J
Kön
das t
fart v
dz er
te vñ

heilig küng hät sein reich in grossẽ frid vnd b
ne als ein kertz vñ ein lucern. vnd was gerec
achtet dem armen als dem reichen vñ was an
was milte zů den armen. vnd vernichtet auc
der heiden kind taufft vñ meret auch die heilig
het die gewõheit das er ye in d nacht in den w

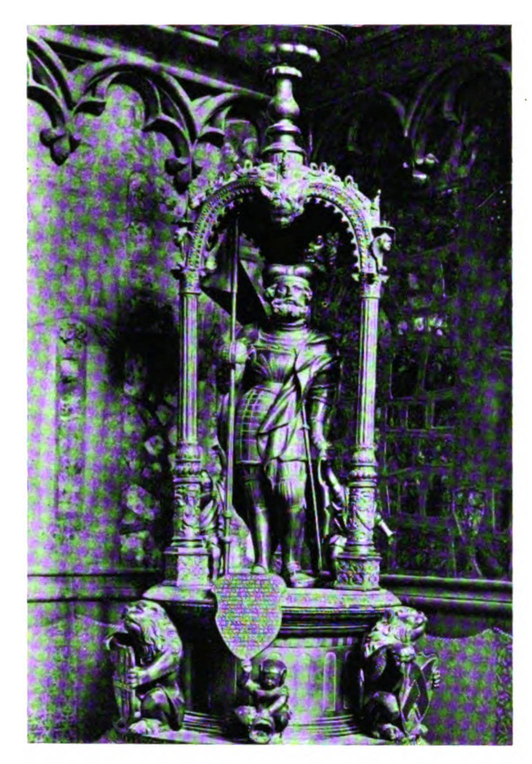
2. *Der hl. Wenzel wird geschlagen. Holzschnitt 1489. Aus Hans Schönspergers „Heiligenleben". Augsburg*



3. *Der hl. Wenzel thronend. Miniatur. Späteres 15. Jhdt. „Heiligenleben" der Augsburger Stadtbibl. Cod. fol. 154, f. 431 v.*



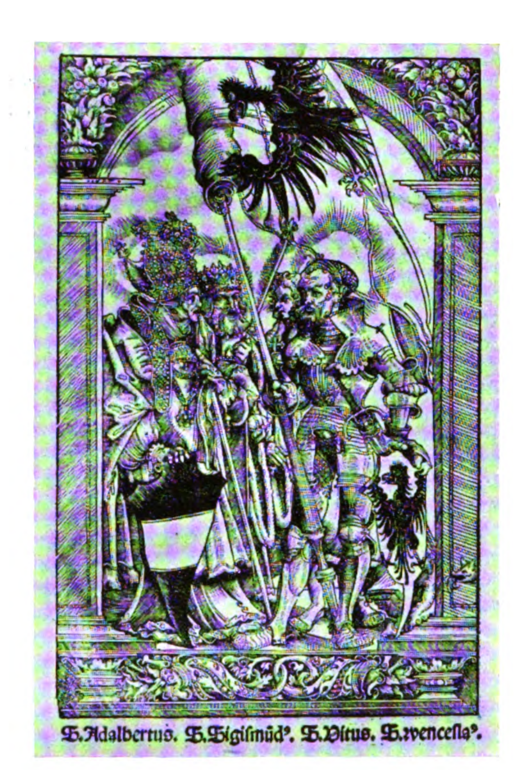
4. Des hl. Wenzel Empfang durch den deutschen Kaiser. Wandbild. Um 1540. Augsburger Schule. Westwand der Wenzelskapelle im Veitsdom zu Prag. Ausschnitt aus dem Mittelteil



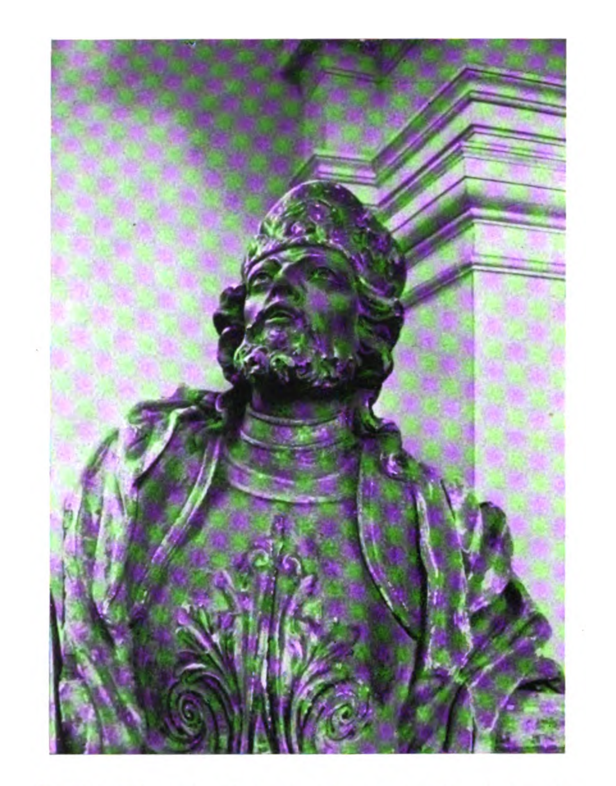
5. Hl. Wenzel. Bronze, 1534. Giesshütte Hans Vischers in Nürnberg. Im „Wenzels-Leuchter“ der Wenzels-Kapelle des Veitsdomes



6. *Hl. Wenzel. Kolor. Holzschnitt. 1527. Erhard Schön, Nürnberg. Wahrscheinlich im Auftrage des Metropolitan- und Domkapitels Prag entstanden*



7. *Der hl. Wenzel neben den Heiligen Adalbert, Sigismund und Veit. Holzschnitt 1522. Missalepragense. Leipzig. G. Lemberger, mit Hilfe einer Komposition Mathias Grünewalds*



8. Hl. Wenzel. Holzplastik. Anf. 18. Jhdt. Aus dem Prämonstratenserinnenkloster Chotieschau. Stiftsmuseum Tepl



9. Hl. Wenzel. Porzellanplastik. 1732. Meissner Manufaktur. Jh. Gottlob Kirchner. U. a. Slg. Lechner-Prag



10. Die Ermordung des hl. Wenzel. Lav. Federzeichnung. Späteres 18. Jhdt. Fr. Ant. Maulbertsch zugeschr. Mähr. Landesgalerie Brünn



11. Die Ermordung des hl. Wenzel. Ölmalerei auf Blech. Um 1750. Norbert Grund. Stiftsmuseum Hohenfurt



12. Der hl. Wenzel holztragend. Bleistiftzeichnung. 1835. Joseph Führich. Vorlage für die Steinzeichnung Strähubers im Festkalender von Pocci-Görres

er Holz für die Armen fällte. (Abb. 2.) Diese Szene tritt zuerst in der zweiten Fassung von Oriente-iam-sole auf; in Böhmen war sie niemals so durch ein Bild betont worden. Wie beliebt gerade diese Szene dagegen „im Reich" werden konnte, beweist schon der Hinweis darauf, dass der Holzschneider, welcher für Schönsperger arbeitete, nur eine Szene spiegelverkehrt wiederholte, die schon in Konrad Fyners „Heiligenleben" auftritt, das 1481 in Urach gedruckt worden ist.[3]) — Auch der kolorierte Holzschnitt, den Simon Koch in den Wenzels-Text des Sommerteils von „Der Hilligen Levent" einrückte, welches Buch 1487 in Magdeburg gedruckt wurde, stellt die Ermordung des Heiligen dar, nicht sein siegel- und wappenwürdiges Bild mit Schild und Schwert. Wird er doch einmal thronend dargestellt, wie auf f. 431 v des „Heiligenlebens", das als Manuskript unter Cod. fol. CLIV in der Stadtbibl. Augsburg aufbewahrt wird, so doch völlig ohne jenen herrscherhaft-repräsentativen Symbolen, wie sie für Böhmen eigentlich immer verbindlich bleiben. (Abb. 3, späteres 15. Jahrhundert.) Dieser König hat blonde Henselein-Locken und sein Szepter ist ebenso äusserst einfach wie sein Kronreif, sein Thron und sein Gewand. Es ist ein richtiger Nothelfer-König für den schlichten Bürger, getreu den Versen im Text: „Nu helf uns sant Wentzeslaus . . ." Von politischen oder nationalen Bedeutsamkeiten ist hier gar nichts übriggeblieben.

Diese Umwandlung des Wenzelsbildes vornehmlich bei den Deutschen, erklärt auch zahlreiche, mehr oder weniger sonderbare Attribute, die grossenteils auf fast notwendig missverständlicher Ausdeutung importierter Texte und Bilder beruhen. Dass z. B. die sphragistisch bestimmte Stellung des Schildes links unten nicht beachtet wird, gehört hierher. In Böhmen findet sich die Rechts-Stellung des Schildes erst lange nach der Luxemburgischen Zeit; bei dem Rahmenbild etwa der Madonna aus der Budweiser Spitalskirche und auf dem letzten Blatt des Sigismund-Graduales c. 37 im Stift Tepl. Hier ist von dem Abte sogar ein österreichisch-doppelköpfiger Adler als Schildbild angeregt worden. Rechts unten hält den Schild auch die grosse Holzfigur des Heiligen im Hauptaltar der Nikolaikirche von Döbeln in Sachsen. (Um 1520.) Als zierlich-modische Ailette gar erscheint der Schild an der Schulter des Herzogs in dem auf eine Stiftung Karls IV. zurückgehenden Wenzelsaltar im Münster

[3]) Vgl. L. W. Schreiber, Der Buchholzschnitt im 15. Jahrhundert. 1930 Tfl. 8 und 18.

von Aachen.[4]) Wird politisch-repräsentative Bedeutung doch noch verlangt, wie von dem Holzschneider HwF, der für Conrad Baumgarthens „Psalterium Olomucense" gearbeitet hat (1500 in Pilsen gedruckt und für die böhmischen Länder bestimmt), so belässt er den Schild wohl richtig links unten, gibt aber dafür unrichtig auch die Wimpellanze auf dieselbe Seite.

Es gibt aber auch Wenzels-Bilder, bei denen als Attribut ein Turm erscheint (Slg. Hloucha, Smíchov-Prag) oder der Hahn auf dem Buche des hl. Veit (Haberditzl, Einblattdr. d. 15. Jahrhunderts, Wien I/158). Schreiber, der dieses Blatt unter III/1731 anführt, vermutet wegen Einzelheiten das Entstehen im deutschen Südosten. Richtig deutsch missverstanden ist die Darstellung in Temperatechnik des Stiftes Nonnberg in Salzburg. (Um 1460.): Der Heilige mit Henselein-Locken ist hier völlig waffenlos und hält in der Linken einen knorrigen Baumast. Die ikonographisch wichtige Bügelmütze jedoch des Herzogs erscheint so wie in Aachen in den Kurhut des deutschen Reiches verwandelt.[5])

In den böhmischen Ländern allein geht gleichzeitig der repräsentative Typus weiter, zu dessen bildlicher Darstellung auch deutsche Künstler beitragen. Da ist nicht nur der Holzschnitt im „Psalterium Olomucense" und je eine grosse Miniatur in den Tepler Sigismund-Gradualia C. 37 und C. 38, sondern auch das Orationale von 1477 der Prager Univ.-Bibl. (XIII H 3 b), das Graduale im Germanischen Museum Nürnbergs von 1496 (Bredt Nr. 139), die Kasel mit dem Bilde in Hochreliefstickerei von 1487 im Brünner Landesmuseum mit den Wappen der Duba und Zastřizel usw. Darstellungen wie diejenige auf dem Flügelaltar der Korpus-Christi-Kirche in Breslau stellen schon eine Überleitung zum Typus deutscher Renaissance dar. Nicht nur hier fallen dabei noch ausgesprochen slavische Gesichtszüge auf. Die Zartheit des höfischen durch Heinrich Parler d. J. eingeführten Bildes erhält noch in der farbig gefassten Holzstatue in Bertsdorf bei Zittau ein Echo.

Auch deshalb, weil Böhmen längst nicht mehr Hauptsitz der kaiserlichen Hausmacht war, konnte im 16. Jahrhundert der Einfluss deutscher Kunst selbst auf das Wenzels-Bild so stark werden. Die Versammlung bedeutender Werke in der Wenzels-Kapelle des Veitsdomes zu Prag kann dafür als ein Sinnbild gelten. Da sind zunächst die Wandmalereien, die um 1540 von einem Meister der

[4]) Bau- und Kunstdenkm. d. Kgr. Sachsen, 25. Heft, Dresden 1903, Beil. 2, und die Kunstdenkm. d. Rheinprov. 10. Bd. Düsseldorf 1916, S. 168 ff.

[5]) Abb. in Österr. Kunsttop. Bd. VII, Wien 1911, Abb. 143.

Augsburger Schule als Ersatz für wohl verblasste, vielleicht auch durch den Brand von 1541 beschädigte Arbeiten aus dem 14. Jahrhundert geschaffen worden sind. Alexius von Květná hat sie in den Jahren 1612—14 nur teilweise übermalt. (Der Zyklus wurde 1913 freigelegt.) In dem Mittelteil der Ostwand gipfelt die Illustration des Heiligenlebens zu symphonisch grossartiger Dreigliedrigkeit in dem Empfang des Heiligen am Hofe des Kaisers. Wenzel erscheint als Kurfürst und auch der Würde wegen als reifer Mann. Im Mittelfeld wird eine alte Einzelheit der Vita aufgegriffen, um die politisch-repräsentative Kundgebung, als welche sich vor allem das Hauptbild der Folge darstellt, zu unterstreichen: Zwei Engel, nur dem Kaiser sichtbar, führen Fürst Wenzel, so seine Heiligkeit anzeigend ein und der Kaiser fühlt sich deshalb veranlasst, ihn durch Entgegengehen bis zum Eingang des Thronsaales besonders zu ehren. (Abb. 4.) An der Nordwand der Kapelle hängt jenes Tafelbild von 1543 mit einer Darstellung des Mordes, das L. Cranach d. Ä. zugeschrieben wird. — Vollendet erscheint die Umwandlung in die gedrungene, bärtige Gestalt eines deutschen Landsknechtes in Maximilians-Harnisch und breiten Kuhmaul-Schuhen bei der Hauptgestalt jenes Wenzels-Leuchters von denkmalhafter Pracht und Grösse in der Nordostecke der Kapelle, den die Brauer und Mälzer der Altstadt Prag 1532 stifteten. (Abb. 5.) Das 1534 vollendete Werk, in dessen Bedachung, noch wunderlich Gotik- und Renaissanceformen mischend, Motive vom Sebaldusgrab wiederkehren, stammt aus Hans Vischers Giesshütte in Nürnberg. Im Germanischen Museum dieser Stadt ist noch das Holzmodell zur Hauptfigur erhalten. (Josephi Nr. 479.) Selbst auf einer Kuttenberger Glocke von 1583 in Dobřen erscheint diese neue Gestalt des Heiligen, die sehr ausgebildet schon in einem Schnitzaltar der Donauschule aus der Zeit um 1500 im Nürnberger Germanischen Museum auftritt. Dieser Typus ist es auch, den der seit 1514 in Nürnberg tätige, dem Kreise um Dürer angehörende Erhard Schön in seinem kolorierten Holzschnitt von 1527 dargestellt hat. (Abb. 6.) Dieses aus dem streitbaren Geiste der Reformationszeit geborene Bild erfährt seine bedeutendste Ausgestaltung in dem Titel-Holzschnitt von jenem Missale Pragense, das 1522 in Leipzig gedruckt wurde. Neben den anderen böhmischen Landespatronen Adalbert, Sigismund und Veit erscheint Wenzel hier nämlich in einer Komposition, zu welcher der Graphiker Georg Lemberger einen Bildgedanken Matthias Grünewalds verwertet hat. (Abb. 7.) Es ist die Disputation zwischen Erasmus und Mauritius, welches Werk zwischen

1520 und 1525 als Dombild für Halle entstand. (Heute in der Münchner Pinakothek.) Möglich, dass Grünewald selbst den Entwurf schuf, in dem Wenzel an Stelle des heiligen Ritters Mauritius tritt.[6]) Die alte Wimpellanze wird zu einem Fahnen-Motiv von grossartig raumfassender Bedeutung. Der hl. Georg Dürers von 1506 (B 67) ist ein naher Verwandter dieses hl. Wenzels. — Es sind wohl auch dynastische Rücksichten, welche Leonhard Beck veranlasst haben, nach 1512 bei dem Holzschnitt „S. Wenceslaus" in der grossen Folge der „Heiligen aus der Sipp-, Mag und Schwägerschaft des Kaisers Maximilian I." die friedlichen Eigenschaften ähnlich stark hervorzukehren, wie das in den reichs-deutschen „Heiligenleben" des 15. Jahrhunderts geschah: Der Heilige, wieder mit dem deutschen Kurhut geschmückt und ganz waffenlos, leitet auf dieser Szene die Taufe eines heidnischen Knaben. Beck hat gerade mit der Folge, dem dieses Blatt angehört, sein reifstes Werk geschaffen.[7])

Die Entwicklung der religiösen Verhältnisse in den böhmischen Ländern erklärt uns, warum die Wenzels-Bilder des Barocks zahlreicher und bedeutender erst gegen Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts werden. Die Verehrung des Heiligen hatte bei den Tschechen niemals aufgehört; selbst einem Komenský erschien Wenzel als Märtyrer der göttlichen Wahrheit. Die geistigen Führer der Gegenreformation haben die echte Volkstümlichkeit dieses Heiligen entschieden gefördert. Der alte Choral ward als Drucksache verbreitet, die Wenzels-Heredität nahm ihre wichtige Tätigkeit auf und in der Legende schuf man eine Verbindung zur alten tschechischen Sage von den Rittern im Berge Blaník. 1729 schrieben P. Stephanus und S. Thoma das Werk „Der an denen Thür-Schwellen der Kirchen sterbend, alldort sein Blut an denen Wänden unauslöschlich hinterlassende heilige Blutzeug und Hertzog in Böheimb, Wenceslaus." Die Deutschen des Landes haben zu solcher Erneuerung des Kultes das ihre beigetragen. Ein deutsches Wenzels-Drama von 1723 wird im Stifte Strahov aufbewahrt und noch im späteren 19. Jahrhundert wurde durch Flugblätter das Lied verbreitet: „Tausendmal bist du gepriesen, O tapferer Ritter heiliger Wenceslaus..."

Noch mit den Mitteln des Hochbarocks schuf der tschechische Maler *Karel Škreta* jenes Wenzels-Bild, in dem sich eigentümlich

[6]) Vgl. E. Tietze-Conrat: Ein Holzschnitt von Grünewald. Beilage zu den „Graphischen Künsten" 1927.

[7]) Abb. im Jb. d. Kunstsamml. Wien, 5. Bd. 1887.

slavische Auffassung wohl am schönsten ausspricht, (Prag, Städt. Museum) und der Deutsch-Böhme Peter Brandl hat insbesondere in der Ölskizze zu dem Altarblatt mit der Mordszene im Kloster Břevnov die dramatische Erregtheit der Kunstsprache seiner Zeit meisterhaft zu nutzen verstanden. Ehrsamer, bürgerlicher erscheint der Heilige in Darstellungen des Schlesiers Johann Georg Heintsch. Stecher wie Daniel Wussin und der Augsburger Anton Birkhart schliessen sich deutlich an jene schon traditionsgeheiligte Darstellung an, die im 14. Jahrhundert als Import aus dem oberitalienischen Trecento nach Böhmen gekommen war. Heinrich Parlers d. J. Bildwerk ging gleichfalls von diesem „Liber-Viaticus-Typus" aus.

Eine ganz neue Auffassung der Wenzels-Gestalt zur sinnbildhaften Bedeutung eines Typus zu steigern, gelang erst Meistern des Spätbarocks. Es ist der „Hl. Wenzel in Extase", der so unter recht wesentlicher Mitarbeit deutscher Kräfte geformt wurde. Hier sei er durch das überlebensgrosse Holzbildwerk aus dem Prämonstratenserinnen-Kloster Chotieschau vorgestellt, das sich heute im Stiftsmuseum von Tepl befindet. (Abb. 8.) Da ist eine höchst eindrucksvolle Vereinigung tief religiöser Verzückung mit gegenreformatorischer Siegergebärde geglückt. Der Heilige steht auf Kanonenrohren und anderem Kriegsgerät, hat auch die überlieferte Bügelmütze des Herzogs und ist mit antikisierendem Harnisch und Mantel bekleidet. Der Schild, dessen alte Bedeutung längst nicht mehr erkannt wird, fehlt jedoch zugunsten einer Betergebärde der Hände, welcher bei dem Chotieschauer Bild sogar die Lanze geopfert worden ist. Es kann nicht wundernehmen, dass eine so völlig aus dem Geiste des Spätbarocks geborene Gestalt, die wie eine Illustration zu der genannten Schrift von Stephanus und Thoma, wie eine Figur des dank starker Effekte bühnenwirksamen Wenzelsdramas in Strahov anmutet, sehr häufig vorkommt. Schon auf der grossen Prager Wenzels-Ausstellung von 1929 war sie u. a. gut durch eine kleine Holzfigur vertreten. Ähnliche Stücke befinden sich in den Sammlungen Podlaha, Mandl und Svoboda (Prag und Pilsen). Lebens- und überlebensgross ausgeformt steht sie im Hauptaltar der Prager Salvatorkirche, am Turm der Prag-Altstädter Nikolauskirche, auf der Schlossbrücke von Krumau in den Marien- und Dreifaltigkeitssäulen von Olmütz und Polička. Besonders hier ungemein kühn bewegt. Ein schönes Stück tauchte auch bei der Versteigerung der Sammlung des Klosters „Nothgottes" am Rhein auf. Die Reihe liesse sich leicht verlängern. Das Entstehen

und Entfalten dieses Typus im besonderen zu verfolgen, würde sich sehr lohnen.

Noch mehr aus der Siegesgebärde einer katholischen Zeit entwickelt, die unter Österreichs Fahnen eben die Türken endgültig aus Mitteleuropa vertrieb, ist jene Wenzelsstatue der Prager Karlsbrücke eines Meisters Octavianus von 1714, die, 1784 durch Hochwasser zerstört, in ihrem ganzen Aufbau nur durch einen Stich Neuräutters überliefert ist. In der denkmalhaften Anordnung schliesst sich an diese Plastik an die Ausformung in Porzellan, welche 1732 Johann Gottlieb Kirchner, der Vorgänger Kändlers, für die Manufaktur in Meissen schuf.[8]) Es ist schon viel zierliche Empfindsamkeit in dem schönen Stück aus Kirchners bester Zeit. Der Heilige ist ganz waffenlos und in einer Gebärde innigster Verehrung erhebt sich am Sockel ein Engel. (Abb. 9.) Originalabgüsse stehen u. a. in der Dresdner Porzellansammlung, in der Prager Sammlung Lechner und im Schloss Liblitz bei Mělník. Die Leidensform sehr fein gewordenen Spätstiles bestimmt stärker noch den Reiz, die Neuartigkeit jener lavierten Federzeichnung in der Mährischen Landesgalerie, die als eine Arbeit von Franz Anton Maulbertsch gilt. (Abb. 10.) Da in der ganz auf Hell und Dunkel gestimmten Komposition Einflüsse von Rembrandt her recht deutlich werden, dürfte sie seinen späteren Schaffensjahren angehören. Puppenhaft zierlich klingt das Menuett der Rokoko-Kunst des deutschen Prager Malers Norbert Grund, selbst dann, wenn er mit Hilfe barocker Kompositionen die Ermordung des Heiligen darstellte. (Abb. 11.) Es ist ein völlig anderer Geist, der mit solchem Apparat in dem Täfelchen des Hohenfurter Stiftsmuseums geschaltet hat. Ein sentimentaler Idealist fällt hier als Opfer seiner Überzeugung und der Engel, welcher Krone und Palme des Märtyrers bringt, ist zu einem amorähnlichen Putto geworden. In ähnlichem Sinne formte Wenzel Laurenz Rainer die spätbarocke Bildform des „Heiligen in Exstase“ um.

Das Wenzelsbild der deutschen Romantik greift nicht nur auf den Liber-Viaticus-Typus der Zeit Karls IV. zurück. Das taten auch Tschechen wie Josef Mánes. (Seine Fahne der Königgrätzer 1848-Legion und des deutschen Bildhauers Emanuel Max Statue auf der Prager Karlsbrücke von 1853.) Ihre besondere Leistung besteht vielmehr in einer neuerlichen Verlebendigung gerade des friedlichen Heiligen. Es ist ähnlich wie im 15. Jahrhundert: Der

[8]) Vgl. P. E. Vondoerfer: Das Prager Vorbild zum Meissener hl. Wenzel Kirchners. Der Kunstwanderer, Jg. 1930, Jänner.



Deutsche ist an der Auferhöhung zum Symbol für einen Staatsgedanken, wie sie für die Tschechen des 19. Jahrhunderts der Bildhauer Myslbek vollzieht, nicht interessiert.[9]) Das Grossbildwerk, welches Ludwig Schwanthaler im Auftrage des deutschböhmischen Gutsbesitzers Anton Veith um 1850 schuf (heute im National-Museum Prag), zeigt den mit idealischen Ahnungen erfüllten Jüngling aus nazarenischer Kunst-Welt; Schild und Wimpellanze fehlen, in den Händen des himmelwärts Blickenden ruht allein die Palme des Märtyrers. So wie einst die Holzschneider für Schönsperger und Fyner wählt Joseph Führich 1835 als Vorlage für die Steinzeichnung, die Strähuber dem „Festkalender“ von Pocci und Görres lieferte, eine Illustration der Taten des Barmherzigen, des Demütigen. (Abb. 12.) Ganz rein klingt hier der Märchenton deutscher Romantik aus der frommen Schalmei des Nazareners.

DAS AUFTRETEN LUTHERS UND DIE UNITÄT DER BÖHMISCHEN BRÜDER

Von F. M. Bartoš

Als am 31. Oktober 1517 der junge Martin Luther seine Thesen an die Schlosskirche zu Wittenberg anschlug, dachte er nicht im entferntesten daran, dass diese Tat eine Revolution gegen die Kirche zur Folge haben könnte. Er kündigte eine der üblichen Universitätsdisputationen an, zu der er einlud. Schon lange Zeit, einige Monate hindurch, ja vielleicht ein ganzes Jahr lang hatte er sich vorbereitet, gegen den Ablasshandel aufzutreten. Was schliesslich die auftauchenden Zweifel und das Zaudern des jungen Theologen überwand und seinen Entschluss ermöglichte, scheint der starke Eindruck gewesen zu sein, den die Lektüre einer kleinen Schrift auf ihn gemacht hatte, die ihn gleichzeitig mit Scham und mit Mut erfüllte. Diese Schrift stammte aus Böhmen, von den tschechischen ketzerischen „Pikarten“, wie die Anhänger der Brüderunität genannt wurden.

Seit Jahren beschäftigten sich die Verteidiger des Katholizismus mit der Gefahr, die der Kirche von dieser kleinen aber ungewöhnlich regen Gesellschaft drohte, die sich, aus dem Hussitentum und der Nachfolge Petr Chelčickýs hervorgegangen, seit 1457 als selbständige Kirche mit einer eigenen geistlichen Hierarchie konsti-

[9]) Vgl. den Aufsatz des Verf. über Wenzelsdarstellungen der Romantik im Sudetendeutschen Jahrbuch 1930—31.



tuiert hatte und besonders in Mähren immer wieder neue Erfolge errang. Es galt der eifrigen Propaganda entgegenzutreten, welche die Unität, die eben durch den Sieg der Intelligenz mit Bruder Lukáš und Vavřinec Krasonický an der Spitze verjüngt worden war, entfaltete, wobei sie die Waffe der Buchdruckerkunst benützte, um die unaufhörlichen Verfolgungen abzuwehren, die letzten Endes gerade durch diese literarische Angriffe angefacht waren. Die Unität antwortete nicht darauf, als sie der Inquisitor Heinrich Institoris mit Verleumdungen überschüttete, sie als eine Gesellschaft von Entarteten hinstellte und die unsinnigsten Gerüchte über sie verbreitete. Sie erlebte übrigens die Genugtuung, dass ein Ordensbruder des Institoris, Jakob Lilienstein, den Brüdern das Zeugnis ausstellte, dass sie ein lauteres und makelloses Leben führen. Aber bevor noch im Jahre 1508 das blutige Mandat des Königs Vladislav gegen sie erlassen worden war, entschloss sich Bruder Lukáš, eine Verteidigungsschrift gegen den Angriff des Dr. Augustin Käsebrod im Druck erscheinen zu lassen, der eine grausame Persekution ankündigte und vorbereitete, und im Jahre 1511 gelang es ihm endlich, eine umfangreiche lateinische Konfession der Brüder in Nürnberg drucken zu lassen. Sie hatte noch nicht die berühmte Druckerei Hölzel verlassen, die dafür dann hart heimgesucht wurde, als der Olmützer Bischof St. Thurzo, der sich eifrig für die Erlassung des Vladislavschen Mandates einsetzte, den jungen Humanisten Jakob Ziegler für die Abfassung einer neuen Schrift gegen die Unität gewann. Sein Werk erschien im Jahre 1512 in Leipzig und konnte gleichzeitig schon die Antwort auf die grosse Konfession der Brüder ankündigen, die dann nach nicht geringen Verzögerungen, die wahrscheinlich mit der Suche des Autors nach einem Mäzen zusammenhingen, der für die Kosten aufgekommen wäre, ebenfalls im Jahre 1514 in Leipzig erschien. Die Antwort verfasste der Professor der dortigen Universität Dr. Hieronymus Dungersheim von Ochsenfurt und ergänzte sie noch bald durch eine kleinere Arbeit, die die ältere Verteidigungsschrift der Brüder vom Jahre 1508 widerlegte.

Diese Bücher und insbesondere die Ausgabe der grossen Konfession der Brüder in Nürnberg rückten die Unität, die „Pikarten", in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Besonders die Konfession, die gleichsam allen Inquisitoren zum Hohne im regsamsten Zentrum der Buchdruckerkunst im Reiche erschien, wurde zur Sensation des Tages und zu einer eifrig gesuchten und abgeschriebenen Rarität. Eine Abschrift davon verschaffte sich aus

Nürnberg sogar der Kaiser Maximilian, als er vergeblich ein Druckexemplar suchte, und ebenso das Erfurter Augustinerkloster, aus dem Luther nach Wittenberg gegangen war. Die Unität wurde aber nicht minder durch die beiden grossen gegen die Brüder gerichteten Werke bekannt. Dr. Dungersheim druckte in seiner „Confutatio" die grosse Konfession der Brüder fast wörtlich ab und Ziegler nahm den völligen Wortlaut der doppelten kleinen Konfession der Brüder in seine Polemik auf und überdies noch die Antwort der Brüder an Dr. Käsebrod, die er sich eigens aus dem tschechischen Original übersetzen liess. Dies war das Schriftchen, das dem jungen Luther in die Hände kam, als er immer wieder von neuem über den Ablass und über die Art, wie man die hiedurch verursachten Schäden beseitigen könnte, nachdachte. Es wirkte dazu mit, dass er sich zu entscheidenden Schritten entschloss. Er nahm es zur Hand — daran besteht kaum ein Zweifel — um sich darüber Klarheit zu verschaffen, inwiefern er sich durch sein Auftreten gegen den Ablass den tschechischen „Pikarten" nähere und auf welche Angriffe er sich also besonders von Dr. Dungersheim gefasst machen müsse. Bei diesem musste er um so eher mit einem Angriffe rechnen, als die Leipziger Universitätsprofessoren in ihren Wittenberger Kollegen natürliche Konkurrenten erblickten. Die neue Universität, an der Luther wirkte, sollte die Gebiete des ernestinischen Zweiges des Wettiner Stammes von der bisher einzigen Universität in Sachsen unabhängig machen. Schon längere Zeit quälte es ihn, wie er mit seinem Streben nach religiöser Verinnerlichung, das in ihm den Widerstand gegen die rein äusserliche Religiosität seiner Zeit immer mehr verstärkte, in unangenehme und gefährliche Nähe der Religiosität der tschechischen „Pikarten" geriet. Als er so im Sommer 1516 die Auffassung des Paulus von der Freiheit interpretierte, die von den Geboten des mosaischen Gesetzes befreit, liess er sich zu sehr unkirchlichen Schlüssen, zur Ablehnung der Feiertage, der Fasttage, der Orgel, der Bilder und jeglicher Ausschmückung der Kirche und des priesterlichen Gewandes hinreissen, kam aber plötzlich zur Besinnung: „Sollen wir also die Ketzerei der Pikarten billigen? Diese haben sich sicher an diesen Grundsatz gehalten. Und werden wir uns also zur Beseitigung aller Kirchen, aller ihrer Ausschmükkung, aller Gottesdienste, aller geheiligten Stätten, aller Fasttage, aller Feiertage und schliesslich aller Unterschiede zwischen Geistlichen und Bischöfen und Ordensbrüdern bezüglich der Würden, Gewänder und Zeremonien, wie sie sich bisher durch so lange Zeit

erhalten haben, sowie zur Beseitigung so vieler Klöster und Stiftungen, Benefizien und Präbenden entschliessen können? So tun es nämlich die Pikarten und so fordert es die Freiheit des neuen Testamentes. Davon müssen wir uns bewahren!" Und der junge Professor sammelt eifrig Gründe, mit denen er so gefährliche Schlüsse widerlegen könnte. Etwas später, als er sich zu einem ähnlichen heftigen Angriff gegen die falsche Frömmigkeit der Zeit, gegen ihre Verirrungen und gegen ihren Aberglauben, dabei natürlich auch gegen den Ablass hinreissen liess, hielt er plötzlich inne und sagte: „Hier bleib ich stehen, da hier ein Löwe lauert und es ist gleich ein ketzerischer Pikart hier, der von allem, was wir hier sagen, behauptet, dass wir für ihn sprechen. So schwierig und gefährlich ist die heutige Zeit, dass wir uns entweder bei den Ketzern beliebt machen müssen, wenn wir die Christen tadeln, oder dass wir sie vom wahren Glauben abbringen müssen, wenn wir den Ketzern entgegen treten. Möge auch ein ketzerischer Pikart die abergläubischen katholischen Zeremonien verlachen; aber er spottet so, um nur in Überhebung zu schmähen, keinesfalls um sich barmherzig herab zu neigen (zu den Verirrten). Er flieht vor ihnen und errichtet sich eine eigene Sekte, indem er sie verlässt, statt zu ihnen hinzugehen und den Verirrten die Hand zu reichen und ihnen liebevoll ihre Lasten tragen helfen. So kommt es, dass, wenn wir unsere Zeremonien preisen, um die Pikarten zu widerlegen, die schlichten Katholiken glauben, dass aller Wert des Glaubens auf den Zeremonien beruht, woran sie schon sehr lange glauben, und sie lassen sich nicht davon abbringen. Wenn wir jedoch dies tun, jubelt der Ketzer und der Pikart setzt uns zu, wie wenn er einen Sieg errungen hätte, obzwar seine und unsere Sprache — dem Klang nach ähnlich — dem Sinne nach ganz verschieden sind (so wie sich der Mensch vom Esel unterscheidet). Und je ähnlicher die Ketzer den wirklichen Katholiken sind, desto verderblicher sind sie in Wirklichkeit, da sie durch ihren Schein trügen."

So schwankte der junge Augustiner schon im Jahre 1516 zwischen einer Übereinstimmung mit den „Pikarten" und ihrer Ablehnung; er sträubte sich, ihnen recht zu geben, aber war sich dennoch dessen bewusst, wie nahe er ihnen stand. Dies bewog ihn zum Studium der Kundgebungen der Brüder selbst; besonders jener, die die Lehre der Vergebung betreffen, die so eng mit seiner quälenden Frage des Ablasses verbunden war. Der Eindruck, den er gewann, war mächtig und beschämend.

Wie auffallend stimmte sein eigener Standpunkt mit den An-

schauungen der tschechischen Ketzer überein! Seine ganze bisherige Tätigkeit an der Universität verfolgte ein einziges Ziel: Erneuerung des Augustinismus gegen die überwiegende Scholastik, besonders gegen den Thomismus. Gegen die Mehrheit der Universitäten, an denen sich Thomas von Aquinos Einfluss durch den Dominikanerorden geltend machte, sollte Wittenberg den Glanz des grossen Kirchenvaters erneuern, der gleichzeitig Gründer seines Ordens war, und auf den Trümmern des heidnischen Aristotelismus, der von Thomas oberflächlich christlich gefärbt worden war, sollte der grösste der Kirchenväter, Augustin, erglänzen. Der Kampf gegen die Scholastik war schon die Devise der älteren Generation, die von Erasmus und Lefèvre geführt wurde. Der junge Luther vertiefte ihn bewusst und programmatisch in dieser Richtung in der Überzeugung, dass Augustinus als einziger das Evangelium wie sein geliebter Apostel Paulus begriffen habe. In der Verteidigungsschrift der Brüder las er nun mit Erstaunen, wie die Brüder sich auf den „alten und grossen Doktor" Augustinus stützten, und dies nicht nur gegen die kirchliche Abendmahlslehre, sondern auch in der für Luther augenblicklich besonders brennenden Frage: Wie sie nämlich die Hauptstütze des Lehrstückes vom Ablass, was ihn so aufwühlte, wie sie den Glauben an ein Fegefeuer als späte Theorie ablehnten, als eine Theorie, die in schroffem Gegensatze zur Lehre der Väter, besonders des Augustinus stand. Was Luther besonders überraschte, war jene Stelle, die vom wahren und gewissen Fegefeuer handelt. Dieses besteht, wie die Brüder behaupteten, in der Gnade Gottes und im Verdienste Jesu Christi. Und zur Begründung dieser Ansicht las er u. a. auch die Worte des ihm so teueren Galaterbriefes, „seiner eigenen Epistel", über die Rechtfertigung durch den Glauben und nicht durch Werke, also über das, wozu er sich erst kürzlich in schmerzlichen Kämpfen durchgerungen hatte und worin er sich als einsamer Künder einer neuen und doch so alten Religion fühlte. Erstaunen und Überraschung kämpften in Luther mit Reue und Scham. Er hatte gemeint, dass er als erster Paulus entdeckt und begriffen habe. Mit stolzem Selbstbewusstsein sah er auf die Führer und Bahnbrecher der christlichen Renaissance, sogar auf seine eigenen Lehrer Erasmus und Lefèvre herab, in der Überzeugung, dass er sie im Verständnis der Evangelien wesentlich übertroffen habe. Er musste sich jetzt eingestehen, dass die bäuerlichen tschechischen „Pikarten" in der Tat nicht weit hinter den gefeierten Erneuerern des patristischen Studiums zurückstanden. Ja, er konnte daran zwei-

feln, ob das, was er als eigene Entdeckung ansah, nicht auch ihnen schon bekannt war. Und er schämte sich plötzlich der Kirche, wenn es ihm zum Bewusstsein kam, dass diese Ketzer, wie sie sich mit Recht beklagen, von den Inquisitoren des Predigerordens auf den Scheiterhaufen gebracht wurden. Er schämte sich nicht nur der Kirche, sondern auch seiner selbst. Wie unendlich überragen die verfolgten „Pikarten" die allmächtigen Ablasshändler, wie unendlich hoch stehen diese Bauern über ihm, dem Doktor der Heiligen Schrift, wenn sie, um ihr nur treu zu bleiben, Leben und Gut aufs Spiel setzen, während er stumm dem Treiben der Ablasshändler und der Befleckung des Christentums durch die Hinrichtung der Ketzer zusah.

Dieses Gefühl der Scham und Beschämung war um so bitterer, als er die Überhebung als Doktor und Deutscher über die ungebildeten Bauern aus dem verachteten ketzerischen Böhmen nicht überwinden konnte. Er sah in ihnen bloss Pharisäer, die durch die Lauterkeit ihres Lebens höher als die Katholiken stehen wollten. Wenn er ihnen schon recht geben musste, so tat es ihm sehr leid. So bemühte er sich, ihnen nachzuweisen, dass sie Unrecht hätten und beruhigte sich dann erst wieder, wenn ihm dies wenigstens in einem Punkt gelang. Erst dann erholte er sich von der Bestürzung, wenn er Gründe fand, mit denen er die „Pikarten" eines Irrtums überführen konnte, wenn er mit Genugtuung feststellte, dass die Behauptung in der Verteidigungsschrift der Brüder, dass Augustinus das Fegefeuer abgelehnt hätte, falsch sei, und als er hinsichtlich der kirchlichen Anbetung des Altarsakraments zu einer Ansicht gelangte, die man gegen Angriffe der Brüder gut verteidigen konnte. Er musste sich jedoch von neuem sagen, dass in vielem die tschechischen Ketzer recht hatten und dass die Ehre der Kirche sowie seine eigene Ehre auf dem Spiele standen, wenn der Ablasshandel weiter bestehen blieb. Welchem Ziele eilt die Kirche zu, wenn das geistige Übergewicht auf der Seite der Ketzer ist und wenn sie gegen ihre Gründe nur blosse Autorität, aber keine Gegengründe stellen kann?

Es scheint, als ob er anfangs an die Herausgabe einer besonderen Schrift gegen die „Pikarten" gedacht hätte, um zu zeigen, wie man mit ihnen polemisieren müsse und um die polemischen Methoden der beiden in Leipzig erschienenen Schriften, die nur Beschimpfungen, Schmähungen und Hetzereien enthielten zu verwerfen. Vielleicht schwebte ihm das Vorbild Liliensteins vor, bei dessen Lektüre

er wahrscheinlich von dem lauteren Leben der „Pikarten“ erfuhr. Er verspricht wenigstens später zweimal eine solche Polemik.

Diese Aufgabe war jedoch äusserst schwer, wie aus den Versuchen hervorgeht, die wir kennengelernt haben. Auch war die Entrüstung über den Ablass allzu nachdrücklich, als dass sie ihm bei Verwirklichung jener Absichten Ruhe gegönnt hätte.

Nach langem Überlegen fand er doch eine Lösung, die die Vereinigung der Aufgabe eines Verteidigers der Kirche gegen die tschechischen Ketzer mit dem Angriffe gegen den Ablass gestattete. Ja, gerade in dem Zusammentreffen beider Aufgaben erschien ihm eine so bewundernswerte Harmonie zu liegen, dass ihn augenblicklich eine tiefe Dankbarkeit gegenüber Gott erfüllte, da er ihm plötzlich aus dem Labyrinth seiner eigenen inneren Verwirrungen einen Ausweg zeigte. Er stellte sich nun auf einen Standpunkt, der ihn gegenüber jene Angriffe sicherte, die er zu gewärtigen hatte: Er fand nämlich einen Standpunkt, der ihm den Feinden gegenüber eine ausgezeichnete Waffe bot, die Stellung des Verteidigers der Kirche, der eine Revision des bisherigen Kampfes gegen die Ketzer fordert und neue Waffen verlangt, wenn sich die alten als untauglich erwiesen haben. Auf diese Weise gesichert, konnte er nun manches aussprechen, was er sonst zu sagen kaum hätte wagen können und was ihm gerade durch das Studium der Werke der Brüder vollkommen klar geworden war, dass nämlich das Ablass-System nur und ausschliesslich ein gewinnsüchtiges Unternehmen der päpstlichen Administrative sei.

Er argumentiert: „Etwas zu behaupten, was man weder durch Vernunftgründe noch durch die Autorität der Heil. Schrift beweisen könne, bedeutet, die Kirche dem Spotte ihrer Feinde und der Ketzer aussetzen. Für den Ablass ist es jedoch ganz und gar unmöglich irgendeine Autorität anzuführen, so dass wir, falls heute die Kirche den Ablass zu einer Sache des Glaubens machen wollte, dennoch keinen andern Grund dafür anführen könnten als den, dass es so dem Papst und der Kirche gefallen habe. Aber was erreichen wir damit gegen jene, die der römischen Kirche nicht folgen wie die ketzerischen Pikarten? Diese fragen keinesfalls nach dem Willen des Papstes und der römischen Kirche, sondern verlangen entweder Belege aus der Heil. Schrift oder einen ernsthaften Grund.“ Er tritt gegen den Ablass als Verteidiger der Kirche auf und diese Verteidigung der Kirche gegen die Ketzer erklärt er als Ziel seines gewagten Schrittes.

Dadurch gewann er nicht bloss einen bedeutenden Bundesgenos-

sen, besonders den Vetter des Kurfürsten, den Herzog Georg, an dem ihm besonders gelegen war, da es ein Fürst von grossem politischen Einfluss, von hervorragender Bildung und mit theologischen Interessen war. Er gewann ihn nicht nur für den Kampf gegen den Ablass, gegen welchen der Herzog schon im Frühjahre 1517 eingeschritten war, sondern auch für den Kampf gegen die „Pikarten", der diesem Neffen Georgs von Poděbrady schon seit Jahren am Herzen lag. Er war es gewesen, der Dungersheim zu einer Polemik gegen die Brüder aufgefordert und dessen Werk bezahlt hatte. Nachdem Luther sich so gesichert hatte, unternahm er den entscheidenden Schritt. Er war sich dessen bewusst, wie schicksalsschwer dieser Schritt sei, ahnte aber nicht, dass er damit einen Weg betrat, auf dem er eigentlich schon die Kirche verliess, einen Weg, der ihn innerhalb zweier Jahre dorthin führen würde, wo die ihm bisher so unsympathischen tschechischen „Pikarten" waren. Es ist schwer zu sagen, welchen Plan Luther im Sinne hatte, als er seinen Kampf gegen den Ablass begann. Hatte er wirklich einen Plan, so war es der, durch eine öffentliche Diskussion eine neue Formulierung der Lehre von der Busse zu erzwingen und die bisherige anstössige Ablasspraxis zu beseitigen. Der Verlauf der Diskussion zeigte allerdings gar bald, wie sehr er sich geirrt hatte. Er wurde zwar mit einer gewissen Zustimmung begrüsst, aber zur Verteidigung des bedeutendsten Ablassunternehmers Tetzel trat mit dem ganzen Einfluss seiner Macht sein Dominikanerorden auf und im Verein mit dem Mainzer Erzbischof Albrecht von Hohenzollern, der durch das Eingreifen Luthers stark betroffen wurde, erwirkten sie bald eine Vorladung Luthers nach Rom. Hier erkannte man bald die ernste Gefahr, die der Kirche durch das Auftreten Luthers drohte. Die Lehre vom Ablass war ja in den letzten zwei Jahrhunderten zu einem Glaubensartikel, zu einem fast unantastbaren Dogma geworden, und zwar weil sich die Wirtschaft des römischen Hofes auf die Erträge aus den Ablässen stützte. Nach einigen Verzögerungen, die seine Freunde und Gönner durchgesetzt hatten, stellte sich Luther im Oktober 1518 in Augsburg dem Richter, der ihm gnadenweise aus Rom bestimmt worden war, dem Kardinal Kajetan de Vio. Gleich die erste Unterredung schuf Klarheit in dem Konflikt. Der Kardinal war nur der Repräsentant und Sprecher eines Systems, das keine Zugeständnisse und kein Feilschen kannte: Er legte einfach Luther die Bulle Klemens VI. vom Jahre 1343 vor, die seine Ansichten verwarf, und verlangte, dass Luther, wie dieser übrigens selbst versprach, widerrufe. Luther versuchte zuerst, die

Bulle zu Gunsten seiner eigenen Ansichten zu interpretieren, aber da er sah, dass die Verteidigung vergeblich wäre, verlangte er, in die Enge getrieben, eine Entscheidung des Konzils gegen den Papst, das ja über dem Papst stehe. Der Kardinal antwortete ruhig mit einem Hinweis auf das vor kurzem erst abgehaltene päpstliche Laterankonzil, das ausdrücklich die Erlässe des Konzils von Basel verwarf, und beendete die Unterredung.

Luther war sich klar darüber, dass hier seine religiöse Überzeugung mit einem blossen Diktat zusammenstiess, dem er nicht gehorchen konnte und durfte. Er lehnte es ab, sich zu unterwerfen und legte, wie es üblich war, Berufung beim Papst und bald hernach beim Konzil ein, obgleich er wusste, dass dies nach den letzten päpstlichen Erlässen streng verboten war, und dass er schon dafür den höchsten Kirchenstrafen verfallen war. Er war auf alles vorbereitet, sogar auf die Flucht ins Ausland, nach Paris. Aber er war auch zu einem Kampfe auf Leben und Tod entschlossen, zu einem Kampfe, dem gegenüber alles Bisherige ein blosses Spielzeug war, zu einem direkten Angriff auf das Papsttum, in dem, wie er überzeugt war, der Antichrist zur Herrschaft gelangt war... So sagte er sich binnen eines Jahres vollständig vom Papsttum und der Kirche los. Er entschloss sich, alle Brücken hinter sich abzubrechen und sich auf den Boden des Revolutionsprinzipes der tschechischen Reformation zu stellen, wie er es bei der Brüderunität kennengelernt hatte. Solange er sich nicht in die Abwehrschriften der Brüder vertieft hatte, überwand er ihre Anschauungen durch die üblichen katholischen Begründungen. Während sich die tschechischen Ketzer auf die Schrift beriefen, um die kirchliche Lehre von den Sakramenten und vom Primat des Papstes zu verwerfen, erklärte dies Luther für Übermut und Torheit, mit der sich die Juden an Christus versündigten und die vergisst, dass die Wahrheit nichts Fertiges ist, sondern dass sie sich schrittweise und allmählich offenbart. Als er sich so in die Kundgebungen der Brüder eingelesen hatte, schwand bald seine Überhebung und die bäuerlichen Pikarten besiegten den Doktor der Theologie.

Vielleicht ist es ihm selbst nicht einmal zum Bewusstsein gekommen, wie er unter ihren Einfluss geraten war und was für einen verhängnisvollen Schritt er unternahm, als er — sich teilweise hinter den tschechischen Ketzern verbergend — bei der Verteidigung der Ablassthesen die Forderung aufstellte, dass die Kirche, wenn sie nicht wehrlos sein wolle, den Ketzern mit der Heil. Schrift oder mit Gründen entgegentreten müsse. Auch merkte er nicht, dass

er sich gänzlich auf ihren revolutionären Boden stellte, wenn er den Brüdern zu beweisen suchte, dass sie Unrecht haben, wenn sie behaupten, dass Augustin das Fegefeuer nicht anerkannte, aber wenigstens stillschweigend zugab, dass das Fegefeuer der ursprünglichen Kirche unbekannt gewesen war. Und er sah nicht, dass er seine frühere Meinung verlassen und die entgegengesetzte Ansicht der Brüder angenommen hatte, wenn er eine Behauptung aufstellte, die er zwar nicht den Kundgebungen der Brüder entnommen hatte, die aber nur eine Konsequenz ihrer Thesen war.

Es ist dies die Behauptung, dass zur Zeit Gregors des Grossen der Primat von der griechischen Kirche nicht anerkannt worden war. Luther bemerkt dies nur so vorübergehend, ohne daraus irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Die Gegner begriffen jedoch gut die Tragweite dieser Behauptung und ihre Verwandtschaft mit den Lehren der tschechischen Ketzer. Mit Freude griff es Dr. Eck auf und, um Luther zur Vollendung des Ausspruches zu provozieren, stellte er die Gegenbehauptung auf, dass der Primat der römischen Kirche schon 400 Jahre vor Gregor d. Grossen bestanden habe, vor Papst Silvester († 335). Dieser Angriff Ecks fällt gerade in den Beginn des Jahres 1519, als die Diplomatie des sächsischen Hofes Luthers Angelegenheit in die Hand nahm und ihm bei der Kurie beinahe die Einstellung des Prozesses erwirkte, wobei sie allerdings zugleich Luther zur Mässigung und zu Konzessionen zwang. Luther, der gedemütigt worden war, begrüsste daher das Vorgehen Ecks und, um ein für allemal jeden weiteren Rückzug unmöglich zu machen, antwortete er mit der berühmten These XIII. Sie lautete: „Dass die römische Kirche über allen übrigen Kirchen steht, pflegt man durch gänzlich verrostete Dekrete der römischen Päpste zu beweisen, die im Laufe der letzten 400 Jahre erschienen sind. Dem stehen jedoch bewährte Historien von 11 Jahrhunderten, der Wortlaut der Heiligen Schrift und das Dekret des Konzils von Nicäa gegenüber." Die kühne Behauptung sagte, dass das Papsttum nicht, wie die Kirche verkündete, von Christus begründet worden sei, sondern dass es ganz jungen Ursprunges, eine menschliche, keine göttliche Schöpfung sei. Dies war eine Aufkündigung des Gehorsams, ja eine Kriegserklärung an das Papsttum, früher noch, bevor es den sich auflehnenden Mönch, der von seinem Kurfürsten energisch geschützt wurde, mit dem Banne belegen konnte. Es war klar, dass ihn der Bann nicht erschrecken werde, und der Widerhall, den Luthers Worte, der sich so furchtlos im Juli 1519 auf der berühmten

Disputation mit Eck in Leipzig verteidigte, in ganz Deutschland hervorriefen, zeigte, dass die Sache des Wittenberger Augustiners zur Sache des ganzen Volkes wurde, dass im Reiche eine Auflehnung gegen das verhasste römische Regime ausbrach, die schon längst vorbereitet war, jetzt aber unabwendbar geworden war, da sie endlich ihren Führer gefunden hatte. Elementare Kräfte setzten sich in Bewegung, Kräfte, die stärker waren als der einfache Mensch: die eiserne Logik von Prinzipien, die zu immer neuen Schlüssen zwingt, zu immer kühneren Folgerungen. Sobald einmal das Papsttum gefallen war, begann die freigewordene historische Kritik alles zu beseitigen, was späteren Ursprunges war und keine Begründung in der Heil. Schrift oder in der Ordnung der ursprünglichen Kirche hatte. Der deutsche Aufstand und vor allem Luther gerieten bald auf die gleichen Wege, auf denen vor hundert Jahren die tschechische Reformation gegangen war, und schliesslich kamen sie dort an, wohin ihre entschiedenste Richtung, die Unität, gelangt war.

Auf diesem ganzen Wege begleiteten, wie schon oft geschildert worden ist, und ermutigten Luther das Vorbild und die Erfahrungen der tschechischen Reformation, nicht zuletzt „das edle christliche Buch" des Hus', seine Schrift „De ecclesia", die auf Betreiben Luthers 1520 zum ersten Male im Druck erschien, und zwar sofort zweimal und in grosser Auflage. Er gab diesem Einflusse nicht immer ohne Widerstand und ohne Zaudern nach, nur schrittweise, oft wieder zurückweichend, oft aber auch mit Freude und Begeisterung. Einige Jahre, die allerdings auch von einer sehr günstigen politischen Situation begleitet waren, genügten, dass er in Sachsen eine Kirche schuf, die der Brüderkirche sehr ähnlich war. Eine Kirche, die allmählich nicht nur alle wesentlichen Punkte des hussitischen Programmes verwirklichte: den nationalen Gottesdienst, die Erneuerung des Kelches und die Säkularisation der Kirchengüter, sondern auch das, was in Böhmen erst das Werk der Brüder war, nämlich die konsequente Lostrennung von der römischen Kirche: Die vollkommene Aufgabe des Gedankens der sog. apostolischen Nachfolge und der Institution der Bischofswürde. Das Luthertum erreichte so alle Erfolge, die auch die tschechische Reformation, allerdings unter viel schwierigeren Verhältnissen, erreicht hatte. Ein zweifacher wesentlicher Unterschied blieb trotzdem zwischen der Kirche Luthers und der Brüderkirche bestehen. Die Brüderunität ist ihrer Verfassung nach eine freie, vom Staate unabhängige Kirche, die luthe-

rische Kirche ist eine Staatskirche. Und beide Kirchen sind auch verschieden in der Auffassung des Abendmahles. Die Brüderunität blieb dem grossen Lehrer Wiclif treu, während Luthers Lösung die deutlichen Züge des entgegengesetzten philosophischen Standpunktes, des Nominalismus, trägt, der übrigens auch den Hintergrund zu Luthers Standpunkt zum Staate bildet. Dies waren tiefgreifende grundsätzliche Unterschiede: Sie entzweiten Luther mit vielen früheren Bundesgenossen und Mitarbeitern, beginnend mit Karlstadt, und sie sind nicht zuletzt der Grund für die Scheidung der Weltreformation in ein lutherisches und in ein reformiertes Lager. Das gute Verhältnis zwischen Luther und der Brüderunität wurde jedoch durch die mächtige Spannung nicht getrübt. Das Verdienst gebührt nicht nur dem geistigen Führer der damaligen Brüderunität, dem Bischof Jan Augusta, der sich lange und ausdauernd im Geiste Luthers um die Vereinigung der Brüder mit der massgebenden hussitischen Richtung, den Neu-Utraquisten, bemühte. Es war auch ein Verdienst Luthers. Was zwang ihn zu dieser sicherlich auffallenden Achtung, wenn wir sie mit seinem Verhalten z. B. Zwingli gegenüber vergleichen? Wer diese allerdings komplizierte Frage in einfacher Weise beantworten möchte, darf nicht vergessen, wie Luther mit der Brüderunität ursprünglich bekannt wurde. Trotz der Widersprüche, die das Leben in so reichem Masse mit sich bringt, vergessen wir niemals die, die uns in entscheidenden Augenblicken des Lebens geholfen haben! So war es zweifellos auch bei Luther der Fall. Nach Jahren, als ihm schon der Zusammenhang der Ereignisse am Beginne seines Kampfes nicht mehr ganz klar war, schilderte er den mächtigen Eindruck, den auf ihn in den ersten Jahren seines Ringens die Brüderunität gemacht hatte, als er im Jahre 1538 das neue Bekenntnis der Brüder in einem Begleitschreiben der Welt empfahl und sich dabei an seine eigenen Anfänge erinnerte, da schrieb er in schöner Erinnerung an die Brüder: „Unter den Brüdern fand ich endlich die einzigartige und denkwürdige Erscheinung und das grosse Wunder, das fast unerhört ist in der Kirche des Papstes, nämlich dass sie, soviel sie können, über das Gesetz des Herrn Tag und Nacht nachdenken und dass sie in der Heil. Schrift erfahren und bewandert sind..." Luther schilderte hier viel von dem Zauber, mit dem ihn die Abwehrschriften der Brüder anzogen und der noch deutlicher daraus hervorging, was wir in seinen eigenen Kundgebungen zu Beginn des grossen Ringens fanden, das ihn schliesslich so den tschechischen Pikarten näherte.

Bemerkung.

Die Frage, deren Lösung diese Arbeit versucht, existiert in der überaus umfangreichen Literatur, die der Person und besonders den Anfängen Luthers gewidmet ist, eigentlich nicht. Diese Literatur kennt sie höchstens in der Form, soweit und wie der deutsche Reformator über die Brüder geurteilt hat. Dass jedoch die Brüder auf seine Entwicklung Einfluss hatten und dies sogar in solchem Masse, wie es hier dargelegt ist, anerkennt keiner von den zahlreichen Lutherforschern, ja es ist keinem vielleicht überhaupt eingefallen. Nichtsdestoweniger wurden die Grundlagen, auf denen meine Ansichten basieren, schon 1900 von dem heute hervorragendsten Kenner der Reformation, W. Koehler, in seinem Jugendwerke „Luther und die Kirchengeschichte nach seinen Schriften, zunächst bis 1521" geschaffen. Mit Hilfe des bekannten Historikers der Brüderunität Jos. Th. Müller stellte er nämlich (Seite 175/6) beinahe sicher fest, dass Luther im Jahre 1518 die „Excusatio contra binas litteras doctoris Augustini" der Brüder kannte, die im Jahre 1512 im Werke Zieglers enthalten war. Dadurch entstand die Frage, mit der sich aber nicht einmal Koehler befasste, wann nämlich diese Apologie der Brüder in Luthers Hände gekommen ist und ob und wie sie auf ihn gewirkt hat. Diesen Weg, der leider den beiden Arbeiten des Jos. Čihula „M. Luther a Čechové podobojí" (M. Luther und die utraquistischen Tschechen, in „Český Časopis historický" 1897) und „Poměr Jednoty br. k Lutherovi" (Das Verhältnis der Brüderunität zu Luther" — Sitzungsberichte der Kgl. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften) unbekannt geblieben ist, schlug meine Forschung ein, deren Ergebnisse ich hier zusammenfasse.

Der Ausgangspunkt meiner Untersuchung ist, wie gesagt, die Feststellung Koehlers und Müllers über Luthers Kenntnis der erwähnten Abwehrschrift der Brüder im Jahre 1518. Sie beweisen es damit, dass Luther von den Pikarten sagt, dass diese die Katholiken mit Beweisen überhäufen, denen zufolge man niemanden anderen als Gott anbeten dürfe, und dass sie sich rühmen, wie sie als einzige gerade Gott verehren und dass Luther behauptet, dass die Pikarten verkündeten, dass es zur Zeit der Apostel noch kein Fegefeuer gab. Beide diese Behauptungen befinden sich eben in der „Excusatio" (Lydius, Waldensia I, 1616, 52 ff). Die Belege sind teils aus der lateinischen Auslegung der Zehn Gebote, teils aus den „Resolutiones disputationam de indulgentiarum virtute" (Resolutiones) geschöpft. Die erstere Schrift erschien am 20. Juli 1518 (Weimarer Ausgabe 1, 394). Ein Teil der letzteren, in der jene Erwähnung enthalten ist, erschien im Druck am 10. Juli desselben Jahres. Luther schickt sie aber seinem Bischof gleich Mitte Februar (Enders I, 148) und in Druck gibt er sie anfangs April; und er hat sie sicherlich teilweise schon vor Veröffentlichung der Thesen abgefasst, deren Verteidigungsschrift sie darstellt, also vor dem 31. Oktober 1517 (O. Clemen in der Einleitung zu Luthers Werken in Auswahl I. 1912, Bonn 15), er bietet sie schon zu dieser Zeit dem Mainzer Erzbischofe an (Enders I. 117).

Dass Luther die Abwehrschrift der Brüder schon vor diesem historischen Tage in Händen hatte, davon bin ich aus folgenden Gründen überzeugt. In dieser Verteidigungsschrift der Ablassthesen erklärt Luther, dass das einzige Ziel seiner Aktion darin bestehe, von der Kirche Spott und Angriffe abzuwenden, denen sie ausgesetzt sei wegen der Unmöglichkeit, den Ablass durch die Heil. Schrift oder durch einen Vernunftgrund zu stützen (W I,

608; vgl. auch Enders I, 149). Diese Argumentation steht nun beinahe wörtlich bereits in der These 90 vom 31. Oktober 1517 (Ausgabe Clemens, S. 9), so dass sicher ist, dass diese Motivierung der Gründe nicht nachträglich ausgedacht, sondern vollkommen wahr ist. Daraus kann man die Schlussfolgerung ziehen, dass der Grund seines Auftretens, den er hier anführt, ein Ergebnis der Lektüre der Schriften der Brüder ist.

Darin bestärkt mich ferner ein wichtiger psychologischer Grund, der aus der Tatsache geschöpft ist, dass sich Luther schon im Herbst 1516 so sehr, ja fast leidenschaftlich, mit der Frage der Pikarten (Oben S...: Luthers Vorlesung über den Römerbrief, hg. v. J. Ficker II, 1908, 314—5 und Bruchstücke der Psalmenvorlesung in W 31, 1, 1913, 476) befasst. Wenn ihm schon damals die Übereinstimmung seiner eigenen Ansichten mit denen der Pikarten unangenehm war, muss man annehmen, dass er ihre Ansichten über den Ablass im Detail sogleich kennenlernen wollte, als er gegen den Ablass auftreten wollte. Es war auch ein dringendes Gebot der Selbstverteidigung, denn von hier musste er den ersten Angriff erwarten, wie es auch geschah. Seine Gegner argumentieren mit nichts so eifrig wie mit dem Einwand, dass er Ansichten der Hussiten und Pikarten verteidigt.

Endlich, wenn auch nicht an letzter Stelle, beweisen Luthers Vertrautheit mit den Kundgebungen der Brüder vor dem 31. Oktober 1517 Spuren davon in den Thesen selbst. Wir finden sie auch in den lakonischen Sätzen, deren Bündigkeit und Form überhaupt ähnliche Untersuchungen so ungemein erschwert. J. Köstlin, der sie theologisch analysiert, findet in ihnen gegenüber früheren Kundgebungen Luthers über den Ablass, dass er ihm hier zum ersten Male grundsätzlich die Macht abspricht, den Toten zu helfen (Luthers Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung, I², 1901, 164). Wenn wir die bisherigen Gründe, die dafür sprechen, dass sich Luther vor dem Angriffe auf den Ablass mit den Abwehrschriften der Brüder befasste, anerkennen, ist die Erklärung leicht: Luther übernahm dann bloss die Anschauung der „Excusatio" der Brüder, mit der er in der Verteidigungsschrift der Thesen polemisiert. Die Brüder lehnen in einer Kritik der Lehre von der Vergebung die katholische Auffassung der Sache einige Male ab (o. O.). Und aus dem kleinen Werk der Brüder stammen wahrscheinlich jene stutzig machenden Züge des gegen den Ablass gerichteten Maueranschlages Luthers, die ein hervorragender Kenner semipelagianisch nennt (dasselbe Werk I¹, 1863, 200, ich kenne es nur aus einem Bruchstück bei Ed. Bratke, Luthers 95 Thesen, 1884, 272—3). Er meint damit wohl den Schluss des Maueranschlages, der lautet: „Exhortandi sunt christiani, ut caput suum Christum per penas, mortes infernosque sequi studeant ac sic magis per multas tribulationes intrare celum quam per securitatem pacis confidant." Dieser ungewohnte Hinweis auf Leben und Werke, den wir hier lesen, erklärt sich aber leicht durch die Annahme, dass es ein Widerhall des mächtigen Einflusses der Brüder ist, besonders ihrer Definition des wahren Fegefeuers (o. O.), wo neben der Gnade Gottes einen hervorragenden Platz einnimmt „passio huius mundi, vera poenitentia, opera misericordiae, perseverantia usque ad mortem."

Genauere Belege für die einzelnen Sätze des Aufsatzes, die hier wegfallen mussten, finden sich in der tschechischen Fassung desselben (Reformační sborník. Jahrbuch der Blahoslav-Gesellschaft für Reformationsgeschichte, III. Jg.).

CYRIL PURKYNĚ

Von F. Slavík

Am 27. Juli gedachten die tschechoslovakischen Naturforscher des Lebensjubiläums eines hervorragenden Fachgenossen, dem sowohl die Resultate seiner Forschungen als auch seine organisatorischen Leistungen eine führende Stellung im Bereich der anorganischen Naturwissenschaften der Tschechoslovakei errungen haben.

Die Anfänge der wissenschaftlichen Laufbahn Purkyněs bewegten sich nicht auf glatt geebneten Wegen eines vom Schicksal begünstigten Aspiranten einer Gelehrtenkarriere. Wie sein Grossvater, der grosse Physiologe Jan Evangelista Purkyně, und sein Vater, der Maler Karel Purkyně, dem die Geschichte der tschechischen Malerei erst lange Jahre nach dem Tode gerecht wurde, so hat auch Cyril Purkyně harte Lehrjahre durchgemacht. Am 27. Juli 1862 in Prag geboren, frühzeitig verwaist, studierte er Naturwissenschaften an der Karls-Universität und an der Tschechischen Technischen Hochschule; in den Studentenjahren interessierte ihn zuerst die Botanik, die damals von Ladislav Čelakovský vorgetragen wurde, doch bald wandte er sich der Geologie zu, welche in seinen Studienjahren an der Universität durch Jan Krejčí, an der Technischen Hochschule durch Otakar Feistmantel vertreten war; in der Mineralogie war er Schüler Karel Vrbas, in der Paläontologie Otomar Nováks und Antonín Fričs. Es waren Lehrer, die eine seltene Gabe besassen, in ihren Jüngern die Liebe zur Natur und zur Wissenschaft zu entfachen, doch für die praktische Forschungsbetätigung waren die Bedingungen gerade für die künftige Lebensaufgabe Purkyněs zu jener Zeit keine günstigen. Krejčí war durch sein Alter, Feistmantel durch seine schwache Gesundheit und durch die paläontologische Richtung seiner Forschungen von der geologischen Arbeit im Terrain ferngehalten, und auch in den unumgänglichen Hilfswissenschaften des Geologen, Petrographie und Paläontologie, konnten die dürftigen Verhältnisse des ersten Dezenniums der selbständigen tschechischen naturwissenschaftlichen Institute nur wenig bieten.

Das erste Jahrzehnt nach den Universitätsjahren ist eine Zeit von Existenzprovisorien und enzyklopädischer Vorarbeiten zur wissenschaftlichen Tätigkeit: Purkyně suppliert an Mittelschulen, ist Erzieher in Adelsfamilien, wird schliesslich Assistent von Prof. Ot. Feistmantel kurz vor dessen Tode (1891) und unternimmt naturwissenschaftliche Reisen, von denen jene nach Norwegen für ihn von grösster Bedeutung war und Gegenstand einer frisch geschriebenen

und allseitig gründlichen Reisebeschreibung geworden ist *(Z cesty do Norska.* Programm der Staatsrealschule in Karlín 1893).

Im Jahre 1895 wurde Purkyně zum Professor an der Pilsener Lehrerbildungsanstalt ernannt. Die neue Wirkungsstätte erschloss ihm ein Arbeitsfeld von eminenter wissenschaftlicher und praktischer Wichtigkeit. Die ersten Pilsener Jahre verbrachte er in eifriger Vorarbeit. Im Jahre 1899 publizierte er im Jahresbericht seiner Schule eine zusammenfassende Übersicht der Geologie des Pilsener Landes *(Nástin geologických poměrů okolí Plzeňského),* wo ausser einer erschöpfenden Kompilation der bisherigen Untersuchungen auch seine ersten eigenen Beobachtungen zur Veröffentlichung gelangt sind. In demselben Jahre legte er der tschechischen Akademie seine erste monographische Studie vor, welche das Nýřaner Kohlenflötz behandelt. Im folgenden Jahr ging Purkyně schon an die systematische Kartierungsarbeit, für die er bei den Pilsener Selbstverwaltungskörperschaften seltenes Verständnis und Beihilfe fand. Mit Energie und Ausdauer hat Purkyně, Autodidakt in dem hauptsächlichsten Teile seiner Aufgabe, sein Ziel verfolgt und in allen Richtungen auch andere, mit der allgemeinen geologischen Aufnahme zusammenhängende Probleme in Angriff genommen. So wurde von ihm vorerst die Stratigraphie der Ablagerungen der Steinkohlen- und Permformation in einer Reihe von monographischen Studien zuerst für das Pilsener Becken, dann auch für andere böhmische Kohlenbassins, am eingehendsten für dasjenige von Mirošov bearbeitet. Auf der anderen Seite waren es die jüngsten Formationen des Pilsener Gebietes, die vor Purkyně wissenschaftlich unbekannt waren, und deren Untersuchung ihn zuerst zu einer speziellen Monographie *(Pleistocén na Plzeňsku.* Rozpravy České Akademie 1904), dann aber zu einer Erweiterung auf das ganze Flussgebiet der Berounka führte und in einer später publizierten grundlegenden Monographie *(Terasy Mže a Vltavy mezi Touškovem u Plzně a Prahou,* Sborník České společnosti zeměvědné 1912) niedergelegt wurde. Auch die praktisch so wichtigen Kaolinlagerstätten wurden auch ausserhalb der engeren Pilsener Umgebung verfolgt und in einer speziellen Publikation bearbeitet (Časopis pro průmysl chemický 1901).

Hand in Hand mit dieser stets weiter und tiefer greifenden Forschungsarbeit ging auch die wissenschaftliche Kleinarbeit regionalen Charakters, für die in anderen Wissenschaftsgebieten durch die Tätigkeit des verdienten Historiographen der Stadt Pilsen, J. Strnad, des Kunstgewerbemuseumsdirektors Škorpil und anderer in Pilsen

ein Zentrum geschaffen wurde. Purkyně übernahm die Aufgabe, diese Arbeit in naturwissenschaftlicher und speziell geologischer Richtung zu organisieren. Die Sammlungen von Gesteinen, Mineralien und Versteinerungen der weiteren Umgebung im Pilsener Museum sind sein Werk von dauerndem wissenschaftlichem Wert und stehen in der Reihe der besten regionalen Kollektionen unseres Staates.

Nach zwölfjährigem Wirken in Pilsen wurde Purkyně im Jahre 1907 an die Tschechische Technische Hochschule in Prag berufen und dort zum Direktor des Mineralogisch-geologischen Instituts, nach drei Jahren zum ordentlichen Professor dieser Fächer ernannt. Seine Forschungsarbeiten galten auch nachher der fortschreitenden Untersuchung der geologischen Formationen, deren Studium durch die Pilsener Kartierung in Angriff genommen worden war, und so wurden ausser der schon erwähnten Monographie der diluvialen Terrassen auch namhafte Beiträge zur Geologie des Barrandiens geliefert (Umgebungen von Strašice u. a.). Vor allem aber beendete Purkyně im Jahre 1913 seine Pilsener Studien durch die Herausgabe einer detaillierten geologischen Karte des Pilsener Bezirkes (1909, im Maßstabe 1:30.000) und eines musterhaft geschriebenen und schön ausgestatteten Bandes von Erklärungen dazu *(Geologie okresu plzeňského,* 1913). Das Geologische Institut der Tschechischen Technischen Hochschule wurde unter Purkyněs Leitung zu einem lebendigen Zentrum der geologischen Arbeit, zu welcher Purkyněs Forscher- und Lehrerqualitäten den wissenschaftlichen Nachwuchs heranzogen. Da wurde ihm eine zwar bescheidene — wie es unter den Verhältnissen nicht anders sein konnte — aber vom Forschungseifer und vom besten freundschaftlichen Geiste beseelte Arbeitsstätte geboten. So wurde Purkyně sehr bald zum Sprecher und tätigen Vertreter der tschechischen Geologen in den zentralen Stätten und Institutionen der wissenschaftlichen Arbeit, im Nationalmuseum, in der Matice Česká, in der Akademie und der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, im Komitee für die naturwissenschaftliche Durchforschung von Böhmen und in der Kommission für das Barrandesche Werk. Vor allem seinen Bemühungen ist es zu verdanken, dass die altehrwürdige Museumszeitschrift auch die Naturwissenschaften wieder in ihr Programm aufnahm und nach kurzer Zeit (1914) eine selbständige naturwissenschaftliche Sektion gegründet wurde, die seitdem Purkyně leitet, und in der er die Landesdurchforschung zu konzentrieren versteht. Durch seine Forschungen in den jüngsten Formationen zu geomor-

phologischen Fragen geführt, gewann Purkyně auch mit der von Daneš inaugurierten Richtung der physischen Geographie lebhafte Fühlung und betätigt sich jahrelang in der Československá společnost zeměpisná und in der Redaktion ihrer Zeitschrift *„Sborník Čs. společnosti zeměpisné"*. Seit dem Jahre 1921 redigiert Purkyně auch die Geologie in der naturwissenschaftlichen Zeitschrift *„Věda přírodní"*.

Die neuen Aufgaben, vor welche das Jahr 1918 die tschechoslovakische Nation gestellt hat, fanden so in Purkyně ihren Mann. Das Vertrauen seiner engeren und weiteren Fachgenossen verlangte von ihm, dass er die Gründung und Organisation der zentralen Institution seines Arbeitsfaches übernehmen solle und sah in seiner Person alle Bürgschaft für das Gedeihen des neuen Staatlichen geologischen Institutes gegeben. Im Jahre 1919 zu dessen Direktor ernannt, verstand es Purkyně, weite Kreise von Mitarbeitern für eine Zusammenarbeit mit dem eigentlichen Kader der Anstaltsgeologen zu gewinnen. Die während der dreizehn Jahre veröffentlichte Reihe von geologischen Karten, periodischen und Sonder-Publikationen des Institutes zeugen davon, dass die tschechoslovakische Geologie einen ehrenvollen Platz in der Welt einnimmt. Obgleich von diesen Organisationsarbeiten in Anspruch genommen, setzte Purkyně auch seine Forschungen im Terrain fort und publiziert weitere gründliche Studien über die permokarbonischen Ablagerungen unter dem Riesengebirge *(Karbon a perm v západním Podkrkonoší.* Rozpravy Čes. Ak. 1929) und im Erzgebirge *(Brandovská kamenouhelná pánev,* zusammen mit dem Paläobotaniker *Frant. Němejc,* 1930), eine kleinere Arbeit über die Torfmoore im Žďárer Gebirge u. a. Die Stellung Purkyněs als Direktor des Staatlichen geologischen Institutes bedingt natürlich auch eine Teilnahme an wissenschaftlichen Unternehmungen internationalen Charakters: an den Geologenkongressen in Brüssel (1922), Madrid (1926), und Pretoria (1929), in deren Kommissionen für die Herausgabe einer geologischen Karte der Welt, in der in Kopenhagen gegründeten Internationalen Assoziation für das Studium der Quartärformationen, in der in Holland konzentrierten Internationalen Vereinigung für Kohlenforschung, in der Karpathischen geologischen Assoziation, an den slavischen Geographenkongressen usw. vertrat Purkyně die tschechoslovakischen Geologen und brachte ihre Arbeiten zur Geltung.

Seine Gründung, deren Nutzen von vielen, besonders jüngeren Naturforschern lebhaft anerkannt wird, ist auch das „Tschechoslovakische naturwissenschaftliche Referierbureau", das hauptsächlich

Résumés von tschechisch publizierten Arbeiten in Weltsprachen und Referate in ausländischen Fachzeitschriften zu besorgen hat.

In seinen Mussestunden wendet sich Purkyně auch mit Erfolg der popularisierenden Tätigkeit zu, und in allerletzter Zeit reiht er an seine früheren volkstümlichen Fachschriften (*„Uhlí a geologie jeho ložisek“*, Český čtenář X. 8, 1918; *Moře, kolébka zemí,* Duch a svět Nr. 38, 1918) eine fesselnde Schilderung seiner Eindrücke und Beobachtungen in Südafrika, das er während des letzten Geologenkongresses besucht hat. Äussere Anerkennungen: Ehrendoktorate der tschechoslovakischen Hochschulen, Mitgliedschaft einheimischer und auswärtiger (Bukarest, Lüttich und Lemberg) Akademien und wissenschaftlicher Institutionen gelten der reichen Lebensarbeit Purkyněs, dem alle seine Freunde, Schüler und Mitarbeiter tiefe Sympathie entgegenbringen — dem Forscher wie nicht minder dem Menschen.

UNSER DEUTSCHUNTERRICHT

Von Hugo Siebenschein

Unser schulmässiger Sprachunterricht ist im wesentlichen ein Vermächtnis der rationalistisch-klassischen Aufklärungskultur des ausgehenden 18. Jahrhunderts, der französischen Revolution und des staatlichen Zentralismus. Dieser Komplex von Strömungen hat den mehr gefühlsbedingten Humanismus des europäischen Sturm und Dranges, der auch in Herder verkörpert war und der dann, mit anderen und sachfremden Elementen versetzt, in der Romantik wieder aufflackerte, überwuchert. Diese Überlieferung und Kontinuität hat Komenskýs pädagogische Ideale allenthalben verdrängt oder doch unerfreulich mechanisiert und uns einen fremdsprachlichen Unterricht ungefähr auf folgender theoretischer Grundlage beschert:

1. Die Grammatik ist die Grundlage und der Weg zur Sprachkenntnis und zwar ist die lateinische Grammatik zunächst als Grundlage aller anderen stets im Auge zu behalten. Über die lateinische Grammatik führt der Weg zu den übrigen.

2. Solche grammatisch-formale Grundbedingtheit des Unterrichtes fordert vom Schüler vor allem Korrektheit. Das Bestreben jeder klassischen Schulung fordert vor allem eine genaue Übereinstimmung mit dem Kanon. Sie ist in der toten lateinischen Sprache erreichbar. Fehlerfrei wollte vor allem die klassische Kunst, fehlerfrei wollte vor allem auch die klassische Sprache sein. Wieder sollte die Grammatik den Weg zu einer fehlerfreien und möglichst klaren, fest-

stehenden Sprache weisen. Die Verbesserung der Fehler sowohl im Sprechen wie im Schreiben war die Hauptbestrebung des Pädagogen aufklärerischer Observanz, die Sprachkorrektheit und Musterhaftigkeit sein Ziel.

3. Neben der theoretisch-grammatischen Schulung wurde die Übersetzung aus einer Sprache in die andere als Hauptförderung betrieben. Grammatisch korrekte Übersetzung in Wort und Schrift, hinüber und herüber. Hiebei wurde auf die Erwerbung des Wortschatzes und die Beherrschung der grammatischen und syntaktischen Formen geschaut. Der sachliche Zusammenhang mit dem Inhalt der Rede spielte eine untergeordnete Rolle. Ja, man betrieb eine theoretische Loslösung von Ausdruck und Begriff, indem man ausgesprochen der Ansicht huldigte, der gedankliche und der gefühlsmässige Inhalt, der bei dem Sprachunterricht verwendet wird, wäre eigentlich ganz nebensächlich, denn es handle sich nicht um inhaltliche, sondern um sprachlich-formale Kenntnisse, d. h. um eine inhalts- und wesenlose Sprachgeschicklichkeit.

4. In diesem Zusammenhang fasst die rationalistische, zentralisierende und uniformierende Aufklärung die verschiedenen Sprachen als mehr oder minder geeignete Verständigungsmethoden, Verständigungs- und Mitteilungsmittel der Menschen und Völker auf. Man lebte in der ganz unsachlichen Fiktion, dass der Ausdruck der einen Sprache mit dem der anderen vertauscht werden könnte, bei gleichbleibender Beschaffenheit des Begriffes. Dass jedes völkische Individuum mit seinem Ausdruck auch seinen nur ihm eigenen Begriffskomplex verbindet, dass diese Verbindung unauflöslich fest mit unserem Leben verhaftet ist, dass demnach die Übersetzung aus einer Sprache in die andere eine Unmöglichkeit ist, blieb unbeachtet. Übersetzung ist nicht möglich, nur Neugestaltung in der anderen Sprache. Siehe die Bibelübersetzung der Böhmischen Brüder und die dort angewandte Meisterschaft, siehe Luthers Sendschreiben vom Dolmetschen!

Von der französischen Revolution ausgehend, haben wir uns von der weltuniformierenden, gleichmachenden, zentralisierenden Menschheitsidee ohne lokale Bindung, ohne gefühlsmässige Verankerung, ohne völkische Individualisierung abgewandt. Das Ideal des Heiligen Römischen Reiches für alle Völker, gleichviel unter welcher Hegemonie, haben wir verlassen und das Individuelle und Persönliche jeder einzelnen Sprachgemeinschaft als neue Grundlage gefühlsmässig erkannt. Von diesem Boden aus betrachtet, wird sich

für obige vier Prinzipien folgende kritische Ablehnung, aber auch folgende positive Neugestaltung ergeben:

1. Die Grammatik, deren Unentbehrlichkeit uns ebenso selbstverständlich ist, wie den früheren Lehrern, ist weder der einzige Weg, noch das beste Mittel zur praktischen Spracherwerbung. Als solches hat sie versagt, musste sie versagen, weil die an sie gestellte Anforderung ihr wesensfremd war. Die Grammatik ist, wissenschaftlich betrachtet, die Kunstgeschichte, die genetische Entwicklungsgeschichte sprachlicher Kunstformen. Als solche kommt sie für den praktischen Unterricht nicht in Betracht, sondern bloss als Sammlung der praktisch zu befolgenden Sprach-, Sprech-, Lese- und Schreiberegeln. In dieser ihrer Funktion ist die Grammatik eine unerlässliche Ordnung, eine Sicherung, eine Klärung und eine Art von Immobilisierung des in der Wirklichkeit stets flüssigen Sprachmaterials. Somit ist es ganz klar, dass die Reihenfolge des praktischen Lehrganges eine umgekehrte sein muss: die Grammatik hat nicht am Eingang, nicht am Anfang, sondern am Ende, am Ausgang des fremdsprachlichen Unterrichtes zu stehen. Sie hat ihn nicht einzuleiten, sondern zu beschliessen. Es muss erst etwas zum Einordnen, zum Klären, Festigen, Immobilisieren oder Verlagern da sein. Das lebendige, fliessende Sprachmaterial muss erst durch Übung in grossen Mengen angeeignet sein, ehe man es einordnen, sichern, klären und festigen kann. Auch ist die Grammatik mit ihren abstrakten Kategorien für ein zartes und durchaus sinnliches Alter ungeeignet. Der grammatische Unterricht in der Muttersprache sichtet sogar in den Volksschulen allzufrüh das schönheitsträchtige Chaos, das die Kinder der Landschule aus dem Elternhause mitbringen. Ich würde es wagen, auf jene eine Zeit zu verzichten. Desto gelehrter, philologisch gebildeter sollten aber die Volksschullehrer sein, die den Takt und die Weisheit aufbringen müssten, diesen Reichtum — anstatt ihn abzustossen und zu nivellisieren — einzufangen, mit zarter Hand der Individualität des Kindes zu erhalten und hiemit zu konservieren. Die Fähigkeit, zu abstrahieren, stellt sich erst ein und kann sich erst einstellen, wenn ein verhältnismässig grosser Vorrat von sinnlichen Erfahrungen bereits erworben ist. So kann erst der eine fremde Grammatik lernen, der die Sprache quantitativ schon besitzt, wie dies eben mit unserer Muttersprache der Fall ist.

2. Aus alledem folgt schon selbstverständlich, dass die bisherige Unterrichtspraxis in Bezug auf die Korrektheitsforderung und die Fehler eine verfehlte war und zu verlassen ist. Der oberflächlichste Blick in die psychoanalytischen Grundlehren zeigt uns, wie dauernd

hemmend auf die Phantasie das Fehlerverbessern wirkt, wie sprachliche Minderwertigkeitskomplexe dadurch entstehen und den Schüler zum Sprechen überhaupt unfähig machen. Der Schüler muss fehlerhaft, ungenau, unrichtig sprechen, lesen und schreiben und der Lehrer soll ihn anfangs nicht ausbessern, das ist die richtige Schlussfolgerung, mit deren Anerkennung die Schulbehörden am längsten zögern dürften. Vor allem soll der Lehrer viel vorlesen, viel sprechen und den Schüler zur Nachahmung, wobei ihm dieser angeborene Menschentrieb behilflich sein wird, aneifern. In eigener Person, durch Schallplatte und durch Rundfunk soll viel, sehr viel und das Beste gesprochen, gelesen, gesungen und geschrieben werden. Die Nachahmung und Nacheiferung sind dem Schüler natürlich. Er wird alles nachahmen wollen, weil er ein Mensch ist. Er wird auch von selber den Lehrer, das Grammophon und das Radio als Muster erreichen wollen. Er bedarf also der schädlichen und lähmenden Verbesserung nicht. Nur soll der Lehrer, das Radio und das Grammophon schön und gut und Schönes und Gutes sprechen. Der Schüler, wenn er Sprachgehör hat, wird selber auf die Unterschiede zwischen seinem Reden und dem der Muster kommen und wird unwillkürlich das Vorbild vollkommen zu erreichen suchen. Nur im vorgeschrittenen Stadium, gelegentlich und ausnahmsweise wird der eine oder der andere solche Unterschied, der vom Schüler nicht bemerkt wurde, besonders betont werden, seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden. Aber es ist als pädagogischer Erfolg zu buchen, wenn solche Notwendigkeiten sich nur selten einstellen.

3. Es müssen die vollsten Konsequenzen daraus gezogen werden, dass die rationelle Sprachauffassung als überwunden anerkannt ist. Die Sprache ist kein Verständigungsmittel, kein erdachtes System, sie ist eins mit Gedanken und Gefühl, sie ist eine total irrationelle Funktion unseres Gesamtmenschen, sowohl in seiner persönlichen, wie in seiner sozialen Wesenheit. Sie trägt alle Eigenschaften eines uratavistischen Kindheitskomplexes an sich, mit allen seinen traumatischen Kennzeichen. Ja, rein physiologisch gesprochen, ist es einer modernen Phonetik längst klar, dass wir nicht nur mit unseren Sprachwerkzeugen, sondern mit dem ganzen Körper sprechen, dass wir eine periphere und eine zentrale Betätigung der Organe beim Sprechen zu unterscheiden haben. Alle Organe des Menschen nehmen am Sprechen teil, das Übersetzen ist Unsinn, das isolierte Vokabellernen Unfug. Das Wort soll und kann nicht isoliert werden. Die Sprache ist Dichtung, wie häufig bewiesen und immer wieder vergessen wurde. Wir müssen sie so unterrichten, wie sie entstanden

ist. Diese Reihenfolge aber ist folgende: sie wurde erst geschrieen, dann gesungen, dann erzählt, dann dramatisch dargestellt, dann erst vernunftgemäss gebraucht und mitgeteilt. Die Mitteilung von Sachinhalten ist also die späteste Stufe. Das darf der Lehrer befolgen, weil das Entwicklungsstadien der persönlichen, der völkischen und der menschlichen Entfaltung sind. Alle diese Stufen können aber nur so erklommen werden, wenn wir uns von dem Wahn einer bloss formalen Sprache und eines bloss formalen Sprachunterrichtes freimachen. Will man französisch lernen, so muss man den Franzosen kennen lernen, will man deutsch lernen, sucht man den deutschen Menschen zu verstehen. Will man seine Sprache erwerben, muss man jene Regungen verstehen, die ihn gerade zu dieser Sprachform geführt haben. Seine Sprache ist die Ablagerung seiner Gesamtüberlieferung, sie kann nicht äusserlich, technisch übernommen werden. So ist gleich das Wort „země" ohne wesentliche Verschiebung seines stofflichen und gefühlsmässigen Inhaltes „unübersetzbar". Wenn der Tscheche „země" sagt, schwebt ihm nicht die Weltkugel vor, sondern etwas viel kleineres, intimeres, etwas, was man lieben kann: „země česká (domov můj)"; dem Deutschen schwebt beim Worte Erde die Erdkugel vor, er sagt niemals „die deutsche Erde." Sprachunterricht ist also, praktisch genommen, volkskundlicher Unterricht und Volkskunde ist, im breitesten Sinne des Wortes, der Inhalt des Sprachunterrichtes.

Haben wir dem Kinde die ersten Ausrufe beigebracht: Halt, still, Feuer, ei-ei, sieh mal und andere, dann muss der Gesang kommen. Er ist für einen erfolgreichen Sprachunterricht ganz unentbehrlich. Die Gesänge müssen so ausgewählt werden, dass sie eine möglichst vollwertige Einführung in das Gefühls- und Gedankenleben bieten. Nachher folgt die Lyrik. Sie ist die reinste, sublimierteste und daher kürzeste, verständlichste Trägerin aller persönlichen und sozialen Affekte eines Volkes, also die konzentrierteste Sprache. Gesang und Rhythmus bringen dem Kinde auch die Sprachdynamik und das Sprachtempo bei. Es wäre ein Irrtum, zu behaupten, dies stelle unmögliche Anforderungen an den Lehrer. Fast jeder ist musikalisch genug, einfache Lieder vorzutragen und mit den Schülern zu singen. Auf die Schönheit des Gesanges und der Musik kommt es gar nicht an. Es ist genug, wenn ausgesprochene Lächerlichkeit vermieden wird. Und in extremen Fällen musikalischer Unfähigkeit — in denen ich persönlich dem Betreffenden aber auch die Sprach- und Sprachunterrichtsfähigkeit absprechen würde — kann noch immer das Grammophon und gelegentlich das Radio aushelfen. Nach der

lyrischen Stufe kommt die epische. Dann die dramatische, mit verteilten Rollen. Erst dann die Stufe der sachlich belehrenden Mitteilungen. So hat der Schüler auf dem Wege des sinnlichen Erlebens und der inhaltlichen Verankerung der Sprache zum abstrakteren Gedankengehalt zu gelangen. Dort hat er dann die Vorstellungen einzelner Wissenskreise und einzelner Lebenskreise sprachlich zu verarbeiten.

4. Dieser Kreisgang ist immer als Ganzes, ist auf jeder Stufe als abgeschlossenes System zu bieten und ist auf jeder Stufe von neuem, aber immer auf breiterer Basis zu wiederholen. Ist der Kreis auf jeder der Stufen abgeschlossen und der so erworbene und zum Besitz gewordene Sprachstoff auch wieder der betreffenden Stufe entsprechend grammatisch geordnet, wird der Lehrer innerhalb dieses Kreises Fehler ausmerzen und auch in der durchgenommenen Grammatik vollkommene Richtigkeit fordern. Demgemäss entsteht ein Generalschema des Sprachunterrichtes, das auf jeder Stufe zu wiederholen ist. Bedenken wir, dass innerhalb jeder Stufe eine Wiederholung stattfinden muss, entsteht folgender Lehrplan:

Ausrufe. (Lautbehandlung.)

Lieder. Gedichte. (Betonung und Aussprache.)

Märchen. Erzählungen. Geschichte des Volkes. Politische Geschichte.

Dramatische Übungen. (Gelegenheit reichlicher Selbstbetätigung des Kindes.) Theater, Religion und kultische Eigenheiten.

Sachliches. Geographische, klimatische Schilderung des Landes. Menschen, Tiere, Pflanzen. Berufsarten und Betätigungen. Stadt und Land. Wissenschaften, Handel, Industrie, gesellschaftliche Fügung und Gliederung, Sitten, Sprichwörter, Rechtseinrichtungen, Staatsgestaltung.

Haben wir ein Schuljahr vor Augen, sollte das Material so bemessen werden, dass es bis Ostern zum erstenmal durchgenommen sein kann. Von Ostern, auf Grund einer vollständigen Wiederholung, hat die der Stufe entsprechende grammatische Erläuterung aller gebrauchten Sprachformen nachdrücklich einzusetzen. Alles Gerufene, Gesungene, Erzählte und Mitgeteilte wird wieder gerufen, gesungen, vorgetragen, erzählt, gespielt und mitgeteilt mit der dazu gehörigen grammatischen und syntaktischen Festigung.

Der zweite Jahrgang wird nun an das Erworbene anknüpfen. Das Vorhandene wird immer wieder hergenommen und auf dieser Grundlage wird immer weitergebaut, vertieft und bereichert.

Der bekannte Misserfolg des fremdsprachlichen Unterrichts auf geradezu allen Schulstufen hat Ausgangspunkt und Anregung zu dem vorliegenden Versuch einer Neugestaltung des Unterrichtsbetriebes Anlass gegeben. Es sei hinzugefügt, dass auf Originalität weder in der praktischen Durchführung, noch in der methodischen und theoretischen Begründung eitler Wert gelegt wurde, sondern auf den praktischen Erfolg, auf die effektive Wirksamkeit, auf die pädagogische Zielsicherung, auf die unterrichtstechnische Durchführbarkeit. Ich habe es abgelehnt, ein selbstgefälliges Experiment zu unternehmen, dafürhaltend, dass die Konstruktion und Anwendung einer orthodoxen Extravaganz ebenso unschwer wie unbescheiden ist. Das Gute, Wirksame und Verwendbare wurde daher von überallher genommen, wo es zu finden war: aus den Gedankengängen der namhaften Pädagogen (hierzulande und in den führenden Kulturen), aus den modernen Erkenntnissen der Sprachwissenschaft in Bezug auf die Wesenheit der menschlichen Sprache überhaupt, aus eigener Lehrpraxis auf allen Schulstufen und fast allen Schultypen, aus der letzten Sexualtheorie bezüglich der Überwindungsmöglichkeit gewisser Seelenhemmungen, aus der Praxis bewährter praktischer Unterrichtsmethoden von Berlitz und Toussaint-Langenscheidt bis West, Friebel und den Schallplattenunterricht, aus der Methodik moderner Stimmbildung und Gesangslehre; so gewissenhaft ich die Quellen meiner Anregungen anlegen wollte, das Verzeichnis bliebe noch immer unvollständig. Die Möglichkeit solchen Vorganges hat auf engstem Gebiet mein heuriger deutscher Funkkurs für tschechische Hörer bewiesen, wenn damit auch nicht gesagt sein soll, dass diese sozusagen aus dem Rohen gebrochene Methode in ihren Einzelheiten, in ihren Texten und deren Behandlung nicht durchaus und bis ins Unendliche verbessert, verfeinert und bereichert werden könnte. Das wird aber kaum viel an den Grundlagen ändern. Fachleute haben festgestellt, dass ich auf dieser ersten und ganz primitiven Stufe des Sprachunterrichtes tatsächlich alle erwähnten Kulturelemente, vom ersten Ausruf bis zu einigen Brocken abstrakter Philosophie durchgenommen habe.

Die Totalität des Weltbildes, das der von seinem Inhalt unablösbare formale Sprachunterricht geben muss, wird tatsächlich auf jeder Stufe die gleiche sein müssen. Der Unterschied wird nur darin bestehen, dass der Erlebnisinhalt der Reifestufe angemessen sein wird. Um dies zu illustrieren, will ich noch abschliessend Beispiele des sprachlichen Erlebnisinhaltes nach Kategorien auf der ersten und auf der letzten Stufe des Unterrichtes gegenüberstellen.

Ausrufe! Unterste Stufe:

Vorführung und Einübung aller gebräuchlichen Ausrufe im Deutschen in allen Lebenslagen. Nur die Ausrufe werden deutsch eingeübt, alle weitere Erklärung in der Muttersprache.

Oberste Stufe:

Wiedergabe einer Schallplatte, auf der eine aufgeregte Menschenmenge durcheinanderruft. Auflösung und Erklärung der Rufinhalte.

Gesang und Lyrik! Unterste Stufe:

Fuchs du hast die Gans gestohlen. Hänschen klein geht allein. Weisst du wieviel Sternlein stehen.

Oberste Stufe:

Lieder (Heine—Schubert, Mörike—Wolf, Goethe—Mozart).

Unterste Stufe:

Auszählverse, Reimspiele, Kindergedichte.

Oberste Stufe:

Moderne Lyriker (Rilke, Hofmannsthal, nachdem der Schüler an einzelnen Beispielen alle Höchststufen der deutschen Lyrik kennen und verstehen lernte).

Epik und Geschichte! Unterste Stufe:

Märchen. (Das Schneewittchen, Hänsel und Gretel.) Sagen, Sitten und Urgebräuche in einfachster Fassung. Allereinfachst erzählte Begebenheiten aus der Geschichte, so, dass die Darstellung eine möglichst kontinuierliche Folge ergebe.

Oberste Stufe:

Thomas Manns „Buddenbrooks", Huchs „Der grosse Krieg" (mit allen Zwischenstufen des deutschen Epos und des deutschen Romans). Deutsche Historiker und Weltgeschichte.

Drama! Unterste Stufe:

Dreikönigs-Lieder und Krippenspiele, Puppenspiele und Kasperlstücke von Pocci. (Verteilte Sprechrollen, Sprechchöre.)

Oberste Stufe:

Hauptmann, Schnitzler, Dietzenschmidt (mit verteilten Rollen aufführen oder vorlesen) mit allen wesentlichen Zwischenstufen des deutschen Dramas wie bei Lyrik und Epik.

Über alle Wissensgebiete der vernunftgemässen Mitteilung! Unterste Stufe:

Einfachste Sätze aus jedem Wissensgebiet, wie in meinem Kurs.

Oberste Stufe:

Darstellungen aus jedem Wissensgebiet nach dem heutigen Stande der Wissenschaft, mit möglichster Ausnützung auch sprachlich bedeutender Schriftsteller.

Selbstredend: die grammatische Behandlung folgt sofort nach jeder inhaltlichen Wissenserwerbung automatisch nach, immer der jeweiligen Reifestufe entsprechend, als Kodifikation der erworbenen Sprachkultur.

*

Wir stecken tief in einer unerlässlichen Schulreform, in der ideologischen Umwertung, im einheitlichen, besonnenen Umbau unseres ganzen Schulwesens. Der Lehrplan für Volks- und Bürgerschulen ist soeben erschienen, die Veröffentlichung des Lehrplanes für die Mittelschule steht bevor. Es wird interessant sein, festzustellen, wieviel sich der Lehrplan im konkreten Falle bemühen wird, die geschilderten beunruhigenden Mängel zu beseitigen und es wird sich lohnen, zu überprüfen, ob der grosszügige Gedanke des Gesetzgebers in Einzelgebieten die besten Mitarbeiter gesucht und gefunden hat. Dieser kleine Aufsatz könnte eine der vielen möglichen Handhaben dazu bieten. Unter allen Umständen wird die „Prager Rundschau" es versuchen, an der Hand einer aufmerksamen Gegenüberstellung der Absicht des Erlasses und des Textes der Verordnung den Kulturwillen und die Kulturkraft unserer Schulverwaltung zu würdigen.

RUNDSCHAU

Innenpolitik

Nach ermüdenden Verhandlungen über das Arbeitsprogramm der Regierung waren beide Häuser der Nationalversammlung genötigt, Mitte Juli in die Ferien zu gehen. Die Hauptursache der Schwierigkeiten innerhalb der Regierung und Koalition ergaben die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden grössten Parteien der Regierungskoalition Udržals, nämlich zwischen der Republikanischen Agrarpartei und der ihr verbündeten deutschen Agrarpartei einerseits und der Tschechoslovakischen Sozialdemokratischen Partei andererseits. Diese findet treue Gefolgschaft in der Deutschen Sozialdemokratischen Partei und arbeitet in gutem Einvernehmen mit der Nationalsozialistischen Partei, welche, wie wir hier neuerlich hervorheben, mit der gleichnamigen Partei im Deutschen Reich nur den Namen gemeinsam hat und sich noch am ehesten mit der radikalen Partei Herriots vergleichen lässt. Diese Meinungsverschiedenheiten, mit denen man übrigens von Anfang an hatte rechnen müssen und die man bisher hatte stets beilegen können, steigerten sich in gefährlicher Weise nach einem recht lärmenden Vorstoss des sogen. radikalen Flügels der Agrarpartei. Diese will die nicht immer parallelen und nicht selten auseinanderstrebenden Standesinteressen aller Kategorien der landwirtschaftlichen Provinzbevölkerung befriedigen, also sowohl der verhältnismässig dünnen Oberschicht der Grossgrundbesitzer und Besitzer grösserer Restgüter, als auch der mittleren Landwirte und Häusler. Dabei darf man aber nicht vergessen, dass sich auch alle katholischen Par-

teien der Tschechoslovakei in erster Reihe auf die Dorfbevölkerung stützen und selbst die sozialistischen Parteien seit dem Kriege bemüht sind, in diese Hochburg der bürgerlichen Parteien vorzudringen.

Namentlich die sozialistischen und unabhängigen Linksblätter sassen über die agrarische Opposition sehr streng zu Gericht, und die Führerkrise in der Partei Udržals war für Wochen das Hauptthema der innerpolitischen Kommentare und Leitartikel.

Man hat den Ministerpräsidenten immer wieder aufgefordert, in seiner Partei endlich Ordnung zu schaffen. Udržal jedoch ist ein Mann, der es nicht liebt, die Dinge allzu tragisch zu nehmen. Er vertraut auf die segensreiche und heilende Wirkung der Zeit, wartet gern ab, bis die erregten Naturen nach einer gesund durchschlafenen Nacht am nächsten Tage freundlicherer Stimmung sind. Als daher zu Sommerbeginn die Erregung zu ungewöhnlicher Heftigkeit gestiegen war, kam er zu der Ansicht, dass jetzt eine längere Ferienpause um so empfehlenswerter wäre und es schliesslich ja doch wieder gelingen werde, das schwere Fuhrwerk seiner Regierung und Koalition langsam aber sicher von der Stelle zu bewegen.

Es fällt ihm sicher nicht immer leicht, sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen. Mitte August gab der stellvertretende Vorsitzende der Agrarpartei, der Grossgrundbesitzer Abgeordneter Dr. h. c. Staněk, der vor allem auf seinen Einfluss in Mähren baut, in einem Interview mit einem Redakteur des „Prager Tagblatt“ allzu offenherzig zu erkennen, dass er auf die Führerstellung in der Partei Anspruch erhebt. Dieses noch in der friedlichen Feriensaison veröffentlichte Interview hat viel Staub aufgewirbelt und den Repräsentanten des „Regierungsflügels“ der Partei kostete es viele Mühe, die Krise in der Leitung zu beheben oder zu „vertagen“ und nach aussen die Einheitlichkeit ihres Vorgehens zu wahren. In der Linkspresse und übrigens auch in den Blättern der katholischen Volkspartei fing man wiederum an, die Möglichkeit eventueller neuer Parteigruppierungen und Massnahmen für den Fall in Erwägung zu ziehen, dass eines Tages keine Aussicht mehr auf einen praktischen Erfolg der Zusammenarbeit in der gegenwärtigen Konstellation des Regierungsensembles vorhanden wäre. Das sind allerdings vorderhand sozusagen Erwägungen auf Vorrat und von fast nur theoretischem Wert. Es ist klar, da es ohne und gegen die bisher grösste Agrarpartei nicht leicht wäre, die staatlichen Angelegenheiten zu verwalten, auch wenn das Experiment einer sogenannten rotschwarzen Koalition der sozialistischen und katholischen Parteien tatsächlich glücken sollte, ein Experiment, mit dem man einstweilen nur droht und dessen Möglichkeiten selbst in den Parteien, die dabei in Betracht kommen würden, sehr kritisch beurteilt werden. Doch sind die Unzufriedenen innerhalb der Agrarpartei auch mit dieser Eventualität zu rechnen genötigt, von denen einige gern einen Austausch der Garnituren auf den Ministersesseln sehen würden, wobei ihnen die Unzufriedenheit der ländlichen Bevölkerung gelegen kommt, die in ihren Hoffnungen auf eine ausreichende Erhöhung der Getreidepreise nach der Errichtung des Getreidesyndikates enttäuscht wurde.

Als Notbehelf könnte auch diesmal eine Beamtenregierung dienen, die sich allerdings auf die bestehende Regierungskoalition stützen müsste und verschiedene unvermeidliche

und unpopuläre Massnahmen durchführen könnte, für welche die Parteien ungern die Verantwortung übernehmen. Die Parteileitungen würden vielleicht einen solchen Ausweg um so bereitwilliger begrüssen, als die Regierung der sehr bitteren Tatsache eines Budgetdefizits in einer Höhe von zumindest einer Milliarde gegenübersteht, die der Finanzminister nicht nur durch Ersparnisse in den Sachausgaben, sondern in erster Reihe durch Ersparnisse in den Personalausgaben hereinbringen will, d. h. durch eine lineare Herabsetzung der Gehälter der Staatsangestellten, Invaliden, der Angestellten der staatlichen Unternehmungen und Pensionisten, u. zw. in der Höhe von 15%. Die Zeitungsankündigungen dieser Massnahme, die Mitte September in amtlichen Mitteilungen ihre Bestätigung fanden, riefen eine sehr merkliche Beunruhigung in den Bevölkerungsschichten hervor, die von dieser empfindlichen Herabsetzung ihres Einkommens bedroht werden, das bei der überwiegenden Mehrheit von ihnen auch bereits jetzt merkbar mager ist. Die Gewerkschaftsorganisationen der verschiedenen Kategorien der Staats- und öffentlichen Angestellten organisierten einen Druck auf ihre politischen Parteien und begannen die öffentliche Meinung gegen diese Sparmassnahmen zu mobilisieren, deren Zwecklosigkeit nachzuweisen sie sich bemühten, dabei unterstützt von den Stimmen volkswirtschaftlicher Fachleute, die auf andere neue Quellen der staatlichen Einnahmen oder Ersparnisse aufmerksam machten.

In einer so heiklen Frage war es nötig, vorher innerhalb der Koalition und der Regierung selbst eine Einigung zu erzielen, damit diese die Anträge des Finanzministers dem Parlament zur Genehmigung vorzulegen wagen konnte. Deswegen wurde die Einberufung des Abgeordnetenhauses und des Senats hinausgeschoben und damit die Parlamentsferien, die Ende September oder Anfang Oktober ablaufen werden, fernerhin verlängert.

Je näher die Verhandlungen innerhalb der Regierung über die grundlegenden finanziellen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen rücken, um so nachdrücklicher machen die einzelnen Interessenverbände und Parteien ihre Forderungen und Anträge geltend. In der zweiten Septemberhälfte haben die Tschechoslovakische und die Deutsche Sozialdemokratische Partei eine gemeinsame Kundgebung veröffentlicht, in welcher sie namentlich ihre Anträge zur Linderung der Folgen der Arbeitslosigkeit und zur Vermehrung der Arbeitsmöglichkeiten formuliert haben. Beide Parteien sind entschlossen, auch fernerhin in allen Fragen gemeinsam vorzugehen und auch den Kampf für die Demokratie und gegen den Faszismus gemeinschaftlich zu führen, unter Ablehnung des nationalen Chauvinismus, der den Hass zwischen den Nationen nährt. Gegenüber den aus dem oppositionellen deutschen Lager laut gewordenen Stimmen konstatierte der alte Führer der deutschen Agrarier, Křepek, dass die Mitarbeit der deutschen Parteien in der Regierung sich sowohl auf wirtschaftlichem als auch auf nationalpolitischem Gebiet bewährt hat. Von führender Seite des Bundes der Landwirte wurde die Berechtigung und Tragfähigkeit der Konzeption einer tschechoslovakisch-deutschen Symbiose im Rahmen und auf dem Boden der Tschechoslovakischen Republik verteidigt. Desgleichen wurde von dieser Partei die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit zwischen den landwirtschaftlichen Parteien beider Völker hervorgehoben, für welche die sozia-

listischen Parteien zum Muster dienen könnten und deren Voraussetzung das gegenseitige Verständnis für die berechtigten Ansprüche auf nationalem Gebiete ist.

Der Prozess und das am 24. September gefällte Urteil gegen den deutschen nationalsozialistischen Verein „Volkssport“ hatte bei weitem nicht den politischen Reflex, den die Leitung der nationalsozialistischen Partei, die für die Aktionen und Unternehmungen der wegen ihrer antistaatlichen Tätigkeit verurteilten jungen „Volkssport“-Funktionäre in erster Linie verantwortlich ist, erwartet hatte.

Der Verein „Volkssport“ wurde als Sportverein im Jahre 1929 gegründet. Da sich zeigte, dass er sich in Wirklichkeit politisch betätigte, wurde er am 1. März d. J. wegen Überschreitung seines Wirkungskreises und wegen Verletzung des Strafgesetzes und der öffentlichen Ruhe und Ordnung aufgelöst. Die Hausuntersuchungen bei den Vereinsfunktionären hatten mehrere Verhaftungen und Strafanzeigen zur Folge. Es wurden insgesamt 85 Zivil- und 4 Militärpersonen verhaftet. Mit der Zeit wurden mit Ausnahme von 5 Personen alle Verhafteten wieder in Freiheit gesetzt. Nach Durchführung der Untersuchung wurde gegen 7 Volkssportführer die Anklage erhoben. Der Oberste Gerichtshof entsprach dem Antrag der Verteidiger und delegierte auf deren Wunsch das Kreisgericht in Brünn zur Durchführung des Prozesses, der ursprünglich vor dem Prager Strafgericht hatte stattfinden sollen. Nach dem Sprachgesetz ist in Brünn auch die deutsche Verhandlungssprache zulässig und es entfiel hier auch der Grund zu den Befürchtungen, zu denen die politisch-psychologische Atmosphäre der Hauptstadt Anlass gab. Auf der Anklagebank sassen ein Assistent und ein Hörer der Deutschen Technik, drei Studenten, ein Lehrer und ein Beamter. Sie standen sämtlich unter der Anklage, sich in den Jahren 1930 bis 1932 in Prag, Aussig a. E. und in anderen Städten Böhmens des Verbrechens nach § 2 des Gesetzes zum Schutze der Republik schuldiggemacht zu haben, indem sie sich zu Anschlägen gegen die Republik verbündeten, zu diesem Behufe in direkten oder indirekten Kontakt mit ausländischen Faktoren getreten sind und bewaffnete Kräfte warben, sie ausbildeten und organisierten. Die Mitglieder des „Volkssportes“ waren militärisch erzogen und organisiert worden. Ein Mitglied des Volkssportes musste zugleich auch Mitglied der nationalsozialistischen Partei sein, deren Teilorganisation der Volkssport also eigentlich gewesen ist. Wenn auch das offizielle öffentliche Programm dieser Partei mit grösserer Vorsicht stilisiert ist, deckt sich ihr von ihrem Führer Abgeordneten Jung im nationalsozialistischen „Kleinen Katechismus“ formuliertes Programm in Wirklichkeit mit dem Programm der reichsdeutschen Hitlerleute: Nach der Verwirklichung des Dritten Reiches soll an die Errichtung eines Grossdeutschen Reiches geschritten werden, das auch die von Deutschen bewohnten Gebiete der Tschechoslovakei umfassen soll. Die Hitlerpartei in Deutschland hat zur Erreichung des gesteckten Zieles bekanntlich die Anwendung von Gewaltmitteln nicht ausgeschlossen. Die nationalsozialistische Partei in der Tschechoslovakei hat die Organisations- und Ausbildungsmethoden der Sturmabteilungen aus dem Reiche übernommen. Die Mitglieder des „Volkssports“ trugen Hakenkreuzabzeichen und die Zentrale in Troppau hatte für die Instandhaltung der Ausstattung und

Ausrüstung zu sorgen. Auch die Disziplinarvorschriften entsprachen dem militärischen Charakter der Organisation. Es wurden Kampfübungen nach den Vorschriften der deutschen Armee veranstaltet. Die Übungen wurden auch in der Nacht abgehalten und es wurde bei ihnen das Werfen von Handgranaten mit hölzernen Ersatzmodellen praktisch geübt. Die Mitglieder übten sich auch im Scharfschiessen. Es fanden sogar gemeinsame Übungen mit den reichsdeutschen Hitlerorganisationen entweder auf deutschen oder tschechoslovakischem Grenzgebiet statt.

Die Angeklagten waren sich, wie erwiesen wurde, der Tragweite ihrer Vergehen und deren Strafbarkeit bewusst.

Auf Grund des vorhandenen Materials war es klar, dass die Tätigkeit des „Volkssportes“ und seiner Prager Zweigorganisation, des „Studentenbundes“, tatsächlich ein geeignetes Mittel darstellte, um das Ziel zu erreichen, mit Hilfe der Hitlerpartei das „Dritte Reich“ mit Einschluss des sogen. Sudetendeutschlands zu errichten, wobei die Staatssouveränität der Tschechoslovakei durch die staatliche Souveränität eines anderen Staates ersetzt werden sollte. Verschiedene Umstände liessen darauf schliessen, dass der „Volkssport“ für seine Zwecke Geld aus Deutschland erhielt und ein geheimer Kurierdienst bestand.

In seinem Urteil hat das Gericht erkannt, dass sich die Angeklagten in den Jahren 1930—32 in Prag, Aussig a. d. E. und anderen Städten Böhmens zu Anschlägen gegen die Republik verbündet haben. Nach dem Grade ihrer Schuld wurden drei von ihnen zu je drei Jahren Staatsgefängnis und 3000 Kč Geldstrafe, einer zu zwei Jahren Staatsgefängnis und 2000 Kč Geldstrafe verurteilt. Die drei anderen wurden zu 18, beziehungsweise 15 und 12 Monaten Gefängnis und zu Geldstrafen von 1500, resp. 1200 und 1000 Kč verurteilt. Alle Angeklagten verlieren die bürgerlichen Ehrenrechte und sind verpflichtet, die Kosten des Strafverfahrens zu gemeinschaftlicher und ungeteilter Hand zu tragen.

Das Gericht zog andererseits als Milderungsgründe die bisherige Unbescholtenheit der Angeklagten und bei den meisten von ihnen ihr jugendliches Alter in Betracht. Die Bemessung der Staatshaft statt der schweren Kerkerhaft beweist, dass das Gericht ihre Delikte als politische Verbrechen unter Ausschliessung von niedrigen u. unehrenhaften Beweggründen beurteilte. Die Staatshäftlinge sind in der Haft von den gemeinen Verbrechern abgesondert und geniessen die materiellen und moralischen Vorteile der politischen Sträflinge.

Die deutschen Extremisten versuchten, den sieben Wochen währenden Brünner Prozess als einen Prozess gegen das gesamte Sudetendeutschtum hinzustellen. Die Verteidigung aber wollte das Gericht davon überzeugen, dass die Tätigkeit der nationalsozialistischen Vereinsmitglieder ausschliesslich körpererzieherischer Art war und dass mit Deutschland höchstens ein Kontakt ideellen Charakters bestanden hat. Die Anklage konnte hingegen auf Grund des vorhandenen Materials den Nachweis führen, dass es sich offensichtlich um eine durchdachte und zielbewusste Aktion gehandelt hat. In solchem Falle aber muss der Staat gegen die Schuldigen ohne Rücksicht auf ihre Nationalität einschreiten und er hat bei anderen Gelegenheiten auch nicht gezögert, gegen Schuldige tschechoslovakischer Nationalität das Strafverfahren einzuleiten. Der Brünner Prozess gegen die Mitglieder des Volkssports und

des Studentenbundes wurde gegen diese nicht als Angehörige der deutschen Nation und einer bestimmten politischen Partei geführt. Das Urteil war nur die unerlässliche logische Konsequenz ihrer individuellen Straftat.

Es haben auch ernsthafte deutsche Stimmen, namentlich aus dem demokratischen Lager anerkannt, dass es das Recht der Tschechoslovakei ist, den demokratischen Charakter ihrer Verfassung gegenüber Methoden und politischen Richtungen zu wahren, deren Ziele antidemokratisch und gegen die Verfassung gerichtet sind und die in ihren letzten Konsequenzen gegen die Unantastbarkeit und Integrität des tschechoslovakischen Staates zielen.

Von tschechoslovakischer Seite sind auch Stimmen laut geworden, auf die Anklagebank seien in erster Reihe die verantwortlichen Führer der nationalsozialistischen Partei in der Tschechoslovakei zu bringen, die auch für die Straftat der jugendlichen Mitglieder des Volkssports verantwortlich sind. Die Agitation dieser Führer, sämtliche deutsche Parteien in der Tschechoslovakei sollten die Sache der Verurteilten zu ihrer eigenen machen, blieb ohne Erfolg. Das Zentralorgan der deutschen Agrarpartei „Deutsche Landpost" hat sich gegen die Aktion der Nationalsozialisten verwahrt, die erklärt hatten, das Brünner Urteil müsse eine Änderung der gesamten sudetendeutschen Politik zur Folge haben. Nach der „D. L." hat sich gezeigt, dass der „Volkssport" und die ganze nationalsozialistische Jugendbewegung weder einen ideellen noch materiellen Rückhalt hatte. Für die Sudetendeutschen gab es daher keinen Grund, der Machtposition zu entsagen, die ihnen die Teilnahme an der Regierung gebracht hat. Der Brünner Prozess habe gerade gezeigt, wie gefährlich solche Parteiorganisationen wie der „Volkssport" werden könnten. Nach dem Brünner Prozess werde sich, wie das Blatt meint, eine Einheitsfront der Sudetendeutschen gegen die Nationalsozialisten bilden, die einzig die nationalistische Agitation in jenem Teil des tschechischen Lagers nähren, der ebenfalls ein Interesse daran hat, Unruhe und neue Schwierigkeiten für das gegenwärtige Regierungssystem hervorzurufen. Das Hauptorgan der grössten deutschen Regierungspartei, der „Sozialdemokrat", hat sich scharf gegen ein Kokettieren mit der Irredenta gewendet, durch welche die Situation der Sudetendeutschen bloss verschlechtert werden könnte. Der Nationalsozialismus sei nicht bloss für das Unglück der jugendlichen Verurteilten, sondern auch für die bewusste Täuschung und Verführung der ganzen Generation verantwortlich zu machen.

Man kann allerdings nicht leugnen, dass die nationalistische Agitation der deutschen oppositionellen Parteien die Stellung der deutschen Regierungsparteien erschwert, um so mehr als diese Agitation auch auf tschechoslovakischer Seite zugenommen hat. Diese Erscheinung hängt sowohl mit der in der nächsten Nachbarschaft der Tschechoslovakei eingetretenen Umwälzung als auch mit den wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten zusammen. In den demokratischen Parteien und Kreisen wird die Gefährlichkeit solcher Tendenzen nicht übersehen, wenn sie auch bei weitem nicht die grösste Gefahr darstellen, gegen die das demokratische System in der Tschechoslovakei augenblicklich zu kämpfen und die es zu überwinden hat. Denn gegenwärtig nehmen den ersten Platz

unter ihnen auch in diesem Staate unstreitig die wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Probleme ein.

Es wird gegenwärtig für die Regierung und die Leitung der Koalitionsparteien sicher keine leichte Aufgabe sein, die finanziellen Möglichkeiten des Staates mit den Forderungen der Bevölkerung, von der vermehrte Opfer gefordert werden, in Übereinstimmung zu bringen. Die Koalition Udržals tritt nunmehr in eine Periode aussergewöhnlicher Schwierigkeiten und ihre aktive Bereitschaft und Festigkeit wird in den nächsten Monaten einer schweren Belastungsprobe unterworfen werden. *A. Pešl*

Aussenpolitik

Warum sollte man nicht gleich eingangs zugestehen, dass die Aufmerksamkeit der tschechoslovakischen Öffentlichkeit und wohl auch der massgebenden Faktoren in erster Reihe in Anspruch genommen wurde von dem heftigen Ablauf der Ereignisse in der Nachbarschaft, die durch Wochen hindurch die Titelseiten der Zeitungen einnahmen, deren aussenpolitische und andere Redakteure mit mehr oder weniger Glück die Frage zu beantworten sich bemühten, was in Deutschland eigentlich vorgeht und welche treibenden Kräfte diesem Vorwärtsdrängen von politischen, sozialen und geistigen Kräften die Richtung weisen und welche treibende oder hemmende Kraft schliesslich jene Strömungen, die die Dämme überflutet haben, in ein sicher reguliertes Bett zwingen würde. Aus der Ferne — obgleich man zutreffender von der Nähe Prags und Berlins sprechen könnte — machte der Stand der Dinge in Deutschland vor und nach den Reichstagswahlen sicher einen weit verwirrteren und stürmischeren Eindruck, als ihn die ausländischen „Augenzeugen" schilderten, die Gelegenheit hatten, auch das Alltagsleben in Stadt und Land zu beobachten. Hat man die so rasch anschwellende nationalistische Bewegung als unberechenbar bezeichnet, so war es andererseits auch nicht leicht, Ziele und Operationspläne der Präsidialregierung von Papens auf innerpolitischem wie aussenpolitischem Gebiet zu erraten. Daher musste die Umgruppierung und Richtungsänderung auf dem innerpolitischen Kampfplatz überraschen, in dessen Mitte die Regierung ihre Kampfposition festigte.

Wir halten es für ein günstiges Zeugnis der politischen Reife der überwiegenden Mehrheit der tschechoslovakischen Bevölkerung, dass sie sich — wenn sie auch auf die aus dem Nachbarreich kommenden Nachrichten lebhaft reagierte — dadurch nicht „aus dem Gleichgewicht bringen" liess und sich gewöhnte damit zu rechnen, dass die Führung in Deutschland in die Hände einer „neuen Garnitur" von Männern mit einer besonderen Machtgrundlage übergegangen ist und man diesen neuen Stand der Dinge zur Kenntnis nehmen muss. Sie anerkannte die Richtigkeit des Standpunktes, den Aussenminister Dr. Beneš in seinem Interview mit einem Mitarbeiter des Budapester „Ujság" formuliert hat, dem er auf die Frage nach dem Verhältnis der Tschechoslovakei zu Deutschland geantwortet hat, dass dieses Verhältnis gut sei und die Politik der Tschechoslovakei darauf basiert, mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben, und dass sie bemüht ist, an dem wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas aus allen Kräften mitzuwirken. Er fügte noch hin-

zu, dass die tschechoslovakische Aussenpolitik ein gutes Verhältnis zu Stresemann gehabt habe und — als der Journalist den Namen Hitlers fragend erwähnte — auch ein gutes Verhältnis zur Regierung Hitlers haben würde, wenn dieser eventuell zu Macht gelangte. Kurz, dass sich die Tschechoslovakei in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates in keinem Falle einmischt.

Diese desinteressierte Haltung könnte die Prager Regierung allerdings ebenso gegenüber einer deutschen wie auch andersstaatlichen aussenpolitischen Aktivität nicht bewahren, wenn diese Aussenpolitik in die Sphäre der politischen oder wirtschaftlichen Interessen der Tschechoslovakei eingriffe. Die auf die sogen. Abrüstungs- oder Rüstungsgleichheit der ehemaligen Sieger- und besiegten Staaten hinzielende diplomatische Aktion der Regierung Papens wurde sowohl von der politischen Öffentlichkeit als auch den entscheidenden politischen Faktoren mit Aufmerksamkeit verfolgt. Die tschechoslovakische Regierung nahm nach Absendung des Aidememoires der Berliner Regierung an die französische eine zurückhaltende Stellung ein und wartete den Verlauf der Verhandlungen zwischen den interessierten europäischen Hauptmächten und auch den Widerhall dieser Aktion in den Vereinigten Staaten ab. Jeder Entscheidung der tschechoslovakischen Regierung müsste natürlich ein Meinungsaustausch innerhalb der Kleinen Entente vorhergehen, deren Staaten ohne Ausnahme an der Art der Lösung der Abrüstungs- und Sicherheitsfrage unmittelbar interessiert sind. Es ist ferner selbstverständlich, dass die Stellungnahme der Tschechoslovakei in Übereinstimmung mit den internationalen Verpflichtungen steht, wie sie aus den Friedensverträgen und dem Völkerbundpakt hervorgehen und ausdrücklich besagen, dass abgerüstet und nicht aufgerüstet werden soll. Der Verwirklichung dieser prinzipiellen und grundlegenden These soll sich die Entwicklung der Welt nähern, bis schliesslich im Laufe der Zeit die Gleichheit erzielt werden wird: keineswegs soll jedoch ein neues wahnsinniges Wettrüsten heraufbeschworen werden.

Den Verhandlungen in Stresa gegenüber, die der wirtschaftlichen und finanziellen Rekonstruktion Zentral- und Osteuropas gewidmet waren, nahmen die tschechoslovakischen Wirtschafts- und politischen Faktoren eine realistisch nüchterne Stellung ein. Es war von Anfang an klar, dass die Konferenz in Stresa eine beschränkte Aufgabe und begrenzte Möglichkeiten einer Lösung der mitteleuropäischen Probleme hatte, die bedeutend komplizierter sind, als allgemein angenommen wird. Ohne die Lösung der Frage der Ostreparationen, der Frage der europäischen und der amerikanischen Schulden werden alle Sanierungsprojekte den Effekt blosser Notmassnahmen haben. Die in Stresa angenommenen Resolutionen, über die erst im europäischen Komitee in Genf oder auf der Weltwirtschaftskonferenz entschieden werden wird, enthalten eine Reihe positiver Anregungen. Doch wird immer klarer, dass sowohl die landwirtschaftlichen als auch die Industriestaaten Mitteleuropas in erster Linie sich auf ihre eigenen Kräfte verlassen müssen und man am schnellsten durch Abkommen zwischen den einzelnen, sowieso auf eine möglichst enge und geregelte wirtschaftliche Zusammenarbeit angewiesenen Staaten zum Ziele gelangen wird. Je weniger politische Schwierigkeiten es dann im

gegenseitigen Verhältnisse der kleinen Staaten des Donaugebietes zueinander und in ihrem Verhältnis zu den benachbarten Grossmächten geben wird, um so rascher wird der Gesundungsprozess auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiete fortschreiten. *A. Pešl*

Volkswirtschaft

Im vorigen Heft (Seite 357) wurde gesagt, die Ernte für 1932 dürfte weit besser als im Vorjahr ausfallen. Diese Erwartung ist nunmehr vollkommen bestätigt worden. Die vorläufigen Daten über die diesjährigen Ernteergebnisse liegen bereits vor und die Ernte kann sogar als glänzend bezeichnet werden. Verglichen mit denen der früheren Jahre zeigt sie die folgende Tabelle:

Jahr	Winterweizen	Sommerweizen	Winterroggen	Sommergerste	Hafer	Mais
1927	12.1	0.67	14.9	12.7	14.3	2.6
1928	13.3	0.73	17.5	13.9	14.2	2.2
1929	13.8	0.56	17.9	13.8	14.9	2.3
1930	13.4	0.42	17.6	11.9	13.1	2.5
1931	10.6	0.56	13.6	10.7	12.2	2.3
1932	13.9	0.66	18.9	13.5	15.0	2.6

Trotz der ungewöhnlich guten Weizenernte muss die Tschechoslovakei auch heuer eine gewisse Menge Weizen importieren. Die Preispolitik des im Juli errichteten Getreidesyndikats ist nunmehr darauf gerichtet, die Weizenpreise durch Importregulierung in einer für die Landwirtschaft erträglichen Höhe zu halten. Beim Roggen ist jedoch die Situation etwas schwieriger. In den Jahren 1931-32 musste eine ziemlich grosse Menge Roggen eingeführt werden, da die Roggenernte 1931 sehr schlecht ausgefallen war. Die diesjährige Roggenernte ist dagegen so gross, dass keine Einfuhr mehr nötig ist und sogar ein Ausfuhrüberschuss vorhanden wäre. An die Roggenausfuhr ist jedoch kaum zu denken und so bleibt nichts anderes übrig, als den Roggenüberschuss als Futtermittel zu benützen. Die Voraussetzung ist natürlich eine ausreichende Rentabilität der tierischen Produktion. Die Einfuhr von Vieh ist schon lange praktisch eingestellt, da die hohen Zölle und Zollzuschläge vollkommen prohibitiv wirken. Es kann nur noch von einer Einfuhr schwerer Schweine (über 120 kg das Stück) gesprochen werden, die in der Tschechoslovakei gar nicht produziert werden. Der Landwirtschaftsminister hat jedoch in seinem Exposé vor dem Landwirtschaftsausschuss des Abgeordnetenhauses auch eine Verminderung dieser Einfuhr zugunsten der heimischen Produktion für notwendig erklärt; wenn auch diese Forderung vorwiegend als politisch betrachtet werden kann, unumstritten bleibt, dass die Preisregulierung auf dem Gebiete der Tiererzeugung im grossen und ganzen von der Produktion und dem Verbrauch im Inland abhängt, so dass also die Frage der Rentabilität dieser Gruppe der landwirtschaftlichen Erzeugung mit der Frage einer besseren Erzeugungs- und Absatzorganisation identisch ist. Die massgebenden Kreise der Landwirtschaft trachten schon einige Zeit danach, eine solche Organisation zu schaffen, und die Syndizierung der heimischen Tierproduktion scheint nunmehr nur eine Frage der Zeit. Die Preise der einheimischen Schweine halten sich schon mehrere Wochen auf einem weit höheren Niveau als dies noch vor einigen Monaten der Fall war, so dass einige Hoffnung vorhanden ist, dass

in diesem für die hiesige Landwirtschaft sehr wichtigen Erzeugungszweig schon mit einer Besserung gerechnet werden kann.

*

Die sehr wichtige Frage, ob schon im allgemeinen die Krisenwende eingetreten ist, interessiert naturgemäss überall auch in der Tschechoslovakei. Wenn die Überwindung dieser — wie überhaupt jeder — Krise eine bestimmte psychologische Disposition voraussetzt, so ist diese Disposition in der Tschechoslovakei schon seit mehreren Wochen vorhanden. Die Prager Effektenbörse hat die diesjährige Haussebewegung der amerikanischen und der übrigen europäischen Börsen eifrig mitgemacht und die Prager „Sommerhausse" hat namhafte Kursbesserungen zur Folge gehabt. Zur Veranschaulichung dieser Bewegung, die manchmal sogar stürmisch vor sich ging, bringen wir eine Vergleichung der Kurse der führenden Papiere der Prager Effektenbörse vom 7. April d. J. und vom 22. September, wobei wir bemerken, dass die letztgenannten Kurse nicht mehr die höchsten sind, da in der allerletzten Zeit eine gewisse Beruhigung eingetreten ist.

	7. IV.	22. IX.
Böhmische Handels	915	1325
Berg und Hütten	750	1210
Prager Eisen	625	930
Škoda	377	540
Böhm. Zucker	260	497
Aussiger Chemie	320	529
Königshofer Zement	1045	1220

Die Haussebewegung hat ein wenig im Juli, hauptsächlich jedoch im August eingesetzt, also in einer Zeit, wo in der Wirtschaft nur sehr sporadische Besserungssymptome eingetreten waren. Die verhältnismäßige Flüssigkeit des Geldmarktes war ziemlich alles, was innerwirtschaftlich für eine künftige langsame Besserung sprach. Die Haussebewegung war also rein spekulativer Natur, aber die einmal erreichten besseren Kurse zeigten eine unerwartete Widerstandskraft und besonders auf dem Anlagemarkt zeigten sich ziemlich bald auch Meinungskäufe des Publikums. Die allgemeine Stimmung ist nunmehr entschieden besser und zuversichtlicher als dies noch im Frühjahr der Fall war. Man erwartet zwar noch einen schweren Winter, hofft aber, daß das Schlimmste schon überstanden ist.

Aus der Septembersitzung des Bankrats der Nationalbank, die in der Tschechoslovakei auch die Aufgaben der Konjunkturforschung erfüllt, wurde hinsichtlich der Beschäftigung der Industrie folgende Mitteilung ausgegeben:

„Die Beschäftigung der Industrie als Ganzes bleibt beengt. In den verschiedenen Erzeugungsbranchen arbeitet sich in den letzten Wochen eine gewisse mässige Belebung durch, welche stellenweise mit der Wiedereinstellung früher ausgesetzter Arbeiter verbunden ist. Der inländische Absatz erfuhr eine mässige Besserung, auch aus dem Ausland liefen einige Bestellungen in grösserem Umfange als im Vormonat ein."

Eine mässige Belebung ist schon im August eingetreten, wie die neuesten statistischen Daten über die Kohlen- und Eisenerzeugung beweisen (alles in Tonnen):

Steinkohlenförderung:

	1931	1932
Juli	1,082.491	792.145
August	1,057.230	870.000

Braunkohlenförderung:

	1931	1932
Juli	1,337.883	1,144.853
August	1,367.598	1,321.000

Roheisenerzeugung:

	1931	1932
Juli	103.460	28.442
August	105.892	33.368

Rohstahlerzeugung:

	1931	1932
Juli	137.908	51.680
August	142.524	63.029

Die Nationalbank hat am 24. September ihre offiziellen Sätze um ½ Proz. ermäßigt, so daß die Diskontrate nunmehr 4½ Proz., der Lombardsatz für Staatspapiere 6 Prozent und der Lombardsatz für die übrigen Wertpapiere 6½ Proz. beträgt. Eine mässige Verbilligung des Bankkredits wird für die nächste Zeit erwartet. Obzwar diese Kreditverbilligung besonders im Vergleich mit den im Deutschen Reiche eingetretenen Zinsfussermässigungen nicht als genügend angesehen wird, bedeutet sie nichtsdestoweniger eine starke Hoffnung auf weitere Besserung. Die entscheidende Besserung für die tschechoslovakische Exportindustrie kann allerdings nur von einer Erleichterung im Aussenhandel erwartet werden. Die diesbezüglichen Hoffnungen sind jedoch noch immer gleich Null und auch der Ausklang der Konferenz von Stresa ist in dieser Hinsicht wenig verheissungsvoll.

J. K.

Prager Kunstausstellungen März—Juli 1932

Das Frühjahr und erst recht der Sommer 1932 waren in Prag überreich an Ausstellungen. Man überbot sich förmlich darin, den Besuchern Prags, die vornehmlich in den Tagen des Sokol-Kongresses sehr zahlreich herbeiströmten, künstlerische Genüsse verschiedenster Art zu bieten. Auf dem Ausstellungsplatz im Baumgarten hat man nach jahrzehntelanger Sperre das *Lapidarium* des Nationalmuseums neu eröffnet, wo man an Originalen und teilweise an Gipsabgüssen die Geschichte der böhmischen Skulptur seit der romanischen Zeit studieren kann. Die *Moderne Galerie* wurde neu, und zwar vortrefflich installiert. Bei dieser Neuinstallierung wurde der entwicklungsgeschichtliche Standpunkt beobachtet, so dass man, die Säle durchschreitend, sehr anschaulich den Weg der tschechischen Kunst vom Klassizismus bis zu den gegenwärtigen Strömungen verfolgen kann. Auch die deutsche Abteilung ist in dieser Weise übersichtlich installiert worden. Ein kurzgefasster Führer, verfasst von Dr. V. Volavka, bietet dem Besucher vorzügliche Belehrung. In der *Galerie der Gesellschaft der patriotischen Kunstfreunde* wurde ein Saal für wechselnde Ausstellungen hergerichtet. Als erste wurde dort im Mai die sehr interessanteAusstellung: *Die Gemäldegalerie, ihre Schöpfer, Verwalter und Gönner* veranstaltet. An Hand zahlreicher Urkunden, Zeichnungen, Plastiken, Publikationen und Photographien war die Geschichte der Galerie seit ihrer Gründung im Jahre 1796 veranschaulicht. Man sah in Aufnahmen die Adelspaläste, in welchen die Galerie bis zum J. 1884 untergebracht war, ferner den Bau des „Rudolphinums", wo die Galerie im Jahr 1885 ein Heim fand. Sehr belehrend waren die verschiedenen Systeme der Bilder-Zusammenstellung an den Saalwänden, wie sie in gezeichneten Skizzen (aus d. J. 1838, 1856), in Maketten (1884) und in photographischen Aufnahmen (1896, 1905, 1928) gezeigt wurden. Man konnte die charakteristischen Wandlungen der Galerietechnik seit etwa hundert Jahren sehr gut beobachten. Die Verwalter und Gönner

der Galerie lernte man aus Bildnissen kennen; mit der Schenkungsurkunde und einem „Catalogue Raisonné" (1846) wurde der grossartigen Schenkung von etwa 700 Werken des MUDr. J. K. E. Hoser im J. 1844 gedacht. Man sah die gedruckten Kataloge, den ältesten vom Jahre 1827, Diagramme lieferten ein Bild des wechselnden Galeriebestandes. Kurz, die Ausstellung bot ein überreiches Material für eine zukünftige Monographie der Sammlung. In den Sommermonaten folgten zwei Ausstellungen von Werken *Josef Mánes'*, wo man die kostbaren Mánesiana der Galerie bewundern konnte.

Zahlreich waren die der Retrospektive gewidmeten Ausstellungen. Am 4. April ehrte man die hundertste Wiederkehr des Geburtstages des Architekten *Josef Zítek,* des Erbauers des Prager Nationaltheaters, in der Form einer *Jubiläumsausstellung seines Werkes,* die von einer Reihe von Künstler- und Architektenvereinen im Kunstgewerbemuseum veranstaltet wurde. Josef Zítek (1832—1909) gehört jener Generation von Architekten an, die in ihrer Jugend in der Liebe zur Gotik erzogen wurde, die sich dann aber, dem Rufe der Zeit folgend, der Renaissance zugewendet hat, um in ihrem Geiste und nach ihren klassischen Mustern zu arbeiten. Zítek, Schüler der polytechnischen Hochschule in Prag und der Wiener Akademie, kam praktisch mit der Neugotik in Berührung, als er im Atelier Kraners an dem Entwurf der Wiener Votivkirche arbeitete. In der Ausstellung sah man zwei von ihm sauber entworfene gotische Kirchen, deren Formensprache alle Merkmale der damals üblichen, nüchternen und eklektischen Neugotik aufweist. Einer dieser Entwürfe brachte Zítek den Rompreis (1858) ein. Doch nach Rom, nach Italien wanderte man nicht, um sich in das Studium der gotischen Architektur zu vertiefen, sondern um sich in die Renaissance zu verlieben. Mit Friedrich Preller in Rom befreundet, hat Zítek für dessen Odyssee-Landschaften, die für den Grossherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar gemalt wurden, eine Renaissance-Halle entworfen, welche zwar nicht ausgeführt wurde, dennoch aber zur Folge hatte, dass Zítek im Jahre 1863 mit dem Bau des Weimarer Museums, dessen einen Teil die Preller-Loggia bildete, betraut wurde. Im Jahre 1864 wurde Zítek als Professor an die Prager Polytechnik berufen, im folgenden Jahre beschäftigte er sich bereits mit dem Entwurfe des Prager Nationaltheaters, dessen Bau ihm nach einem siegreichen Wettbewerb im Jahre 1867 vergeben wurde. In Karlsbad hat Zítek die klassisch strenge Mühlbrunnkolonnade erbaut, in Prag hat er zusammen mit dem Architekten J. Schulz den Entwurf für das „Rudolphinum" geliefert. Diesen vier angeführten Bauten, deren ganzen Bauverlauf man in der Ausstellung sehen konnte, hat Zítek, der grösste tschechische Neorenaissance-Architekt, kein weiteres Werk angereiht. Verärgert, dass man an seinem Nationaltheater, dessen Innenarchitektur nach dem Brande (1881) erneuert werden musste, herumkorrigieren wollte, zog er sich völlig vom öffentlichen Leben und Schaffen zurück. Die Bauten Zíteks weisen, wie die ganze Neurenaissance, keine neuen schöpferischen Elemente auf, sie zeichnen sich aber durch einen seltenen Adel, durch wohldurchdachte Harmonie der Proportionen, durch grosszügige Monumentalität aus. Unter den europäischen Meistern der Neurenaissance gebührt ihm eine der ersten Stellen. Sein populärstes Werk ist das Nationaltheater (1867—81), welches gleichsam zum Symbol der geistigen Befreiung des Volkes wurde. An seinem Ausbau und seiner Ausschmük-

kung haben sich die besten tschechischen Künstler der Zeit beteiligt; wir nennen sie deswegen die „Generation des Nationaltheaters". Dieser *Generation des Nationaltheaters* galt eine Ausstellung, welche von dem Künstlerverein „Myslbek" in den Sommermonaten veranstaltet wurde. Auch hier war J. Zítek, wenn auch nur spärlich, vertreten. Neben ihm die Bildhauer und Maler, welche zumeist als junge Menschen an dem von der Nation ersehnten Werke tätig gewesen sind. Es waren aber nicht nur Werke, welche mit dem Theater im Zusammenhang stehen, ausgestellt, sondern jeder von den Künstlern war durch eine Auswahl aus seinem Gesamtwerk vertreten. Von Mikuláš *Aleš* sah man u. a. die Skizzen zu den Lunetten im Foyer, in welchen sich der seinerzeit nicht gebührend eingeschätzte Maler zu der Nachfolge Josef Mánes' bekennt; Julius *Mařák* war mit monumentalen Urwaldlandschaften vertreten; zahlreich, aber ziemlich wahllos war die Kollektion des Malers des schwungvollen Theatervorhangs *V. Hynais.* Verschiedener Güte waren die ausgestellten Bilder des Historienmalers V. *Brožík*; kärglich vertreten war der führende Bildhauer der Generation J. V. *Myslbek.* Doch sollen hier nicht alle Namen der Meister, deren Werke ausgestellt waren, genannt werden. Nicht verschwiegen werden soll, dass sich die Veranstalter der Ausstellung eine Aufgabe gestellt haben, der sie nicht völlig gewachsen waren. Im allgemeinen ermangelte die Ausstellung eines bestimmteren Planes.

Einen vorwiegend retrospektiven Charakter hat auch die *Ausstellung der Kunstwerke aus dem Besitz der Hauptstadt Prag* gehabt, deren Reiz dadurch gesteigert wurde, dass sie den Grundstock der von der Stadt Prag geplanten städtischen Galerie bildet. Dieser Gedanke, welcher bereits älteren Datums ist, wird durch Ankäufe der Stadt, deren Genehmigung an das Votum einiger Kommissionen und des Stadtrates gebunden ist, in die Tat umgesetzt. Aus dem solcherweise und durch Gaben angesammelten Material haben nun Prof. Dr. A. Matějček und der Bildhauer L. Šaloun eine Wahl getroffen — über zweieinhalbhundert Werke — die in der besagten Ausstellung der Öffentlichkeit gezeigt wurden. Zunächst ist die bedeutende Kollektion der Werke der Familie Mánes anzuführen, Landschaften des Vaters Antonín (1784—1843), der zu jener Gruppe von Malern gehört, die hierzulande die Tradition der realistischen Landschaftsdarstellung ins 19. Jahrhundert hinübergerettet haben; dekorative Zeichnungen und Aquarelle von Volkstypen des ruhmvollen Sohnes Josef; genaue Studien von dem anderen Sohn Quido, der die zeitgemässe Genremalerei gepflegt hat; schliesslich Landschaften von der Tochter Amalia. Von Mikuláš Aleš sah man wundervolle Entwürfe für Wandbilder und Sgraffitos. Zahlreich war die Sammlung der Alt-Prager Ansichten, darunter u. a. hervorragende Stücke von S. H. Pinkas, A. Chittussi und J. Mařák. Die Historienmalerei war vertreten durch Bilder von V. Brožík und A. Lhota, die Porträtmalerei durch Bildnisse von A. Machek, J. V. Hellich u. a. In der Kollektion der retrospektiven Plastik dominierten die Modelle für die Gruppen der Palacký-Brücke von J. V. Myslbek und der Verwundete von Jan Štursa. Ich möchte noch die herrlichen drei Bilder A. Slavíčeks („der Veitsdom", „der Blick auf Prag von Ladví" und „die Theinkirche") und die zwei zarten Allegorien Jan Preislers anführen. Die Sammlung der Werke noch lebender Künstler ist sehr ungleichartig. Der sogenannte objektive Standpunkt, demzufolge alle vorhandenen Kunst-

richtungen, also auch die am wenigsten galeriefähigen, vertreten sein müssen, bewirkt, dass künstlerisch ganz unbedeutende und unzeitgemässe Werke erworben werden, denen es in Zukunft bestenfalls beschieden wird, die Wand irgendeiner Kanzlei zu schmücken. Demgegenüber muss man feststellen, dass unter den Ankäufen auch einige sehr gute Bilder unserer fortschrittlichen Künstler zu finden sind.

Dem Prager Rokoko-Maler Norbert *Grund* (1717—67), dessen Werke man vorzüglich in der Prager Galerie studieren kann, hat Dr. Feigl in seiner Galerie eine Ausstellung gewidmet. Er hat aus Privatbesitz und aus klösterlichen Galerien (Hohenfurt, Strahov, Ossegg) gegen hundertzwanzig Bildchen zusammengebracht. Grund war ein Kleinmaler; mit feinem Pinsel und in Anlehnung an holländische Sittenbilder, französische Rokokokunst oder italienische Ideallandschaften hat er kleine Bildchen sehr gewandt gemalt, galante Szenen, erträumte italienische Landschaften, Kriegsbilder, Szenen aus dem Stadt- und Landleben, Allegorien, antike und biblische Geschichten. Prof. Dr. V. V. Štech skizziert im Katalog der Ausstellung die Entwicklung Grunds folgendermassen: die erste Phase wird gekennzeichnet durch die Nachahmung der Niederländer, die Zeichnung ist unsicher, der Bildraum unfest zusammengestellt, das Kolorit bewegt sich in stumpfer brauner und grüner und in blasser blauer Farbe. Durch Einwirkung der französischen und italienischen Rokokomaler wurden dann die Bilder Grunds farbiger, die Form wurde plastischer modelliert, das Arrangement des Bildes mehr zusammengeschlossen. Das Rokokohafte nahm zu. In der letzten Phase verschmilzt die Staffage mit dem Raume, der Maler widmet sich der Darstellung der farbigen illusiven Atmosphäre.

Kurz ist schliesslich die *Ausstellung von Zeichnungen und Aquarellen böhmischer Meister des 19. Jahrhunderts* zu erwähnen, welche von der Tschechischen Gesellschaft der Sammler und Kunstfreunde veranstaltet wurde. Die Ausstellung umfasste gegen zweihundert Objekte, meistens weniger bekannter Maler, doch wurden auch hervorragende Stücke von J. Navrátil, J. Mánes, K. Purkyně u. a. m. gezeigt.

Weiterhin sind *drei Jubiläumsausstellungen* zu verzeichnen. Der Verein graphischer Künstler „Hollar“ hat zu Ehren der siebzigjährigen Malerin *Zdenka Braunerová* deren Werk im Kunstverein ausgestellt. Die Künstlerin hat in ihrer Jugend bei S. H. Pinkas und A. Chittussi das Malen erlernt. Beide Lehrer hatten sich in Paris der Kunst der Barbizonschule zugewandt und diesen Weg auch ihrer Schülerin, welche jahrelang in Paris gelebt hat, gewiesen. Ihre Landschaften aus dieser Pariser Zeit zeigen offensichtlich den Einfluss Corots und Daubignys. Nach Prag zurückgekehrt — um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — widmete sich die Künstlerin vornehmlich der Graphik und der Buchkunst. In vielen stimmungsvollen Radierungen hat sie die Schönheiten Alt-Prags festgehalten; als Buchkünstlerin stand sie an der Wiege des tschechischen schönen Buches. Ihr Buchschmuck hat einen barocken, üppigen Charakter, wobei in das wuchernde Ornament Motive der Volkskunst eingewoben werden. Sie betätigte sich auch auf dem Gebiete der Keramik und des Glases. In der Ausstellung sah man ihre Bilder, Graphiken und Buchkunst.

Im nächsten Herbst wird *Max Švabinský* seinen sechzigsten Geburtstag

feiern. Seine Jubiläumsausstellung wurde aber bereits heuer und zwar vom „S. V. U. Mánes" veranstaltet. Švabinský gehört jener Generation tschechischer Künstler an, die um die Jahrhundertwende herum ihre ersten Meisterstücke geschaffen hat und deren öffentlichesAuftreten mit den Anfängen des Vereins „Mánes" zusammenfällt. Angesichts der Ausstellung, die auf dem Gebiete der Graphik und der Porträtkunst nur eine Auswahl aus dem Werke M. Švabinskýs gebracht hat, kann man seinen Entwicklungsgang etwa folgendermassen skizzieren. Der reich begabte junge Mensch kam im J. 1891 aus Kroměříž auf die Prager Akademie, wo er Schüler M. Pirners wurde. Die poetische Stimmung, welche die Kunst Pirners wie ein zarter Schleier umhüllt, mag auf den Schüler eingewirkt haben, jedenfalls stand seine erste Entwicklungsphase im Zeichen der Poesie und der poetischen Allegorie. Doch der Grundton lautete schon damals: die Liebe. Das Bild der „Vereinigung der Seelen" (1896) dürfte für diese Zeit am charakteristischsten sein. Neben der poetischen Vision war es aber die Wirklichkeit, die Realität, welche den jungen Maler lockte. Der Mensch begann ihn zu interessieren, seine Physiognomie, sein Ausdruck. Er wurde Porträtist. Die frühen Porträts von Švabinský (z. B. Maeterlinck, Goll, Vrchlický) kann man als poetische Porträts bezeichnen; als ob der Künstler das Poetische am Menschen, das Seelische hätte zum Ausdruck bringen wollen. In der zweiten Phase, etwa 1900, wurde das Poetische immer mehr vom Realen verdrängt. Die frühere zartgewobene Handschrift wurde durch eine schärfere, präzisere ersetzt. Švabinský hatte sich damals der Technik der kolorierten Zeichnung zugewandt und bediente sich ihrer auch bei grossen Figurenbildern, wie z. B. bei dem „Familienbildnis" vom J. 1909. Doch neben der nüchternen Realität wuchs in der Phantasie des Künstlers etwa seit 1912 die Vorstellung einer schöneren, üppigeren Welt, in welcher der Mensch mit der Natur eins wird. Švabinský hat sich sein Paradies erschaffen. Die Gipfelwerke dieser paradiesischen Phase, in welcher die Liebe zum Weibe als eine leidenschaftliche Dominante überall zum Ausdruck kommt, fallen in die Kriegs- und die nächsten Nachkriegsjahre. Auch da blieb Švabinský aber ein genauer Darsteller, ein Realist, der seine phantastischen Landschaften mit genau derselben Schärfe sah, wie die Motive der einheimischen Landschaft, mit denen sich seine Skizzenbücher angefüllt hatten. Seit 1914 beschäftigte Švabinský die Idee eines grossen Bildes, in dem er in einer Allegorie die Gaben der Erde feiern wollte. In vielen Naturstudien reifte die Idee heran bis zu dem grossen dekorativen Bilde der „Ernte" (1927). Seit dieser Zeit bemerkt man bei Švabinský eine intensivere Vertiefung in die Probleme der farbigen Bildkomposition und, was die Wahl der Sujets anbelangt, eine Abwendung von der irdischen Leidenschaft zur religiösen Stimmung (Johannes der Täufer, die Verkündigung). Schwer wäre es, Max Švabinský in das Gesamtbild der europäischen modernen Malerei einzuordnen. In der Frühzeit liess er die Poesie der englischen präraffaelitischen Maler auf sich einwirken. Möglich, dass auch die Worpsweder Gruppe auf seine Graphiken der frühen Phase Einfluss ausgeübt hat. Mit dem Expressionismus und den nachfolgenden Kunstrichtungen hat er sich nicht auseinandergesetzt. Mitten in der Flut eines äusserst dramatischen und ergebnisreichen Kunstgeschehens verblieb er in seiner splendid isolation, allein auf sein

Auge vertrauend, einzig ergeben der Bewunderung der Natur.

Die jüngeren tschechischen Maler schlugen inzwischen neue Wege ein, haben mit der westeuropäischen Kunstentwicklung Schritt gehalten. Das ist die Generation von 1910, als deren Repräsentant *Emil Filla* bezeichnet werden muss. Filla ist in diesem Jahre fünfzig Jahre alt geworden. Der Verein „Mánes" hat aus diesem Anlass die Ausstellung seines Gesamtwerkes veranstaltet. Emil Filla wurde in Chropyně am 3. April 1882 geboren. Erst im J. 1903 kam er an die Prager Akademie, nachdem er die Beamtenlaufbahn verlassen hatte. Wie einige seiner Kollegen, wurde er von der Lehre der Schule nicht satt. Der Verein „Mánes" hat in jenen Jahren mit seiner Ausstellungstätigkeit, die zum Teil der Propagation der modernen europäischen Kunst galt, begonnen. Im Jahre 1905 wurde in dem von Kotěra erbauten Mánes-Pavillon den Pragern die damals arg bekämpfte Kunst Eduard Munchs gezeigt. Den fortschrittlich gesinnten Akademieschülern wurde die ausdrucksvolle, aus innerem Erleben erschaffene, in ihrer Formensprache ungemein freie, jeder naturalistischen Genaumalerei entgegengesetzte Kunst Munchs zur befreienden Aufforderung, neuen Zielen zuzustreben. Filla wollte aber noch mehr von dieser neuen, ersehnten Kunst in sich aufnehmen und reiste mit seinen Akademiekollegen F. Procházka und F. Feigl ins Ausland, nach Deutschland, Holland und nach Paris (1906). Damals kehrte Filla heim, erfüllt von tiefen Eindrücken, welche er aus der Kunst van Goghs, Cézannes, Daumiers, aber auch Rembrandts und Grecos geschöpft hatte. Diese grossen Meister haben Filla und seinen Kreis zum Nachdenken über die Probleme der Farbenkomposition und des Bildaufbaues geführt, haben den jungen Künstlern die Wahrheit offenbart, dass ein Bild eine Schöpfung des ordnenden, fühlenden, lebendigen menschlichen Geistes ist. In den Jahren 1907 und 1908 folgten die zwei Ausstellungen der „Osma", in welchen acht junge Maler, Tschechen und Deutsche, unter ihnen Filla und seine beiden Reisegenossen, ihren Willen zur modernen unakademischen Kunst proklamiert haben. In der Jubiläums-Ausstellung Fillas, welche seine Entwicklung seit 1906 umfasst hat, sah man seine farbenherrlichen Jugendbilder, voller Anklänge an Gogh und vornehmlich an Munch. Man sah, wie ihn anfangs das Problem der Farbe im Bilde, danach aber das der plastischen Form, ihrer Modellierung und ihrer Einordnung im Raum gefesselt hat. Dabei wurden seine Bilder immer mehr vergeistigt. Im J. 1910 hat er sein erstes kubistische Beeinflussung aufweisendes Bild, „den Herbst", gemalt. Der Kubismus wurde zu jener Zeit hierzulande zum Losungswort einer ganzen Reihe von Künstlern, die sich in der 1911 gegründeten und 1913 aufgelösten „Skupina" zusammengefunden haben. Aber nur Filla allein fand im Kubismus seinen wahren und einzigen Weg, fand in Picasso seinen Meister. Vertieft hat Filla seine kubistische Art während seines Aufenthaltes in Holland in den Jahren des Weltkrieges. In der Ausstellung haben aus dieser Zeit vornehmlich jene Bilder gefesselt, welche Filla 1914 und 1915 in Rotterdam gemalt hat, die von einem plastischen und räumlichen Geschehen erfüllt sind, voll vom Willen nach einer Durchdringung der neuen Formenwelt, voll von innerer Spannung. In der Nachkriegszeit macht sich in den Bildern Fillas immer mehr die Schönheit der Farben und ihrer Zusammenklänge geltend, zu-

gleich wird die Linie zu einem immer wichtigeren Elemente der Bildkomposition. Der Katalog der Ausstellung enthält eine umfangreiche, tiefgreifende Studie Dr. V. Kramářs über den Entwicklungsgang Fillas und seine Bedeutung.

Zu den Mitgliedern der fortschrittlichen „Osma" gehörte u. a. *Willi Nowak*. In seiner kleinen Ausstellung, welche in der Galerie Dr. Feigls im Mai veranstaltet wurde, hing auch ein Bild, welches im J. 1907 auf der „Osma"-Ausstellung zu sehen gewesen war: eine Landschaft, in der Art van Goghs gemalt. Nowak hat sich auch fernerhin an die westeuropäische Malerei angelehnt, hat nie die Grundlage der Natur verlassen, wurde von den Impressionisten und nachher durch Renoir beeinflusst, in dessen farbenschillernder Bahn er, von feinstem Geschmack geleitet, seitdem wandelt.

Die grosse Ausstellung *Rudolf Kremličkas* (veranstaltet von der „Umělecká Beseda") wurde von dem Künstler selbst durch eine Ansprache eröffnet. Der schwerkranke Mann hat damals Abschied von seinem Werke genommen. Am 4. Juni ist er gestorben. Da im letzten Heft der „Prager Rundschau" ein Nachruf für ihn veröffentlicht worden ist, worin seine Kunst charakterisiert wird, kann ich mich an dieser Stelle bloss mit der Registrierung seiner ausserordentlich schön installierten Ausstellung begnügen.

Von den jungen Künstlern — es ist eine Jugend der Vierzigjährigen — hat zunächst Josef Šíma neue Bilder und Zeichnungen in der „Umělecká Beseda" ausgestellt. Šíma ist ein Schüler Preislers. Seit 1922 lebt er in Paris und wird zu den Surrealisten gezählt. Mit Unrecht, da seine Bilder keine ausserhalb der Sphäre der bildenden Kunst liegenden Werte oder Inhalte ausdrücken wollen. Seine Bilder weisen seit einigen Jahren ein sehr persönliches Gepräge auf. Es sind zumeist Landschaften, welche unwirklich sind, innerlich aber dennoch mit der Natur eng verbunden sind. Sie sind aufgebaut aus einigen frei, aber sehr bestimmt geformten Naturobjekten, welche zu konstanten Komponenten der Bilder geworden sind. Da ist der Baum ohne Wurzeln, da die Wolke, welche weder sommerlich noch herbstlich ist, da ist ein weiblicher Torso, fast unreal in seiner zarten Schönheit und doch voll irdischer Anmut. Solche und noch andere Komponenten wirken in der neuen Welt Šimas ganz überzeugend, man glaubt an diese seine Welt, welche von neuen Abenteuern des Gefühls erzählt. In der Mitgliederausstellung des neu gegründeten Vereins von Künstlern und Kunstfreunden „*Myslbek*" haben ferner von den jüngeren Künstlern die Maler K. Holan, M. Holý, P. Kotík und der Bildhauer K. Kotrba neue beachtenswerte Werke gezeigt. In der Ausstellung des Vereines „Purkyně" haben sich mit neuzeitlichen Problemen der Malerei J. Benda und J. Olexa auseinandergesetzt.

Von den grösseren Ausstellungen sollen schliesslich noch angeführt werden: die Ausstellung *russischer Ikonen*, in welcher ein Überblick über die Entwicklung der russischen Ikonenmalerei vom 15. bis zum 19. Jahrhundert geboten wurde. Sodann die Ausstellung der von dem Direktor des Gewerbemuseums in Stuttgart Dr. G. *Pazaurek* dem Prager Kunstgewerbemuseum gestifteten, sehr wertvollen Glassammlung (sie zählt über 2000 Stücke und umfasst die Entwicklung von der Antike bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts; ein kurzgefasster Führer durch die Ausstellung wurde von Dr. F. X. Jiřík geschrieben) und schliess-

lich die Ausstellung *jugoslavischer Volkskunst*, welche einesteils wertvolle museale Objekte, andernteils neue kunstgewerbliche Erzeugnisse nach volkstümlichen Mustern gezeigt hat.
J. Pečirka

Neue Erscheinungen der slovakischen Geschichtschreibung

Die Freunde des alten Ungarn mögen über den Frieden von Trianon und seine Folgen noch so ungünstig urteilen. Ein objektiver Betrachter kann jedenfalls vor der ungeahnten Entwicklung der Gebiete, die Ungarn nach dem Weltkriege verloren hat, die Augen nicht verschliessen. Das gilt namentlich von der Slovakei. „Der Wandel, den die Slovakei seit dem Jahre 1918 durchgemacht hat, gehört zu den bemerkenswertesten Kulturtaten im Nachkriegseuropa". Das ist die These, die R. W. Seton-Watson einem uninformierten Ausland überzeugend bewiesen und an die er uns Tschechen und Slovaken zu unserem Nutzen in dem umfangreichen Sammelwerk *Slovakia then and now*, auf das an dieser Stelle bereits aufmerksam gemacht wurde, erinnert hat. Die fünfundzwanzig Kapitel, in welchen hervorragende Slovaken, zum Grossteil selbst Schöpfer und Führer dieser kulturellen Entwicklung, diese aussergewöhnliche Wandlung der Slovakei eingehend schildern, beziehen sich jedoch zumeist nur auf den materiellen und organisatorischen Teil des ganzen komplizierten Werkes. Der eigentlichen Geisteskultur ist in der Publikation Seton-Watsons nur ein sehr bescheidener Raum gewidmet: die auf dreissig Seiten skizzierte Übersicht über die slovakische Nachkriegsliteratur, bildende Kunst und Musik tritt zurück hinter der umfangreichen Schilderung des mächtigen Aufschwungs des Schulwesens, der Finanzen, der öffentlichen Verwaltung, der kirchlichen Verhältnisse in der Slovakei usw., kurz alles dessen, worauf die Änderung der politischen Ordnung und Staatsgewalt direkten und entscheidenden Einfluss hatte. Seton-Watson hat mit Absicht den Plan zu seiner Publikation in diesem Sinne gestaltet und nach diesem Entwurfe seine Mitarbeiter gewählt, denn obgleich sein tiefgehendes Interesse an der Slovakei in seiner künstlerischen Begeisterung über das slovakische Volk und das slovakische Land verwurzelt ist, war er sich als Politiker und Historiker wohl bewusst, dass eine Änderung der politischen und gesellschaftlichen Ordnung, die politische Befreiung der Slovakei nur natürlichere Bedingungen für die allseitige Entwicklung der nationalen Geisteskultur mit sich bringen, nicht aber die Kultur selbst schaffen kann; diese ist das Ergebnis rein geistiger nationaler Kräfte.

Wie hat sich also nach dieser geistigen Richtung die Slovakei im neuen Rahmen der Tschechoslovakischen Republik entwickelt? Über die Literatur und Kunst nach dem Kriege belehrt uns ausgezeichnet die Essaysammlung *Slovenská prítomnosť literárna a umelecká* (Die literarische und künstlerische Gegenwart der Slovakei), die im Herbst v. J. der bekannte Prager Verleger slovakischer literarischer Produktion L. Mazáč herausgegeben hat (1931, 249 Seiten Grossformat mit vielen Abbildungen). Jan Smrek, dem Redakteur der journalistisch lebendig geleiteten slovakischen literarischen Monatsschrift „Elán", die ebenfalls Mazáč herausgibt, ist es geglückt, in diesem schön ausgestatteten Buche eine Reihe von Aufsätzen zu vereinigen, die ein lebendiges Bild der

gegenwärtigen slovakischen Schöpfungen der Literatur, bildenden Kunst, der Musik und des Films (einstweilen bloss auf die dokumentarische Festhaltung des folkloristischen Reichtums der Slovakei beschränkt) geben. Die Kritiker und Literaten der jüngeren slovakischen Generation — Smrek, Krčméry, Pišút, Kostolný, Mráz, Kompiš, Zvěřina, Wagner, Cincík, Štika, Andrýs, Krno, Koričánsky, zu denen sich der namhafte Kenner und Liebhaber slovakischer Kunst William Ritter und Zdeněk Wirth gesellen, der das Lebenswerk des führenden Architekten J. Gočár, eines in Böhmen akklimatisierten Slovaken, bespricht — bewerten hier das Schaffen der Nachkriegszeit, das sich nach allen Richtungen hin ungewöhnlich reich entwickelt. „Das grösste Ereignis im Leben dieses Jahrzehntes" — charakterisiert Krčméry in der einführenden Übersicht die erlangte kulturelle Entwicklung — „ist zweifellos die Tatsache, dass in ihm das slovakische Buch wirklicher Besitz des ganzen Volkes geworden ist, aller seiner Gebiete und aller seiner Schichten. Das ist ein Novum von unermesslichem Gewicht für das gesamte Leben der Slovakei". Auf dieser neu erworbenen breiten Grundlage des nationalen Interesses erwächst nun, ein wenig chaotisch und uneinheitlich wie die heutige Zeit überhaupt, die slovakische Literatur und findet in einigen ihrer Repräsentanten (M. Urban) bereits den Weg in die Welt, auf ein internationales Forum. Die Sammlung Mazáčs belehrt eingehend über alle Erscheinungen der Literatur und Kunst und bringt durch zahlreiche und vorzügliche Photographien und Karikaturen der heutigen Künstler und Reproduktionen ihrer Arbeiten ihre Persönlichkeit und ihr Werk dem Leser in anschaulicher Weise näher.

Wenn die Entfaltung des slovakischen Schrifttums nach dem Umsturze auch noch so reich ist, so stützt sich diese Entwicklung auf Grundlagen aus der Zeit vor dem Kriege, die der sichere Ausgangspunkt für allen Aufschwung nach dem Kriege gewesen sind; denn wir dürfen nicht vergessen, dass die slovakische Literatur in Dichtung und Prosa schon früher Erscheinungen aufgewiesen hat, die für immer zu den Schätzen der slovakischen Sprache gehören werden.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft war die Situation in dieser Hinsicht weit unerfreulicher, wenn man überhaupt von einer slovakischen Wissenschaft vor dem Umsturz reden kann. Auch wenn wir uns nur auf die Geschichtsschreibung beschränken, die stets dem nationalen Leben am nächsten stand, so hat sich die slovakische Produktion auf diesem Gebiete — trotz alles guten Willens und ansonsten anerkennenswerter Leistungen (Záborský, Sasinek, Križko, Botto, Slávik, Matunák u. a.) — bekanntlich niemals über das gewöhnliche Niveau gebildeter Dilettanten von mehr oder minder lokaler Bedeutung erhoben und verträgt kaum den im wissenschaftlichen Schaffen gebräuchlichen strengeren Maßstab. Dem slovakischen historischen Schaffen unter der magyarischen Herrschaft fehlte alles, was jede Wissenschaft zu ihrer gedeihlichen Entwicklung benötigt: Hilfsmittel, Umgebung, Interesse und vor allem Persönlichkeiten, die sich auf Grund ihrer fachlichen Schulung einer unabhängigen Pflege der historischen Wissenschaft hätten widmen können.

Auch auf diesem Gebiete haben die nationale Befreiung der Slovakei und die neuen staatlichen Verhältnisse segenbringende Wirkungen gezeitigt. Erst die Republik hat die unerläss-

lichen Voraussetzungen geschaffen: hat fachlich geschulte Historiker erzogen und die Möglichkeit freier Forschung geboten. Und so sehen wir denn tatsächlich schon im ersten Jahrzehnt die Anfänge einer neuen slovakischen Historiographie. Zeugnis dieser neuen Entwicklung ist das Werk Daniel *Rapants* „K počiatkom maďarizacie" (Zu den Anfängen der Magyarisierung), dessen zweiter Band eben erschienen ist (I. Teil 1927, 598 S., II. Teil 1932, 720 S., im Verlag des Tschsl. Landwirtschaftsmuseums in Bratislava). Rapant, Landesarchivar in Bratislava und Dozent für tschechoslovakische Geschichte an der Komenský-Universität, ist ein Repräsentant der jungen slovakischen Historikergeneration, die ihre wissenschaftliche Bildung schon unter den neuen Verhältnissen in der Republik erworben hat und an die historischen Probleme ihres Landes mit neuen Fragen und neuen Antworten herantrat. Das Werk Rapants ist das grösste historische Werk der Slovaken und, wie ich glaube, auch das grösste Werk über die Anfänge der Magyarisierung. Es ist jedoch nicht nur sein aussergewöhnlicher Umfang, der es bemerkenswert macht; auch seine wissenschaftliche Fundierung, Ausarbeitung und seine Auffassung des Themas ist für die slovakische Historiographie neuartig. Der Stoff ist, soweit ihn der Autor zum Gegenstande seiner Forschung gemacht hat, wie mir scheint, vollkommen erschöpft worden; die Sprachenkenntnisse des Autors haben ihm gleichermassen die Benützung der magyarischen historischen Literatur wie der Ergebnisse der Wiener Schule und der Arbeiten tschechischer Forscher über die theresianische und josephinische Epoche ermöglicht; das gleiche gilt auch von den benützten Quellen, die in den Archiven der Wiener Zentralbehörden, in den Archiven der ungarischen Provinzialverwaltung, den Komitatsarchiven usw. verwahrt sind, und die erschöpfend benützt wurden. Auch die Wahl des Themas, die Magyarisierung und ihre historischen Anfänge, weist auf die neue Richtung einer freieren Auffassung der Grundprobleme der slovakischen nationalen Entwicklung hin, die erst in der Republik möglich wurde. Rapant ging, um die Anfänge der Magyarisierung und namentlich die ersten Gesetze über das Amtsmagyarisch von 1791 und 1792 historisch darzulegen, bis auf die ersten Regierungsjahre Maria Theresias in die Vergangenheit zurück. Im ersten Teil hat er daher die Sprachenverhältnisse in Ungarn und die in der Hälfte des 18. Jahrhunderts ohne verfassungsmässige Eingriffe und Änderungen beginnende Germanisierung geschildert; sie wurde damals durch systematische Verfolgung des Zieles, aber einstweilen ohne germanisierende Mandate und Dekrete durchgeführt. Solche brachte erst die folgende Epoche der josephinischen Germanisierung, die an Stelle des „toten" Latein das „lebendige" Deutsch einführte, aber infolge der ungünstigen aussenpolitischen Situation bald mit einem vollständigen Zusammenbruch endete. Der unmittelbar am Ende der Regierung Josefs erfolgte Umschwung in dieser Germanisierungspolitik und die in den folgenden zwei Jahren einsetzende Reaktion bildet den Gegenstand des zweiten Teiles von Rapants Buch (Prvé zákony maďarisačné 1790—1792" — Die ersten Magyarisierungsgesetze 1790—1792), die Wiedereinführung des Lateinischen, die langsame faktische Geltendmachung des Magyarischen und die Erlangung einer gesetzlichen Grundlage für die spätere Magyarisierungspraxis. In dieser umfassenden Übersicht über die gesamtungarische Ent-

wicklung mit besonderer Berücksichtigung der sprachlichen Verhältnisse und der nationalen Psychik erhellt also der Autor die ideologischen Grundlagen der Magyarisierung, die in jener Zeit gelegt wurden und die denn auch den weiteren Fortschritt der Magyarisierung verständlich machen. Diese ganze umfassende und eingehende Analyse der ungarischen Verhältnisse bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist jedoch für den Autor nichts anderes, als eine vorbereitende Studie über die Anfänge der slovakischen Wiedergeburt. Rapant geht von der richtigen Ansicht aus, dass man die slovakische Entwicklung seit der Zeit der Wiedergeburt ausserhalb des organischen Zusammenhanges mit der Entwicklung des übrigen Ungarn, in dessen Rahmen die Slovaken seit Jahrhunderten eingegliedert waren, nicht verstehen könne, sondern nur unter Berücksichtigung der nationalen Entwicklung der Magyaren. Von da aus werden also die Anfänge der magyarischen nationalen Wiedergeburt und die Entstehung des Nationalbewusstseins der nichtungarischen Völker dargestellt. Der Schlussteil des Werkes ist einer zusammenfassenden Schilderung der nationalen Frage in Ungarn am Ende des 18. Jahrhunderts gewidmet; auf den letzten Seiten skizziert der Autor den Stand der nationalen Bewusstwerdung der Slovaken in jener Zeit (S. 490—502). Die Slovaken bildeten damals keine Kollektiveinheit, sie besassen keine eigene öffentlichrechtliche Verfassung wie einige andere Nationalitäten Ungarns, sie hatten nicht einmal eine nationale Qualifikation im gebietspolitischen Sinne. Der slovakische Adel übernahm schon damals aktiv die Ideologie des magyarischen Volkes, mit welchem er sich völlig verbunden und national vereint fühlte. Die beginnende sprachliche Wiedergeburt und kulturelle Aufklärung der Slovaken unterscheidet sich von der magyarischen durch einen weit höheren Grad von Volkstümlichkeit, aber auch von Konservativismus, in Anbetracht der Herkunft eines Grossteils der Wiedererwecker und in Anbetracht der Volksschichten, an welche sie sich vor allem wandte. Schon für jene Zeit unterscheidet der Autor in der slovakischen Wiedergeburt zwei Richtungen, eine tschechoslovakische und eine selbständige slovakische, die die Landessprache zur Schriftsprache erhöht. In dieser Richtung wird sich also die Darstellung Rapants über die Anfänge der slovakischen Wiedergeburt bewegen, für welche sich der Autor durch diese historischen Studien über die Entwicklung des gesamten Ungarn sicherlich vorzüglich vorbereitet hat. Der Autor verspricht, dafür zu sorgen, dass eine breitere, des Slovakischen nicht mächtige Öffentlichkeit Gelegenheit erhalte, die wichtigsten Ergebnisse seiner Arbeit kennenzulernen. Die Verarbeitung in einer Weltsprache wird der Sache sehr dienlich sein, da es sich um ein Grundproblem der slovakischen Nationalentwicklung handelt und auch weil Rapants Werk in der jetzigen Form eines Werkes von grosser Gelehrsamkeit und grossem Umfang stellenweise durch ein Übermass an neuem Material und an Belegen, die der Autor durch seine Forschungen ans Tageslicht gebracht hat, die Hauptlinie der Entwicklung verhüllt und die Lektüre erschwert.

Rapant ist heute nicht mehr der einzige Slovake, der, an tschechoslovakischen Universitäten wissenschaftlich geschult, an historische Themen, die das slovakische Land und das slovakische Volk betreffen, in einem neuen Geist herantritt. So hat zum Beispiel Anna *Gašparíková* — um nur die hervorragenderen Erscheinungen anzuführen — in ihrem

Buche „Povstanie Rákócziho a Slovania" (Der Rákóczy-Aufstand und die Slaven, Bratislava, 1930, 96 S., mit einem französischen Resumé) ein Thema gewählt, das zur Slovakei in enger Beziehung steht: die Slovakei war zum grossen Teil Schauplatz des Aufstandes und die Slovaken wichtige Teilnehmer. Es ist eigentlich eine diplomatische Geschichte des Aufstandes Rákóczys, die bis zu dem Zeitpunkte reicht, in welchem der Verfall der ganzen Bewegung beginnt (d. h. bis zu seiner Niederlage bei Trenčín 1708) und eine Schilderung seiner Stellung zu den zwei ostslavischen Staaten Polen und Russland, wobei natürlich die Beziehungen des slavischen Landadels und der Slovaken überhaupt zu Rákóczys Rebellion berücksichtigt werden. Die Verfasserin hat mit unleugbarer methodischer und schriftstellerischer Begabung in ihrer Arbeit Quellen benützt, die wegen ihres slovakischen Ursprungs der magyarischen Historiographie unzugänglich waren, und konnte daher einige Seiten des Rákóczy-Aufstandes in bisher nicht genügend bekannten Beziehungen genauer beleuchten, wie selbst die ungarische Fachkritik (Századunk, November 1931) anerkannt hat. Die Arbeit A. Gašparikovás ergänzt damit wirksam vom slovakischen Standpunkt aus jene neuere magyarische Geschichtsforschung, die dem siebenbürgischen Fürsten den Nimbus eines Volkshelden nimmt, mit welchem ihn die ältere magyarische patriotische Historiographie umgeben hat.

Von den übrigen slovakischen Historikern der Nachkriegszeit ist Karol *Goláň* zu nennen, der sich dem Studium der Revolutionsbewegung 1848—1849 gewidmet hat. Der Autor zeichnet in einer Reihe in Zeitschriften verstreuter und auch in zwei selbständigen Publikationen (Revolučné pokolenie — Revolutionäres Geschlecht, 1926, 318 S. und Na revolučnom Slovensku 1848—1849 — In der revolutionären Slovakei 1848 bis 1849, 1931, 218 S.) bedeutsame Persönlichkeiten und Ereignisse der revolutionären Slovakei. Goláň hat mit grossem Erfolge neues Material zusammengetragen und unsere Kenntnis dieser für das slovakische nationale Leben wichtigen Epoche wesentlich bereichert. Der Autor verfolgt zwar in allen seinen Arbeiten volkserzieherische Ziele, aber, seiner fachlichen historischen Schulung treu, lässt er in seiner Schilderung der bewegten Ereignisse, obwohl er sich an weite Leserkreise wendet, niemals den wissenschaftlichen Gesichtspunkt ausser acht.

Alle die angeführten slovakischen Historiker sind Absolventen der Karlsuniversität in Prag, aber es meldet sich auch bereits verheissungsvoll der Nachwuchs der jüngsten tschechoslovakischen Universität in Bratislava in der slovakischen Geschichtsforschung zum Worte, wie z. B. die monographischen Studien Br. *Varsíks* (Slováci na pražskej universite do konca stredoveku — Die Slovaken an der Prager Universität bis zum Ende des Mittelalters) und *A. Húščavas* (Kolonizácia Liptova do konca XIV. storočia — Die Kolonisierung Liptovs bis zum Ende des 14. Jahrhunderts) zeigen, die in den Publikationen der Bratislavaer Universität (1926, 1932) veröffentlicht wurden.

Neben dieser erst nach dem Umsturz aufgewachsenen Historikergeneration arbeiten an der wissenschaftlichen Erkenntnis der Slovakei und ihrer wichtigsten Fragen vom historischen Gesichtspunkt auch noch Schriftsteller aus der Zeit vor dem Umsturz, die heute um die Revue „Prúdy" gruppiert sind, welche, mit einer gewissen Modifikation, in der

bewährten tschechoslovakischen Tradition der Vorkriegsgeneration der Hlasisten fortfährt. Gerade unlängst sind zwei bemerkenswerte historische Bücher erschienen, die sich tiefschürfend mit Grundproblemen der gegenwärtigen slovakischen Entwicklung befassen. Der Autor eines dieser Bücher ist Ing. Štefan *Janšák*, Chef des technischen Landesdienstes in der Slovakei, dem die slovakische archäologische Forschung manche wertvolle Erkenntnis und Abhandlung verdankt. Sein neues Buch „Slovensko v dobe uhorského feudalizmu" (Die Slovakei in der Zeit des ungarischen Feudalismus, Bratislava 1932, 298 S. mit umfassendem deutschen Resumé, im Verlag des tschechoslovakischen Landwirtschaftsmuseums in Bratislava) ist der Schilderung der slovakischen Wirtschaftsverhältnisse vom Jahre 1514 bis zum Jahre 1848 gewidmet, d. h. vom Landtag von 1514, welcher nach Unterdrückung von Dóžas Bauernaufstand die grausame Herrschaft des ungarischen Adels über die Hörigen begründete, bis zur Emanzipation des Bauernstandes. Die reiche magyarische historische Produktion hat die Slovakei in keiner Weise als selbständige Einheit respektiert und darum hat Janšák versucht, die magyarische Fachliteratur zu benutzen, um ein Bild von der wirtschaftlichen Entwicklung der Slovakei und teilweise auch des neuzeitlichen Karpathorussland vor der Revolution von 1848 zu geben. Auf Grund bisher nicht benützter Quellen hat er (Kapitel V.) selbständig die Frage untersucht, wie sich die slovakische Publizistik zu den Fragen der Untertänigkeit gestellt hat, und stellt fest, dass die slovakische Literatur sich erst seit dem Auftreten L. Štúrs und seiner Mitarbeiter bewusst und systematisch für die Untertänigkeitsfrage zu interessieren begonnen hat; er hat in diesem Kapitel eine soziologische Analyse der geistigen Strömungen jener Zeit und ihres Echos in Ungarn geboten.

Sein Hauptaugenmerk hat der Autor auf den Bauern gerichtet; das Gewerbe, den Handel, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufkommende Industrie hat er nur gleichsam wie auf einem Nebengeleise beachtet und eher nur zu dem Zweck, um durch eine kurze Erörterung dieser Zweige des Wirtschaftslebens sein Bild des Bauernstandes zu vervollständigen; es ist dies zum Teil dadurch erklärlich, dass in Ungarn diese Gebiete menschlicher Arbeit einigermassen in den Hintergrund getreten waren. In einem eigenen Kapitel hat der Autor die Stellung der königlichen Städte behandelt, die Bedeutung des Handwerks und des Gewerbes, das Maut- und Zollsystem und den Einfluss der administrativen Aufteilung des Landes und anderer Voraussetzungen der wirtschaftlichen Entfaltung in Kürze angedeutet. In einem weiteren Kapitel hat er die Steuerpolitik und den Anteil der Slovakei am Wirtschaftsleben berücksichtigt, indem er die Gründe für die hohe Steuerbelastung der Slovakei suchte, und schliesslich im letzten Teil das ungarische Feudalregime mit den damaligen Wirtschaftstheorien erklärt. Am Ende sind dem Buche ausser einer Karte über die administrative Aufteilung der Slovakei in die alten Gaue 26 statistische Tabellen über die Population, die Boden- und Steuerverteilung beigegeben.

Janšák hat sich in seinem Buche bemüht — und das erhebt es über ein Buch von bloss gelehrtem Interesse — eine Antwort auf die Frage nach den Gründen der Armut der Slovakei zu geben, wie er in einem synthetischen Nachwort, in dem er die Ergebnisse seiner ganzen Untersuchung zusammenfasst, bemerkt; er hat we-

nigstens ihre materielle Seite beantwortet, die psychologische Seite der Frage hat er in einer neuen Arbeit zu lösen versprochen. Wir können sie in der Überzeugung erwarten, dass sie ebenso zu einem tieferen Verständnis der slovakischen Gegenwart beitragen wird, wie dies bei dem besprochenen Buche der Fall war. Wenn auch die weitere monographische Forschung vielleicht einige Thesen Janšáks ergänzen und berichtigen wird und voraussichtlich nicht so rein neuzeitliche politische Kriterien anwenden und eher die Untertanenverhältnisse in Ungarn hauptsächlich mit der Entwicklung in den böhmischen Ländern vergleichen wird, so bleibt doch Janšáks Werk ein mutiger Versuch, in einer geglückten Synthese die Entwicklung einer der wichtigsten sozialen Schichten der heutigen Slovakei historisch zu beleuchten. Das Resumé des Buches ist auch französisch als selbständige Publikation „Les conditions sociales dans l'ancienne Hongrie et la situation de la Slovaquie“ (Prag 1932) erschienen. — Dem Buche geht eine soziologische Untersuchung über die Lage des Bauern in der Zeit des Feudalismus voraus, die A. Štefánek geschrieben hat.

Das zweite historische Buch von aktuellem politischen Interesse, das eben erst auf dem Büchermarkt erschienen ist, ist „Vznik hranic Slovenska“ (Die Entstehung der slovakischen Grenzen, Knižnice Prúdov, Band 4., Bratislava 1931, 412 S.). Der Autor ist der ehemalige Minister Fedor *Houdek*, der die slovakische historische Literatur bereits durch mehrere Studien und Bücher über die Geschichte der Anfänge der Republik bereichert hat, an deren Errichtung er selbst einen hervorragenden Anteil gehabt hat. Dieses Buch ist jedoch kein Memoirenwerk, wenn auch der Autor für gewisse Partien aus seinem Gedächtnis und privaten Aufzeichnungen und Dokumenten schöpfte, die er als Teilehmer am Umsturz, als Mitglied der tschechoslovakischen Delegation bei der Friedenskonferenz in Paris und als Mitglied der tschechoslovakisch-ungarischen Grenzregulierungskommission, die die Grenzregulierungsbestimmungen der Friedensverträge durchführte, gesammelt hat. „Die Entstehung der Grenzen“ stützt sich auf eine reiche vor allem slovakische und magyarische politische Literatur sowohl in Buch- wie in Broschürenform, eventuell auch auf Zeitungsdokumentationen. Houdek hat sich in seinem letzten Buche eine umfassendere Aufgabe gestellt, es ist nicht nur eine blosse Geschichte der heutigen slovakischen Grenzen, eher eine Geschichte der Entstehung der befreiten Slovakei überhaupt. Und so wird denn in dem Buche eingehend die politische Geschichte Vorkriegsungarns geschildert, mit besonderer Berücksichtigung der Politik der Nationalitäten Ungarns, namentlich der Slovaken, und die Freiheitsbestrebungen der Slovakei während des Krieges; die ungarische Politik zur Umsturzzeit, die Verhandlungen des ungarischen Parlamentes in den historischen Oktobertagen und die Bemühungen der ersten ungarischen Nachkriegsregierungen werden bemerkenswert eingehend erzählt, wobei auf einige nicht genugsam bekannte Tatsachen aufmerksam gemacht wird, die gegebenenfalls durch hier zum ersten Male oder neu veröffentlichte Dokumente beleuchtet werden, wie es z. B. das Gesetz Károlyis über die Selbstverwaltung des slovakischen Gebietes oder der von der Regierung Huszár genehmigte Entwurf einer slovakischen Autonomie war. Selbständigen Wert besitzt die Erzählung Houdeks über die auf die Bestimmung der tschechoslovaki-

schen Grenzen überhaupt und namentlich gegen Ungarn gerichtete Arbeit auf der Friedenskonferenz. In diesem Zusammenhange druckt der Autor das bekannte Schreiben Millerands vom 6. Mai 1920 ab, analysiert es und beschreibt seine Verwendung durch die ungarische Politik. Das letzte Kapitel ist der Tätigkeit der tschechoslovakisch-ungarischen Grenzregulierungskommission gewidmet und bringt ein der breiten Öffentlichkeit bisher fast unbekanntes Material. Die Darstellung wird durch einige Karten entsprechend ergänzt, unter ihnen auch eine Karte, in welche T. G. Masaryk zu Anfang des Krieges die Grenzen der Tschechoslovakei eingezeichnet hat, die im Prinzip mit denjenigen, die uns dann in Paris zuerkannt worden sind, übereinstimmen. Zusammenfassend kann man sagen, dass Houdeks Buch den Leser ausgezeichnet informiert und ihn mit allen wichtigen Phasen der Ereignisse bekannt macht, die die Geburt der neuen Slovakei zur Folge hatten; da es auch eine Menge wertvollen, bis dahin unbekannten oder unzugänglichen Quellenmaterials bringt, vermehrt es in sehr wirksamer Weise unsere historische Kenntnis von der Entstehung der Republik und bereichert unsere politisch-historische Literatur.

Mit dem Buche Houdeks steht in gewissem Masse das neue Buch Dr. J. *Rudinskýs* „Revizia trianonskej smlúvy" (Die Revision des Trianoner Vertrages, Knižnice Prúdov, Bd. 5., Prag 1932, 160 S.) in innerem Zusammenhang, denn die Änderung der durch den Trianoner Friedensvertrag festgesetzten Grenzen, u. zw. hauptsächlich der mit der Tschechoslovakei gemeinsamen, ist der Hauptinhalt der magyarischen Revisionsbestrebungen nach dem Kriege. Der Autor, der vor einigen Jahren eine Monographie über das Friedensproblem und den Völkerbund vom Gesichtspunkt des internationalen Rechtes geschrieben hat (Mier ako problem medzinárodný a Společnost národov — Der Friede als internationales Problem und der Völkerbund, 1929) studiert auch in dieser Publikation die Frage der Revision im Hinblick auf das internationale Recht. Der Grossteil des Buches (S. 11—114) ist der allgemeinen Theorie der internationalen Verträge gewidmet, namentlich auf Grund des Völkerbundpaktes sowie der Erörterung des Artikels XIX über die Vertragsrevision, den er in juristischer Beziehung untersucht und seine Anwendung in der bisherigen Praxis des Völkerbundes nachforscht. In dem zweiten kürzeren Teil (S. 115—160) untersucht er dann auf dieser festen Rechtsgrundlage konkret die Frage der Revision des Trianoner Vertrages, resp. ihre Möglichkeiten, in der Form wie sie die magyarische Politik anstrebt. Er befasst sich auch hier wiederum namentlich mit dem Artikel XIX. des Völkerbundpaktes und Millerands Begleitschreiben (lettre d'envoi) vom 6. Mai 1920, mit welchem der damalige französische Ministerpräsident und Vorsitzende des Obersten Rates der ungarischen Delegation auf ihre Einwände gegen die Bedingungen des Trianoner Friedens geantwortet hat, und beweist, dass die Magyaren zu Unrecht ihre Gebietsrevindikationen auf sie stützen. Der Autor widerlegt kurz auch ein anderes Mittel der magyarischen Revisionspropaganda, und zwar die Theorie von der Kriegsschuld, deren Widerlegung ein Grund für die Aufhebung der Friedensverträge sein soll, und im Schlusskapitel „Justice for Hungary" lehnt er ein anderes Revisionsargument ab, die „ungarische Gerechtigkeit", die er im Lichte der Geschichte vor und nach dem Kriege illustriert.

Das Interesse Rudinskýs wendet sich, wie schon gesagt, ausschliesslich der juristischen Seite des Problems zu, das allerdings auch einen politischen Aspekt hat. Vielleicht wendet der Autor dieser Seite des Problems in der französischen Ausgabe des Buches, die er ankündigt, grössere Aufmerksamkeit zu. Abgesehen von einigen gelegentlichen Artikeln mehr oder minder politischen Charakters wurde dieser wichtige Teil der magyarischen Aussenpropaganda bei uns nicht in eingehenderer Weise beachtet und auch nicht mit literarischen Arbeiten von dauernderem Werte wirksam genug bekämpft. Bisher hat darüber eingehender und im Zusammenhang eigentlich nur als einziger Albert Pražák referiert in dem Artikel „Die magyarische Propaganda in der Tschechoslovakei" (Bratislava II. 1928 S. 753-774), in welchem er sie in ihrer Gänze charakterisiert und einige ihrer Unzuständigkeiten mit feststehenden Fakten konfrontiert hat. Hierher würde auch eine von J. Korčák in der Revue „Česká Mysl" (XXVIII., 1932, S. 28-37) veröffentlichte Studie „Justice for Hungary" gehören, die sich vom morphologischen und anthropogeographischen Gesichtspunkt mit zwei gänzlich ungerechtfertigten Thesen der ungarischen Propaganda auseinandersetzt, nämlich der naturgegebenen Einheit des ehemaligen Ungarn und dem tausendjährigen ungarischen Reich.

Wenn von der historiographischen Produktion in der Slovakei die Rede ist, muss man auch eine Studie methodologischen Charakters erwähnen, die sich unmittelbar mit dem Problem der tschechoslovakischen Geschichte befasst. Durch die Entstehung der tschechoslovakischen Republik sind unstreitig der tschechoslovakischen Historiographie, wie es bei jedem grossen Umsturz der Fall ist, neue Anregungen und Ziele gegeben worden. Die tschechischen Historiker haben sich mit dieser neuen Aufgabe, vor die sie gestellt worden sind, sowohl praktisch wie theoretisch auseinandergesetzt. Die Gesamtdarstellungen der tschechoslovakischen Geschichte, soweit sie nach dem Umsturz von tschechischen Historikern verfasst wurden, sind allerdings nur mehr oder weniger populäre Versuche. Hingegen befassen sich einige ernsthafte Studien vom methodologischen Standpunkt mit dem Problem der tschechoslovakischen Geschichte vor dem Umsturz. Es ist dies vor allem eine Abhandlung des Professors für tschechoslovakische Geschichte an der Universität in Bratislava V. *Chaloupecký:* „Československé dějiny" (Tschechoslovakische Geschichte, 1922) und die Schrift „O úkolech slovenské historiografie" (Über die Aufgaben der slovakischen Historiographie, 1925), von K. Krofta, der während seiner Gesandtentätigkeit in Wien ebenfalls an der Komenský-Universität vorgetragen hat. Gegenüber den hier ausgesprochenen Anschauungen hat nunmehr Dr. Rapant, von dessen grossem Werk vorhin die Rede war, seine Konzeption der Möglichkeiten einer tschechoslovakischen Geschichte in einer beachtenswerten Studie formuliert, die er auch „Československé dějiny. Problémy a metody" (Tschechoslovakische Geschichte. Probleme und Methoden) betitelt und in der Festschrift für Josef Pekař (Pekařův sborník II. 531—563) veröffentlicht hat. Diese slovakische Konzeption — Rapant bezeichnet sie selbst als national organisch — fasst die tschechoslovakische Geschichte nur als die Geschichte der nationalen Integration und Desintegration auf und stellt sich eine Bearbeitung der tschechoslovakischen Geschichte als die Be-

schreibung der dem tschechoslovakischen Vereinigungsproblem günstigen und ungünstigen Momente vor. Diese mit grosser soziologischer Erudition dargelegte Anschauung unterscheidet sich einigermassen von den gewöhnlichen Auffassungen der bisherigen historischen Betrachtung sowohl in der Slovakei als auch in den böhmischen Ländern und wird sicher noch Gegenstand fachlicher Diskussionen werden. *J. Borovička*

Reise in der Tschechoslovakei

Wir veröffentlichen nachstehend einen Beitrag, den uns der Verfasser, Sekretär der Deutschen Liga für Menschenrechte, zur Verfügung gestellt hat. Es sind „Reiseeindrücke" eines vorurteilsfreien Beobachters, die naturgemäss nicht den Anspruch erheben, die einzelnen Fragen zu erschöpfen. Ähnliche sachlich und ernsthaft geschriebene Beiträge von reichsdeutschen Autoren, die Gelegenheit gehabt haben, die tschechoslovakischen Verhältnisse kennenzulernen, sind wir auch künftig gern bereit zu veröffentlichen, wobei wir unwesentliche sachliche Versehen selbst richtigstellen werden. Dass die Redaktion nicht mit allen einzelnen Anschauungen des Autors dieses Artikels übereinstimmt, braucht kaum angemerkt zu werden, auch wenn sie nicht gleich zu allen Details Stellung nimmt. So z. B. zählt der Autor in diesem Artikel die Tschechen und Slovaken nicht als e i n e Nation. Dadurch wird das zahlenmässige Verhältnis der Nationen verzeichnet, denn als Hauptnation erscheinen nicht die Tschechoslovaken mit ihren ca. 9 Millionen, sondern nur die Tschechen mit ca. 7 Millionen. Auch die Stelle, die von der Schliessung der deutschen Schulen redet, bedarf einer Anmerkung. Die deutschen Volksschulen hatten bisher eine geringere Durchschnittszahl von Schülern pro Klasse als die tschechischen, viele sogar eine geringere Zahl, als sie vom Gesetz vorgeschrieben ist. Als Sparmassnahmen getroffen werden mussten, kam es zur Aufhebung und Zusammenlegung von Schulen und Klassen, die unzureichend besucht waren. Aber diese Massnahme hat in gleicher Weise auch tschechische Schulen und Klassen getroffen. Was speziell Olmütz angeht, so ist zu sagen, dass die Zahl der deutschen Schulkinder zurückgegangen ist. Aber dieser Rückgang hängt mit dem Rückgang der deutschen Bevölkerung in dieser Stadt zusammen, was eine rein lokale Erscheinung ist. An den Mittelschulen macht sich im Vergleich mit dem vorigen Jahr eine Zunahme der Schüler in der Republik um fast 2000 bemerkbar (in diesem Jahr sind an den deutschen Mittelschulen 24.932 Schüler gegen 22.418 im vergangenen Jahr angemeldet worden). Man kann also nicht pauschal von irgendeiner amtlichen Missgunst gegenüber den deutschen Schulen reden, muss vielmehr die lokalen Verhältnisse und Motive berücksichtigen. Die Red.

Die Klagen der deutschen Minderheit. In der Tschechoslovakei, einem der Nachkriegsstaatengebilde, leben etwa 3½ Millionen Deutsche. Wer dorthin reist, ob zu den Bauern nach der Zips, einer deutschen Kolonie am Fusse der Hohen Tatra hart an der polnischen Grenze, oder in die Böhmische Schweiz oder ins Sudetenland, ob man den Deutschen in Prag oder Brünn einen Besuch abstattet, überall wird man sie fragen: wie ist euere Lage in diesem Lande?

Es wäre kindlich zu behaupten, dass es keine Gegensätze zwischen den Tschechen, die mit etwa sieben Millionen den Hauptanteil der Bevölkerung in der Tschechoslovakei stellen, und der deutschen Minderheit gäbe. Unsinnig zu glauben, dass sich ein Teil der Deutschen in der Tschechoslovakei nicht bedrückt fühlt. Ich sprach drei deutsche Lehrerinnen aus Olmütz. Was war ihre Hauptklage? Wie bei allen Minderheiten so ist auch hier ihre grösste Sorge die Frage der deutschen Schulen, das Problem der deutschen Erziehung deutscher Kinder.

Die Amtssprache ist tschechisch. Es gibt, abgesehen von den Gebieten, die unter dem Minderheitenschutzgesetz stehen, nur die Möglichkeit, mit den Behörden des Landes in tschechischer Sprache zu verkehren. Das zwingt alle Eltern, ihre Kinder die tschechische Sprache erlernen zu lassen. Die genannten deutschen Lehrerinnen beklagten sich,

dass eine deutsche Schule nach der andern geschlossen würde. Die Behörden übten einen Druck aus, dass deutsche Kinder in tschechische Schulen gehen. Dieser Druck kann nur ein indirekter sein. Wie ich festgestellt habe, schicken viele deutsche Eltern — man mag das bedauern — ihre Kinder aus rein praktischen Gründen in die tschechische Schule. Zwar wird auch in den deutschen Schulen tschechisch gelehrt, jedoch erst nach vier Jahren und als Fremdsprache, wie bei uns in Deutschland etwa französisch oder englisch. Es ist klar, dass die Kinder hier zu wenig von der Hauptsprache des Landes lernen. Deutsche Eltern haben mir bestätigt, dass ihre Kinder ohne Schaden in die tschechische Schule geschickt werden können.

In Prag gibt es mehrere deutsche Gymnasien, eine deutsche Universität und eine deutsche technische Hochschule. In Brünn ist die zweite deutsche technische Hochschule. Und wenn man einen Tschechen auf Klagen dieserhalb hinweist, so antwortet er, dass für dreieinhalb Millionen Deutsche zwei Universitäten vorhanden sind, während ein Land wie Sachsen mit über vier Millionen Einwohnern nur die Universität Leipzig besitzt.

Die Tschechoslovakei und der Nationalsozialismus. Die Tschechen sind ein stark national bewusstes Volk, aber für die Nationalsozialisten haben sie nicht viel übrig. Sie führen ihren Kampf gegen den deutschen Nationalsozialismus ebenso energisch wie gegen den tschechischen Faschismus. Es ist eine bewusste Lüge, wenn in der deuschen Rechtspresse der Kampf gegen den Nationalsozialismus, wie er jetzt im Volkssportprozess in Brünn zum Ausdruck kommt, als Kampf gegen das Deutschtum hingestellt wird.

In Prag habe ich mit einer Unzahl von Deutschen gesprochen. Man trifft sie im Deutschen Haus, am Graben, und alle haben mir erklärt, dass sie angesichts der gegenwärtigen deutschen Zustände heilfroh seien, dort leben zu können. Gegenüber den Unterdrückungen politischer Gruppen in Deutschland geht es unsern deutschen Volksgenossen in der Tschechoslovakei geradezu glänzend. In Prag erscheint das oppositionelle, entschieden demokratisch eingestellte „Prager Tagblatt". Ausserdem die offiziöse Zeitung der deutschen Demokraten, die „Bohemia". Grosse Blätter, die in freimütigster Weise die Zustände ihres Landes kritisieren können. Es gibt in der Tschechoslovakei eine Vorzensur. Sie greift oft daneben. Wer für die Pressefreiheit eintritt, wird sich selbstverständlich auch gegen eine solche Vorzensur wenden müssen. Sie ist für die Presse unerträglich.

Ausschreitungen gegen deutsche Minderheiten. Ich befragte einen verantwortlichen Tschechen, wie es zu erklären sei, dass hie und da Ausschreitungen gegen die deutschen Minderheiten vorkommen, zumal wenn sie sich der deutschen Sprache bedienen. Der Tscheche versuchte mir klar zu machen, dass ein Teil der Deutschen in Berufsleben, im Verkehr mit Kunden ausgezeichnet tschechisch spräche, aber nach Geschäftsschluss plötzlich jedes tschechische Wort vergessen hat. Ich erlebte selbst einen Fall, dass bei einer Fremdenführung eine deutsche Dame, die fliessend tschechisch sprach, sich sozusagen aus nationalem Prestige die Erklärungen in deutscher Sprache forderte. Ich erlebte aber auch auf der andern Seite, dass im St. Veits-Dom in Prag ein Tscheche von einem Fremdenführer forderte, seine Erklärungen in tschechischer Sprache zu machen. Man übergab

diesen aufdringlichen Herrn der Polizei.

Die Aufrechterhaltung des Deutschtums. Noch eine Feststellung habe ich machen müssen, die besonders die Hitleranhänger interessieren dürfte. In der Tschechoslovakei wohnen bekanntlich eine grössere Anzahl deutscher Juden. Sie sind es, welche das Deutschtum in der Tschechoslovakei hoch halten. Sie erhalten mit ihrem Gelde z. B. das deutsche Theater in Prag, das Deutsche Haus in Prag und eine grosse Anzahl deutscher Vereine innerhalb der Tschechoslovakei. Von den Deutschen im allgemeinen hört man mit grösster Achtung und Verehrung von dem Präsidenten der Tschechoslovakischen Republik, Masaryk, reden. Man sagt, Masaryk habe viel für die Deutschen getan. Und seinem Einfluss ist es wohl zuzuschreiben, dass die deutsche Sozialdemokratie und die deutschen Agrarier in der Regierung vertreten sind.

Die Wahlpflicht. In der Tschechoslovakei gibt es eine Wahlpflicht. Wer nicht wählt, muss ein ärztliches Attest beibringen. Die Strafe beträgt im andern Falle hundertfünfzig Kronen, ungefähr zwanzig Mark. Aber in Regierungskreisen scheint man über diese Wahlpflicht, die alle Bürger zwischen dem 25. und 70. Lebensjahr erfasst, nicht sehr zufrieden zu sein. Man nimmt an, dass allein auf Grund dieses Umstandes die Kommunisten es auf die stattliche Mandatzahl von dreissig Sitzen gebracht haben. Man glaubt, dass die zurückgebliebenen Zigeuner, die z. B. in der Tatra leben, und die armseligen Bauern in Karpatho-Russland kommunistisch wählen. Die kommunistische Partei hat eine grosse Wählerzahl aber nur wenige Mitglieder. In den Julitagen schloss man die Büros der roten Gewerkschaften. Irgendein Protest in der Presse oder auf der Strasse wurde nicht bemerkbar. Die karpathorussischen Bauern und die Zigeuner sind schlechte Abnehmer für die Erzeugnisse der kommunistischen Partei, da sie meist Analphabeten sind. Selbst in tschechischen Regierungskreisen nimmt man an, dass es noch einer Zeit von etwa fünfzig Jahren bedarf, ehe man diese zurückgebliebenen Gebiete mit ihren primitiven Menschen auf die Zivilisationsstufe der Gegenwart wird bringen können.

Der Militarismus in der Tschechoslovakei. Prag hat ebenso sein Grab des unbekannten Soldaten wie Paris und Warschau. Die Tschechoslovakei hat ihre Sokols, eine riesige Turn- und Sportorganisation, die vollkommen in der Hand der Regierung ist. Die Armee ist hundertundvierzigtausend Mann stark. Der Wehretat belastet das von der Wirtschaftskrise erfasste Land. Jedoch drückt der Militarismus nicht den Städten sein Gepräge auf. In den Städten herrscht lebhaftes Leben, aber man verspürt deutlich die Ruhe eines von grossen politischen Auseinandersetzungen zurzeit verschonten Volkes. Ein Land, das mit aller Intensivität aufbaut, das in der kurzen Zeit seines Bestehens viel geschaffen hat. In bis dahin wenig bewohnten Gegenden entstehen neue Orte. In der Hohen Tatra zum Beispiel, dem von der Kultur bisher noch wenig berührten Gebirge, hat die Regierung überall staatliche Bäder errichtet und eine grosszügige Propaganda hat es zuwege gebracht, dass sie von Fremden überfüllt sind.

Das Verhältnis zu Deutschland. Es ist selbstverständlich, dass die deutsche Minderheit mit riesigem Interesse die Vorgänge in Deutschland verfolgt. In den deutschen Zeitungen haben die Ereignisse in Deutschland den Vorrang. Aber auch

die tschechischen Zeitungen verfolgen, selbstverständlich von einem andern Gesichtspunkt, lebhaft die deutschen Vorgänge. Man ist erstaunt über den extremen Nationalismus in Deutschland und man ist sicherlich auch wachsam, obgleich niemand hierüber etwas sagt. Aber ein junges Land will seine Existenz behaupten, und ein befreites Land kämpft für seine Freiheit. Die Furcht vor einem Wiedererstehen der Habsburger ist dabei grösser als die vor Hitler, in dem man nur eine vorübergehende Erscheinung sieht. Man will, und das zeigt ja auch der vereinfachte Grenzverkehr, mit Deutschland in guten, nachbarlichen Beziehungen leben. Man hofft, dass die deutsche Minderheit früher oder später die Brücke zu den beiden Völkern sein wird. Man ist stolz, in Prag Mozart und Beethoven beherbergt zu haben, und man wetteifert, die Stätten ihres Schaffens zu zeigen. ***Kurt Grossmann***

CHRONIK

Václav Novotný

Nach längerer Krankheit ist der Historiker Václav Novotný am 14. Juli d. J. gestorben. Es war ein typisches Gelehrtenleben, das durch den Tod ein Ende gefunden hat, zu früh für die Ziele, die sich Novotný selbst gesteckt hatte und zu früh auch für das, was die tschechoslovakische Öffentlichkeit noch von seiner Arbeit erwartete. Ein Gelehrtenleben — womit gesagt ist, dass daran mehr zu bewundern ist, als dass davon viel erzählt werden könnte. Jahre entsagender emsiger Forschungsarbeit, Arbeit vom frühen Morgen bis tief in die Nächte hinein, Jahr um Jahr ohne Unterlass. So pflegt man sich einen Mann der Wissenschaft vorzustellen. Nicht alle leben so, aber Václav Novotný hat wirklich so seiner verzehrenden Leidenschaft, der geschichtlichen Forschung gelebt. Schon vor ihm hat es in der tschechischen Geschichtsschreibung einen wesensverwandten Gelehrten gegeben, den jüngeren Mitarbeiter und Antipoden des Romantikers Palacký, den grossen Historiographen Prags, V. V. *Tomek*. Tomek ist wirklich eine der Gestalten, die für Novotnýs Lebensweg richtunggebend gewesen sind. Im Jahre 1818 geboren, hatte Tomek, wohl dank seiner pedantischen Lebensweise, ein gesundes Alter erreicht und war noch in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts tätig, als Novotný zu arbeiten begann. Der fleißige junge Mensch gefiel dem alten Herrn und wurde als Mitarbeiter be-Auflage der Geschichte Prags behilflich und hat die Herausgabe von drei stellt. Novotný war bei der neuen Bänden des „Dějepis města Prahy" besorgt. Die Arbeit unter der Anleitung Tomeks, seines unendlichen Fleisses und seiner kritischen Nüchternheit, wurde für Novotnýs weiteres Leben bestimmend.

Neben Tomek und vielleicht vor ihm stand aber Jaroslav *Goll*. Novotný hat sich nie als Zögling Tomeks gefühlt und sich immer als Schüler Golls betrachtet. Als Novotný im Jahre 1887 die Prager Universität bezog, war neben dem bald siebzigjährigen Tomek der vierzigjährige Goll gewiss die glänzendere Persönlichkeit. Unter allen Historikern, die damals an der Prager tschechischen Universität wirkten, hatte Goll die seltene Gabe, junge Leute zu gewinnen. Fast alle tschechischen Historiker der Generation Novotnýs und der nächsten Generation verehren in Goll ihren Lehrer und man pflegt die heutige tschechische Geschichtswissenschaft als

Schule Golls zu bezeichnen. Seit dem Jahre 1875 an wirkte Goll, zuerst als Dozent, dann als Professor an der Universität dreiundeinhalbes Jahrzehnt, aber nicht alle diese Jahre waren gleich reich an Erfolgen. In den neunziger Jahren, den Studienjahren Novotnýs und noch einigen folgenden, liegt der Höhepunkt der Schule; damals erschienen die Erstlingsschriften jener Historiker, die später den Stolz der Schule bildeten. Um die Jahrhundertwende wurde der Zustrom von Talenten wieder spärlicher. Warum eine Zeit an solchen Talenten reich ist und eine andere arm, ist nicht leicht zu erklären. Es mag mit der geistigen Haltung einer Zeit zusammenhängen. Das Ende der achtziger Jahre hatte ein jähes Anschwellen der nationalen Strömung gebracht, in breiten Schichten wurde das Interesse für die Vergangenheit und die völkische Eigenart lebendig. Kein Wunder, dass damals eine Auslese von Talenten Geschichte studierte. Wie einfach wäre es gewesen, sie im Geist einer romantisch-nationalen Geschichtsschreibung auszubilden. Goll hat das Gegenteil getan. In der Periode eines mächtigen Aufschwunges des Nationalismus prägte er seinen Schülern als Axiom ein, dass die Geschichte eines Volkes nur im Rahmen der Weltgeschichte zu begreifen ist. Goll hatte den Mut, vorsätzlich unpopulär zu sein. Mut — man könnte auch sagen: die Kraft. In einer politisch bewegten Zeit war viel Kraft nötig, Geschichte als reine Wissenschaft zu betreiben. Heute liegen die Dinge bei den Deutschen in der Tschechoslovakei ganz ähnlich. Auch da sieht man, wie sich die Geister scheiden und wie stark der Glaube an die Wissenschaft sein muss, um den Verlockungen romantischer Konzeptionen zu widerstehen. Dabei ist es heute leichter zu beweisen, dass das Deutschtum der Randgebiete nicht mit den Markomannen zusammenhängt, als es einst war, zu überzeugen, dass es bei den alten Slaven keine ideal demokratischen Gemeinwesen gegeben hat. Es mag dieser Mut gewesen sein, der Goll die Herzen seiner Jünger gewann. Im Widerstreit mit dem natürlichen Romantismus der Jugend und dem Kritizismus des Meisters nahm der Weg der Schüler zur eigenen Forschung seinen Anfang. Novotný war für Golls Kritizismus besonders empfänglich. Bei jeder Frage gab es für ihn nur einen Weg: zurück zu den Quellen.

Neben Goll waren es noch andere geistige Mächte, die den Weg von der Romantik zur Kritik, oder wie man sagte, zum Realismus wiesen. Das Ende der achtziger Jahre und der Anfang der neunziger Jahre ist die Epoche jener eigentümlichen Strömung, die als „fortschrittliche Bewegung" bezeichnet wird. Novotný, im Jahre 1869 (am 5. September in Ivančice in Mähren) geboren, gelangte zu einer Zeit an die Univertät, da die neue Richtung an Boden gewann. Der Studentenführer und spätere hervorragende staatsrechtlich-fortschrittliche Politiker Antonín Hajn war sein Kollege. Novotný ging alsbald mit.

Der Siebzehnjährige hatte als Gymnasiast unter dem Pseudonym Věnceslav K. Lužnický ein Gedicht drucken lassen: „Józa huslař" (Józa, der Spielmann). Das war Jugendromantik. Der Dreiundzwanzigjährige schreibt Zeitungsartikel: etwas Heimatgeschichte, mehr Politik. Er schreibt radikal-national und fortschrittlich. Diese Artikel, die in Zeitungen in Budweis, der Stadt, wo er das Gymnasium absolviert hatte, erschienen waren, sind selbst nach vierzig Jahren noch lesenswert. Novotný befürwortet die Annäherung

an die Arbeiterklasse und empfiehlt volksbildende Kleinarbeit statt tönender Phrasen. In dem Programmwort „Kleinarbeit" spürt man den Einfluss *Masaryks*, des Philosophen der Universität. Masaryks Ideen hatten für die damalige Studentenschaft grosse Bedeutung. Novotný, in seinem Wesen zäh und beharrlich, blieb zeitlebens seinen Jugendidealen treu. In diesem Geist war ihm die Hussitenzeit die liebste Periode der tschechischen Geschichte. Als es später zu Gegensätzen zwischen Goll und Masaryk kam und Josef Pekař offen in Opposition zu Masaryks Geschichtsphilosophie trat, blieb Novotný Mitarbeiter der Monatsrevue Masaryks „Naše doba", wo er Referate über Neuerscheinungen der historischen Literatur veröffentlichte. Über politische Fragen hat er seit 1894 nicht mehr geschrieben.

Novotný gehört keineswegs zu den frühreifen Talenten. Seit 1893 war er zwar Doktor der Philosophie, aber die Bibliographie, die sein Schüler Jaroslav Prokeš im Jahre 1929 für die dem Lehrer gewidmete Festschrift zusammengestellt hat, verzeichnet erst 1895 die erste gedruckte wissenschaftliche Arbeit, ein Referat in der neugegründeten Fachzeitschrift „Český časopis historický". Es folgen 1896 und 1898 selbständige Aufsätze: in der historischen Zeitschrift über den Geleitbrief, den Hus nach Konstanz mitgeführt hat, und in den „Sitzungsberichten der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften" kritische und chronologische Notizen zu den Briefen Hus'. Mit der Wahl dieser Themen war die spätere Lebensarbeit des Forschers vorgezeichnet. Schon damals war auch ersichtlich, in welch seltenem Masse Novotný die einschlägigen Quellen beherrschte. Zum dritten Male erwies sich das, als Novotný im Jahre 1900 Flajšhans' Zusammenstellung der literarischen Tätigkeit Hus' eingehend besprach. Die scharfe, wohl allzu scharfe Kritik war für Novotný bezeichnend. Er lieferte eine Menge von Ergänzungen zu den von Flajšhans beigebrachten Nachweisungen der Handschriften, meinte aber selbst nicht, dass diese Kenntnisse genügen könnten, um ein abschliessendes Urteil abzugeben. Novotný legte grösstes Gewicht auf Vollständigkeit der Quellenkenntnis. Da es eine Unzahl von Handschriften in einer Menge von Bibliotheken gibt, so ist die Forderung der Vollständigkeit sehr schwer und vielleicht überhaupt nicht zu befriedigen. Streng in seinen Forderungen an andere, stellte Novotný die gleichen hohen Ansprüche an seine eigene Arbeit. Das macht begreiflich, dass es so lange dauerte, ehe er seine Arbeiten über Hus und das Hussitentum abschliessen konnte und dass so vieles davon nicht beendet worden ist. Aus den Vorarbeiten für eine Geschichte der religiösen Bewegung im 14. und 15. Jahrhundert erschien im Jahre 1901 nur die kleine Edition eines Berichtes vom Jahre 1373 über den Stand des Malteserordens in Böhmen. Es war zugleich die Frucht seines zweimaligen Studienaufenthaltes in Rom (1898 und 1899). Vorher hatte er zweimal längere Zeit in Dresden (1895 und 1896) gearbeitet.

Novotnýs Vater war Lehrer gewesen. Der Sohn wählte den Lehrberuf an der Universität. Im Jahre 1898 hatte er sich als Privatdozent für böhmische Geschichte habilitiert. 1905 wurde er Titularprofessor, 1908 erhielt er die ausserordentliche und 1911 die ordentliche Professur. In der Zeit von 1896 bis 1908 war er als Beamter im Archiv der Prager Statthalterei, dem jetzigen Archiv des Innenministeriums angestellt. Es war und ist heute noch das grösste Archiv Böhmens, unendlich reich an Mate-

rial zur neueren Geschichte. In diesem Institut herrschten damals und noch später bis zum Jahre 1918 eigentümliche Verhältnisse. Unter dem Vorwand staatlicher Interessen wurde nicht nur Aussenstehenden, sondern auch den Beamten die freie Benutzung der Archivalien verweigert. Es ist bezeichnend, dass Novotný durch seine Amtstätigkeit zu keinerlei wissenschaftlicher Arbeit angeregt wurde. Er blieb so seiner Vorliebe für die Hussitenzeit treu und als er sich anderen Perioden zuwandte, wählte er die ältere Geschichte Böhmens.

Novotnýs Grundsatz war, Geschichte nach den Quellen darzustellen. Er hielt Vorlesungen über die Geschichte des böhmischen Mittelalters und begann mit einer gründlichen Analyse des Quellenmaterials. Der Ertrag dieser Studien ist zumeist in deutscher Sprache veröffentlicht. In den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" (Jahrg. XXIV, 1903) erschienen „Studien zur Quellenkunde Böhmens", in den „Sitzungsberichten der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften", zwei grössere Aufsätze „Zur böhmischen Quellenkunde" (1908 und 1911), ebenda ein kürzerer Aufsatz „Über den Tod des Königs Ladislav Postumus" (1907) und in den „Mitteilungen" „Beiträge zur Geschichte Přemysl Otakars II." (Jahrg. XXXI, 1910). Novotný beteiligte sich auch an der Kollektivarbeit der Kommission für neuere Geschichte Österreichs, indem er für die „Archivalien zur neueren Geschichte Oesterreichs" (1913) drei Privatarchive Böhmens beschrieb. Ausser diesen deutsch publizierten Aufsätzen fallen in dasselbe Jahrzehnt (1903—1912) auch eine Anzahl tschechischer Arbeiten quellenkritischen Charakters, die hier nicht einzeln aufgezählt werden können. All das waren nur die Vorbereitungen zu dem grossen Werk, dessen erster Teil im Jahre 1912 erschienen ist.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist nur eine einzige grossangelegte Darstellung der Geschichte Böhmens geschrieben worden, nämlich Palackýs Werk. Erst im Jahre 1899 veröffentlichte der Prager deutsche Historiker A. Bachmann den ersten Band seiner Geschichte Böhmens, worin er den Versuch unternahm, nicht nur den deutschen Standpunkt zur Geltung zu bringen, sondern auch zusammenzufassen, was die Forschung über Palacký hinaus Neues zutage gefördert hatte. Novotný hat im Jahre 1903 Bachmanns Werk im „Český časopis historický" einer eingehenden Würdigung unterzogen und auf nahezu hundert Seiten dessen Fehler und Irrtümer aufgezeigt. Einige Jahre später bot der unternehmende Verleger Jan Laichter Novotný Gelegenheit, seine Konzeption der Geschichte Böhmens in die Tat umzusetzen. Im Vorwort zum ersten Bande seiner „České dějiny" hat Novotný seine Auffassung ausführlich dargelegt. Er habe von Anfang an seine Arbeit so aufgefasst, dass sie, von den Quellen ausgehend, eine vollständig neue selbständige Bearbeitung des Gegenstandes bieten müsse. Es sollte kein blosses Kompendium, keine blosse Zusammenfassung der gegenwärtigen Kenntnisse sein, sondern ein wissenschaftliches Werk auf unmittelbare Quellenforschung gegründet. Er wollte nicht nur die Ansichten anderer Forscher registrieren, sondern auch Stellung dazu nehmen. Er wollte nicht nur die Konturen der grossen Geschehnisse zeichnen, sondern auch Einzelheiten bringen und dabei Streitfragen keineswegs aus dem Wege gehen. Während von manchen Seiten eine neue synthetische

Darstellung der Geschichte Böhmens gefordert wurde, erschien es Novotný als das Wichtigste, eine Revision der bisherigen Forschung zu liefern. Sein Werk war vor allem für Fachleute geschrieben.

Man kann über diese Gesichtspunkte verschiedener Ansicht sein. Überhaupt ist es eine Frage, ob es möglich ist, Spezialfragen im Rahmen einer geschichtlichen Gesamtdarstellung förderlich zu behandeln und ob es nicht von grösserem Gewinn für die tschechische Kultur gewesen wäre, ein Geschichtswerk zu schreiben, das weniger Einzelheiten und mehr Perspektiven gebracht hätte. Es ist überflüssig, jetzt darüber zu streiten. Man muss dankbar anerkennen, dass Novotný die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, mit einem Aufwand unendlicher Mühe und Arbeitskraft erfüllt hat. Er hat eine Unzahl von Fragen erörtert, und seine kritische Nüchternheit hat unzweifelhaft zum grössten Teil das Richtige getroffen. Noch bei Lebzeiten Novotnýs habe ich Gelegenheit gehabt, dies an einem konkreten Fall nachzuweisen. Ich verglich das, was Novotný über die Anfänge der Slaven in Böhmen geschrieben hat, mit dem, was in neuerer Zeit ein deutscher Historiker über das gleiche Thema gesagt hat, und zwar kein Geringerer als der Wiener Professor Alfons Dopsch. Der Kritizismus Novotnýs hat bei diesem Vergleich höchst ehrenvoll abgeschnitten.

Novotný wollte seine „České dějiny“ bis zum Ende der Hussitenkriege und zum Aussterben der Luxemburger selbst schreiben; das Weitere sollten ihm nahestehende Historiker besorgen. Im Jahre 1912 lag der erste Band des ersten Teiles (von den ältesten Zeiten bis Herzog Ulrich, 782 Seiten) im Druck vor. Im folgenden Jahre gelangte der zweite Band (von Břetislav I. bis Přemysl I., 1214 Seiten) zum Abschluss. Es folgte dann eine mehrjährige Unterbrechung, die nicht durch den Krieg, sondern durch die Fünfhundertjahrfeier des Todes Hus' im Jahre 1915 verursacht war. Novotný hat diesem Jubiläum eine Reihe kleinerer Arbeiten gewidmet, von denen ein Vortragszyklus über die religiöse Bewegung in Böhmen vom 14. Jahrhundert bis zu Hus die anregendste ist. Erst im Jahre 1919 kam es zur Veröffentlichung der eigentlichen Frucht jener Jahre. Es war der erste Teil einer umfangreichen Husbiographie „M. Jan Hus. Život a dílo“ (M. Jan Hus. Leben und Werk), deren zweiter Band im Jahre 1921 folgte und wie der erste an 500 Seiten füllte. Das ganze Werk ist in seinen Trachten nach peinlichster Genauigkeit und auch sonst ein Denkmal der geistigen Eigenart Novotnýs. Dazu gehört auch, dass er sich selbst nicht zutraute, eine Analyse der Lehre des Reformators zu liefern, obwohl er von Jugend auf die innigste Beziehung zum Hussitentum hatte. Er überliess die Darstellung der Lehre dem jüngeren Kollegen Vlastimil Kybal. Hingegen besorgte Novotný eine neue Ausgabe der Briefe und Dokumente Hus'. Das Werk „M. Jana Husi korespondence a dokumenty“ erschien 1920 und ist in Hinsicht auf Gründlichkeit wohl unübertroffen. Mehr als fünfzig Handschriften sind zu Rate gezogen worden, um den Originaltext der verschiedenen Briefe und Akten festzustellen. Eine bis in die unwesentlichsten Einzelheiten gehende Feststellung aller Textabweichungen ist das Merkmal des Gelehrten, der sich an Genauigkeit niemals genugtun konnte. Eine weitere Edition Novotnýs „Historické spisy Petra z Mladenovic a jiné zprávy o Husovi a Jeronymovi“ (Die historischen Schriften des Petr Mladenovic und andere Nachrich-

ten über Hus und Hieronymus von Prag) für den Band VIII der „Fontes rerum Bohemicarum" wurde 1929 als fertiggestellt angezeigt, ist aber bei Lebzeiten des Herausgebers nicht erschienen.

Von Anfang hatte, wie wir sahen, die Geschichte des Hussitentums im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses Novotnýs gestanden. Nach der Errichtung der Tschechoslovakischen Republik bot sich mannigfache Gelegenheit, die Kenntnis jenes Zeitalters zu fördern. Novotný gehört zu den Gründern der Společnost Husova Musea (Gesellschaft des Husmuseums). Ausserdem haben einige Gedenkfeiern stattgefunden, an denen sich Novotný in hervorragender Weise beteiligte: im Jahre 1923 die Vierhundertjahrfeier des Geburtstages des Brüderhumanisten Jan Blahoslav und im Jahre 1924 die Fünfhundertjahrfeier des Todes Žižkas. Auch sonst gab es eine Menge Kleinarbeit zu leisten. Novotný hatte vielfach repräsentative Verpflichtungen zu erfüllen, wozu er besonders deshalb berufen schien, weil er unter den Historikern der Karlsuniversität den Ideen Masaryks am nächsten stand. So vergingen Jahre, ehe sich Novotný wieder seinem Hauptwerk widmen konnte. Erst im Jahre 1928 erschien der dritte 1085 Seiten starke Band seiner „České dějiny", worin der Zeit-Abschnitt Přemysls I. und Wenzels I. (1197—1253) wieder mit der gewohnten Gründlichkeit bearbeitet ist. Anschliessend daran nahm Novotný den vierten Band, die Epoche Přemysl Otakars II., in Angriff. Er hat sie nur ungefähr bis zum Jahre 1276 weiterführen können, dann kam die Krankheit, die in einigen Monaten den Tod verursacht hat.

Nach dieser Aufführung der Werke Novotnýs, die freilich nur die bedeutenderen berücksichtigen konnte, ist noch der Lehrtätigkeit des verstorbenen Gelehrten zu gedenken. Dem Beispiele Golls folgend, legte Novotný viel Gewicht auf die Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Streitbar und scharf in seinen Schriften, war er jungen Menschen gegenüber zugänglich und trachtete sie zu fördern. Es war ihm auch beschieden, einige begabte Arbeiter auf dem Felde der tschechoslovakischen Geschichtswissenschaft heranzubilden. Neben der Schule Golls und der Schule Pekařs kann man auch von einer Schule Novotnýs sprechen. Bei seiner Leichenfeier sprach ausser den Vertretern der Mitarbeiter und Schüler das Haupt der anderen Schule, Novotnýs langjähriger grösster wissenschaftlicher Widersacher Josef *Pekař*. Daraus konnte auch der Fernerstehende ersehen, dass die tschechische Wissenschaft um eine hervorragende Kraft und die tschechische Kultur um eine wirkliche Persönlichkeit ärmer geworden sind.

B. Mendl

Sion Ivanovič Silvaj

Am 15. August ist in Turja Remety in Karpathorussland der Geistliche Sion Ivanovič Silvaj, einer der älteren Schriftsteller der Karpathorussen, geradezu der Typus eines solchen, gestorben. Denn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die uniierten Geistlichen in Karpathorussland, soweit sie ihr nationales Bewusstsein durch die fortschreitende Magyarisierung nicht verloren, gleichzeitig Volksschriftsteller, Führer und Erzieher des Volkes. Ein solcher war auch der verstorbene Silvaj, der in einer kräftigen geistlichen und na-

tionalen Familientradition aufgewachsen war. Sein Vater Ivan Antonjevič Silvaj (1838—1904), geboren in Suskov, wo er zuerst als Geistlicher wirkte, später Pfarrer in Turja Remety, hing ebenso an seinem Geburtsort wie an seinem Volke, dem er sich auch durch sein Studium in Budapest nicht entfremden liess. Er gehört zu den am meisten geschätzten karpathorussischen Dichtern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, deren es eine Handvoll gab (A. Duchnovič, A. Pavlovič, Stavrovskij-Popradov, Evhenij Fencik) und unter denen er als Meister einer kunstvollen Form hervorragte. Er schrieb eine Sprache, die sich nach Möglichkeit der grossrussischen Schriftsprache näherte, womit er sich freilich von der Richtung entfernte, die sich ihrer nationalen Zugehörigkeit als einer ukrainischen bewusst wird. Für seine epischen Gedichte und Erzählungen wählte er Stoffe aus der Geschichte Ungarns und aus mittelalterlichen Apokryphen. Seine Werke, die er mit dem Pseudonym Uriil Meteor zeichnete, sind bis jetzt nicht gesammelt worden. Sein Sohn Sion Ivanovič ist gleichfalls in Suskov (1876) geboren und war zuletzt wie der Vater Pfarrer in Turja Remety. Zum Unterschied von seinem Vater folgte er keinerlei ästhetischen Neigungen; sein Schaffen hat durchaus volkstümlichen Charakter. Dabei hat er sich in allen Zweigen der Kunst betätigt: als Maler von Ikonen, als gewandter Holzschnitzer, als Dirigent eines Gesangvereines, den er aus der notenunkundigen Bevölkerung zusammengestellt hatte, als Verfasser anspruchsloser Verse, als Komponist von zahlreichen Liedern im Volkston (im Jahre 1926 hat er davon ein Heft „Pěsni pro muženskij sbor“ mit 15 Liedern veröffentlicht) und schliesslich als dramatischer Autor. Sein Vierakter „Marusja“ mit Gesang und Musik, die „erste karpathorussische Oper“, ist auf den Dilettantenbühnen sehr beliebt. Sie ist erst unlängst im Druck erschienen, ebenso wie sein Lustspiel „Ne dobro kota v měchě kupovati“ („Es ist nicht gut, die Katze im Sack zu kaufen“) in 3 Akten (94. und 106. Band der Publikationen des Aleksander Duchnovič-Vereines“). Das Schauspiel „Prekrasnyj Josif“ ist in Handschrift geblieben. Durch seine nationalpädagogischen Bemühungen reihte er sich an die Gruppe der bis heute wirkenden wenigen Geistlichen, zu denen der Erzdekan Evmenij Sabov in Sevluš, der an der Spitze der russischen Richtung steht — auch Sion Silvaj bekannte sich zu ihr — oder der Direktor des Užhoroder Lehrerseminars August Vološyn, ein entschiedener Vertreter des bewussten Ukrainertums, gehören. Die neue Generation, die sich nach dem Kriege literarisch zur Geltung bringt, entstammt schon fast ganz dem Laienstande. Es sind zumeist Lehrer, Studenten, während die Beteiligung der Geistlichkeit an dem neuen kulturellen Schaffen schlechterdings zurückgeht.

A. H.

Christian Ehrenfels

Christian von Ehrenfels, 1859 in Rodaun bei Wien geboren, starb am 9. September 1932 auf seinem Landsitz Lichtenau in seiner niederösterreichischen Heimat. Von 1899 bis 1929 gehörte er als ordentlicher Professor dem Lehrerkollegium der philosophischen Fakultät der Deutschen Universität Prag an und sein mehr als dreissigjähriges Wirken in

unserer Stadt hat den markigen Hünen, den originellen Denker und temperamentvollen Redner, den Religions- und Sexualpsychologen, den Musikschwärmer und Chordichter zu einer der eigenartigsten Persönlichkeiten des intellektuellen Prag werden lassen.

Seine eigentliche Bedeutung für die Geschichte der neueren Philosophie müsste allerdings von einem Fachmann und in einem fachmännischen Blatt dargelegt werden. Hier genüge die Feststellung, dass der Schüler und Freund Franz Brentanos, Ehrenfels, dessen akademische Anfänge an der Wiener Universität ins Jahr 1888 fallen, auch in seinen engeren Disziplinen, in Noetik, Seelenkunde und Ethik, den Rang einer vollwertigen Individualität, ja mehr als das: die Geltung eines Vorkämpfers beansprucht. Als bahnbrechend sind da seine in den neunziger Jahren für die Avenarius'sche „Vierteljahrsschrift" geschriebenen Aufsätze zu bezeichnen. Zunächst eine Arbeit von 1893-94 über Werttheorie und Ethik, die, auf einen älteren psychologischen Beitrag zurückgreifend, den Keim zu dem zweibändigen „System der Werttheorie" (1897) enthält, zu jener zum Teil aus Meinongschen Anregungen hervorgegangenen Lehre, die zu den Grundpfeilern von Ehrenfels' Anschauungen gehört und in neuester Zeit sich zu einer „Kosmogonie" ausgestaltet hat; „in auffälliger Analogie zur national-ökonomischen Werttheorie", so äussert sich eine jüngst erschienene Übersicht über wertphilosophische Strömungen der Gegenwart, „hat Ehrenfels das Werthafte aus der Begehrbarkeit und der lustvollen Bedürfnisbefriedigung abzuleiten gesucht." Eine andere, nicht minder grundlegende, 1890 in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" erschienene und dann (1922) in die Schrift über das Primzahlengesetz übernommene Studie geht von Ernst Machs Beiträgen zur Analyse der Empfindungen aus und befasst sich mit den von Ehrenfels so benannten „Gestaltqualitäten", einem psychologischen Begriff, der aus der Geschichte der modernen Psychologie nicht mehr wegzudenken ist und zumal in Deutschland unter Anerkennung von Ehrenfels' Priorität zu wertvollen Beobachtungen geführt hat. „Unter Gestaltqualitäten", lautet die Definition des psychologischen Neuerers, „verstehen wir solche positive Vorstellungsinhalte, welche an das Vorhandensein von Vorstellungskomplexen im Bewusstsein gebunden sind, die ihrerseits aus voneinander trennbaren (d. h. ohne einander vorstellbaren) Elementen bestehen." Populär ausgedrückt und durch das übliche Beispiel belegt: die Melodie ist mehr als die Summe ihrer Töne.

Hand in Hand mit derartigen philosophischen Voraussetzungen, die sich späterhin zu festgefügten Systemen entwickeln sollten, ging die gefühlsmässig und künstlerisch betonte Komponente der Ehrenfelsschen Gedankenwelt. Hier ist als mächtigster Anreger, dem er bis an sein Lebensende treueste Gefolgschaft wahrte, Richard Wagner und überhaupt das Bayreuther Erlebnis anzusprechen. Dem „genialen Stilisten" Nietzsche wie auch anderen Wagnerapostaten gram, propagierte Christian Ehrenfels mit der Ausdauer und Frömmigkeit eines unentwegten Jüngers den Glauben an die Einzigartigkeit von Gesamtkunstwerk und Gesamtkünstler, ja er stand nicht an, 1913 in einem Beitrag zur Jahrhundertfeier den Parsifaldichter als grössten Menschen seit Christus zu feiern! Aber nicht nur in der Überlautheit solcher Töne sprach sich eine exaltierte

Steigerung von Ehrenfels' Heroenkult aus: seiner Wagnerverehrung haftet auch insoferne etwas Tragisches an, als sie sich zwischen des Bekenners Streben und eignes Wirken hemmend, ja zerstörend in den Weg wirft. Noch bevor der Philosoph sein Gebäude aufgeführt hatte, war der Poet Ehrenfels auf den Plan getreten, indem er 1887 ein dramatisches Gedicht, „Melusine", veröffentlichte, eingestandenermassen ein Lohengrinpendant, an dem der Verfasser selber die beabsichtigten Leitmotive hervorhob — Leitmotive allerdings ohne Musik. Und so blieben auch die weiteren Dichtungen vor allem Libretti für einen neuen Richard Wagner, der da kommen sollte und nicht kam. Den einen — und nicht den wichtigsten — Bestandteil vom Genie seines Meisters, das Wortbild des ersehnten synthetischen Werks nachzugestalten, hielt sich Ehrenfels für fähig, durchströmt jedoch empfand er sich von einer Musik, die zu gestalten er nicht imstande war. Ein höchst merkwürdiger Fall also von Unstimmigkeit zwischen Schaffenslust oder -traum und Gestaltungskraft. Sieben „Allegorische Dramen", 1895 „für musikalische Composition gedichtet", enthalten wie die zwei Reihen „Stürmer" (1912) mit ihrer Mischung von Christlichem und Germanischem, von Mystischem und Prometheischem so manches Beachtenswerte, beanspruchen die Aufmerksamkeit des Historikers und Bühnenpsychologen — wie des öfteren von August Sauer hervorgehoben wurde — besonders durch ihr interessantes Bestreben, den antiken Chor wieder aufleben zu lassen. Eine innerliche Befriedigung scheinen sie ihrem Verfasser nicht gebracht zu haben, wenn sich auch um 1900 in Otto Taubmann ein ersehnter Tondichter für die „Sängerweihe" einstellte, wenn auch ein realistisch-symbolisches Bergsteigerdrama, „Die Sternenbraut", über die Bretter gehen durfte.

Als Abschluss, nicht als Krönung, von Ehrenfels' dramatischen Bemühungen kam 1925 ein literarisches Kuriosum hinzu, das auf die Entwicklung des Verfassers ein ganz unerwartetes Licht warf. Der Einleitung zu manchem Werk darf entnommen werden, dass Ehrenfels ein eruptives Gemüt besass und dass auch seine philosophische Bahn von inspiratorischen Einfällen, von „fruchtbaren Augenblicken" abhing; um wieviel mehr die Entfaltung des Künstlers und des Willensmenschen! Der Anblick eines Sokolfestes von 1920 trug dazu bei, den kerndeutsch und altösterreichisch orientierten Politiker zu einem glühenden Bekenner slavischer Freudigkeit, ja zum Sänger der tschechischen Legionen umzugestalten; dies die Voraussetzung zu einem Drama, das zur Jubiläumsfeier des tschechischen Staatsoberhauptes in einer tschechischen Übertragung aufgeführt wurde und nur lose durch das nach wie vor beibehaltene Chorprinzip mit den früheren Dichtungen des Autors zusammenhing. Die Verehrung für T. G. Masaryk kam dann noch in einem offenen Brief von 1929 zu beredtestem Ausdruck, und gewiss würde es sich lohnen eine Parallele der beiden Brentanoschüler anzustellen, die sich „ungesucht und ungewollt als Professoren an der ältesten Universität Mitteleuropas zusammenfanden": doch würde sich da wohl, einigen Berührungspunkten (wie etwa dem beiderseitigen Anti-Antisemitismus) zu Trotz, die Diskrepanz ihrer Lehren erweisen, zumal in Sachen der Sexualethik und der Kunstanschauung.

Otokar Fischer

Ludwig Wahrmund

Am 10. September d. J. starb in Prag der ehemalige Professor für Kirchenrecht an der juristischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag, Dr. Ludwig Wahrmund.

Geboren am 21. August 1860 in Wien, promovierte er dort 1886 und erlangte 1889 dortselbst die venia docendi auf Grund der Schrift: „Das Ausschliessungsrecht (jus exclusivae) der katholischen Staaten Österreich, Frankreich und Spanien bei den Papstwahlen", 1888. Im Jahre 1891 ging er als ausserordentlicher Professor des Kirchenrechtes an die Universität Czernowitz, wo er 1894 ordentlicher Professor wurde. 1896 wurde er an die Universität Innsbruck berufen, wo er bis zu der bekannten „Wahrmund-Affäre" von 1908 wirkte. In diesem Jahre nämlich hatte Wahrmund durch sein Schriftchen „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft" die klerikalen Kreise derart gegen sich aufgebracht, dass seine Angelegenheit zu einer innerpolitischen Frage des gesamten ehemaligen Österreich wurde und nicht nur auf die lokalen und Universitätskreise beschränkt blieb, sondern auch die Aufmerksamkeit der ausländischen wissenschaftlichen Welt auf sich lenkte. Schon vorhin hatte Wahrmund, der ursprünglich als Klerikaler galt, durch seinen Vortrag „Der Katholizismus als Prinzip des Stillstandes" den klerikalen Studenten Anlass gegeben, 1902 gegen ihn zu demonstrieren. Nach der Veröffentlichung des vorerwähnten Schriftchens, das sofort nach dem Erscheinen unter dem Druck der klerikalen Kreise konfisziert wurde, kam es erst in Innsbruck, dann auch an anderen Universitäten zu Protesten gegen die Einschränkung der wissenschaftlichen Freiheit, die an Nachdruck gewannen, nachdem der Wiener Apostolische Nuntius Granito del Belmonte an die Wiener Regierung die Forderung stellte, sie möge Wahrmund von seinem Lehrstuhl entheben. Für und wider Wahrmund wurden öffentliche Protestversammlungen an den Universitäten abgehalten, in Innsbruck und Graz kam es zu Ausschreitungen, wobei gegen Wahrmund und die fortschrittlichen Studenten, die zu ihm hielten, klerikale Bauern aus der Umgebung mobilisiert worden sind. In Prag kam es ebenfalls zu Protestversammlungen gegen die Einschränkung der Lehr- und Forschungsfreiheit. Prof. Masaryk, damals Abgeordneter des Reichsrats, trat mit voller Entschiedenheit für Wahrmund und gegen die Bemühungen der klerikalen und Regierungskreise ein, dem Gelehrten seinen Lehrstuhl zu entziehen: er tat es sowohl in einer öffentlichen Versammlung in der Prager Produktenbörse als auch im Parlament. Die Affäre endete mit einer teilweisen Kapitulation Wahrmunds, der sich mit seiner Versetzung an die juristische Fakultät der Deutschen Universität in Prag einverstanden erklärte. Diese Versetzung kam ohne Befragung des akademischen Senats der Deutschen Universität zustande, und gegen Wahrmund, der nach Prag extra statum versetzt wurde, ist später der Vorwurf erhoben worden, er habe durch seine Nachgiebigkeit der Regierung die Möglichkeit geboten, einer prinzipiellen Entscheidung aus dem Wege zu gehen. Sicher zu Unrecht. Die Innsbrucker Luft war für ruhige wissenschaftliche Arbeit nicht mehr zuträglich. Erst nach dem Umsturz wurde Wahrmund in den Prager Professorenstatus als dessen vollberechtig-

tes Mitglied eingereiht. In Prag wirkte Wahrmund bis zu seiner Pensionierung am 1. Oktober 1930. Er war Mitglied der Kommission für rechtshistorische Staatsprüfungen.

Wahrmunds wissenschaftliche Tätigkeit ist umfangreich und hervorragend. Die Frage der Papstwahl, namentlich das sogen. Ausschliessungsrecht, mit dem er sich bereits in seiner Habilitationsschrift befasste, hat noch mehrmals seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er behandelte sie in den „Beiträgen zur Geschichte des Exklusionsrechts bei den Papstwahlen aus römischen Archiven" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil. hist. Klasse, Bd. 122, Abh. 13, 1890), ferner in den Arbeiten „Zur Geschichte des Exklusionsrechtes bei den Papstwahlen im 18. Jahrhundert" (Archiv für kath. Kirchenrecht, 1892, Bd. LXVIII, 100 uff.), „Die Bulle Aeterni Patris Filius und der staatliche Einfluss auf die Papstwahlen" (ebenda 1894, Bd. LXXII, auch Separatabdruck), in einem Aufsatz in der „Kritischen Vierteljahresschrift für Gesetzgebung u. Rechtswissenschaft", 1896, 3. Folge II. 140 uff. und in der Abhandlung „Die kaiserliche Exklusive im Konklave Innozenz' XIII." (Sitzungsberichte d. Wiener Akad. phil. hist. Kl. Bd. 170, Abh. 5, 1912). Von grundlegender Bedeutung ist seine Arbeit „Das Kirchenpatronatrecht und seine Entwicklung in Österreich" I.—II. 1894—96, wo er namentlich im zweiten Teil die Entwicklung des partikulären österreichischen Patronatsrechtes mit einer bisher unübertroffenen Ausführlichkeit schildert. Von der Notwendigkeit der Aufhebung des Patronats ausgehend, wie dies im besonderen das Gesetz vom 7. V. 1874 Nr. 50 R. G. mit Rücksicht auf die nach 1848 eingetretenen neuen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse vorbereitete (diese Notwendigkeit besteht auch heute nach der Durchführung der Bodenreform), gelangte dennoch Wahrmund zu überaus vorsichtigen Schlüssen: zur Empfehlung der fakultativen Aufhebung und Ablösung des Patronats. Er verwies dabei mit Recht auf die praktischen Schwierigkeiten, die namentlich in der Frage der Konkurrenzbaupflicht entstehen können. Zweifellos bleibt Wahrmunds Werk in rein wissenschaftlicher wie in praktischer Hinsicht auch bei der kommenden Reform des tschechoslovakischen Patronatsrechtes ein lebendiges Werk von dauerndem Wert.

Auch in seinen Arbeiten „Ehe und Eherecht", 1905, und „Dokumente zur Geschichte der Eherechtsreform in Österreich" 1. u. 2. Hälfte, 1908, zeigte sich Wahrmund als führender Verkünder moderner Ideen in Österreich, die nach einer Reform des staatlichen Eherechtes riefen, insbesondere nach der Trennbarkeit der Ehe und nach der Befreiung des staatlichen Eherechtes vom Einfluss der Anschauungen der katholischen Kirche und des kanonischen Rechtes.

Wahrmunds Fortschrittlichkeit erhellt auch aus einigen seiner kleineren Schriften („Ultramontan" 1908, „Lehrfreiheit" 1909), namentlich aus seinen populären und trotzdem wissenschaftlich fundierten, in der Sammlung „Bilder aus dem Leben der christlichen Kirche des Abendlandes" publizierten Schriften „Das Zölibat", „Inquisition und Hexenprozesse", Trennung von Staat und Kirche" „Konkordate", die brennende und aktuelle Fragen behandeln.

Wahrmund widmete sich auch der Editionstätigkeit. Seine Monumentalsammlung „Quellen zur Geschichte des römisch-kanonischen Proces-

ses im Mittelalter", B. I—V 1, (begonnen 1905, seit 1925 mit Unterstützung des tschechoslovakischen Ministeriums für Schulwesen und Volksbildung) wurde nach dem von ihm entworfenen Plan zu Ende geführt, bis auf das Generalregister, das hoffentlich druckfertig hinterlassen wurde. Er erwähnt es im Vorwort zu Band V 1, wo er in Vorahnung seines nahen Endes schrieb: „Menschlicher Voraussicht nach wird es das letzte sein". Für das Studium des mittelalterlichen römisch-kanonischen Prozesses wird diese Sammlung auf viele Dezennien hinaus eine unschätzbare Quelle sein und trotz einiger Einwendungen, die die Kritik gegen den IV. Band machte und die den greisen Wahrmund zu scharfen, an der Neige seines Lebens sicher unangenehmen Polemiken veranlasste, ein hervorragendes Werk bleiben, das als sein Lebenswerk gelten kann.

Seit seiner Innsbrucker Affäre und dem Eingreifen Masaryks stand Wahrmund der tschechoslovakischen Öffentlichkeit nahe. Der tschechoslovakische Staat hat ihm von Anfang an jegliche Anerkennung und moralische, sowie materielle Unterstützung angedeihen lassen, die er als Wissenschaftler verdiente. Mit dauernder Wertschätzung wird sich die tschechoslovakische Wissenschaft und Öffentlichkeit, mit der er durch sein langjähriges Wirken an der Prager deutschen juristischen Fakultät verwachsen war, seiner erinnern. *Vratislav Bušek*

Emil Orlik

Der am 28. September 1932 verstorbene Graphiker Emil Orlik war ein gebürtiger Prager (geb. 21. Juli 1870). Seit dem Jahre 1905 Professor an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbe-Museums und nachher an der Kunst-Staatsschule in Berlin, hat er sich stets gern seiner Jugendzeit und seiner ersten Malversuche in Prag erinnert, hat die alte Stadt geliebt, hat es meisterhaft verstanden, böhmische Motive, sei es aus dem barocken Prag, sei es vom böhmischen Lande zu gestalten. Gelernt hat er in München, die Radierkunst bei J. L. Raab, die Malerei bei W. Lindenschmit. Doch zur wahren Lehrerin wurde ihm die Welt in ihrem vielgestaltigen Geschehen und Leben. Orlik war ein unersättlicher Wanderer. Im Jahre 1900—1901 weilte er in Japan, um dort den Farbenholzschnitt zu studieren, zehn Jahre später hat er Ägypten, Nubien, China, Korea, noch einmal Japan und Sibirien bereist, in die Nachkriegszeit fällt seine Nordamerika-Reise. Dazu muss man noch die vielen Europareisen des Weltmannes beifügen. Das alles waren Studienreisen und eine jede brachte eine reiche künstlerische Ausbeute. Orlik besass eine erstaunlich sichere Hand und ein ebenso sicheres Auge. Und da er voller Energie und ein Optimist war, da seine eigene Darstellungsart feststand und er über eine ungemeine zeichnerische Fertigkeit verfügte, konnte er dem Leben unzählige Szenen, Motive, Glossen in seinen Zeichnungen entlocken. Doch so wie er Land und Leute allerorts zeichnerisch aufzunehmen gewillt war, hat er mit ebensolcher Freude das Antlitz der ihn interessierenden Persönlichkeiten auf die Seiten seiner Skizzenbücher gebannt. Zahlreich sind seine graphischen Blätter mit den Porträts berühmter Schriftsteller, Musiker, Schauspieler. Es sei erwähnt, dass Orlik auch den Präsidenten Masaryk in Prag vor zwei

Jahren gezeichnet und nachher seine Skizzen zu Graphiken und Ölbildern verarbeitet hat. Doch auch der Vergangenheit entriss er Bildnisse grosser Menschen, die ihm irgendwie nahe standen: Bach, Beethoven, Michelangelo.

Als Graphiker hat sich Orlik verdient gemacht vorerst als Erneuerer der Holzschnitt-Technik, als erfindungsreicher Radierer und als einer der ersten Graphiker, welche die Lithographie wieder gepflegt haben. Sein lithographiertes Plakat zu der Prager Erstaufführung der „Weber" von G. Hauptmann soll bahnbrechend gewirkt haben. Graphik und Buchkunst bedeuteten aber nur einen Teil der vielseitigen Arbeit Orliks. Er hat Tapeten und handgedruckte Stoffe entworfen, hat für Reinhardt Bühnenszenerien geschaffen („Die Räuber", „Viel Lärm um nichts") und hat zahlreiche Bilder geschaffen. In der Malerei war er ein Nachfolger der Impressionisten, deren Art er sich aber seinem eigenen Geschmacke gemäss zurechtgeschnitten hat. Den Maler Orlik hat aber stets der Graphiker überflügelt. Seine graphischen Folgen sind es auch, die ihm einen der ersten Plätze in der Geschichte der deutschen Kunst seiner Zeit gesichert haben.

J. Pečírka

Nach dem Sokolfest

Den neunten Sokolkongress, der einschliesslich der Vorfeiern vom 5. Juni bis 7. Juli d. J. in Prag abgehalten wurde, kann man von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachten. Es haben über ihn nicht nur einheimische und ausländische Turnfachleute, sondern auch Politiker, Volkswirtschaftler, Historiker und Philosophen geschrieben; der Widerhall der Kongresstage war in den Werken hervorragender bildender, Ton- und Wortkünstler zu finden. Es genügt nur darauf hinzuweisen, was hervorragende Wissenschaftler über die Idee des Sokol und seinen Schöpfer Tyrš*) bei der im Rahmen des Kongresses von der Karls-Universität und der Akademie der Wissenschaften und Künste in Prag veranstalteten Feier ausgesprochen haben oder auf den herrlichen Sokolmarsch des hervorragenden Komponisten Josef Suk, der in Los Angeles mit dem olympischen Weltpreis ausgezeichnet wurde. Das beweist, dass der neunte Sokolkongress, ähnlich wie schon die vorhergehenden Kongresse, nicht als eine gewöhnliche Vereinsveranstaltung mit einem beschränkten Kreis von Interessenten betrachtet werden darf, sondern eine einzigartige Erscheinung darstellt, die das gesamte öffentliche Interesse auch in einem Zeitpunkt an sich zu fesseln vermag, der so reich an in- und ausländischen bedeutsamen Ereignissen war, wie gerade die Zeit des diesjährigen Sommerbeginns. Der ungeheuere Umfang der Sokolveranstaltung wirft notwendigerweise einen Reflex auch auf die Staats- und Gemeindeadministrative, die die mit der Bewegung von in die Hunderttausende gehenden Menschenmassen und der Ansammlung dieser Massen auf einem abgesteckten Gelände verbundenen Aufgaben nur mit der grössten Kräfteanspannung bewältigen konnte. Wur-

*) Der hundertste Geburtstag Tyršs fiel auf den 17. September 1932 und wurde mit Nationalfestspielen gefeiert. Die „Prager Rundschau" hat bereits in ihrer 4. Nummer eine Studie von Albert Pražák über M. Tyrš, sein Werk und dessen philosophische Voraussetzungen gebracht.

de diesbezüglich von dem Korrespondenten eines Wiener Blattes mit einem Anflug leisen Vorwurfs konstatiert, daß sich die gesamte öffentliche Administrative in die Dienste des Sokolkongresses gestellt hat, so war es sicher ein unberechtigter Vorwurf, denn gerade der Umfang der Sokolveranstaltung hat eine erhöhte Tätigkeit der Organe öffentlicher Ordnung, Sicherheit, Beförderung u. a. m. hervorgerufen und keineswegs umgekehrt. Vor allem muss besonders hervorgehoben werden, dass das Werk des Kongresses keineswegs aus irgendwelchen öffentlichen Mitteln subventioniert worden ist.

Fragen wir nun, welches die Ursache für die Sonderstellung der Sokolkongresse im gesamten tschechoslovakischen nationalen Leben ist, so sehen wir, dass der Grund dafür in der Kraft und Bedeutung der Vereinsorganisation des Sokol liegt. Bekanntlich ist der Sokol ein freier Verein, der heute rund 700.000 Mitglieder, d. h. Männer, Frauen, Jugendliche und Schüler zählt. Das bedeutet, daß annähernd jeder vierzehnte Bürger tschechoslovakischer Nationalität Mitglied dieser Bewegung ist. Der wichtigste Punkt des Sokolprogrammes ist die Unterordnung der individuellen Interessen der einzelnen unter ein gesundes und diszipliniertes nationales Kollektiv. Die Grundeinheit der menschlichen Gesellschaftsorganisation sieht der Sokol in der Nation. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles dient dem Sokol eine systematische Körpererziehung, die einerseits in eigenen Gebäuden, deren es heute in der Tschechoslovakischen Republik rund tausend gibt, andererseits in gemieteten Schul- und anderen Räumen gepflegt wird. Die Sokolkongresse sind die entscheidende Probe sowohl für die turnerische Reife als auch vor allem für die Vollendung der Kollektiverziehung. In dieser Hinsicht muss man dem einzigartigen Organisationswerk, das die Verwirklichung des Kongresses erforderlich machte, Beachtung schenken. Das Stadion, in welchem die grossen Massenvorführungen stattfanden, war eigentlich eine grosse Stadt für sich mit eigenen Kommunikationen, eigenem Sanitäts-, Verpflegungs-, Sicherheitsdienst usw. An den Hauptfesttagen waren hier rund 200.000 Zuschauer und mehr als 60.000 Mitwirkende versammelt. Gleichzeitig übten auf einmal 30.000 Personen, und zwar Männer und Frauen abgesondert. Von den Schülern und den Jugendlichen übte etwa die Hälfte dieser Zahl. Das Ganze beruhte auf freiwilliger Disziplin, die sich glänzend bewährt und so der Bevölkerung eines demokratischen Staates ein wertvolles Beispiel für das staatliche Zusammenleben gegeben hat. Es hat sich gezeigt, dass man eine Menschenmasse auch durch Anwendung gewöhnlicher Organisationsformen beherrschen kann, falls diese Masse von einer einheitlichen Idee geleitet ist. Diese Idee muss allerdings einfach und auch möglichst natürlich sein. Die Sokolidee des nationalen Kollektivismus hat bewiesen, dass sie eine solche Idee ist.

Beim neunten Sokolkongress konnte man auch die praktische Verwirklichung einer weiteren Etappe des Sokolgedankens gut verfolgen. Von der Nation steigt die Sokolideologie nämlich zu dem nächsthöheren Kollektivum auf, das sie im Slaventum sieht; auch hier ist sie also wiederum auf einem Moment von natürlicher Wirksamkeit aufgebaut. In dieser Hinsicht fiel beim neunten Kongress vor allem die imposante Beteiligung des jugoslavischen Sokols auf, dessen Mitglieder in einer Anzahl von mehr als 5000 Personen das ganze Stadtzentrum überschwemmten. Es

waren weiterhin zahlreiche Delegationen auch der übrigen slavischen Völker anwesend. Diese Eingliederung des tschechoslovakischen Volkes in einen weiteren Völkerverband hat analoge Bedeutung wie die Eingliederung des einzelnen in das nationale Kollektivum; es dokumentiert sich darin der Gedanke, dass auch die Nation nicht ein die Möglichkeit des Zusammenlebens garantierendes Endglied ist, sondern dass diese Nation die Grundeinheit einer weiteren Organisation ist. Diese weitere Organisation erblickt der Sokol nicht in einem allmenschlichen Verband, sondern hält sich zutreffend eine natürliche Zwischenstufe vor Augen, die allerdings auf ein ferneres Ziel hinweist.

Für jeden, der sich über die Organisationsmöglichkeiten der Menschheit ernsthafte Gedanken macht, muss der eben erlebte Sokolkongress ein bedeutsames Objekt seiner Erwägungen und wertvolle Quelle vieler Erkenntnisse sein. Selten hat man Gelegenheit, eine so mächtige Veranstaltung unmittelbar vor Augen zu sehen. Der Sokol hat es vermocht, in einer an Störungen des gesellschaftlichen Organismus so reichen Zeit das Beispiel vollendeter Organisierung und Disziplin zu geben.

J. Kliment

Der XII. Kongress für industrielle Chemie

der vom 25. September bis 3. Oktober 1932 in Prag abgehalten wurde, war der erste internationale chemische Kongress, der in Prag stattgefunden hat. Hinsichtlich der Tradition kann gesagt werden, dass er in einigen Zügen an den 1927 abgehaltenen Prager Kongress der Naturforscher anknüpft, während er organisatorisch mit den alljährlichen Kongressen für industrielle Chemie verbunden ist, die jeweils in einem anderen Ort stattfinden und stets eine zahlreiche tschechoslovakische Delegation einschliessen.

Die Veranstaltung eines so grossen Kongresses von überaus wichtiger internationaler Bedeutung war in der heutigen Zeit ein Unterfangen, das mit einem bedeutenden Risiko rechnen musste: einmal wegen der finanziellen Sicherstellung im Zusammenhang mit der allgemeinen schweren Wirtschaftslage, die viele massgebende Faktoren zu der Ansicht bewog, dass die Einberufung wissenschaftlicher Kongresse auf einen günstigeren wirtschaftlichen Zeitpunkt verschoben werden müsse, andererseits wegen der bedeutend schwächeren Beteiligung, die zu erwarten war und die auch das wissenschaftliche Ergebnis beeinträchtigen konnte.

Es hat sich aber wieder gezeigt, dass die beharrliche Arbeit einiger tüchtiger Organisatoren und die Mitarbeit einer Reihe hingebungsvoller Hilfskräfte auch unter diesen ungünstigen Voraussetzungen ein ausgezeichnetes Ergebnis zeitigen muss. Heute, nach Abschluss des Kongresses, kann man ruhig sagen, dass er nicht nur vollkommen befriedigt hat, sondern auch erfolgreich war und durch sein wissenschaftliches Niveau eine Reihe früherer Kongresse übertroffen hat.

Der Würdigung der wissenschaftlichen Kongressarbeiten wollen wir eine Erwähnung der vielen effektvollen gesellschaftlichen Veranstaltungen und tadellos organisierten industriellen Exkursionen vorausschikken.

Den Kongress eröffnete am 25. September Handelsminister Dr. Matoušek. Nach den Kundgebungen zahl-

reicher Redner (Primator Dr. Baxa, der Präsident der Handels- und Gewerbekammer Dr. Třebický, Abgeordneter Dr. Hodáč u. a.) sprach als Hauptredner der Direktor der Živnostenská banka, ehem. Minister Ing. J. Dvořáček, über die strukturelle Entwicklung der tschechoslovakischen chemischen Industrie und ihre Beziehungen zur europäischen chemischen Industrie. Seinen Vortrag beschloss er mit einer Situationsübersicht der tschechoslovakischen chemischen Produktion. Am gleichen Tage sprach Prof. Dr. Grossmann, Berlin, über das Thema „Studien und Forschungen in der volkswirtschaftlichen Organisation der Chemie".

Die Kongressarbeiten waren in 6 Gruppen und 19 Sektionen gegliedert. Die wichtigsten Verhandlungen betrafen die Veredelung und Erforschung der Brenn- und Betriebsstoffe sowie die Produktion und den Gebrauch von künstlichen Düngemitteln.

Das Hauptinteresse konzentrierte sich hier auf den Vortrag des Direktors A. Bruno, Paris, der Mittwoch, den 28. September, im Rahmen der Düngertagung gehalten wurde, und auf den Vortrag Prof. C. Matignons über die Entwicklung der Kunstdungindustrie. Diese Verhandlungen fanden unter dem Vorsitz des tschechoslovakischen Landwirtschaftsministers B. Bradáč statt.

Brennstoffprobleme, namentlich die Ausnützung der weniger wertvollen Brennstoffe, und die Lösung der Frage der staatlichen Autarkie auf dem Gebiete der Betriebsstoffe füllten den letzten Tag der Kongressverhandlungen aus und brachten das, was man von ihnen erwartet hatte: sie wurden zur Hauptachse der Kongressverhandlungen. Namentlich die Vorträge K. Ab-der-Haldens, Nancy, über das Studium der rationellen Verwertung von Braunkohlen und M. Audiberts über die Hydrierung der Mineralöle, die im Rahmen der Brennstofftagung unter Vorsitz des tschechoslovakischen Ministers für öffentliche Arbeiten Ing. J. Dostálek gehalten wurden, erfreuten sich der verdienten Aufmerksamkeit.

Neben diesen Hauptvorträgen in den Gruppen wurden in den Sektionssitzungen 200 Vorträge über die verschiedensten Themen gehalten. Ihr kurzgefasster Inhalt wurde in den „Chemické Listy" vom 25. September d. J. veröffentlicht, wohin ich für die Einzelheiten verweise. Bei dieser Zahl der Vorträge war es unmöglich, sich ein klares Bild des Fortschritts der industriellen Chemie zu machen, diese Aufgabe muss die Veröffentlichung der vorgetragenen Arbeiten erfüllen, die hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen und dem tadellos organisierten Verlauf des Kongresses die Krone aufsetzen wird.

Im Rahmen des Kongresses wurde ein besonderer Preis des Präsidenten der Republik T. G. Masaryk für die besten Arbeiten aus dem Gebiete der Brennstoffe den Ingenieuren Dr. Landa, Dr. Šimek und Heller erteilt. Die Société de chemie industrielle erteilte für dieses Jahr die goldene Medaille dem Professor der Prager Technik und hervorragenden organischen Chemiker Dr. E. Votoček, der vor kurzen seinen 60jährigen Geburtstag gefeiert hat, und ernannte den Generaldirektor Ing. Husák zu ihrem Ehrenmitglied.

Welche Bedeutung das Ausland, namentlich Frankreich, diesem Kongresse beimisst, war aus den zahlreichen Delegationen zu sehen, von denen die französische, die vom Minister für Flugwesen Painlevé geführt wurde, die zahlreichste war. Am Kongresse beteiligten sich 400 Dele-

gierte, davon 150 Vertreter von 14 fremden Staaten.

Gemeinhin wird Kongressen und ähnlichen Veranstaltungen voraus ein bestimmtes Losungswort angeheftet. In diesem Falle gab es nichts derartiges, und doch kann heute, ex post, auch für diesen Kongress ein passendes Losungswort geprägt werden. Er bot eine Übersicht des Fortschritts auf dem Gebiete der Chemie, nicht nur der industriellen, sondern auch der wissenschaftlichen, er zeigte, dass diese beiden Bestandteile ein und derselben Disziplin unmöglich getrennt werden können. Er zeigte auch das Wertvollste: dass zum industriellen Aufbau namentlich auf dem Gebiete der Chemie die engste Zusammenarbeit zwischen den wissenschaftlich forschenden Mittelpunkten und den Fabrikbetrieben unumgängliche Voraussetzung ist. Jene Staaten, die dieser Entwicklungslinie folgen, beweisen die Richtigkeit und das Zeitgemässe dieses Stichwortes am besten.

Jiří Lewi

Die Tschechoslovaken und die Polarforschung

Am 6. August d. J. ertrank in der Elbe Dr. Václav *Vojtěch*, der junge und einigermassen abenteuerlustige (welcher Reisende wäre aber nicht einigermassen abenteuerlustig?) Teilnehmer an Byrds Südpolarexpedition aus den Jahren 1928—1930, der sich ernstlich für die Erforschung der Nordpolarregion vorbereitete und weitreichende Pläne dafür und für die wissenschaftliche Fruktifizierung der Ergebnisse in der tschechoslovakischen wissenschaftlichen Welt hatte. Über seine Teilnahme an der Byrdschen Expedition, der er sich im letzten Augenblick angeschlossen oder eigentlich aufgedrängt hatte, hat er ein Buch geschrieben: „Námořníkem, topičem a psovodem" („Seemann, Heizer und Hundeführer", 1931). Das Schicksal hat ihm ein wenig übel mitgespielt und ihm den Tod im Eismeer oder in den arktischen Schneegefilden versagt. Er war einer der wenigen tschechoslovakischen Reisenden, die sich der Erforschung der Polarländer gewidmet haben, denn die Tschechoslovaken, ein Binnenlandvolk, sind den Interessen für die Arktis immer fern geblieben, ohne sich jedoch von der Forschungsarbeit ganz auszuschliessen. Kurz vor Vojtěch hat sich der Prager Privatdozent Dr. *Fr. Běhounek* an zwei Nordpolexpeditionen beteiligt (1926 an der Expedition von Amundsen-Ellsworth-Nobile und 1928 an der Italiafahrt Nobiles). Bei der Katastrophe war Běhounek einer der Geretteten. Er hatte sich speziell mit der Erforschung der atmosphärischen Elektrizität und der Radioaktivität befasst. Die Erkenntnisse, Erfahrungen und Erlebnisse der letzten Reise hat er in dem Buche „Trosečníci na kře ledové" (1929) beschrieben, das auch in deutscher Fassung „Sieben Wochen auf der Eisscholle" einen beträchtlichen Erfolg gehabt hat und in zahlreichen Auflagen gedruckt worden ist. An Popularität hat diese beiden jungen Gelehrten aber ein einfacher, des Lesens und Schreibens kaum kundiger Weltläufer aus Mähren, Jan *Welzl* übertroffen, der eine zweite Heimat und sein Auskommen unter den Eskimos gefunden hat. Nach dreissigjährigem Aufenthalt im Norden war er zurückgekommen, um sich zu Hause umzusehen. Rührige Journalisten von der Brünner Tageszeitung „Lidové Noviny" nötigten ihn, seine Erinnerungen zu erzählen, die sie dann aufzeichneten und schliesslich in Buchform veröffentlichten. So entstand

das Buch „Paměti českého polárního lovce a zlatokopa" („Memoiren eines tschechischen Polarjägers und Goldgräbers", 1928), das der verstorbene Schriftsteller und Redakteur Rudolf Těsnohlídek herausgegeben hat, wobei er den Autor „Eskimo Welzl" benannte. Zwei Jahre später folgte ein zweites Buch: „Třicet let na zlatém severu" („Dreissig Jahre im goldenen Norden"), das wiederum von den Redakteuren Golombek und Valenta nach den Erzählungen Welzls niedergeschrieben war. Dieses Buch ist in mehreren Übersetzungen Besitz der Weltliteratur geworden und wetteifert in seiner Popularität mit Hašeks Schwejk. Es spricht ein schlichter ungelehrter Mensch daraus, der das Leben im hohen Norden nicht nur aus Wissensgier beobachtet, sondern auch wirklich gelebt hat. Amerikanische Polarforscher haben sich kritisch damit beschäftigt, es mit Trader Horn verglichen und an manchen Stellen Unwahrheiten festgestellt. Man hat es sogar für eine Mystifikation gehalten und die Meinung ausgesprochen, dass der eigentliche Verfasser Karel Čapek sei, der bekannteste der tschechoslovakischen Schriftsteller im angelsächsischen Ausland — immerhin ein Beleg für den literarischen Wert des Buches. Die Autorschaft Welzls haben sowohl Čapek als auch die Mitarbeiter Welzls bestätigt. Wie diese Zusammenarbeit verlaufen ist, haben Golombek und Valenta mit unwiderstehlichem Humor in dem Buch: „Trampoty eskymáckého náčelníka v Evropě" („Scherereien eines Eskimohäuptlings in Europa", 1932) geschildert. Die Gesamtbilanz der tschechoslovakischen Beteiligung an der Polarforschung in den zehn letzten Jahren, an Expeditionen, Untersuchungen, Reisen und am Leben in der Arktis ist somit in vier Büchern niedergelegt. *A. H.*

Jaroslav Vrchlický 1853—1912

Im September d. J. waren 20 Jahre seit dem Tode des grössten tschechischen Dichters der Neuzeit verflossen. Die gesamte tschechische Presse hat dieses Jahrestages gedacht. Dagegen hat der Anlass kein bedeutendes kritisches Werk gezeitigt, das den Versuch gemacht hätte, den Dichter endgültig zu würdigen, der die tschechische Literatur seit Beginn der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts beherrscht, die tschechische Poesie dem europäischen Niveau und einer weitergespannten geistigen Inspiration angenähert, neue dichterische Ideen in das tschechische Leben hineingetragen und moderne Dichter der wichtigsten Literaturen — abgesehen von mehreren Hauptwerken der Weltliteratur aller Zeiten — übersetzt hat. Eine kritische und literarhistorische Auseinandersetzung mit seiner Erscheinung darf man eher von der 80. Wiederkehr seines Geburtstages im Februar 1933 erwarten. Auch die „Prager Rundschau" verschiebt eine zusammenfassende Würdigung des Werkes Vrchlickýs auf diesen Termin und begnügt sich hier mit einem Hinweis auf eine Anzahl von Publikationen, die der deutschlesenden literarischen Öffentlichkeit Europas den Zugang zu dem Schaffen dieses Dichters und Übersetzers des „Faust" sowie anderer deutscher Dichter ermöglicht haben. Abgesehen von den Anthologien von Übersetzungen aus der tschechischen Literatur, in denen Vrchlický vertreten ist (Ed. Grün „Aus tschechischer Poesie", P. Eisner „Tschechische Anthologie", R.

Fuchs „Ein Erntekranz aus hundert Jahren tschechischer Dichtung", P. Eisner „Die Tschechen") gibt es eine ganze Reihe von deutschen Übertragungen sowohl von ausgewählten Gedichten als auch von ganzen Werken Vrchlickýs, die von Fr. Adler, E. Albert, V. Graf Boos-Waldeck, R. u. L. Breisky, J. Fürth, J. Spáčil-Žeranovský und namentlich von dem eifrigen J. Weinberger besorgt worden sind.

Slavische und deutsche Dichtung

Im sechsten Jahrgang der Zeitschrift „Bratislava" legt Otokar *Fischer* seine auch separat erschienenen Ausführungen über Čelakovskýs „Ohlas písní ruských" (Nachhall russischer Lieder, 1829) vor und berührt hiebei mancherlei Beziehungen zwischen slavischer und deutscher Dichtung. Ausgangspunkt der Untersuchung ist der Fund der handschriftlich in Weimar aufbewahrten, nunmehr gleichfalls von Fischer in der Zeitschrift „Germanoslavica" edierten Übersetzung, die Čelakovský selbst für Goethe angefertigt hat. Ein von dem Dichter in diesem Manuskript zitierter, bisher unbeachtet gebliebener Forscher gibt Anlass zu einem Exkurs über die Rolle, die die deutsche Wissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Vermittlerin russischer Kenntnisse, daher auch als Mittlerin zwischen den einzelnen slavischen Stämmen gespielt hat: denn die Anfänge der Slavistik sind nicht nur mit dem Wirken Herders, sondern auch mit den Bestrebungen der deutschen Romantik eng verbunden; wichtig war insbesondere ein baltischer Sammler, Peter Otto von Goetze, dessen Bemühungen um serbische und russische Volkslieder mancherlei Analogie mit den Bestrebungen der tschechischen Liederneuerer und -Nachdichter aufweisen. Ausserdem wird u. a. auf einen deutschen „Nachhall" russischer Lieder aus dem Jahr 1819 aufmerksam gemacht, der die auch für Čelakovský so wichtigen Helden der „Tafelrunde des Fürsten Wladimir" mit dichterisch allerdings unzureichenden Mitteln dem Interesse der Leserschaft nahebrachte. Für die Motivfiliation der einzelnen Gedichte der tschechischen Sammlung ergeben sich manche neue Ergebnisse, vor allem jedoch für die Wesensbestimmung der nachdichtenden Poesie („Ohlasy") überhaupt und für deren Sonderung von Übersetzertätigkeit. Die bereits in einem Aufsatz der tschechischen Goethefestschrift („Goethův sborník") angedeuteten Gesichtspunkte sollen in Fischers kommentierender Ausgabe sowohl des russischen als des tschechischen „Nachhalls" demnächst eine nähere Begründung erfahren.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. F. M. Bartoš (geb. 1889), Professor der Kirchengeschichte an der evang. Husfakultät in Prag: Praha-Žižkov, Grégrova 1190.

JUDr. Vratislav Bušek (geb. 1897), Professor des Kirchenrechtes an der Komenský-Universität in Bratislava: Špitálská 52.

Kurt Grossmann, Sekretär der Deutschen Liga für Menschenrechte, Berlin-Charlottenburg, Wilmersdorferstr. 86.

Ing. Dr. Otto Kletzl, Kunsthistoriker, Marburg-Lahn, Kunsthistorisches Institut.

JUDr. Josef Kliment (geb. 1901), Dozent der tschechoslovakischen Rechtsgeschichte an der Karls-Universität in Prag: Praha IV., Nejvyšší správní soud.

JUDr. Jaroslav Kolářík (geb. 1895), Redakteur der „Lidové Noviny": Praha II., Národní tř. 18.

Ing. Dr. Jiří Lewi (geb. 1903), Sekretär der Vereinigung der tschechosl. chem. Industrie in Prag: Praha II., Panská 9.

Dr. Hugo Siebenschein (geb. 1889), Mittelschulprofessor: Praha XII., V Strání 425.

Dr. František Slavík (geb. 1876), ord. Professor der Mineralogie an der Karls-Universität in Prag: Praha II., Albertov 6.

Die PRAGER RUNDSCHAU erscheint jeden zweiten Monat im Umfang von 6 Bogen (96 Seiten) fallweise mit Bilderbeilagen. — Herausgeber Dr. Kamil Krofta, Prag.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. A. Hartl, Prag. – Redaktionsschluss 10. Oktober 1932.

DIE ENTWICKLUNGSBEDINGUNGEN DER CHEMISCHEN INDUSTRIE IN DER TSCHECHOSLOVAKEI

Von Jiří Lewi

Sowohl in der Öffentlichkeit als auch in den Fachkreisen ist die Ansicht geläufig, dass die chemische Wissenschaft und die chemische Industrie Zukunftsgebiete seien. Dieser Meinung liegen viele Ursachen zugrunde. In erster Reihe ist es ohne Zweifel sowohl der unaufhaltsam rasche Aufschwung der chemischen Wissenschaft als auch der damit eng verbundene Fortschritt der industriellen chemischen Produktion. Jedes Jahr bringt auf diesem Gebiete wie auf keinem anderen eine Reihe grosser und kleiner bedeutender Forschungsergebnisse und Erfindungen. Ein allzu lebendiges Dokument dieses Fortschritts, in diesem Falle eines unseligen Fortschritts, war der Weltkrieg mit dem von ihm gezeitigten sog. chemischen Krieg. Jedes Jahr bringt neue chemische Unternehmungen, und die Nachkriegszeit hat uns reich mit neuen Erfindungen beschenkt. Die Aufzählung fällt einem nicht leicht, wenn man bedenkt, wie rasch aufeinander gefolgt sind die vielen Arten von Kunstdünger, die Mittel gegen Pflanzenschädlinge, die synthetische Herstellung schwerer Chemikalien und feinster Parfüme, die Kunstseide u. a. m. Eine weitere Ursache der erwähnten Meinung ist das Geheimnisvolle, Verlockende, das dem Begriff Chemie anhaftet und ein Erbe der älteren Entwicklungsperiode, der Alchemie, ist. Nicht zuletzt wirkt hier die Tatsache mit, dass wir den chemischen Erzeugnissen überaus häufig im alltäglichen Leben in den verschiedensten Formen und an verschiedensten Orten begegnen.

Über den Begriff der chemischen Industrie vollkommene Klarheit zu erlangen, erscheint auf den ersten Blick eine recht leichte und einfache Aufgabe, trotzdem ist es ein Problem, worüber in der Fachliteratur sehr oft geschrieben wird.*) Es gibt wohl kein anderes Gebiet, dessen Ausdehnung und Verzweigung so ungeklärt und bis zur Unübersichtlichkeit kompliziert wäre. Die chemische Industrie ist kein einfaches, geschlossenes Ganzes. Es heisst, zur chemischen Industrie gehören die Zweige, die nach chemischen Methoden produzieren, aber auch diese Definition trifft nicht zu. Es gibt eine Reihe von Produktionen, wo sich chemische und mechanische Prozesse gegenseitig

*) Ich selber habe versucht, in einem Vortrag, den ich im Oktober 1931 in der Československá Národohospodářská Společnost gehalten habe, eine Definition des Begriffes „chemische Industrie“ vom wissenschaftlichen, technologischen und wirtschaftlichen Standpunkt aus zu applizieren.

ablösen und ineinandergreifen, wobei einmal das eine und ein andermal das andere Element überwiegt. Die Umstände und Bedingungen, unter denen die einzelnen chemischen Zweige arbeiten und die ihr Wesen bestimmen, sind so verschieden, dass sie vom technischen und wirtschaftlichen Standpunkt aus den Kennzeichen gleichkommen, die ganze ausgedehnte mechanische Industriezweige voneinander unterscheiden.

Nach der Definition Wichelhauses (Handwörterbuch der Staatswissenschaften. III. Aufl. V. Bd. 608) ist das spezifische Kennzeichen der chemischen Industrie, entweder „einen bestimmten Körper aus dem Rohstoff zu isolieren oder aus zwei oder mehreren Rohstoffen einen neuen Stoff herzustellen". Die chemische Reaktion ist im gleichen Masse das grundlegende Kennzeichen für rein chemische Herstellung von Stickstoffverbindungen, Sprengstoffen, Medikamenten, Farben u. dgl., wie für die Herstellung von Glas, Metallen, Gerbereierzeugnissen, Zellulose usw. Gleichfalls fehlt jedoch ein Teilungsgrund zwischen den einzelnen Gruppen der ausschliesslichen chemischen Gewerbe. Das eigentliche Feld des chemischen Zweiges ist die Erzeugung einer unbeschränkten Menge von Stoffverbindungen, deren Zahl mit der fortschreitenden Entwicklung der Technik immer zunimmt. Dieses ausgedehnte Gebiet ist in stetiger Entwicklung begriffen, und zwar nicht auf dem Wege einer fliessenden Evolution, sondern eher durch jähe Sprünge, durch nahezu revolutionäre Äusserungen, ohne es zu erlauben, den Begriff „chemische Industrie" selbst für derartige Zwecke wie für industrielle Statistik zusammenzufassen. Aus diesem Grunde sind öfters die Statistiken aus verschiedenen Quellen vollkommen unvergleichbar miteinander; die Differenzen, die sich bei ihrer Verwendung häufig ergeben, sind geradezu frappant. Von den übrigen Definitionen sei wenigstens eine der neuesten angeführt, wie sie vom deutschen Ausschuss für die Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft bei seinen statistischen Ermittlungen geprägt wurde: Unter chemischer Industrie wird das Wirtschaftsgebiet verstanden, auf dem sich die industrielle Betätigung besonderer technischer Produktionsmethoden, eben chemischer Methoden, bedient. Aber auch in diesem Falle wird zugegeben, dass diese Definition nicht genüge und dass es notwendig sei, die Ausdehnung dieses Zweiges der menschlichen industriellen Tätigkeit an Beispielen darzutun.

Bei der Zusammenstellung der amtlichen Statistik der grösseren Industriebetriebe der Tschechoslovakei für 1926 (Zprávy Stát. Úřadu

statistického RČS. roč. X.) wurde für die Klassifikation der chemischen Industrie ein ganz allgemeines Schema verwendet, das für detailliertere Bedürfnisse der Statistik sicherlich nicht genügt hätte. Unsere Statistiker begnügten sich hier mit einer Gliederung in zwei Abschnitte — Grossbetriebe und andere chemische Betriebe — den zweiten Abschnitt haben sie überdies in 6 Untergruppen eingeteilt: Destillation von Holz, Kohle und Verarbeitung von Teer, Mineralölraffinerien, Erzeugung von Farben, Lacken und photochemische Industrie, Verarbeitung von Fetten, chemisch-pharmazeutische Industrie, Erzeugung von Schleifmitteln. Demgegenüber weist die Klassifikation des vorerwähnten deutschen Wirtschaftsausschusses 12 Gruppen auf (einschliesslich Kunstseidenerzeugung). Die Klassifikation aber, die ich selber seinerzeit vorschlug, hatte 18 Gruppen. Alle diese Gruppen sind in der Tschechoslovakei reich vertreten. Die grösste Gruppe ist natürlich die Erzeugung der sogenannten *schweren Chemikalien* (anorganische Säuren, Basen, Salze usw.), darauf folgen die Kunstdüngerproduktion und die industrielle Verarbeitung von Knochen (Phosphor-, Stickstoff-, Knochendünger, Leim, Gelatine), die chemische Verarbeitung der Kohle (Teer und seine Derivate, Teeröle, Benzol), die Erzeugung von Mineralfarben, Lacken und Firnissen, die Sprengstofferzeugung, die chemisch-pharmazeutische Industrie, die Erzeugung von Polier-, Glanz- und Schleifmitteln, die Erzeugung von kosmetischen Artikeln, Ätherölen und Riechstoffen, die Produktion von technischen Fetten (Schmierstoffe, Seifen, Kerzen, Pech), die Erzeugung von chemisch-photographischen Artikeln, die Trockenholzdestillation, die Kunststofferzeugung (Kunstharz, Kunsthorn, Viskosenprodukte, Zelluloid), Schädlingsbekämpfungsmittel, die Industrie der Quellenprodukte (natürliche Mineralwässer und Quellensalze), die Stärke- und Klebstofferzeugung (inklusive Schlichten, Appreturen und andere Mittel), die Erzeugung von Gummi- und Asbestwaren, die Mineralölindustrie, die Erzeugung von chemischem Kanzleibedarf (Bleistifte, Tinten, Indigopapier, Karbonbänder).

Bevor ich die historische Entwicklung der chemischen Industrie in der Tschechoslovakei skizziere, möchte ich die Hauptbedingungen andeuten, die allgemein diese Entwicklung bestimmen. Sie ergeben sich in erster Reihe aus den Naturschätzen des Landes, ferner aus der Möglichkeit der Verarbeitung dieser Schätze — aus der Unternehmungslust, die aus dem Kulturniveau des Volkes resultiert. Die chemischen Produkte an sich sind zumeist keine Produkte, die von der Menschheit unmittelbar konsumiert werden, vielmehr stellen

sie Roh- und Hilfsstoffe für weitere Verarbeitung dar. Eine entwickelte Landwirtschaft ruft den Bedarf an Dünger und Schädlingsbekämpfungsmitteln ins Leben, die landwirtschaftlichen Industrien — die Zucker-, Spiritus-, Bierbräu-, Malzindustrie — die sämtlich von landwirtschaftlichen Rohstoffen ausgehen, bedürfen einer Reihe von Chemikalien, der Waldreichtum ist eine Grundlage für die Trockenholzdestillation, die von der alten Meilerei stammt, die Kohle — diese Grundlage der Gas- und Koksindustrie — gewährt einen wertvollen Rohstoff, den Teer. Es kommen mehrere Industrien, die zu den grössten Konsumenten der chemischen Produkte zählen und deren technische Reife eng mit der Vollkommenheit dieser Produkte verbunden ist (Papier-, Gerberei-, keramische, Textil-, Zellulosen-, Metall-, Glasindustrie usw.). Der moderne Bergbau erfordert unerlässlich gefahrlose Sprengmittel, desgleichen die holzbearbeitende Industrie, die Erzeugung von Lacken, Beizen, Leim u. dgl. mehr. Das gleiche Ergebnis könnte beinahe auf allen Gebieten der menschlichen Unternehmungstätigkeit ermittelt werden. Ein weiteres wichtiges Gebiet ist die unmittelbare Verteidigung des Staates, die zum grossen Teil von der Waffen- und somit auch von der Sprengstoffindustrie abhängt. Schliesslich dürfen auch diejenigen Gebiete nicht übergangen werden, wo die chemische Produktion bis zum abschliessenden Erzeugnis reicht, als da sind Seifen, Medikamente, Gummiwaren, Bleistifte usw. Damit ist nur in groben Zügen das Moment der Nachfrage und des Bedarfes erfasst. Ein zweiter massgebender Faktor ist, wie ich bereits sagte, die Rohstoffgrundlage, die mit Vorteil die Verarbeitung der heimischen Produkte erlaubt. Sie selber ist häufig die Ursache der Entstehung gewisser neuer Zweige. Das sind in erster Reihe die Mineralien. Wir besitzen zwar einen gewissen Mineralienreichtum, leider aber reicht er nicht für alle Zwecke aus. Wir besitzen vor allem beide Arten von Kohle, die für diesen Zweig als Rohstoff sowohl wie als Grundlage der Wärme- und elektrischen Energie wertvoll sind, dasselbe gilt vom Wasser, ähnlich verhält es sich mit Stickstoff, Eisen, Kupfer, farbigen Metallen, Kalkstein, Zink, wir besitzen Antimon, etwas Asbest, Erdöl, Graphit, diese aber schon in geringer Menge, es fehlt uns namentlich eine genügende Menge von zugänglichem Steinsalz, dieses wichtigsten Rohstoffes für eine hochentwickelte chemische Grossindustrie, gleichermassen mangelt es an Pottasche, Schwefel, Schmirgel, Mineralphosphaten, Chrom-, Titan- und Manganerzen sowie an anderen Metallen; wir besitzen keine notwendigen Fundorte von Schwerspat, Flußspat, Kreide, brauchbarem Gips, von Edelmetallen

und seltenen Erden gar nicht zu reden. Die Kartoffelindustrie unserer böhmisch-mährischen Hochebene, sowie die Getreide- und Maisindustrie sind die Grundlage einer fortgeschrittenen Stärkeindustrie, die Tierprodukton sichert uns die erforderliche Grundlage für die Verarbeitung von Knochen und anderen Abfällen; wir besitzen Holz, die Grundlage für Trockenholzdestillation, Zellulose für Sprengstoffe, Kunstseide usw.; wir haben jedoch nicht genügend Fette für die Erzeugung von Seifen und Fettprodukten; es mangelt uns an Fetten aus Wolle, einer Reihe von Drogen, ätherischen Ölen, Harzen, dasselbe gilt schliesslich vom Erdöl — von exotischen Rohstoffen wie Kautschuk, Naturasphalt, Hölzern für Extrakterzeugung und Glimmer ganz abgesehen.

Zeigt schon diese Aufzählung, die im Rahmen einer allgemeinen Studie keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, wie gross die Schwierigkeiten sind, mit denen die chemische Industrie in der Tschechoslovakei bei jeden Schritt zu kämpfen hat, so ist damit noch nicht alles gesagt. Die Tschechoslovakei hat einen langen und teuren Weg zu den notwendigen Rohstoffen, die in ihren eigenen Ländern nicht zu finden sind: sie hat kein Meer, sie liegt im Mittelpunkte Europas, also weit entfernt vom Meere, mit dem sie überaus ungünstige Verbindungen hat, was sich in gesteigertem Masse in der Konkurrenzfähigkeit auf dem heimischen Markte und noch mehr im Auslande ausdrückt. Die deutschen Volkswirtschaftler verweisen mit Recht auf die ausserordentlich günstige Lage der deutschen Fabriken, die direkt in mächtigen Kohlenbecken und gleichzeitig an billigen Transportwegen für die Zufuhr von Rohstoffen und die Verschickung von Fertigwaren liegen — am Rhein, Main, Neckar, an der Elbe und schliesslich in Hamburg, direkt am Meere.

Die Rohstoff-, Konsum- und Transportbedingungen sind bloss der erste Teil des grossen Existenzproblems der chemischen Industrie, das in dieser Hinsicht von der heute bereits weitverzweigten *Standortlehre* umfasst wird. Über den Ursprung und den Ursprungsort entscheiden ferner die *energetischen Quellen*. Die chemische Industrie erfordert ausnahmslos eine Fülle von Energie. Die elektrochemische Industrie ist auf die Nähe von billiger Wasserkraft geradezu angewiesen, dafür haben wir krasse Beispiele im norwegischen Nottoden, dieser Wiege der industriellen Verarbeitung von Luftstickstoff, an den Niagara-Wasserfällen, in der Schweiz, in den grossen Zentralen des badischen Rheinlandes und an den Zuflüssen der Donau. Bei uns ist ein typisches Beispiel hiefür die Dislokation der chemischen Industrie im Aussig-Teplitzer (Braunkohle) und gleich-

falls im Ostrauer Becken. Von der Lösung des Wasserproblems des Schreckensteiner elektrischen Stroms hängt die ganze Zukunft unserer elektrochemischen Industrie ab.

Aussig und Mährisch Ostrau sind jedoch zu Mittelpunkten der chemischen Industrie nicht nur dank den Vorteilen geworden, die ihnen die Energiequellen bieten. Daneben war entscheidend, dass sie auch für die Lieferung der erzeugten Chemikalien an die dort ansässigen Konsumenten — die übrigen Industrien — günstig liegen. Daher weisen auch Prag sowohl wie Brünn eine so bedeutende Reihe chemischer Unternehmungen vorwiegend mittlerer Grösse auf, daher sind die Städte, die inmitten fruchtbarer landwirtschaftlicher Landstriche liegen, etwa Kolín, Přerov, Budweis, Pečky, Slaný, Lovosice u. a., zu Mittelpunkten der chemischen Erzeugung von Kunstdünger und der damit zusammenhängenden Produktion anderer Chemikalien geworden. Die Sprengstofferzeugung wurde in der neuen Republik weiter von den Grenzen in die Mitte Böhmens verlegt. Hingegen bilden die slovakischen und karpathorussischen Laubwälder die Grundlage der chemischen Holzverarbeitung. Die Verarbeitung von Teer und seinen Derivaten ist hauptsächlich dort placiert, wo der meiste Teer erzeugt wird — in Mährisch Ostrau, ähnlich verhält es sich mit der Stickstoffproduktion, die zum grossen Teil auf das Gas von den Kokereien als Wasserstoffquelle für die Herstellung von Ammoniak angewiesen ist. Die Wasserkraft gab den Ausschlag bei der Entstehung der einheimischen Erzeugung von Siliziumkarbid und Elektrokorund für Schleifzwecke (Nové Benátky). Die Produkte des laufenden Tagesbedarfs für industrielle und allgemeine Zwecke sind auf diese Vorbedingungen nicht angewiesen und werden in den verschiedensten Orten der Republik erzeugt, freilich am häufigsten in den Hauptstädten und in ihrer Nähe.

Ein weiterer Bestandteil der Entwicklung ist die menschliche Arbeitskraft. Es ist dies der Ausdruck der initiatorischen, erfinderischen Arbeit und des unermüdlichen Fleisses. Wenige Gebiete der menschlichen Tätigkeit verbinden so intensiv die wissenschaftliche Arbeit mit der Praxis, wie es hier der Fall ist — bei einem Zweig, der eigentlich aus dem Laboratorium hervorgegangen und bis zu seinem heutigen Umfang gewachsen ist, dabei auch weiter seine mächtigsten Grundpfeiler in seinen Forschungs- und Betriebslaboratorien sieht. Fachbeamte sowohl wie chemische Arbeiter, Laboranten und Manipulanten müssen eine harte Schule durchmachen, ehe sie aktive Faktoren auf diesem Gebiete werden. Waren die erfolgreiche Tätigkeit und der vielfach weitgehende Ruhm einzelner Zweige des

Handwerks auf der Geschicklichkeit der Produktionselemente begründet, so bürgt für die Qualität des Produktes in der chemischen Erzeugung einzig die richtig durchdachte Applikation der chemischen Reaktion, die entsprechend durchgreifende analytische Kontrolle. Nicht genug aber damit, hier bedeutet mitunter selbst das kleinste Versäumnis einer gewissen Kontroll- oder anderen Betriebsoperation den unübersehbarsten Schaden, ja häufig auch eine gefährliche Bedrohung der Umgebung.

Der chemische Produktionsprozess ist etwas ganz besonderes. Eigentlich wird hier im grossen Maßstab das getrieben, was in vitro — in Versuchsgefässen — in den Laboratorien getrieben wird. Diese Prozesse schreiten vielfach von selbst fort: sind sie einmal im Flusse, bedürfen sie nur einer gewissen Kontrolle, nach der die einzelnen Produktionsphasen zielbewusst reguliert werden. Häufig ist dazu nicht viel menschliche Kraft erforderlich, und so sehen wir, dass Fabrikunternehmungen, deren Produktionskapazität, in Geld ausgedrückt, bedeutende Summen erreicht, nur eine geringe Zahl von Arbeitern beschäftigen. Es gibt recht grosse chemische Produktionen, zu deren Bedienung ein Chemiker und ein, zwei oder etwas mehr Manipulanten genügen, zumeist nur für solche Arbeiten wie Zufuhr der Rohstoffe und Fortschaffung der Fertigwaren. Dazu sind viele chemische Produktionen kontinuierlich, so dass die Arbeitsphasen ganz nach Bedarf eingerichtet werden können.

Im modernen chemischen Betrieb bleibt vieles unsichtbar. Die Apparate — in denen die eigentliche Erzeugungsreaktion verläuft, Kessel, Destillationskolonnen, Mischer und andere Reaktionsgefässe und Reservoire, mitunter von der wunderlichsten Form — arbeiten ohne grossen Lärm und andere ähnlichen Effekte. Eine unumgängliche Vorbedingung der richtigen Ausstattung einer modernen chemischen Fabrik ist eine präzise Apparatur, was wiederum eine entwickelte Maschinenindustrie voraussetzt.

Aus alledem ist ersichtlich, dass die Eigenart der chemischen Produktion in der unmittelbaren Ableitung des Fabrikprozesses von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Arbeit liegt. Aber die geduldige, öfters jahrelange Arbeit der Chemiker führt an sich noch nicht zum Endziel. Die hier erzielten Resultate werden Schritt für Schritt auf grössere Produktionsbedingungen umgestellt, von der Laboratoriumsarbeit muss man zur grösseren Betriebsapparatur übergehen. Dann erst, nach allmählicher Beseitigung der neuen Hindernisse, die treffend als „Dimensionshindernisse“ bezeichnet werden, und die häufig zu grundlegenden Änderungen im Verfahren selbst führen,

kommt es zu der eigentlichen „Engros-Erzeugung". Auf diese Weise bewähren sich von Hunderten neuer Erfindungen nur wenige in der wirklichen Produktion. Demnach ist mit der fortschreitenden Forschungsarbeit bei neuen Prozessen auch eine eng mechanische Erzeugung von Versuchsapparaten in der Fabrik selbst verbunden, zu diesem Zweck hat jedes derartige Unternehmen nicht nur eigene mechanische Werkstätten, sondern ganze Maschinenfabriken — allerdings hat es auch Friedhöfe alten Eisens, die von unerfüllten Hoffnungen und vergeblichen Anstrengungen auf dem Gebiete des menschlichen Fortschritts zeugen. Es gibt kein klareres Dokument von dem Umfang der Ansprüche, die an die finanzielle Grosszügigkeit und technische Fähigkeit der Unternehmer gestellt werden. Hier liegt zum Teil auch die Erklärung, warum mitunter ein sehr guter, lebensfähiger neuer Gedanke nicht ins Leben umgesetzt wurde, warum die Anstrengungen zu seiner Realisierung aus Mangel an Mitteln oder an Kenntnissen oder aus anderen Gründen auf dem erwähnten Friedhof ihr Ende gefunden haben.

Damit ist aber der schwere Weg zur neuen Produktion nicht abgeschlossen. Nach gelungenem Abschluss dieser Arbeiten beginnt eine Zeit der Versuche. Neue Düngerarten müssen auf Versuchsfeldern ausprobiert werden, desgleichen muss die Wirkung neuer Schädlingsbekämpfungsmittel und Mittel zur Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten in der Natur ausprobiert werden. Neue Chemikalien zur Verarbeitung von Leder, Wolle, Baumwolle, Seide, Flachs und anderen Textilrohstoffen müsen im Versuchsbetrieb, der an Fabrikerzeugung angepaßt ist, ausprobiert werden. Ähnlich verhält es sich mit Chemikalien und Hilfsstoffen für andere Industriegebiete. Farben und Lacke müssen z. B. auf ihre Widerstandsfähigkeit gegen atmosphärische und mechanische Einwirkungen geprüft werden, Stoffe, die für die Lebensmittelindustrie bestimmt sind, werden allen subjektiven Prüfungen bis zur Schmeck- und Riechdegustation unterzogen. Heilmittel müssen an Tieren und dann klinisch an Menschen versucht werden. Jedes Gebiet verlangt, dass die Versuche auf seinem Wirkungsfelde durchgeführt werden. Freilich hängt auch hier der Umfang der Versuche nicht nur von der vollständigen Erlangung ihres Zieles ab, sondern auch von der finanziellen Potenz des Unternehmens. Entschieden aber kann dieses Stadium nicht umgangen werden, seine Vernachlässigung bedeutet stets einen Schritt zurück.

Die hervorragende Rolle, die den Fachkräften in der chemischen Industrie zufällt, äussert sich auch in den Statistiken der Arbeit-

nehmer auf einzelnen Industriegebieten: die chemische Industrie weist hierzulande und anderswo den höchsten Prozentsatz geschulter Fachkräfte auf. Nach der reichsdeutschen Statistik, der die Daten der Volkszählung von 1925 zugrunde liegen, entfielen von der Gesamtzahl der Arbeitnehmer in der chemischen Industrie volle 4 Prozent auf Direktoren, Ingenieure, Chemiker und andere leitende geschulte Kräfte. Auf die chemische Industrie folgt erst der modernste Industriezweig — die Elektrotechnik zusammen mit der Feinmechanik und Optik mit 3.6%, die Maschinenindustrie mit 3.2%, dann erst der metallurgische Zweig mit 1.3% und die anderen Produktionszweige mit Sätzen unter 1% (am tiefsten stehen die Textil- und Holzverarbeitungsindustrie mit 0.5%). Die gleichen Verhältnisse gelten auch für uns. Ich habe das Ergebnis der statistischen Übersichten der Fachorganisationen nach Klassen, Berufsgruppen und Kategorien der Fachformationen für die Jahre 1924—27 durchgerechnet und bin zum Ergebnis gekommen, dass der Anteil der fachmännisch geschulten Beamtenschaft in den chemischen Fabriken im Verhältnis zu ihrer gesamten Belegschaft i. J. 1924 1.9%, i. J. 1925 3.5%, i. J. 1926 4.4% und i. J. 1927 3.8% betrug. Es wird interessant sein, wenn uns die Zahlen der weiteren Jahre einmal erlauben, die Auswirkungen der Krise auch in den Verschiebungen dieser Relationen zu verfolgen.

Wenn die tschechoslovakische chemische Industrie ihre gegenwärtige Entwicklungsstufe erreicht hat, so ist das nicht in letzter Reihe ein Verdienst des gereiften Kaders von wissenschaftlichen und technischen Fachleuten, die von unseren Fachschulen herangebildet worden sind, vor allem von den technischen Hochschulen, den naturwissenschaftlichen Fakultäten unserer Universitäten, den industriellen Fachschulen und anderen auf demselben Niveau stehenden Lehrstätten. Diesem wichtigen Umstand wurde bei uns bisher nicht die genügende Aufmerksamkeit gewidmet, erst in letzter Zeit treten die ersten Zeichen einer gegenseitigen Verständigung zwischen Industrie und Fachschulwesen, zwischen Produktion und Forschung in die Erscheinung. Diese Brücke fehlte bisher in ihrem allgemeinen Teile, heute bilden ihre ersten Pfeiler die speziellen Forschungsinstitute, zumeist von der Industrie allein errichtet, die in der Mehrzahl auf einer so hohen Stufe stehen, dass sie unser Stolz und ein Muster für ähnliche Anstalten im Auslande sind. Es genügt der Hinweis auf das Versuchsinstitut der Zuckerindustrie, das Versuchsinstitut für Gerberei in Hradec Králové, das Glasinstitut ebenda, das Institut für wissenschaftliche Erforschung der Kohle usw. Ihre Arbeit

fängt an, die erwarteten Früchte zu tragen, und es wäre nur zu wünschen, dass sie zum Leitstern für die unumgänglich notwendige Reorganisation unseres ganzen technischen Schulwesens in praktischer Hinsicht würde. Dass diese Frage in Wirklichkeit nur eine Zeitfrage ist, erhellt daraus, dass unsere Hochschulen uns eine Reihe hervorragender Forscher und ganze Generationen von Facharbeitern erzogen haben; sicher genügt der Hinweis auf die Schule unserer Zucker- und Malztechniker, die früher in der ganzen Welt verstreut waren. So sind Forschung und Schulwesen die Grundpfeiler dieser Unternehmung, ganz im Sinne der Lehre Komenskýs. Sonst ist nichts nötig, als dauernd mit dem Ausland zu vergleichen, zu verbessern und zu fordern. Freilich muss man stets vor Augen haben, dass wir keine Mittel besitzen wie etwa Deutschland oder auch heute noch Amerika.

Es wurde bereits erwähnt, dass eine der wichtigsten Entwicklungsbedingungen die Konsumfrage ist, diese aber ist jetzt vielfach reguliert oder, besser gesagt, beschleunigt durch die Art des Absatzes. Auch in dieser Hinsicht erscheint uns die chemische Industrie als etwas ganz Besonderes, ihre Erzeugnisse besitzen einen eigenen Charakter, der sich in ihrem Verbrauch äussert.

Die chemischen Produkte werden nämlich in der Tat verbraucht, d. h. ihr Wert verschwindet durch Vernichtung. Sie geben ihre chemischen Eigenschaften an die Stoffe ab, die durch sie veredelt werden, es bleibt von ihnen nur ein unbrauchbarer Rest übrig; man kann also in der Tat sagen, dass sie nach der Erfüllung ihres Dienstes verschwinden. Hieraus erhellt auch der enge Zusammenhang zwischen dem Absatz der chemischen Erzeugnisse und einer Reihe veredelnder Industrien. Diese gegenseitige Abhängigkeit der chemischen Industrie und der konsumierenden Industrien zeigt uns in wahrem Lichte, dass die chemische Industrie ein unentbehrlicher Bestandteil der Volkswirtschaft eines jeden Staates ist. Die Verteilung der chemischen Erzeugnisse vom Produzenten bis zum endgültigen Konsumenten ist demnach eine viel wichtigere und verschiedenere als die Verteilung der Zweige mit gleichartigeren Waren. Hier finden wir die bunteste Verflechtung verschiedener Produktionsprozesse, die sich gegenseitig durchdringen, stets wechseln und zu einer Unmenge verschiedenartigster Halb- und Ganzprodukte führen. Der Absatzprozess ist ganz verschieden bei Produkten, die von grossen chemischen Fabriken geliefert werden, oder auch bei Produkten, die zum Gebrauch einiger großer Fabriken anderer Industriegebiete dienen, und ganz verschieden wiederum ist er bei chemischen Produkten, die für den kleinen Hausgebrauch bestimmt

sind, bei medizinischen und kosmetischen Mitteln, die auf weitverzweigten Wegen den breitesten Konsumentenschichten geliefert werden. Demgegenüber sind vollkommen anders die Absatzmethoden bei Düngern und Stoffen, die in der Landwirtschaft gebraucht werden, oder wiederum bei Hilfsprodukten der Bauindustrie, bei Mitteln für chemische Reinigungsanstalten und Färbereien, Gerbereien usw. Diese mannigfaltige Gliederung kann systematisch in keine einheitliche Distributionsübersicht eingeordnet werden.

Daneben muss noch berücksichtigt werden, dass es ganze Gruppen von Saisonartikeln gibt, die anderen sind wiederum ganzjährig, wodurch eine gewisse Elastizität und Widerstandsfähigkeit gegen plötzliche Konjunkturschwankungen gegeben ist, die, falls sie kein grösseres Ausmass erreichen, häufig auch ausgeglichen werden können. Das ergibt sich auch aus dem Studium dieser Distribution, die uns zu der Feststellung führen könnte, dass auch im Verbrauch gewisser chemischer Produkte bei uns ein gewisser Rhythmus vorhanden ist. Aufgabe der chemischen Industrie ist, das natürliche Arsenal der Wirtschaft an Rohstoffen und Hilfsmitteln zu erweitern. Ein Beispiel dafür ist die Erzeugung von künstlichem Schmirgel aus dem natürlichen Schmirgel, der bei uns nicht vorkommt und früher hauptsächlich aus Griechenland importiert wurde, oder die Erzeugung von Jod, das bis vor kurzem durchaus importiert werden musste und das seit einem Jahre aus gewissen Produktionsabfällen erzeugt wird, worin es zwar in unbedeutenden, aber mit Hilfe moderner Methoden immerhin verwendbaren Mengen gefunden wurde. Die natürliche Zitronensäure, die hauptsächlich in Italien gewonnen wird, ersetzen wir durch künstliche Zitronensäure, die hauptsächlich durch Gärung aus eigenen Produkten unseres Landes gewonnen wird — aus dem in der Melasse enthaltenen Zucker. Derlei Fälle gibt es mehr. Daraus ist zu sehen, wie dieses Industriegebiet allen Veränderungen unterliegt, die in der Erzeugung von Waren und im Konsum der Endprodukte vor sich gegangen sind und wie es sich in seinem Produktionsprogramm dauernd umstellen muss. Die besondere Charakteristik der chemischen Produktion bringt es mit sich, dass jede solche Produktion eines neuen Mittels eine parallele Erzeugung von Nebenprodukten im Gefolge hat, für die man vielfach einen gehörigen Markt erst technisch und wirtschaftlich gewinnen muss. Öfters eröffnen erst diese neuen Erzeugnisse selbst neue Möglichkeiten zu ihrer Verwertung. Die chemische Produktion muss mengenmässig auch so organisiert werden, dass sie den laufenden Bedarf in einem kontinuellen Betrieb befriedigen könnte, der Produzent muss daher

eifrig den Umlauf der Ware bis direkt zum industriellen Konsumenten verfolgen. Die Charakteristik des Produktes und seines Verbrauches erfordert besondere Verordnungen und qualitative Garantien zur Erlangung und Gewährung des höchsten technischen Effektes. Das ist auch der Grund dafür, dass es vielfach zur Ausschaltung des Zwischenhandels und zur direkten Distribution durch die erzeugende Industrie kommt. Das Problem der Distribution der chemischen Produkte ist ein breites Feld für sich und dabei ein sehr interessantes, z. B. die Entwicklung des direkten und indirekten Handels, Fragen der Transport- und Lagerungsbedingungen, Fragen der Sicherheit, der Spezialmärkte, etwa für Medikamente usw. All das würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen.

Hiermit sind in allgemeinen Zügen die wesentlichsten Entwicklungsbedingungen, die in der Tschechoslovakei gegeben sind, skizziert. In einer weiteren Studie will ich zeigen, wie weit die tschechoslovakische chemische Industrie vom Standpunkt dieser Entwicklungsbedingungen ausgebaut wurde, welches spezielle Milieu sie geschaffen hat und welche Zukunftsaufgaben ihrer harren. Die Frage ist überaus aktuell, namentlich in unseren Tagen. In der fraglichen Studie werde ich mich auch mit den Umständen befassen, die für die Daseinsberechtigung des weiteren Ausbaues einiger Industriegebiete in der Tschechoslovakei und für die Gründung neuer Produktionen ausschlaggebend sein sollen.

DIE ERFORSCHUNG DES RIESENGEBIRGES VOM STANDPUNKTE DER RADIOLOGIE

Von V. Santholzer und Fr. Ulrich

1. Die *Radiologie* — die Wissenschaft von den radioaktiven Elementen, deren typischester Vertreter das Element *Radium* ist — findet heute auf verschiedenen anderen wissenschaftlichen Gebieten Anwendung. Am bekanntesten ist die Anwendung der Strahlung radioaktiver Elemente in der *Heilkunde*, namentlich im Kampfe gegen den Krebs. Das ist eine Anwendung von rein praktischer Natur. Aber auch auf rein wissenschaftlichen Gebieten werden die Radioaktivität und ihre Gesetze mit Erfolg angewendet. Vor allem sind es die *Geologie* und *Geophysik*, die auf Grund moderner radiologischer Messungen die Erlangung verschiedener Erkenntnisse anstreben. Hohe Konzentrationen von Radiumelementen kommen zwar vereinzelt und sehr selten in einigen Erzlagern vor, z. B. in der Tschechoslovakei in *Joachimsthal*. Dennoch sind *alle Gesteine*

mehr oder weniger radioaktiv, der durchschnittliche Radiumgehalt in den Gesteinen beträgt etwa 2 Billionenteile (10^{-12}) gr pro 1 gr der Gesteine. Das ist eine verschwindend kleine Menge, doch lässt sie sich durch spezielle Methoden der Radiologie gut ermitteln. Das Radium selbst liesse sich in so geringen Mengen auf direktem Wege unmöglich ermitteln, dies wird aber *indirekt* auf Grund von *Emanationsmessungen* durchgeführt. Das Radium zerfällt beständig, daraus entsteht ein weiteres Element, die *Radiumemanation.* Die Emanation ist ein Gas und ebenfalls radioaktiv. Sie sendet eine radioaktive Strahlung aus, die die Luft elektrisch leitend macht. Emanationsmessungen werden einfach auf elektrische Schwachstrommessungen umgerechnet. Die moderne Physik verfügt über eine Reihe von Apparaten, sog. Elektrometer, mit deren Hilfe überaus geringe elektrische Ströme genau festgestellt werden können. Es können also auch unbedeutende Mengen von Emanation ganz genau festgestellt werden. Eine bestimmte Menge von Emanation entspricht stets einer bestimmten Radiummenge; aus der Emanation kann bequem die entsprechende Menge von Radiumelement berechnet werden, aus der sie hervorgekommen ist. Das ist die sog. *Feststellung des Radiums durch die Emanationsmethode.*

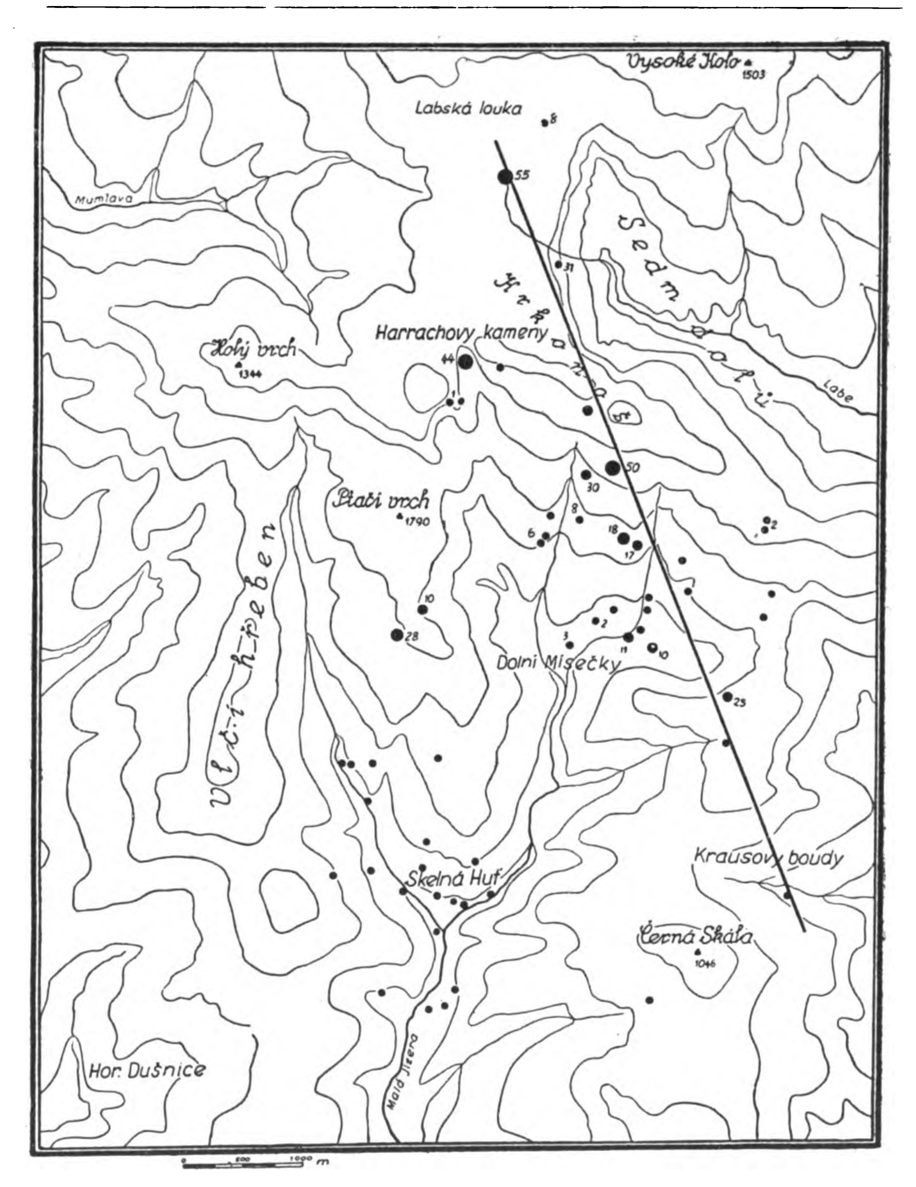
Da Radium in allen Gesteinen enthalten ist, sind auch die Wässer der Quellen, die aus Gebirgsspalten fliessen, sowie die Gewässer, die grosse Gebirgsflächen benetzen, mehr oder weniger *radioaktiv.* Überaus selten enthalten sie unmittelbar Radiumsalz in Lösung, hingegen enthalten sie *sehr oft* aufgelöstes Gas, Radiumemanation, die aus dem Radium hervorgeht und in den Gesteinen eingeschlossen bleibt. Das Wasser ist der Faktor, der die Emanation wenigstens aus den oberen Schichten der Bergmasse fortschwemmt und aus dem Inneren der Erdrinde an die Oberfläche befördert. Das Wasser einiger Quellen bezeichnen wir daher als „radioaktiv", wir sprechen von „radioaktiven Quellen".

Die Radioaktivität der Quellen geben wir in sog. *Mache-Einheiten* (M. E.) stets pro *1 Liter Wasser* an. Das ist eine sehr kleine Einheit, definiert auf Grund der absoluten Einheit für elektrischen Strom. Nach der Ansicht der modernen Medizin genügen bereits 100 Mache-Einheiten, um das Wasser heilwirkend zu machen. Einen Begriff von der Winzigkeit der M. E. können wir uns machen, indem wir in irgendeinem Gebirgslande, wo viele Quellen fliessen, systematisch sämtliche Aktivitäten, d. i. den Emanationsumfang der Quellen, einer Messung unterziehen. Nahezu jede Quelle enthält wenigstens Spuren von Emanation, Zehntel von M. E. oder einige

M. E. Quellen von mehr als 30 M. E. sind schon seltener, die von mehr als 100 M. E. sind selten (im *Riesengebirge* gibt es nur vier Quellen mit einem Emanationsgehalt über 100 M. E.). Hingegen ist überaus selten eine Quelle anzutreffen, die gar keine Spur von Radiumemanation enthielte. Selbst Quellen in tieferen Lagen enthalten mitunter relativ grosse Mengen von Emanation, z. B. die Quellen der Gebiete *Tábor, Pelhřimov, Teplitz.* Alle diese Quellen entspringen in Gebieten, wo es — wenigstens offenkundig — keine stark radioaktiven Erze gibt. Die weltbekannten Joachimsthaler Quellen entspringen tief unter der Erde (300—500 m) und hängen wahrscheinlich mit dem Vorkommen des Radiumerzes, der sog. Pechblende, zusammen. Sowohl aber in den Joachimsthaler Gruben, als auch anderswo, z. B. in *Brambach,* kommen durchaus starke Quellen vor (über 1000 M. E.), die in geologischen Spalten, Störungen und Dislokationen entspringen. Auch die stärkeren Quellen im Riesengebirge entspringen wahrscheinlich auf bestimmten geologischen Störungen. Es erscheint daher ratsam, die Radioaktivität der Quellen eines bestimmten Gebietes systematisch zu messen, die einzelnen Quellen mit um so grösseren Kreisen zu bezeichnen, je höher ihre Radioaktivität ist (s. Karte 1), und zu versuchen, aus derartigen *„radiologischen Karten“* gewisse Gesetzmässigkeiten herauszulesen. Der Urheber dieses Gedankens ist der Geophysiker *R. Ambronn*[1]), der als erster auf das Problem der Verwertung der radioaktiven Messungen bei der Ermittlung geologischer Störungen und Kontakte hingewiesen hatte. Die systematische Messung der Radioaktivität der Quellen ist der eine Weg, auf dem man zur Aufdeckung der Gesetzmässigkeiten im Terrain gelangen kann. Diese Messungen müssen jedoch durch die Erforschung der Radioaktivität der Gesteine ergänzt werden, die in dem entsprechenden Abschnitt vorkommen, sowie auch durch die petrographische Erforschung. Der Petrograph, der Geologe und der Radiologe müssen hier Hand in Hand arbeiten. Die russischen Forscher, namentlich *Vernadskij,* streben denn auch nach einer derartigen Zusammenarbeit der wissenschaftlichen Fächer, deren Ergebnis radiologisch-geologische Terrainkarten sein sollten.

Ein dankbares Gebiet für radiologische Erforschung ist das *Riesengebirge.* Als erster hat auf diese Tatsache *A. Wagner*[2]) hingewiesen, der auch auf das benachbarte Isergebirge aufmerksam machte und dort eine Reihe Studien unternahm.

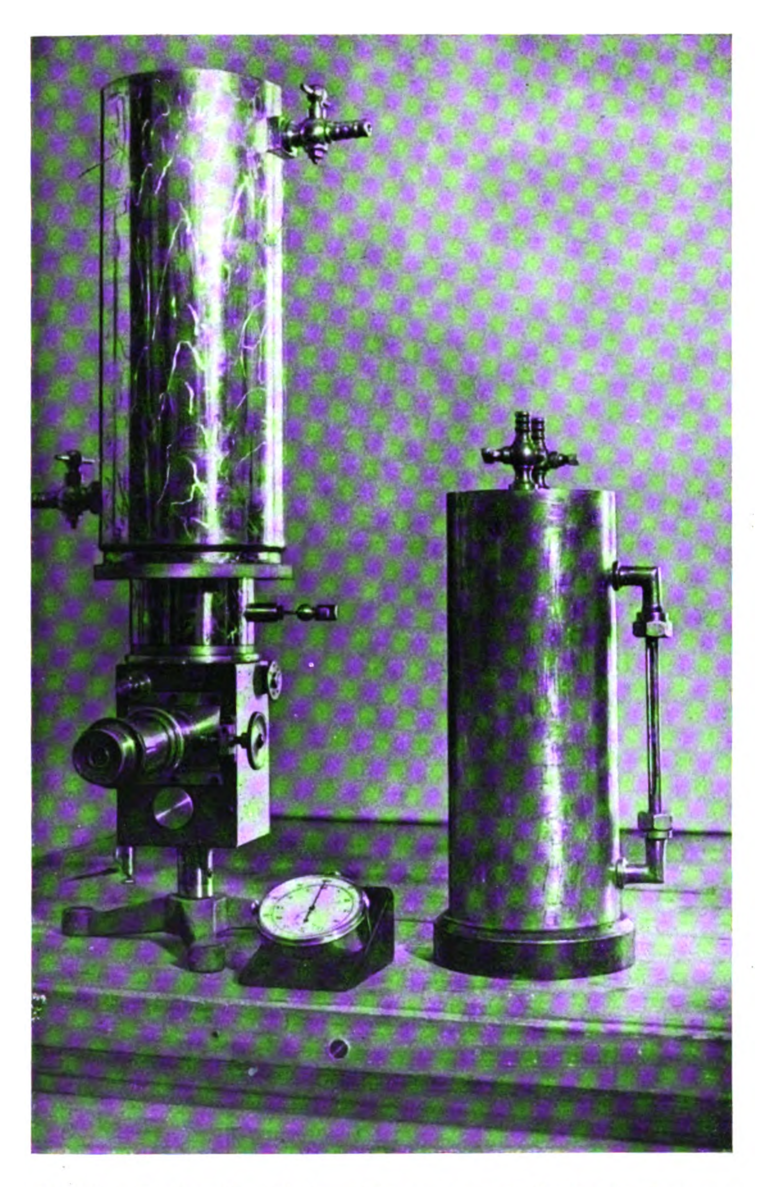
[1]) R. Ambronn: Jahrbuch des Halle'schen Verbandes. Bd. 3. 2. Aufl. 1922.
[2]) A. Wagner: Hochschulwissen 1924, S. 477 u. f., 1928 Nr. 4, 1929.



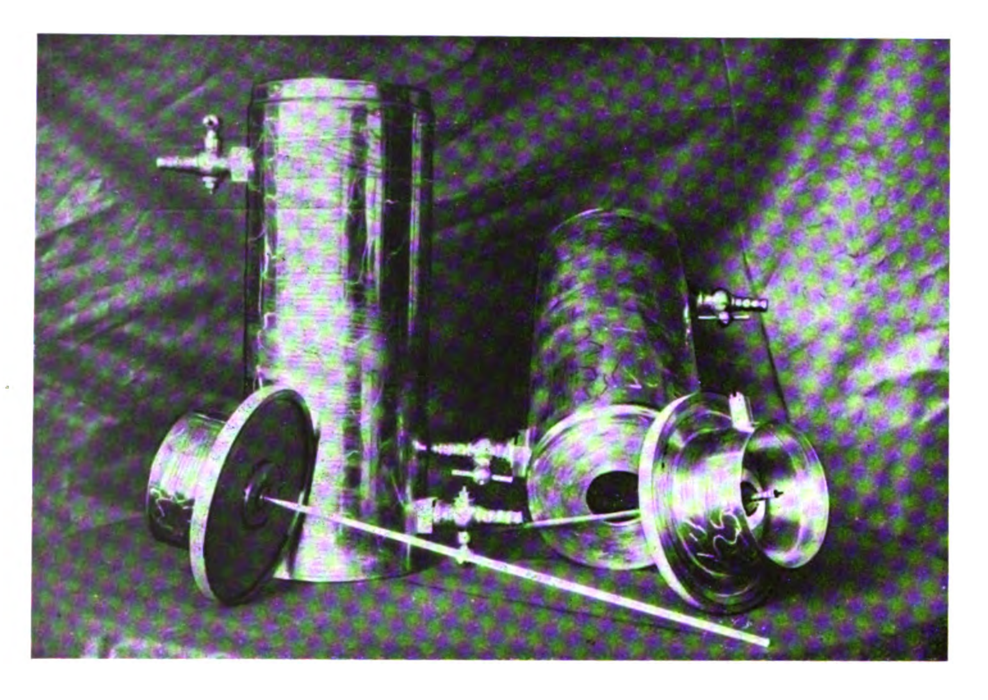
Karte 1. Schüsselbauden (Dolní Mísečky), südlich der Elbwiese (Labská louka) und des Hohen Rades (Vysoké Kolo)

2. *Petrographisch-geologische Übersicht des studierten Gebietes.*

Geologisch gehört das *Riesengebirge* (Krkonoše) zu den West-Sudeten und bildet mit dem Isergebirge (Jizerské hory) eine tektonische Einheit. In ihrem Kern befindet sich das zentrale Granitmassiv (Pluton des Riesengebirges), welches sich von *Reichenberg* im Westen in einer Länge von ca. 50 km gegen Osten bis nach *Kupferberg* in Preussisch Schlesien hinzieht und eine maximale Breite von etwa 15 km in N.-S.-Richtung erreicht. Es ist in einem Rahmen eingeschlossen, welcher gleichzeitig seinen Mantel bildet und aus verschiedenen kristallinischen Schiefern besteht. Der generelle Bau des Riesengebirges wird durch nachstehendes Profil beleuchtet, welches grösstenteils der Veröffentlichung von J. *Jokély* (1861—62) entstammt und im Prinzip die Verhältnisse anschaulich darstellt, wenn auch durch neuere Forschungen manche Einzelheiten berichtigt, bzw. ergänzt worden sind. Auf der nördlichen Seite des Plutons in Böhmen, d. i. im Gebiete des Isergebirges, walten unter den kristallinischen Schiefern Gneise eruptiven Ursprungs — *Orthogneise,* von Jokély als Protogin bezeichnet, vor. In dem südlichen Flügel des Plutonmantels treten ebenfalls Orthogneise ziemlich häufig auf (vgl. Profil), daneben sind aber auch mannigfache kristallinische Schiefer aus der Kategorie der *Para*gesteine vorhanden. Es sind verschiedene Abarten von Glimmerschiefer und Phyllit mit Einlagerungen von kristallinischen Kalken, Quarziten, daneben aber auch metamorphosierte Eruptivgesteine — Diabas-Amphibolite, Porphyroide und Tuffe vorhanden. Eine nähere petrographische Charakteristik dieser Gesteins-Serie geben neben den älteren Arbeiten besonders die neueren Publikationen von *Jul. Hampel* (Lotos Bd. 59. Prag 1911) und *A. Watznauer* (Lotos Bd. 78, Prag 1930). Als ursprüngliche Quelle der Radioaktivität ist das Magma des Riesengebirgs-Plutons anzusehen. In dem Mineralbestand der dortigen Eruptivgesteine sind durch einen Gehalt radioaktiver Elemente besonders die akzessorischen Gemengteile *Zirkon, Orthit, Titanit* und *Apatit* bekannt. In einer mannigfacheren Mineralparagenese, welche aus einigen Pegmatiten auf der preussischen Seite des Riesengebirges studiert wurde, sind Ägirin, Molybdänit, Orthit, Anatas, Rutil, Dumortierit, Korund, Andalusit, Fluorit, Apatit, Uranin, Molybdän- und Uran-Ocker, Autunit, Monazit, Xenotim, Gadolinit, Zirkon, Chalkopyrit, ferner Strigovit, Granat, Pyrit, Haematit und verschiedene Zeolithe, besonders Desmin identifiziert worden. Unter diesen Mineralien sind besonders *Uranin* und *Uran-Ocker,* die



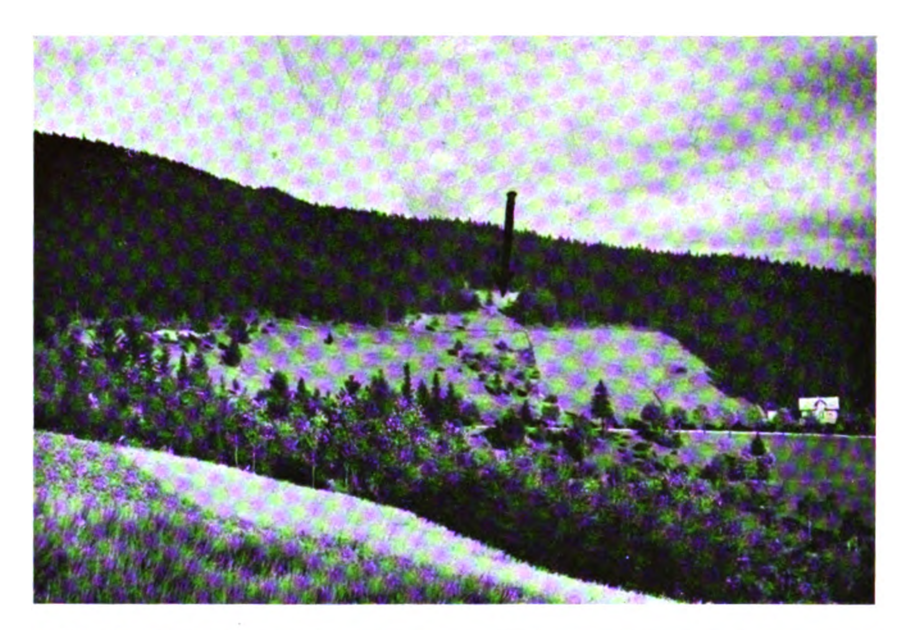
Tafel 1. Rechts: Zweifadenelektrometer mit Ionisationskammer für die Messung der Emanation.
Links: Aspirator für die Wasserproben

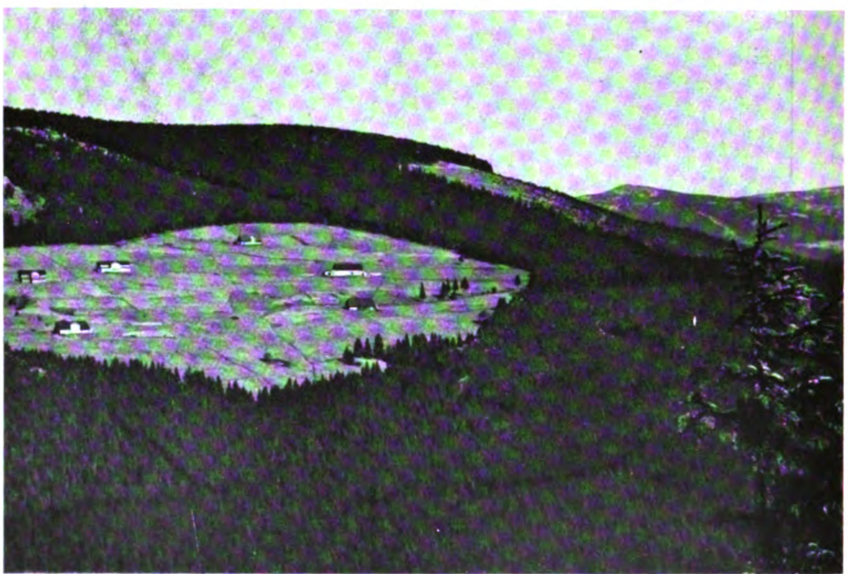


Tafel 2. Auseinandergenommene Ionisationskammern

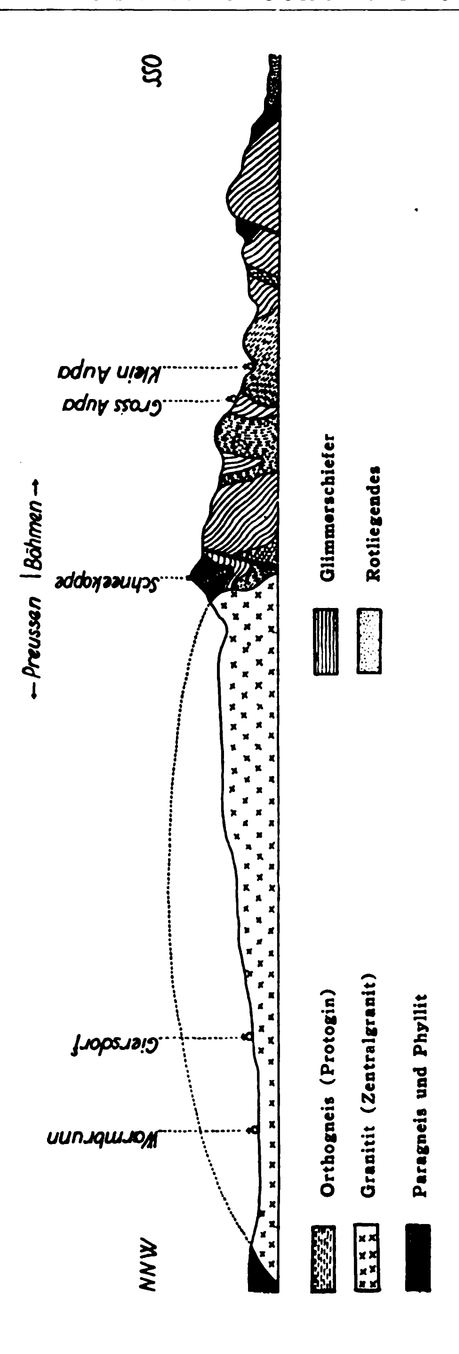


Tafel 3. Die „Sonnenseite" über Grossaupa, auf der eine Reihe stark radioaktiver Quellen entspringt





Tafel 4. Oben: Lage der stärksten Quellen bei Benecko
Unten: Die Schüsselbauden (Bei dem langgestreckten Gebäude in der Mitte verläuft die „Linie“ der stärker aktiven Quellen)



Profil durch das Riesengebirge nach J. Jokély u. a. Autoren

Phosphate *Autunit, Monazit, Xenotim, Apatit,* sowie die Silikate *Orthit, Gadolinit* als auch *Zirkon* $Si\,Zr\,O_4$ in hohem Grade radioaktiv. Durch den radioaktiven Zerfall ihrer instabilen Elemente wird die Emanation freigegeben, welche an tektonischen Linien oder Gesteins-Kontakten in die Atmosphäre aus dem Erdinneren zu entweichen sucht und das Wasser der Quellen in hohem Masse aktiviert.

3. *Die Messgeräte* für die Feststellung des Gehaltes der Radiumemanation in den Wässern (Tafel 1) waren stets an einem Orte installiert, z. Z. auf den Schüsselbauden im „Waldheim", in Benecko im Hotel Augustin Kubáts, während draussen Wasserproben entnommen und ins „Laboratorium" gebracht wurden. Diese Anordnung hat viele Vorzüge gegen die veraltete fontaktoskopische und fontaktometrische Arbeitsweise. Das Wasser wurde in Messinggefässe geschöpft, aus denen die Luft teilweise entfernt war (auf Abb. 1 ist ein solches Gefäss mit A bezeichnet). Auf den Hahn des etwa 1¾ Liter fassenden Gefässes wurde ein Gummischlauch aufgesetzt, mit dem das Wasser direkt aus der Quelle eingesaugt wurde. Auf diese Weise wurde dem Verlust der Emanation beim Entnehmen der Proben vorgebeugt. Wasser wurde etwa ¾—1 Liter genommen. Der Gehalt an Mache-Einheiten wurde jedoch stets auf 1 Liter Wasser umgerechnet, was schon wegen der Definition der M. E. als Konzentrationseinheit gemacht werden muss.

Einige Kontrollproben von Wasser wurden auch in reine wasserdichte Sodawasser- (etwa 400 cm) und Bierflaschen (etwa 1 Liter) genommen. Diese beiden Flaschenarten hatten Patentverschluss und dicht schliessende Gummiringe. Aus den Flaschen wurde das Wasser im Laboratorium in die erwähnten luftleeren Messinggefässe übergeführt. Durch etwa fünfminutenlanges Schütteln des Gefässes verteilte sich die Emanation gleichmässig zwischen Wasser und Luft in einem bestimmten Verhältnis. Dieses Verhältnis ist durch das einfache Gesetz gegeben:

$$\frac{\text{Menge der Emanation im Wasser}}{\text{Menge der Emanation in der Luft}} = 0{\cdot}25\,\frac{\text{Umfang des Wassers}}{\text{Umfang der Luft oberhalb des Wassers}}$$

Dieses Gesetz kann abgeleitet werden von Henrys Gesetz von der Absorbierung der Gase in den Destillaten und vom Boyle-Mariotteschen Gesetz. Der Koeffizient 0.25 ist der sog. *Verteilungskoeffizient* und hängt von der Wärme ab. Das Abhängigkeitsverhältnis ist etwa das folgende:

Wärme in Celsiusgraden	Verteilungskoeffizient
0	0.510
10	0.350
20	0.250
50	0.140
100	0.107

Mit der steigenden Wärme sinkt der Wert des Verteilungskoeffizienten: in der obigen Gleichung bezieht sich der Koeffizient 0.25 auf eine Wärme von 20 Grad C. Haben wir im Messingzylinder mit der Wasserprobe ein gleiches Quantum Wasser und Luft (das Wasser reicht bis zur Hälfte des Zylinders), ist das Verhältnis auf der rechten Seite der Gleichung = 1, die Menge der Emanation im Wasser 0.25 = ¼ der Emanation in der Luft. Die Menge der Emanation im Wasser beträgt also 20% der Gesamtmenge der Emanation in der Luft und im Wasser bei 20 Grad Wärme. Bei 0 Grad Wärme beträgt die Menge der Emanation im Wasser etwa die Hälfte der Menge der Emanation in der Luft, von der Gesamtmenge der Emanation bleiben bei dieser Wärme im Wasser 33%. Beim Sieden des Wassers bleiben im Wasser von der Gesamtmenge noch etwa 9%.

Wenn wir dann nach einer Zeit von etwa 5 Minuten den Zylinder mit Wasser gründlich schütteln, den wir hinfort der Kürze halber *Aspirator* nennen werden, verteilt sich die Emanation nach dem soeben dargelegten Gesetze zwischen die Luft und das Wasser. Ein bestimmter, genau definierter Bruchteil der Emanation entflieht aus dem Wasser in die Luft oberhalb des Wassers. Diese Emanation wird durch das Blasen mit einem Gummiballon (Abb. 1) in die Ionisationskammer (K) gebracht, die wir kurz *Kondensator* nennen werden. Der Kondensator habe Umfang *K*, der Aspirator *A*, der Röhrengang mit dem Gummiballon *B*. Nach Erlangung einer gleichmässigen Verteilung der Emanation in den drei Umfängen — durch die Luftzirkulation mit Hilfe des Gummiballons, wie die

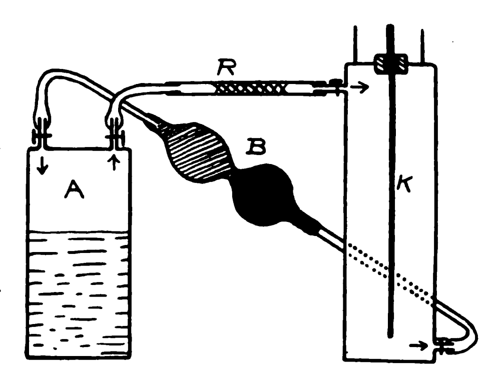


Abb. 1. Überführung der Emanation aus dem Aspirator (A) in den Kondensator (K) mit Handgebläse (B) durch das Absorptionsröhrchen (R).

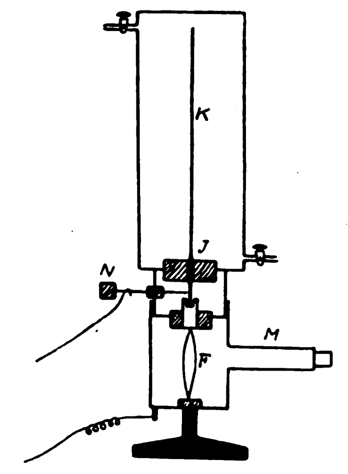


Abb. 2. Elektrometer mit Ionisationskammer.

Pfeile auf Abb. 1 zeigen — wird ein bestimmter Bruchteil der Gesamtmenge der Emanation in den Kondensator gebracht. Die Gesamtmenge der Emanation — *E* — ergibt sich aus der Menge *e* im Kondensator, gemessen durch einfache Dividierung und Multiplizierung auf Grund der Bemerkung über einzelne Umfänge:

$$E = (e : K \times (K + A - v + B).$$

Der Aspirator hat einen Inhalt von etwa 1¾ Liter, der Kondensator etwa 3 l, der Ballon mit den Röhrchen nur etwa 0.2 l — nach Möglichkeit den kleinsten. In den Kondensator dringt die Emanation durch das Röhrchen *R* — das Absorptionsröhrchen — ein, wo die Luft auf Kalziumchlorid trocknet und die eventuellen mechanischen Unreinigkeiten von Wattestückchen aufgefangen werden.

Der Kondensator (K) ist eine Ionisationskammer, die auf einen Zweifaden-Wulf-Elektrometer aufmontiert wird. Der elektrische Strom durchläuft zwischen der mittleren Elektrode, die im Bernstein (J) eingesetzt und leitend mit den Fäden des Elektrometers (F) verbunden ist, und zwischen der Metallhülle der Kammer, welche geerdet ist. Bei der Ladung mit der Sonde *N* gehen die Fäden auseinander — sobald die Emanation in der Kammer ist, bewegen sich die Fäden wieder aufeinander zu — um so rascher, je mehr Emanation vorhanden ist. Die Bewegung der Fäden wird durch ein Mikroskop (M) beobachtet (Abb. 2). Wir müssen allerdings im voraus wissen, eine wie rasche Bewegung der Fäden einer genau bekannten Menge von Emanation entspricht, wir müssen im voraus den Elektrometer und den Kondensator „eichen" lassen. Die Eichung wird mit Hilfe

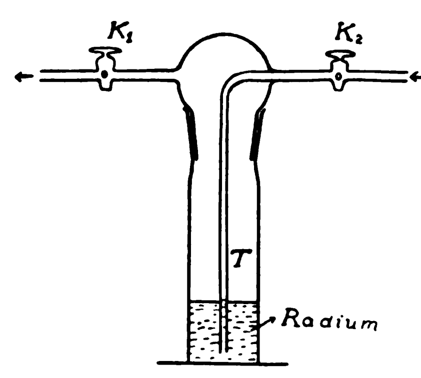


Abb. 3. Radiumnormallösung in der Schüttelflasche.

sogenannter normaler Radiumlösungen (Abbildung 3) besorgt. In einem Glasgefäss befindet sich eine Lösung von Radiumchlorid aus einer genau bekannten Radiummenge. Wenn wir das Gefäss mit der Luft durchperlen lassen, vertreiben wir die Emanation aus der Lösung. Derlei normale Lösungen bereitet das *Staatliche Radiuminstitut der Tschechoslovakischen Republik* selbst und hat dauernd einige davon im Vorrat. Ihre Aktivität entspricht etwa 30—200 M. E. Eine unbekannte Menge von Emanation kann auf diese Weise verlässlich mit der bekannten verglichen werden. Diese Einrichtung steht auf der Höhe der heutigen Messungstechnik und übertrifft bei weitem die alten Fontaktoskope und Fontaktometer. Auf Taf. 2 sind auseinandergenommene Ionisationskammern, die mit Schliff versehen sind, abgebildet. Wichtig sind ebenfalls die vorerwähnten Korrektionen auf den Emanationsrest, der nach dem Schütteln des Wassers übrig geblieben ist. Hier bedienen wir uns der Formel, die in den obenstehenden Bemerkungen über den „Verteilungskoeffizienten" angeführt ist. Wir müssen jedoch prinzipiell zwischen zwei Fällen unterscheiden. Entweder wir schütteln den Aspirator ein für allemal und lassen ihn dann während der Überblasung der Emanation in den Kondensator in Ruhe, oder wir nehmen ihn drei, viermal ab und schütteln ihn eine Weile wieder. Im ersten Falle ist die Korrektionsgleichung:

$$\frac{\text{Menge der im Wasser übriggebliebenen Emanation}}{E} = 0{\cdot}25 \frac{\text{Umfang des Wassers}}{\text{Umfang der Luft oberhalb des Wassers im Aspiratoren}}$$

Im zweiten Falle:

$$\frac{\text{Die Menge der im Wasser übriggebliebenen Emanation}}{E} = 0{\cdot}25 \frac{\text{Umfang des Wassers}}{A - v + B + K}$$

wobei E die Gesamtmenge der gemessenen Emanation ist, v der Umfang des Wassers, A der Umfang des Aspirators, B der Umfang des Ballons, K der Umfang des Kondensators. Es lässt sich leicht beweisen, dass im zweiten Falle zum Gesamtumfang der Luft (d. i. $A - v + B + K$) ein Viertel des Wasserumfangs als neuer, scheinbarer Luftumfang hinzugerechnet und damit in der grundlegenden Korrektionsformel multipliziert werden kann:

$$E = (e : K) \times (K + A + B - v + \tfrac{1}{4} v)$$

oder

$$E = (e : K) \times (K + A + B - \tfrac{3}{4} v).$$

4. *Bisherige Messungsergebnisse.* Das bisher erforschte Gebiet ist etwa folgendes: teilweise die Umgebung von Grossaupa (Velká

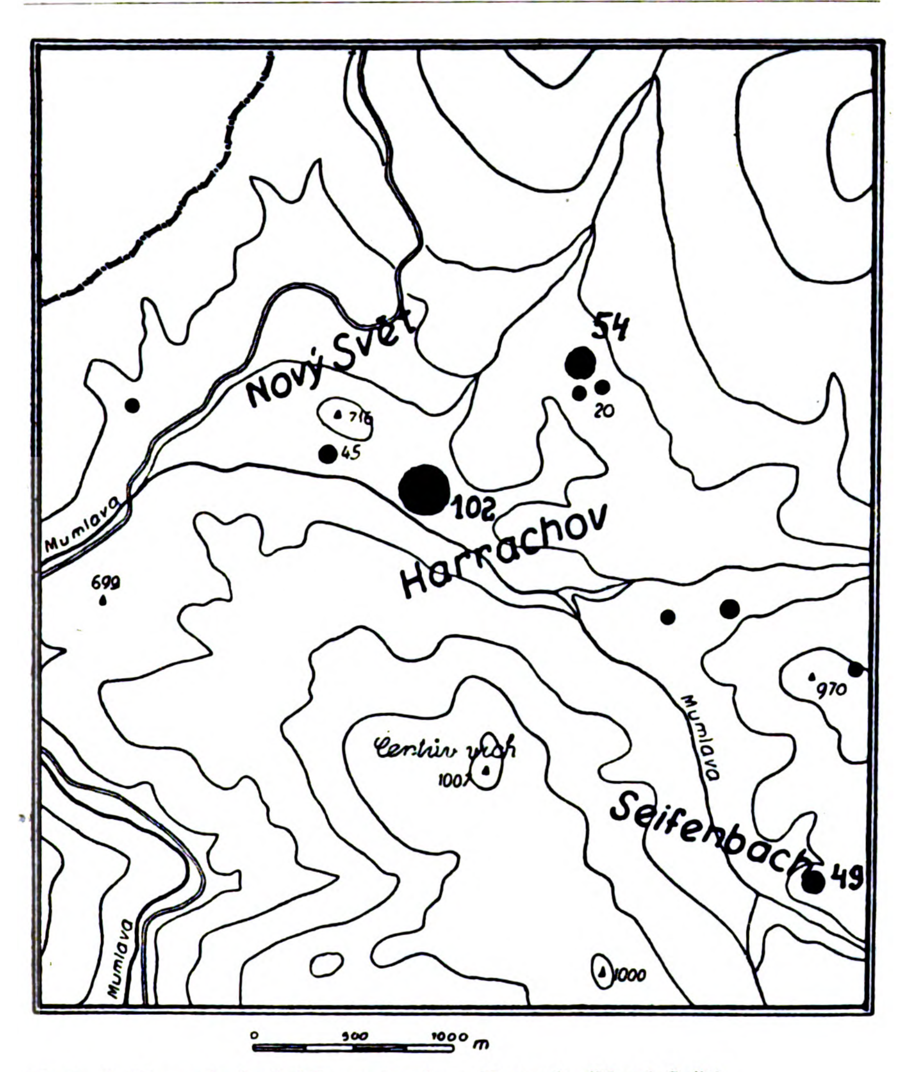
Úpa) und Harrachsdorf (Harrachov), systematischer das Gebiet im Umkreise von den Veilchensteinen, Schneegruben, Elbfallbaude, Pantschefall, Goldhöhe, Schüsselbauden, Iserquellen, Mooshübel, Bockfloss, Bucharweg, Finsterstein, Heidelberg, Benecko, Hackelsdorf, Elbklemme, Dumlichgraben, Křižlice, Witkowitz, Hütten, Resek, Wolfskamm, Koschelkamm, Hofbauden und Kesselkoppe[3]). Auf den beigefügten Karten sind diese Gebiete eingezeichnet, die einzelnen Quellen sind mit um so grösseren Kreisen bezeichnet, je höher die Aktivität der Quellen ist. Wo die Zahl der Quellen an einer Stelle eine viel zu grosse war, z. B. bei den Sonden der Wasserleitungen für Starkenbach (Jilemnice) in der Bátovaschlucht (Bátova rokle) in Benecko oder für Hohenelbe (Vrchlabí) im Dumlichgraben, dort ist nur die stärkste Quelle verzeichnet. Wichtig ist neben der radioaktiven Kapazität der Quelle ihre Ergiebigkeit festzustellen (die Zahl der Sekundenliter Wassers, die die Quelle liefert). Messungen der Ergiebigkeit wurden bei den stärksten Quellen in Benecko vorgenommen und sollen systematisch zu verschiedenen Jahreszeiten durchgeführt werden. Auf diese Weise lässt sich die Frage entscheiden, ob es sich um Quellen handelt, die nahe der Oberfläche oder tief im Inneren entspringen, inwiefern sie dem Einfluss der Niederschläge, der Schneeschmelze unterliegen usw. Die Frage, ob die Radioaktivität der Quellen im Zusammenhang mit den meteorologischen Faktoren steigt oder sinkt, ist von grosser Bedeutung für die eventuelle Spekulation *über den Ursprung der radioaktiven Quellen, über die Theorie des Eindringens der Emanation in das Wasser der Gesteine, über die Theorie der radioaktiven Quellen im allgemeinen.* Der Petrograph erforscht dabei die Dünnschliffe der Gesteine in der Umgebung der Quellen, er bestimmt, welche Gesteinsproben der Radiologe im elektrischen Ofen zu schmelzen und den Gehalt der darin enthaltenen Radiumelemente festzustellen hat. Der Radiologe hinwiederum berichtet über das Ergebnis seiner Messungen dem Petrographen und Geologen, gemeinsam ziehen sie daraus ihre Schlüsse, und der eine ist für den anderen eine Quelle neuer Anregungen. Wie jede systematische Terrainarbeit erfordert auch die systematische radiologische Erforschung des Riesengebirges viel Zeit und ist durch unsere Arbeiten bei weitem noch nicht abgeschlossen.

Die im Jahre 1930 und 1931 durchgeführten Forschungen wurden

---

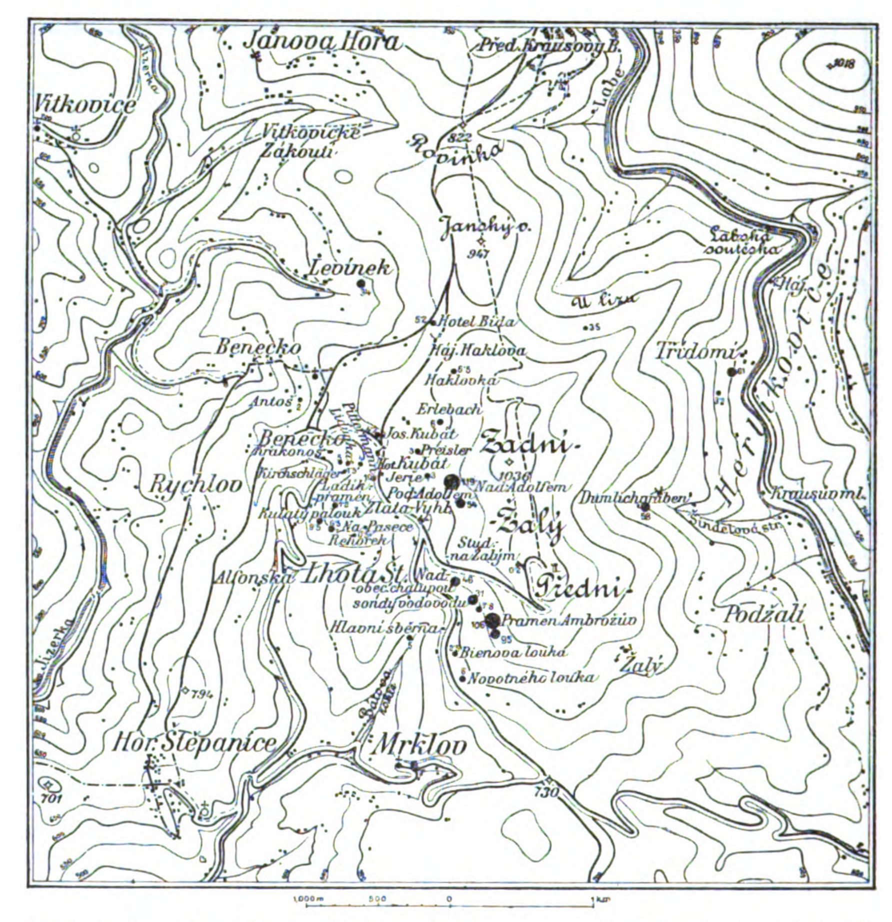
[3]) V. Santholzer, Časopis lékařů českých 1931, Nr. 21. V. Santholzer u. Fr. Ulrich, Rozpravy II. třídy České akademie věd a umění, Jg. XLII, Nr. 1.





Karte 2. Harrachsdorf (Harrachov) — Neuwelt (Nový Svět)

heuer (i. J. 1932) in Benecko und Umgebung erweitert und vertieft. Die Messungen von 1931 sind auf den beigefügten Karten 1, 2 und 3 dargestellt. Die durch Karte 1 und 3 veranschaulichten Gebiete sind vom radiologischen Standpunkt vollständig durchforscht, was besagen will, dass jede Quelle, die auf diesem Gebiete entspringt, auf ihren Inhalt an Radioaktivität hin erforscht wurde.



Karte 3. Der Heidelberg (Žalý) und Umgebung mit Benecko und Ambrožquelle (Pramen Ambrožův)

Einige Quellen, namentlich die stärksten, wurden einigemal durchkontrolliert. In der Gegend von Harrachsdorf wurden nur einige Quellen erforscht, dieses Gebiet würde ein selbständiges Studium verdienen. Die stärkste Quelle ist hier der *Ski-Müllerbrunnen,* der etwa 102 M. E. enthält (bereits 1931 wurden hier bei flüchtiger Untersuchung 80 M. E. ermittelt).

Heuer wurden im September und Oktober *Benecko,* die ganze Umgebung des Heidelberges (Žalý) bis nach Hackelsdorf, Elbklemme und Krausebauden gründlich durchforscht. Der heurige

schöne und trockene Herbst kam den Messungen sehr zustatten. Die heuer beendeten Forschungen schliessen sich eigentlich an das auf Karte 1 veranschaulichte Gebiet an, wodurch ein Teil der böhmischen Riesengebirgskämme systematisch durchforscht wurde (die Kämme in der Gegend von Gross- und Kleinaupa, Marschendorf, Spindlermühle und Petzer hätten ebenfalls ein eingehenderes Studium verdient).

In Benecko in der Bátovaschlucht wurden heuer 106 M. E. gegen die vorjährige Kapazität von etwa 80 M. E. gemessen (Ambrožquelle). Die Ambrožquellen wurden vertieft und um einige Meter gegen den Abhang des Heidelberges verfolgt. Maximal wurden 106 M. E. gemessen. Die Waldquelle oberhalb von Adolf in Benecko hat nach der Vertiefung 122 M. E. Der seit jeher bekannte ausgezeichnete Kurerfolg im schönen Benecko hängt sicher zum Teil mit der bedeutenden Radioaktivität der dortigen Quellen zusammen, die den Umfang der Emanation in der Luft erhöht. Eine fachmännisch-wissenschaftliche Darstellung der radiologischen Erforschung eines Teiles des Riesengebirges, namentlich von *Benecko*, die i. J. 1932 durchgeführt wurde, wird an besonderer Stelle veröffentlicht werden.

Unter den untersuchten Quellen entspringen alle (bis auf einen Fall), welche auf Karte 2 im Gebiete der Mummel und Harrachsdorfs eingetragen sind, im granitischen Gebiet, ebenso die stark aktiven Quellen auf der Pantschewiese (Pančice, Karte 1); die stark aktive Kerkschbachquelle in der Kesselgrube tritt eben auf dem Kontakte des Granits mit dem kristallinischen Mantel auf. Alle anderen Quellen im Gebiete der Kleinen Iser, des Koschelbaches und des Heidelberges, welche sich auffallend auf gewissen Linien gruppieren, gehören bereits dem Gebiete der kristallinischen Schiefer an. In der Gegend von *Benecko* und dem *Heidelberg* (Žalý) ist hauptsächlich Orthogneis, ferner graphitischer Glimmerschiefer, Chloritschiefer und Quarzit vertreten. Die bisherigen Untersuchungen deuten bereits klar an, dass die aktivsten Quellen einerseits auf tektonische Linien, andererseits auf Kontakte zweier verschiedenen Gesteinskomplexe (Orthogneise und Glimmerschiefer) gebunden sind.

5. *Hat die Erforschung der radioaktiven Quellen des Riesengebirges auch irgendeine praktische Bedeutung?* Radiologisch und biologisch orientierte Ärzte schreiben relativ kleinen Dosen von Radiumemanation eine heilbringende Wirkung zu. 50 bis 100 M. E. pro 1 Liter Wasser sollen bereits in bestimmter Richtung heilbrin-

gend wirken. Einige Radiologen gehen noch weiter und behaupten, dass selbst Aktivitäten unter 50 M. E. heilbringend wirken. Sollten wir auch einen ablehnenden Standpunkt einnehmen, so kann man nicht umhin, auf Grund der heutigen Erfahrungen auch kleineren Dosen von Emanation wenigstens eine gewisse Rekreationswirkung beizumessen. Wir reisen ins Gebirge und kehren erfrischt zurück; ganz sicher partizipiert daran die Radiumemanation der vielen Quellen, die an den Abhängen der Berge herunterfliessen; unterwegs kommt das Wasser mit der Luft in Berührung und vermengt sie mit seinem Emanationsgehalt. Da es im Riesengebirge eine Unmenge von radioaktiven Quellen gibt — ganze „Linien" von Quellen — so wird die Luft in der Umgebung der Quellen reicher an Emanation. Am *Heidelberg* z. B. in der sog. *Bátovaschlucht*, hart an der Ringstrasse um den Heidelberg, enthält die sog. *Ambrožquelle* 105 M. E. Wasser gibt sie etwa 0.61 Liter in der Sekunde, also 36 Liter in der Minute. Demnach befördert das Wasser aus dem Inneren des Heidelberges etwa *3.600* M. E. in der Minute. In einer Stunde macht das *216.000* M. E.

Das Wasser aus der Ambrožquelle fliesst an einem jähen Abhang im offenen Graben herunter, zum Teil sickert es auf eine Wiese durch. Etwa 10 m tiefer enthält es nur noch 40 M. E. (eine aus dem Graben entnommene Probe). Auf einer Bahn von 10 m hat also ein Liter Wasser etwa 60% der Aktivität (des Emanationsgehaltes) eingebüsst. Allerdings hängt dieser Verlust vom Charakter des Wasserabflusses ab. Je heftiger das Wasser abfliesst, je mehr kleine Ströme es dabei bildet, je mehr es sich mit der Luft berührt und vermengt, desto rascher verliert es seinen Gehalt an Radiumemanation. Die Luft um die radioaktiven Quellen herum wird demnach zu einem natürlichen Inhalatorium. Nahe der Ambrožquelle finden wir schönen Rasen und Moos. Setzen wir uns in das Moos an der Quelle — in diesem Augenblick atmen wir mit jedem Atemzug etwa 0.25 M. E. Emanation ein. In einem Liter Luft am Ufer der Quelle stellten wir ca. 0.5 M. E. fest, ein Atemzug ist etwa ein halber Liter Luft. Es ist also nicht einmal nötig, das Wasser zu trinken, und schon ist der Organismus in Berührung mit der Emanation gekommen. Eine desto bessere Berührung ergibt sich beim Trinken des Wassers. Zahlreiche Bauden, Häuser, ja ganze Orte im Riesengebirge haben die Brunnen ihrer Wasserleitungen auf dem Gebiete der radioktiven Quellen angelegt. Selbst wenn es sich hier um kleine Aktivitäten, um *Mikroaktivitäten* handelt, kann man ihnen dennoch

eine gewisse Rekreationswirkung nicht absprechen. Die Stadt *Starkenbach* (Jilemnice) hat z. B. in den Quellen ihrer Wasserleitung (am Heidelberg, *Bátovaschlucht*, unterhalb der Ring- und der Fahrstrasse) folgende radioaktive Werte:

Die Quelle, die in den oberen Hauptbehälter mündet .	20	M. E.
Sonde (Brunnen) Nr. 1	22	„
Sonde Nr. 2	25	„
Sonde Nr. 3	45	„
Sonde Nr. 4	23	„
Sonde Nr. 5	19	„

Im Behälter, in dem sich der Zufluss aus den Sonden 1 bis 5 konzentriert, wurden 20 M. E. festgestellt. Die sog. Sonden unterhalb der Fahrstrasse sind ebenfalls aktiv (2—21 M. E.). Noch in der Stadt Jilemnice (Starkenbach) selbst, wo das Wasser durch Röhrenleitung auf einem Weg von etwa 6 km hinkommt, können im Wasser Spuren von Aktivität nachgewiesen werden (etwa 2 M. E.). Ebenso sind die Quellen für *Harrachsdorf* aktiv 54 M. E. Die Sonden der Wasserleitung für die Stadt Hohenelbe enthalten ebenfalls bis 47 M. E. Obwohl unsere Arbeit im Riesengebirge wissenschaftliche Ziele verfolgt, vor allem die Aufdeckung einer Gesetzmässigkeit im Vorkommen der radioaktiven Quellen, muss auch auf die gewisse praktische Bedeutung der Messung der Radioaktivität der Quellen aufmerksam gemacht werden. Aufgabe der Fachleute — *der Biologen und Ärzte* — ist es, auf experimenteller Grundlage die radioaktiven Quellen des Riesengebirges vom Standpunkt des Gesundheitswesens zu behandeln.

Am Schlusse dieser Darstellung danken wir den Instituten, Ämtern und Personen, die uns in unserer Arbeit behilflich waren, namentlich dem Ministerium für öffentliche Arbeiten, das einem von uns (S.) einen Urlaub für die Reise ins Riesengebirge erteilte, ferner dem staatlichen Radiuminstitut, dem Mineralogischen und Petrographischen Institut der Karls-Universität in Prag. Unser besonderer Dank gebührt Herrn *Jindřich Ambrož*, dem Direktor der städtischen Behörden in Jilemnice und dem Sekretär des Gaues Riesengebirge des Klubs der tschechoslovakischen Touristen, für sein grosses Interesse für unsere Arbeiten und vielen guten Rat und Hilfe.

DIE NEUE LINGUISTIK UND DIE TSCHECHISCHE SCHRIFTSPRACHE

Von B. Trnka

Das literarische Schaffen ist von allen Künsten am meisten an das soziale Milieu gebunden, in dem es entstanden ist. Die Gebilde des Pinsels und Meissels, gleichviel in welchem nationalen Milieu sie geschaffen worden sind, reden unmittelbar zu der ästhetischen Empfänglichkeit der Menschen, wenn auch mit ungleicher Kraft und mit ungleichem Gefühlsinhalt. Die literarischen Gebilde, die mit dem Material der Sprache arbeiten, sind schon dadurch Angehörigen anderer Völker unverständlich und können nur im Verhältnis zu dem Masse, in dem die Kenntnis der jeweils gegebenen Sprache verbreitet ist, wirken. Mit anderen Worten: die literarische Kunst ist zum Unterschied von den bildenden Künsten ihrem Wesen nach lokal. Im Mittelalter konnten grosse literarische Kunstwerke solange nicht entstehen, als der Dichter für seine Gebilde nicht eine lebende Sprache benutzte. Übersetzungen, durch die künstlerische Originale eines nationalen Schaffens auch denen zugänglich werden, die die Sprache nicht kennen, sind (oder sollen sein) eigentlich neue Kunstwerke, die mit ihren künstlerischen Wirkungen in einem Höchstmasse an das Original erinnern.

Der lokale Charakter des literarischen Schaffens, der vornehmlich bei zahlenmässig kleinen Völkern wie z. B. bei Dänen, Magyaren und Tschechen in die Augen fällt, ist weder ein Unglück für die nationale Kultur noch ein Verlust für die allgemeine Kultur der Menschheit. Jede Nation ist nur ein grösseres oder kleineres Bruchstück der Menschheit, das mit seinem Scherflein vom eigenen Boden her zu dem grossen Spiel des allgemeinen Fortschrittes im Bereich seines Gebietes beiträgt und gleichzeitig die Impulse aus anderen nationalen und sprachlichen Milieus für seine Bedürfnisse des kulturellen Fortschrittes übernimmt und verarbeitet. Durch die eigentümlichen Züge ihrer Kultur bereichert die Nation zwar die ästhetische Vielfältigkeit der Welt, wenn sie sich aber an jenem internationalen Spiel beteiligen will, muss ihr „give and take“ eine ständige Entladung sein wie zwischen zwei elektrischen Körpern.

Das literarische Schaffen ist schon durch sein Wesen Eigentum einer gegebenen Sprachgemeinschaft und ihr darum vom Gefühl aus so teuer und hochgeschätzt, weil es lokale Eigenart hat und eng mit der Sprache sowie deren Möglichkeiten einer individuellen künstlerischen Auswertung zusammenhängt. Sein lokaler Charakter wirkt anregend auf die verborgenen kulturellen Kräfte der Nation und

damit auch der Menschheit. Gut lässt sich das am modernen Film zeigen. Solange der Film frei vom gesprochenen Wort war, war er universal, da alle Zuschauer ihn verstehen konnten. Diese Universalität hemmte aber aus begreiflichen Ursachen bei kleineren Völkern die Fortschritte der Versuche, zu einer eigenen Produktion zu gelangen. Daraus erklären sich die geringen Fortschritte z. B. des tschechischen Films. Durch die Einführung des lebendigen Wortes in die auf die weisse Leinwandfläche projizierten Bilder haben sich die Dinge geändert: ein nationaler Film ist nötig geworden, der den Zuhörern den vollen Genuss des lebendigen Wortes und einen Ersatz für die verlorenen Wirkungen des stummen Films verschafft. So sind durch den lokalen Charakter des Wortes die Bedingungen für die Entwicklung des nationalen Films gegeben, der wiederum einen auffrischenden Einfluss auf die Entwicklung des Films überhaupt haben kann.

Ist das literarische Werk national und lokal, ist dann auch die Wissenschaft von den Sprachen lokal? Vergleichen wir diese Wissenschaft mit der Psychologie, die von allgemeiner Geltung ist, so muss diese Frage dahin beantwortet werden, dass auch die Sprachforschung zwar mit ihrem konkreten Material an bestimmte nationale Sektoren gebunden ist, durch ihre vergleichende Methode aber sowie durch die Funktion der menschlichen Rede, die allen Sprachen gemeinsam ist, allgemeine Bedeutung wie die Psychologie hat. Die grundlegende Methode der Sprachforschung ist die vergleichende, die von der Basis einer funktionalen Betrachtung ausgeht, handle es sich nun um die Vergleichung von genetisch verwandten oder nicht verwandten Sprachen. Ist der funktional strukturale Gesichtspunkt selbstverständlich bei der Erforschung von Sprachen, bei denen eine gemeinsame genetische Grundlage ausgeschlossen ist oder erscheint, so darf er auch nicht bei der historischen Vergleichung verlassen werden. Zwischen den Ergebnissen der synchronischen und diachronischen Forschung besteht nicht der Gegensatz, wie er unrichtigerweise in dem bahnbrechenden Werk des Genfer Linguisten F. de Saussure „Cours de linguistique générale" behauptet worden ist, wenn man nämlich auch in der Diachronie die funktional-strukturale Methode anwendet, die de Saussure nur in der synchronischen Forschung für möglich erachtete. Vielleicht könnte man diese Methode bis zu einem gewissen Masse der Bildvergleichung zur Seite stellen, denn auch sie verfährt nicht so, dass sie die Einzelheiten isoliert, ohne Rücksicht auf das Ganze, sondern gerade umgekehrt ihre Aufmerksamkeit auf das Ganze und die

Funktionen lenkt, die jene Einzelheiten darin haben. Das gleiche Detail kann in zwei Werken eine völlig verschiedene Bedeutung haben. Vergleicht man dann die Bilder, nach deren Muster jene Originale fast ganz oder teilweise enstanden sind, so ist es wiederum notwendig, struktural zu vergleichen und keineswegs die isolierten Veränderungen der Einzelheiten. Die Richtigkeit der strukturalen Methode ist offenkundig[1]) und wenn etwas der *„Prager Linguistischen Vereinigung“* („Pražský linguistický kroužek“) zum Verdienst angerechnet werden kann, die diese Methode zur Grundlage ihrer sprachwissenschaftlichen Arbeit gewählt hat, so ist es nur die Tatsache, dass sie sich bemüht, mit einer genauen Terminologie in der praktischen Forschung in der Richtung fortzuschreiten, die schon vor dem Kriege in vereinzelten Arbeiten führender Linguisten verkündet worden war.

Der strukturale Standpunkt befreit die Sprachforschung aus ihrer Isolierung im Kreise der Geisteswissenschaften und verstärkt ausserdem ihre Einheit und Allgemeinheit, die übrigens auch von den Junggrammatikern (vgl. z. B. Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“) gefordert wurde. Auch praktische Fragen des Sprachlebens, die in verschiedenen Sprachgebieten auftreten, haben von diesem Standpunkt aus ihr Interesse für jeden Sprachforscher. So wird z. B. die Frage der Änderung der holländischen Orthographie, eine rein lokale Frage zu einem Problem, wofür Linguisten Interesse haben, die sich mit nichtgermanischen Sprachen beschäftigen. Diese Verstärkung des Interesses für konkrete Sprachprobleme in verschiedenen Ländern ergibt sich als Folge der Verwendung der funktional-strukturalen Methode und wird sich noch steigern, je mehr diese Richtung in der Sprachforschung allgemeiner werden wird.

Vom Standpunkt der funktionalen Sprachwissenschaft ist von breiterem Interesse auch eine Diskussion, die zwar für die tschechische

[1]) Die strukturale Methode, die dem Linguisten die Möglichkeit gibt, sich wissenschaftlich mit der Vergleichung nicht oder entfernt verwandter Sprachen zu befassen, befreit die Sprachforschung von den engen Fesseln eines Denkens, das an den konkreten Erscheinungen der Sprache haftet und die Funktionen ignoriert. Eine parallele Verschiebung des wissenschaftlichen Interesses von isolierten Fakten zum funktionalen Gesichtspunkt könnte man auch in der historischen Forschung erwarten, wenn die Soziologie (nach meiner Auffassung eine „synchronische“ Geschichte) zu einer strukturalen Analyse der konkreten sozialen Fakten gelangen könnte und mit der gleichen Methode die historischen (diachronischen) sozialen Fakten vergliche. Der strukturale Gesichtspunkt ist jetzt auch in der Psychologie und der Physiologie anerkannt.

Sprachpraxis eine grössere Bedeutung hat als für andere Sprachen, aber auch für diese oder jene von ihnen nicht ganz ohne Bedeutung ist, ein Streit über die theoretischen Grundlagen der Schriftsprache. Diese Diskussion, der die weiteren Zeilen dieser Erörterungen gewidmet sind, ist nicht verständlich ohne Kenntnis der Umstände, unter denen sich die tschechische Schriftsprache im vergangenen Jahrhundert entwickelt hat. Es ist daher notwendig, diese Entwicklung in Kürze zu skizzieren, um das Verständnis der heutigen Situation zu erleichtern.

Die romantische Bewegung, die der tschechischen nationalen Erneuerung zu Beginn des 18. Jahrhunderts, die nur mit schwachen Wurzeln in der Aufklärung haftete, einen besonderen Charakter verlieh und später in der Zeit des Realismus und Naturalismus in einem falschen Ton ausklang, hatte sich in spezifischer Weise ausgewirkt. Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts trachtete nämlich jedwede Bemühung um die Pflege des Tschechischen, einer alten Kultursprache der Gotik, der Renaissance und teilweise des Barock, nicht nur danach, an die alte durch den sozialen und politischen Verfall in den zwei vorhergehenden Jahrhunderten unterbrochene Tradition anzuknüpfen, sondern auch danach, alles auszumerzen, was im Wortschatz und in der Syntax an die passive Stellung der Muttersprache gegenüber der den Tschechen von der absolutistischen fremden Herrschaft aufgedrängten Sprache erinnerte. Die neutschechische Schriftsprache wurde in beträchtlichem Masse hauptsächlich nach der Sprache des 16. und 17. Jahrhunderts rekonstruiert und entfernte sich so von der Volkssprache nicht nur in lautlicher und morphologischer Hinsicht, sondern auch syntaktisch und lexikalisch — ganz abgesehen von der Unterscheidung, die naturgemäss durch die verschiedene Funktion der Schriftsprache und der Volkssprache gegeben ist — ganz im Widerspruch zu der späteren demokratischen Zeitströmung. Das Künstliche dieser neuen Sprache schwand zwar in dem Masse als sie Verbreitung in breiten Volksschichten fand, aber ihre Stabilisierung wurde notwendigerweise verlangsamt, weil in ihrer am häufigsten vorkommenden Funktion die feste Basis der lebendigen Volkssprache fehlte. Der tschechische Stilist im 19. Jahrhundert fürchtete nicht so sehr, gegen die Stabilisierung der Sprache durch neu geschaffene Termine zu sündigen, als eingelebte Germanismen unterlaufen zu lassen, ob sie ihm auch noch so gewohnt waren. Bei dem Widerstand gegen die deutsche Sprache, den man mit dem heutigen Widerstand der Vlamen gegen das Französische vergleichen könnte, ist jedoch interessant, dass die Bemühungen um

die Kultur der tschechischen Sprache unausgesetzt eben die deutsche Sprache in Betracht zogen. Jedes der puristischen Handbücher — man hat dafür die anschauliche, etwas grausame Bezeichnung „Brus českého jazyka" d. i. „Schleifstein der tschechischen Zunge" geprägt — wimmelte von Empfehlungen, wie man einen Ausdruck oder eine Wendung, die dem Tschechischen und Deutschen gemeinsam sind, durch andere Ausdrücke und Wendungen ersetzen könne, die in dieser Hinsicht einwandfrei erschienen, anstatt sich ohne Rücksicht auf den historischen Ursprung gründlicher mit Synonymik und Antonymik zu beschäftigen, den zeitgenössischen Sprachgebrauch zu studieren und sich auf dessen Grundlage zu bemühen, die Schriftsprache zu festigen und zu verfeinern, immer im Hinblick auf die differenzierten Ausdrucks- und Mitteilungsbedürfnisse des Kollektivums. Die puristischen Bestrebungen hatten im grossen und ganzen Bewegungsfreiheit, denn die junggrammatische Richtung der Sprachwissenschaft, die seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Herrschaft gelangt war, konnte in den Fragen der Sprachkultur aus prinzipiellen Gründen keine Entscheidung treffen. Die Junggrammatiker konnten zwar nicht umhin, die Notwendigkeit und Möglichkeit von Abweichungen in der sprachlichen Entwicklung zuzugeben, aber in der Praxis stützten sie sich immer auf den Usus des 16. Jahrhunderts, wie es auch die amtlichen Regeln der Rechtschreibung bezeugen, in denen Änderungen in der Schreibung vieler Wörter nur durch jene Rücksicht begründet werden können. Puristische Strömungen machten sich von Zeit zu Zeit auch im Bereich der deutschen Sprache geltend, die ebenso, wie das Tschechische, stark von der Romantik beeinflusst war, aber sie waren bei weitem nicht so schädlich, weil der deutsche schriftsprachliche Usus im ganzen gefestigt war und die puristischen Eingriffe daher die Grundlagen der Stabilität der Sprache nicht berühren konnten. Die Notwendigkeiten der Ausdrucksbedürfnisse wirkten freilich trotz der puristischen Bestrebungen auch in der Richtung einer Festigung der tschechischen Schriftsprache in jenen kulturellen Bezirken, in denen sie im Laufe des 19. Jahrhunderts kollektiv verwendet wurde, so dass sich schon in der Generation, die als erste aus tschechischen Mittelschulen hervorgegangen war, eine im ganzen ziemlich feste Anschauung von der richtigen Sprache gebildet hatte.

Nach dem Weltkrieg war ein neues Schwanken der Sprache zu beobachten. War die Ursache dieser Erscheinung eine Missachtung der Muttersprache? Nachlässigkeit im Sprachgebrauch war nach dem Kriege eine gemeineuropäische Erscheinung. Die Hauptursache

des Schwankens in dem besonderen Fall der tschechischen Sprache war aber gewiss die, dass die Schriftsprache plötzlich vor der Notwendigkeit stand, einen Ausdruck für die neuen Situationen und Begriffe für diejenigen Bezirke des öffentlichen und kulturellen Lebens zu finden, die vor dem Krieg in der Zeit des sozialen Reifens und der politischen Ohnmacht ausserhalb der tschechischen kollektiven Erfahrung gelegen hatten, einer Notwendigkeit, die namentlich schwer auf jenen lastete, die erst nach dem Kriege die Reihen des kulturellen Arbeiters aufgefüllt hatten. Kein Wunder also, dass sich ein neues Schwanken einstellte und damit auch als übertriebene Reaktion ein neuer Versuch der Puristen, die Stabilität der Sprache zu unterwühlen, die ein Ergebnis der Arbeit des sprachlichen Kollektivs und eine unerlässliche Voraussetzung der Kultur jeder Schriftsprache ist. Die puristischen Bestrebungen der Nachkriegszeit sind ein doppelter Anachronismus: einmal stehen sie in Widerspruch zu der unvermeidlichen Tendenz, die neutschechische Schriftsprache zu europäisieren, die im 18. und zum Teil auch im 19. Jahrhundert eine bäuerliche Sprache gewesen ist, einer Tendenz, die im Tschechischen wie auch in anderen Sprachen bereits einmal, in der Epoche des Mittelalters und der Renaissance verwirklicht worden war. Zum anderen stehen sie in Widerstreit mit den wissenschaftlichen Grundsätzen der Junggrammatiker und im absoluten Gegensatz zu den neuen Strömungen, die heute die Sprachwissenschaft beherrschen. Die reaktionären Eingriffe der Puristen sind im ganzen ohne Schaden zu stiften an dem gefestigten kollektiven Usus abgeprallt, der heute aus inneren und äusseren Gründen viel widerstandsfähiger ist als früher. Trotzdem ist die richtige Orientierung vieler tschechischer Linguisten einigermassen auf Abwege geführt worden und zwar dadurch, dass der neue, junge Purismus eine neue Theorie von wissenschaftlichem Aplomb aufgestellt hat[2]) und dass er durch die Person des verantwortlichen Redakteurs der Zeitschrift „Naše Řeč" („Unsere Sprache"), die sich die Aufgabe gestellt hatte, die sprachliche Kultur zu pflegen und die von der Tschechischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird, den Anschein einer offiziellen Strömung erlangt hatte. Ein Beleg für die Desorientierung sind einige Abhandlungen und Polemiken, die nach dem vorzeitigen Tode Václav Ertls, des früheren verantworlichen

---

[2]) Dr. Jiří Haller: Problémy jazykové správnosti (Probleme der Sprachrichtigkeit. X. und XI. Jahresbericht des tschechischen staatlichen Realgymnasiums in Aussig a. E. 1930 und 1931.)



Redakteurs der „Naše Řeč", in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften aufgetaucht sind.

In die offene Frage der richtigen Grundsätze einer Kultur der Schriftsprache hat zu Beginn dieses Jahres der Pražský Linguistický Kroužek eingegriffen, indem er in den Monaten Januar und Februar einen Zyklus von Vorträgen mit anschliessender Debatte veranstaltete. Der Text dieser Vorträge ist vor kurzem unter der Redaktion der Professoren B. Havránek und M. Weingart in Buchform erschienen: *„Spisovná čeština a jazyková kultura"* (Die tschechische Schriftsprache und die sprachliche Kultur. 1932. 8°. 257 S. Verlag „Melantrich", Prag). Mit der Theorie der Sprachrichtigkeit haben sich schon ausländische Gelehrte wie A. Noreen, Setälä und O. Jespersen in einem Kapitel seines schönen Buches, „Mankind, Nation and Individual from a linguistic point of view" (Oslo, 1925) befasst; schon vor dem Kriege haben sich auch tschechische Gelehrte damit beschäftigt, aber wohl zum erstenmal ist in diesem Bändchen von einem dritthalb hundert Seiten der ganze Komplex der auf das Problem bezüglichen Fragen durchgenommen worden. In der ersten Abhandlung bestimmt Prof. V. *Mathesius* das gegenseitige Verhältnis der historischen Reinheit zur Frage der Durchbildung und Verfeinerung der Sprache. Prof. B. *Havránek* handelt über die Beziehungen der Schriftsprache zu den Dialekten und zur Volkssprache, von der Herausbildung der Norm und von der funktionalen Differenzierung der Schriftsprache. In einem glänzend mit der Verve des Wissenschaftlers geschriebenen Artikel setzt sich Dr. Roman *Jakobson* mit dem heutigen Purismus auseinander. Dem Verhältnis zwischen der Sprache der Prosa und der Sprache der Dichtung, deren Wesen in einer „Deformation" der geläufigen Sprache besteht, ist der Beitrag des Privatdozenten Dr. J. *Mukařovský* gewidmet. In der letzten Abhandlung schliesslich erörtert M. *Weingart* eingehend die Probleme der lautlichen Kultur der tschechischen Sprache. Den Beschluss des Bandes bilden programmatisch stilisierte „Allgemeine Grundsätze für die Kultur der Sprache".

Nimmt man das Buch durch (das in seinen allgemeinen Teilen eine Übersetzung in eine bekanntere Sprache verdiente[3]), so gelangt man zu der Überzeugung, dass es ein weiterer Beleg dafür ist, wie die funktional-strukturale Sprachwissenschaft, ein Gewächs des Bodens der internationalen Linguistik, befruchtend auf eine einheimi-

[3]) Einen vorläufigen Ersatz können die gedrängten das Wesentliche aber umfassenden Referate über die fünf Vorträge in der „Prager Presse" vom 13., 27., 28. Januar, 10. und 11. Februar 1932 bieten.

sche lokale Kultur wirken kann. Die puristischen Eingriffe in die Stabilität der neuen Sprache sind nun ein für allemal ausserhalb des Gesetzes gestellt, denn die strukturale Sprachforschung liefert eine neue wissenschaftliche Grundlage, von der aus die puristischen Bestrebungen richtig beurteilt und gewürdigt werden können. Der Kultur der Schriftsprache eröffnen sich neue Ausblicke und Richtungen, die sicher zum Ziele führen.

UNTER DOPPELADLER UND SOWJETSTERN

Von Josef Kudela

W. H. Braun ist auch ein Reichsdeutscher wie E. E. Dwinger, über dessen Buch ich jüngst in dieser Zeitschrift geschrieben habe. („Zwischen Weiss und Rot", Jahrg. I., S. 524 u. ff.). An die Front ist er aber nicht als Kavallerieoffizier gegangen, sondern als Infanterist. Nach kurzem Aufenthalt in den Schützengräben zwischen Myschinec und Lomscha am Narew geriet er Mitte Juli 1915 in russische Gefangenschaft. Er hat die Entbehrungen und Qualen eines Kriegsgefangenentransportes und des Lebens in einem Lager (Wjasniki an der Kljasma) erlebt; wurde Ochsenknecht auf einem Gutshof (Petrowo im Charkower Gouvernement), erkrankte, fand keine Erholung im Lager des Roten Kreuzes (in Woltschansk); hatte die Schrecknisse des Kriegsgefangenenlagers in Charkow (zuerst im Zirkus, dann in einer Ziegelei usw.) durchzumachen, wo er fast nur durch ein Wunder vor dem Tode gerettet wurde. Vor Ostern 1916 wurde er nach der Kreisstadt Starobjelsk (im Charkower Gouvernement) transportiert, wo er eine berufgemässe Anstellung fand — als Setzer in einer Buchdruckerei; bald wurde er auch Billeteur in einem Kino. Dort führte er ein behagliches Leben bis zur Ankunft der deutschen Okkupationsarmee (Anfang April 1918). Nachdem er kurze Zeit bei dem deutschen Stadtkommando als Dolmetscher beschäftigt gewesen war, ist er nach Kiew gefahren, wo er dann illegal (als „Deserteur") lebte, bis nach dem Ende des Krieges das deutsche Heer nach Hause zurückkehrte. Seine politische Gesinnung wurde unterdessen bolschewistisch; später wurde er in die kommunistische Partei (die deutsche Sektion) aufgenommen. Er arbeitete als Bürobeamter in der Paßstelle für Ausländer (wurde sogar Leiter der Ausländerkontrolle auf dem Podol). Mitte Mai 1918 wurde er zum I. Internationalen Regiment abkommandiert, das Ende Mai an die Rote Front gegen Petljura geschickt wurde. Während des Rückzuges (beim Heranrücken der Denikinischen Armee) wurde er

als Begleiter eines Krankentransportes nach Moskau kommandiert, wo er dann an der „ökonomischen Front“ arbeitete. Im Dezember 1919 fuhr er als Delegierter des deutschen und österreichischen Arbeiter- und Soldatenrates nach Sibirien, um den Kriegsgefangenen in den dortigen Lagern zu helfen, ihre Evakuation vorzubereiten und in ihren Reihen Propaganda für das Sowjetsystem zu machen — er gelangte dabei bis Krasnojarsk.

Seine Schicksale waren also wesentlich andere als die Dwingers: er gelangte in das entgegengesetzte politische Lager und an der neuen Front fielen ihm eher administrative und humanitäre Rollen zu.

„Erlebnisse und Beobachtungen, die ich als Kriegsgefangener und Rotarmist während meines sechsjährigen Aufenthaltes in Russland und Sibirien machen konnte“, so bezeichnet er im Vorwort den Inhalt seines Buches *„Unter Zarenherrschaft und Sowjetstern“*. (Verlag Rudolf Köstenberger, Graz in Österreich. 1930. 2. Auflage.) Es ist kein einheitliches Buch; es zerfällt (im eigentlichen Sinne des Wortes) in drei Teile: Kriegsgefangenschaft, Revolution, Bürgerkrieg.

Im ersten erzählt er, wie er in die Gefangenschaft geriet und was er erlebt hat, bevor er in Kiew „desertierte“. Er erzählt mancherlei vom russischen Volk und dessen Lebensart (besonders in dem breiten Kapitel „Was ich als Argus sah und hörte“, S. 53 uff.) — manchmal ohne die Zustände hinreichend zu verstehen; so nennt er die russische Kirche „griechisch-katholisch“ (64), „griechisch-katholisch-orthodox (streng- und rechtgläubig)“ und erzählt, dass der Pope in Starobjelsk bei einem Leichenzug lateinische Worte sang (65). Seine Kenntnis des Russischen hat (auch später) wesentliche Lücken.

Im zweiten Teil des Buches bemüht sich Braun die Ursachen der Revolution zu deuten, ihren Ausbruch („Es kracht“) und Verlauf („Ein Zwischenakt“) bis zur „roten Flut“ wiederzugeben. Man hat hier keine Memoiren vor sich, wiewohl eigentlich auch hier seine hauptsächliche Quelle Erinnerungen sind an das, was er damals (in Zeitungen und Broschüren) gelesen, was er in Gesprächen, in Versammlungen und in der politischen Schule (in der Roten Armee) gehört und was er in der Vorbereitung für die Propagandaarbeit unter den Kriegsgefangenen gelernt hatte. (In dem Kapitel vom „heiligen Teufel“ Rasputin hat er mehr als 17 Seiten einem Aufsatze von Winfried Gurlitt in den „Weltstimmen“ wörtlich entnommen.) Im dritten Teil („Bürgerkrieg“) kehrt er teilweise wieder zur Erzählung seiner Erlebnisse zurück.

Das erste Kapitel dieses Teiles ist den „Befreiern" gewidmet, der reichsdeutschen Armee, welche dem Gesuche der ukrainischen Regierung Folge leistend, ihr gegen die Bolschewiken zu Hilfe kam. Den Oberbefehlshaber dieser Armee, Generalfeldmarschall v. Eichhorn stellt er folgendermassen vor (S. 175): „Dieser Mann hatte Tausende der besten Volksgenossen auf dem Gewissen. Arbeiterblut klebte an seinen Händen. Ein Würger der Bauern war er im wahrsten Sinne des Wortes. Schonung von Menschenleben kannte er nicht. Rücksichtslose Vernichtung und Ausrottung der revolutionären Arbeiter und Bauern verlangten seine Befehle... Ein Unmensch wie er, der den Eisenbahnerstreik mit Verhaftungen und Erschiessungen niederschlug, der kriegsgefangene Russen zwang, in den Reihen seiner Truppen gegen die Revolution zu kämpfen und im Falle der Weigerung diese armen Menschen niederschiessen liess, hatte sich bei der werktätigen Bevölkerung bis auf den Tod verhasst gemacht. Hört man von den übrigen Greueltaten, dann sträubt sich die Feder, alles das wiederzugeben, was auf seine Veranlassung hin an Scheusslichkeiten ausgeübt worden ist. So liess General von Eichhorn u. a. bei einem Bauernaufstand in einem Landkreis achttausendfünfhundert Menschen hinmorden. Siebzehn Galgen standen in einem Dorf und die Bauern mussten in Reihen antreten und darauf warten, gehängt zu werden." — Als ein krasses Beispiel, wie die Aufrechterhaltung der „Ordnung" und die „Freundschaft" für das ukrainische Volk in Wirklichkeit aussahen, führt dann B. ausführlich (S. 176/9) einen Bericht an, den ein deutscher Soldat der Okkupationsarmee P. F. im Berliner „Abend" vom 18. Juni 1928 veröffentlicht hat. Sein Bataillon kam am Mittag des 11. Juni 1918 in Taganrog am Asowschen Meere an. Gleich darauf kam es zu einem Gefecht mit den Bolschewiken, das drei Tage dauerte. Das Bataillon machte etwa hundertachzig Gefangene, die man zwei Tage und Nächte ohne Speise und Getränk in der Hitze schmachten liess. „An dem ziemlich steil ins Meer abfallenden steinigen Ufer mussten dann die Bedauernswerten mit unseren kurzen Infanteriespaten sich auch noch ihr eigenes Grab schaufeln... Fünf oder sechs solcher Gruben wurden im ganzen hergestellt. Dann wurden immer zehn Mann geholt. Mit dem Gesicht zur Grubenöffnung mussten sie sich auf den Grubenrand stellen. Die Gefangenen bekreuzigten sich schnell einige Male — dann krachte eine Salve. Die Henker standen ganz dicht hinter ihnen und schossen in die Hinterköpfe. Die Schusswirkung war geradezu schauderhaft. Einigen zerplatzte buchstäblich der Schädel, anderen flogen die Mützen hoch in die Luft, und dann

plumpsten die Ärmsten vornüber mit dem Gesicht auf die Erde, in die Grube. Dann kamen die nächsten an die Reihe. Sie mussten sich ebenfalls auf den Grubenrand stellen und sahen ihre toten Kameraden vor sich in der Grube liegen. Wieder bekreuzigten sie sich, schon kracht die Salve, und wieder haben zehn Mann ihr Leben ausgehaucht... Sie fallen auf die bereits Erschossenen. Das geht so weiter, bis die eine Grube voll ist, immer mehrere Reihen übereinander. Ein entsetzlicher Anblick! Zuckte noch einer, bekam er einen Fangschuss nachgepfeffert. Für die wartenden Gefangenen, die die Schüsse hörten, und die nun wussten, was ihnen bevorstand, müssen das entsetzliche Qualen gewesen sein... Wir konnten das Gemetzel, das fast eine Stunde dauerte, nicht mehr mit ansehen und gingen voller Abscheu weg... Zahlreiche junge Ostpreussen hatten sich freiwillig dazu (zu dem „Henkerhandwerk", A. d. R.) gemeldet... Warum man die Kriegsgefangenen einfach erschoss, blieb uns ein Rätsel ...

„Schaudernd wenden wir uns ab von den Bildern des Grauens und Mordens" — so beendet B. das Kapitel über diese „Befreier" der Ukraine. Auch im folgenden Kapitel (Der „Deserteur") liest man davon: wie die Okkupanten „auf deutsche Manier" die streikenden Eisenbahner für Lohnausfall entschädigten (S. 181) und wie sie die „Aufrührer" draussen vor der Stadt, in dunkler Nacht niederschossen (S. 183). Man erfährt auch, dass deutsche Soldaten „auf dem Wochenmarkt die ganze Zeit her Schleichhandel mit allem möglichen Kram trieben" (S. 180/1) und dass einige von ihnen falsches ukrainisches Papiergeld herstellten und verbreiteten (S. 180 u. 184/5). Dabei rücksichtslose Plünderung des ganzen Landes.

Ein Absatz ist hier auch der polnischen Armee in Russland gewidmet (S. 168). „Die polnischen Söldlinge... kämpften auf Befehl der Entente gegen die Sowjetregierung... Das hielt sie aber nicht ab, mit den Deutschen eine Verabredung zu treffen... Der den Deutschen geleistete Lakaiendienst wurde von diesen damit belohnt, dass sie das I. polnische Korps kurzerhand entwaffneten. Kurze Zeit später — am 28. Mai 1918 — fand die polnische Komödie ihr Ende in der Schlacht bei Tscherkassy (Gouvernement Kiew), wo die Polen sich ergaben." Abgesehen von den bolschewistischen Agitationsphrasen, sieht man gleich, dass B. den Entwicklungsgang der polnischen Armee in Russland nicht einmal in seinen Hauptzügen kennt. Denn das, was er Schlacht bei Tscherkassy nennt, ist in der Geschichte der polnischen Legion als Schlacht bei Kaniów wohlbekannt, die am Dnjepr (zwischen Kiew und Tscherkassy) ausge-

fochten wurde. Auf der polnischen Seite stand dort das sogenannte II. Armeekorps, eigentlich nur seine 5. Division; deren Kern bildete *die II. („eiserne") Brigade der polnischen Schützenregimenter in der österreichisch-ungarischen Armee,* die Mitte Februar 1918 meuterte, sich durch die Front nach Russland schlug und sich mit dem II. Korps vereinigte. Dieses Korps stand in keiner Verbindung mit dem I. polnischen Armeekorps, welches weit nördlicher, in Weissrussland, stationierte. Die Ankunft der II. Brigade wurde damals von der bolschewistischen Öffentlichkeit lebhaft begrüsst; sie geriet in keinen Kampf mit der Sowjetregierung; sie wollte nach Osten marschieren, um durch Russland an die französische Front zu gelangen. Die Schlacht bei Kaniów, welche am 11. Mai (nicht am 28. Mai) stattfand, wird mit vollem Recht als eine Tragödie bezeichnet — nur eine gänzliche Unkenntnis der Situation kann da von einer Komödie sprechen.

Nach dem Ausbruch der Revolution in Deutschland verliessen die Okkupationstruppen die Ukraine; bald darauf — Anfang 1919 — begannen sich in Kiew Gruppen zerlumpter Gestalten zu zeigen — Kriegsgefangene. „Von fernher kommen sie, aus dem Ural, von der Wolga, aus den Steppen des Südens und Ostens... Stumm fügen sie sich ins Unvermeidliche. Sie sind doch dem Ärgsten entronnen: der Tyrannei ihrer einstigen Waffenbrüder, der Tschechoslovaken, die seit dem Sommer vergangenen Jahres an der Wolga und im Ural (also nicht in den Steppen des Süden und Ostens, A. d. R.) mit teuflischer Grausamkeit ihren Hass an unschuldigen und wehrlosen Menschen auslassen. Wer ihre Schilderungen vernimmt, den packt das Entsetzen." (S. 188.) Braun sagt es zwar nicht ausdrücklich, aber offensichtlich will er im Leser den Eindruck wachrufen, dass der Inhalt des folgendes Kapitels (Die „Staffel des Todes") auf den Erzählungen dieser Kriegsgefangenen beruht.

Wieder bekommt man hier zu lesen, dass die Kriegsgefangenen mit aller Erbarmungslosigkeit von „ihren einstigen Waffenbrüdern", den Tschechoslovaken, zu fühlen bekamen, dass sie Kriegsgefangene waren. Peiniger der Kriegsgefangenen werden die Tschechoslovaken genannt. „Kurz und bündig" erklärt B. — nach bolschewistisch-deutscher Art und Weise — die Entstehung der tschechoslovakischen Armee in Russland und ihre Rolle im Bürgerkriege. Man liest u. a. auch folgendes (S. 191): „In den Kriegsgefangenenlagern genossen die Tschechen ganz besondere Vergünstigungen gegenüber den Deutschen, Österreichern und Türken. Überall führten sie das Kommando, wurden in den russischen Kanzleien beschäftigt, gut ent-

lohnt und ausreichend beköstigt. In ihrer Freiheit waren sie unbeschränkt. Mit einem Worte: sie waren die Lieblinge des Zaren und der Militärpartei." Zu diesen Phantasien genügt es zu bemerken, dass im ersten Teile des Buches, wo B. seine Erlebnisse in einigen Lagern erzählt, wo auch tschechoslovakische Kriegsgefangene lebten, kein Wort von einer solchen besonderen Stellung der Tschechen gesagt wurde. — Nach bolschewistischer Art und Weise wird auch der Grund und der Ausbruch des tschechoslovakischen Konfliktes mit den Sowjets dargestellt; wieder liest man hier die bekannten Phrasen (S. 192): „Sofort war zu erkennen, dass dabei die Entente-diplomatie ihre Hände im Spiele hatte, denn auf eine ultimative Forderung der Sowjetregierung an die Tschechen, die Waffen abzuliefern, antworteten diese mit Repressalien und schrecklichen Roheitsakten gegen die sowjetfreundliche Bevölkerung."

„Die im Wolgagebiet und an der sibirischen Bahnlinie vandalisch hausenden Tschechen liessen ihren Hass allen Kriegsgefangenen ohne Ausnahme in der brutalsten Weise fühlen." (S. 193.) Die Tschechoslovaken werden wieder als schlimmste Peiniger der Kriegsgefangenen bezeichnet. Und zu den sie betreffenden Absätzen sind Sätze beigefügt von Mütterchen Wolga, welches „die Blutopfer, von den Mördern ihr zugeworfen", aufs sandige Ufer trug; es sollen Leichen der Kriegsgefangenen gewesen sein. (S. 194.) Solid und redlich wird man diese Methode kaum nennen.

Doch — zu den grossen allgemeinen Phrasen nun endlich ein Beleg: eine Geschichte von der Grausamkeit der Tschechoslovaken — gegen die Kriegsgefangenen, erwartet man. Betrachten wir sie näher! Es wird von den Kämpfen an der Wolga allerlei erzählt (was sich nicht immer mit der Wahrheit deckt); man liest hier auch: „Die Gefangenen werden die ganze Zeit über zwischen Samara und Syzran hin- und hergeworfen." (S. 195/6.) Weshalb dies geschah, ist nicht ganz klar. Im Oktober bei der Evakuation von Samara soll folgendes vorgekommen sein (S. 196): „Ganz aufgeregt stürzen die Tschechen in die Zellen, die Gefangenen auffordernd, sich binnen drei Minuten transportfertig zu machen. Mehr als dreitausend sind es, die in finsterer, kalter Oktobernacht unter scharfer Bewachung durch die Strassen der Stadt nach dem Bahnhofe ziehen. Todgeweihte..." (die drei Punkte sind in dem Buche.) So entstand die „Staffel des Todes", nach welcher das Kapitel benannt ist; ihr Schicksal wird geschildert: „Das erstemal nach acht qualvollen Tagen und Nächten, in denen die Gefangenen ihre Notdurft vor den Augen der Mitfahrenden im Wagen verrichten muss-

ten, öffnen sich die Wagentüren... Das Volk eilt zuhauf nach einem nahen Abhang. Dort stehen acht zum Tode verurteilte Bolschewiki... Eine Salve kracht... Und nun beginnt auf der weiteren Fahrt die blutige Rache der Tschechen. Der Fähnrich Asolin gibt den Befehl, die Gefangenen zu erschiessen. Die Wagen beginnen sich zu leeren. Dutzende werden täglich hingemordet... Endlich (in Krasnojarsk, A. d. R.) finden sich die Tschechen bereit — sicherlich auf Anregung der Japaner — den Gefangenen Suppe und Brot zu verabreichen. Zwölf Pfund (ungefähr 5 kg, A. d. R.) für fünfzig Mann. Doch viele Genossen sterben nach wenigen Minuten, weil ihr Magen das Brot nicht mehr verdauen kann." (S. 197/8.) Wie es die Gefangenen bis Krasnojarsk, — also sagen wir: drei Wochen lang — ohne Nahrung aushielten und am Leben blieben, das und vielleicht noch anderes wird der Leser schwer begreifen. — „Am Jahrestage der Revolution, am 7. November 1918, trifft die ‚Staffel des Todes' auf der Station Mandschuria ein... Während Hunderte von Stimmen die ‚Internationale' ertönen lassen, schiesst die Wache in die Wagen. Es gibt Tote und Verwundete in Massen. Die Freiwilligen des Ataman Kalmykow... stürzen sich auf die erstarrten Leichen und peitschten sie bis zur Unkenntlichkeit..." Die Übriggebliebenen wurden bis nach Nikolsk-Ussurijsk gebracht, wo „die Kalmykow-Banden" sie entsetzlich misshandelten; dort hat sie das Amerikanische Rote Kreuz übernommen und — nach Irkutsk (also zurück in die Mitte Sibiriens) befördert, wo wieder „bei der Ankunft auf dem Bahnhof der weisse General Krassilnikow mit seinen Offizieren und Junkern die Auspeitschung der Wehrlosen mit sadistischer Freude vornimmt." Anfang Januar 1919 traten sie ihren letzten Gang nach dem Etappengefängnis Alexandrowsk an, von wo sie im September 1919 der rote Partisanenführer Karandaschwili befreite. (S. 197/99.)

Ich habe die wesentlichen Angaben dieser rührenden Geschichte angeführt, die sich durch ihren Inhalt selbst widerlegt. Zunächst glaubt man, dass es sich um kriegsgefangene Soldaten der Zentralmächte handelt; bald zeigt sich, dass es wahrscheinlich Russen sind, die im Kampfe mit den Bolschewiken gefangen wurden. Aber solche pflegten die Tschechoslovaken freizulassen oder den mitkämpfenden russischen Abteilungen zu übergeben. Und besonders bei der zu eiligen Evakuation von Samara hätten die Tschechoslovaken weder Zeit noch Lust gehabt, sich um kriegsgefangene Russen zu kümmern. Allem Anscheine nach mochte es ein Transport von Personen gewesen sein, die wegen Mitarbeit mit den Bolschewiken verhaftet

und verurteilt oder als politisch verdächtig interniert worden waren. Den Polizei- und Justizdienst besorgte natürlich die russische Administrative. Der Name des Offiziers (Asolin) ist ganz russisch; auch wird in dieser Geschichte ein Pope Dudrowin erwähnt, „der während der Fahrt (des Transportes, A. d. R.) die Rolle des Henkers spielt“ (S. 197) — ein Beleg mehr dafür, dass die „Staffel des Todes“, wenn es eine solche je gegeben hat, von den Russen zusammengestellt und geführt wurde, dass man sie auf das Konto der tschechoslovakischen Armee nicht buchen darf. Übrigens konnte B. die Erzählungen von der „Staffel des Todes“ in Kiew Anfang 1919 von Kriegsgefangenen nicht gehört haben. Wahrscheinlich aber las er davon—vielleicht während seines Aufenthaltes in Sibirien—in bolschewistischen Zeitungen und verzierte danach seine Geschichte mit den vielen entsetzlichen Einzelheiten — gern möchte man annehmen, dass er die meisten schon in seiner Vorlage fand. Wie kunstvoll doch die ganze Erzählung aufgebaut ist! Die Internationale am Tage der Revolution, gesungen an der Grenze von Russland und China — alle drei sibirischen Atamane (den in der Station Mandschuria hat er falsch Kalmykow genannt; er hiess Semenov) — der rote Partisanenführer — und natürlich auch die Tschechoslovaken! Die dürfen in der bolschewistischen Propagandabelletristik ja nicht fehlen!

Anfang Jänner 1920 kam Braun zu den Kriegsgefangenen in Omsk und hörte wieder vieles von ihren Entbehrungen und Qualen erzählen. „Was sagt nun die Welt — hört man ihn pathetisch ausrufen (S. 288) — zu dem Brauche, der von den weissen Koltschakhenkern, von sibirischen Atamanen und von tschechischen Offizieren vom Sommer 1918 bis zum Winter 1919/20 tagtäglich geübt wurde, nämlich: unsere während des imperialistischen Krieges in Gefangenschaft geratenen, wehrlos, krank und kraftlos gewordenen Väter, Söhne und Brüder, unsere Volksgenossen, zu martern, zu prügeln, zum Irrsinn zu treiben und zum Schlusse wie Hunde zu töten.“ (S. 288.) Wird für diese wiederholten schwersten Beleidigungen der Tschechoslovaken wenigstens ein Beleg angeführt? „Ich halte einiges fest...“ schreibt B. (S. 289) mit seinen üblichen drei Punkten und erzählt dann, wie die in Sibirien umherziehenden Strafkommandos der Koltschak-Armee unter den Generälen Wolkow und Smirnow im Kreis Nikolsk-Ussurijsk im Januar 1919 die sibirischen Partisanenabteilungen verfolgten und dabei rücksichtslos alle Greise folterten und umbrachten, welche in den verlassenen Dörfern zurückgeblieben waren. Sie prügelten auch „zwei deutsche Kriegsgefangene zu Tode, die auf der Flucht vor den Tschechoslovaken kurz vorher

in den Ort gekommen sind." (S. 290.) Von woher sind sie vor den Tschechoslovaken geflohen? Die tschechoslovakischen Abteilungen waren ja schon im Herbst 1918 aus dem Fernen Osten (auch aus Mittelsibirien) nach dem Ural transportiert worden! Dass Wolkow und Smirnow russische Generäle waren, die im Dienste des Admirals Koltschak standen und nichts Gemeinsames mit dem tschechoslovakischen Kommando hatten, braucht man vielleicht nicht hinzufügen. — Ein anderer Beleg. Mit Anführungen wird (S. 291/3) die Erzählung eines (nicht genannten) Kriegsgefangenen angeführt, die mit diesen Sätzen anfängt: „Auf uns Magyaren hatten es die Tschechen und Serben besonders abgesehen. Jeder, der ihnen nur irgendwie als politisch verdächtig vorkam, bekam einen Denkzettel." Aber dann hört man, wie Kosaken Koltschaks in Omsk in der Krepost die Kriegsgefangenen entsetzlich quälten und wie einer von diesen sich dann rächte: er erstach den „Kosakenoffizier und seine Dirne" im Bette. Also wieder ein gutes Stück der bolschewistischen Propagandabelletristik. Nur von den Verbrechen der Tschechoslovaken gegen ihre einstigen „Waffenbrüder" erfährt man wieder nichts. Was B. sonst von den Beziehungen der Tschechoslovaken zu Koltschak und von dessen Ende schreibt (S. 294 u. f., 305), das sind altbekannte bolschewistische Phrasen.

In der „Staffel des Todes" und den daran anknüpfenden schwersten Beschuldigungen gegen die tschechoslovakische Armee in Russland hat B. ein Gegenbild zu dem Kapitel von den „Befreiern" der Ukraine und anderen Angaben über das Schalten und Walten der reichsdeutschen Armee in Südrussland entworfen. Ob es bewusst und mit Absicht geschehen ist oder nicht, wollen wir unentschieden lassen. Man merkt aber gleich, dass zwischen den beiden Schilderungen ein wesentlicher Unterschied besteht. Der Autor des Buches lebte selbst während der deutschen Okkupation in der Ukraine. Er erzählt also wirklich „Erlebtes und Erschautes", wie es im Titel seines Buches steht; und wenn er einmal einen fremden Bericht übernimmt, bezeichnet er genau die Quelle. Was aber die Tschechoslovaken und die Begebenheiten im Wolgaland, Ural und in Sibirien betrifft, da stützt er sich ausschliesslich auf fremdes Material, das er aus mündlichen Quellen übernommen und höchstwahrscheinlich auch aus Zeitungen entnommen hat. Die Quelle wird nicht angegeben. Übrigens, wie wir es gesehen haben, beziehen sich diese Nachrichten nicht auf die Tschechoslovaken, sondern auf russisches Militär. Es bleiben also grosse Worte, geschwollene Sätze mit Dreipunkten, sogar mit entsetzlichen Details überfüllte Absätze — aber

ohne einen einzigen Beleg. Persönlich ist er — seiner Erzählung nach — nur zweimal mit den Tschechoslovaken in Russland zusammengetroffen: das erstemal waren es Köche im Kriegsgefangenenlager, die „für ihre gefangenen Waffenbrüder weniger Mitgefühl hatten als die eigentlichen ‚Feinde', die Russen" (S. 28), das zweitemal war es ein Kommunist, der mit ihm nach Sibirien fuhr, um unter den Kriegsgefangenen zu arbeiten. (S. 297 u. a.)

Im letzten Drittel seines Buches — ungefähr von dem Kapitel „Im roten Kiew" (S. 207 u. f.) an — findet man interessante und manchmal auch wertvolle Nachrichten, wie es in den schweren Anfängen der Sowjetregierung auf ihrer westlichen Front, in ihren Hauptstädten (Kiew und Moskau) und in Sibirien herging. Da liest man (S. 233 u. f.), dass die magyarischen Sektionsgenossen in Kiew den Plan aufstellten, eine internationale Truppe zu formieren, und eine intensive Werbetätigkeit unter den im Gouvernement planlos umherirrenden Kriegsgefangenen entwickelten. Mit Erfolg. „Aus Überzeugung sind wohl die wenigsten von ihnen in die Uniformen der Roten geschlüpft... Die meisten gehorchen der Not... Bei den Magyaren sieht es schon anders aus. Die haben ja jetzt den Rätestaat" und hoffen, dass ihr Regiment durch Galizien nach Ungarn marschieren wird (S. 237); deswegen haben sie auch ihre Frauen und Kinder an die Front mitgenommen (S. 239/40). Regimentskommandeur ist ein ehemaliger Honvedwachtmeister. (S. 239.)

Auf dem Bahnhof Proskurow werden von Honvedreitern zwei Gefangene mitgeschleppt. Der eine ist Russe, der andere Magyare, ein ehemaliger Kriegsgefangener. Sie haben Kundschafterdienste für die Petljuratruppen verrichtet. „Der Tod ist ihnen sicher... Ich sehe, wie die Magyaren mit Wutgeheul ihre Opfer vor sich hertreiben zum nahen Bahndamm... Gurgelnd entringt sich der zerhackten Brust noch ein letzter Laut." Der Russe ist ein ehemaliger Polizeioffizier. „Aufrecht stehend empfängt er die mörderischen Säbelhiebe der Urteilsvollstrecker. Noch im Zusammenbrechen reisst er die Mütze vom Kopfe und brüllt: ‚Hoch die Monarchie!' Die Magyaren geraten in Raserei. Furchtbar ist der Anblick der am Boden liegenden zerstückelten Körper. Bestien!..." (S. 243.)

Also doch ein Gegenstück aus eigenem Lager! Aber wie bescheiden! Und gleich wird auch berichtet, dass infolge einer Meldung dieses Vorfalles an die Sowjetbehörde das Regiment eine Woche später einen neuen Kommandeur erhielt, dass auch der politische Kommissär zurückberufen wurde, dass das Strafgericht schnell und ohne Rücksicht arbeite. Und weiter (S. 251 u. f.) erzählt er, wie ein

Rotarmist und seine Geliebte standrechtlich erschossen wurden — wegen Plünderung bei den Bauern. „Ob sie drüben bei den Weissen mit den Gefangenen ebenso verfahren?" fragt B. bei dem Massaker der zwei Gefangenen und antwortet: „Ja." Dem Leser seines Buches wird aber der Eindruck bleiben: drüben bei den Weissen verfahren sie mit den Gefangenen viel, viel ärger. In dem hohen Lob, mit welchem der Verleger in seinem Geleitwort das Buch Brauns überschüttet hat, findet man auch den Satz, dass der Autor „sich in allen Lebenslagen den Sinn für Gerechtigkeit und Menschentum bewahrte". Schwerlich werden wir mit dieser Behauptung einverstanden sein.

Das Buch des reichsdeutschen Typographen zeugt von einer verhältnismässig hohen Intelligenz des Autors; es ist auch gut geschrieben, besonders im ersten Teil, wo die bolschewistische Ideologie und Phraseologie noch nicht hervortritt, von der man in den übrigen Teilen übersättigt wird. Als historische Quelle könnte es nur mit grösster Vorsicht benutzt werden. Ein Dokument ist das Buch allerdings für die politische Entwicklung des Autors, der, ein hoch qualifizierter Arbeiter aus Deutschland, wahrscheinlich Sozialdemokrat, in Russland während der Revolution sich der kommunistischen Partei anschloss, ihre Ideologie völlig annahm, wenn er auch anfangs einige von ihren Methoden missbilligte.

*

Denselben Zeitabschnitt seines Lebens wie W. H. Braun, d. h. die Gefangenschaft und das darauf folgende freie Leben bis zur Rückkehr in die Heimat, schildert auch *Hermann Appel* in seinem Memoirenbuch *„Unter Doppeladler und Sowjetstern"*, welches Anfang Juli 1932 in Jägerndorf (bei Karl Rieger) erschienen ist. Memoiren sind es eigentlich nicht, sondern „Streiflichter aus Krieg und Gefangenschaft", in sich abgeschlossene Schilderungen, die mehrere Monate hindurch „unter dem Strich" in der „Jägerndorfer Bezirkszeitung" ständig erschienen. Erst ihre günstige Aufnahme — sagt der Autor in seinem Worte „Auf den Weg!" — hat ihn zu einer Buchausgabe ermuntert; später soll ein zweites Buch folgen, in dem er seine verwickelten Beziehungen zu „Weib und Revolution" überliefern will.

H. Appel war Österreicher und Lehrer.[1]) Gerade an seinem 21. Geburtstage, im Februar 1916, kam er als Kadettaspirant beim Schützen-

[1]) Jetzt lebt er als Volksschullehrer in Jägerndorf (in der Tschechoslovakei).

regiment 15 (Troppau) an die russische Front. Nach einem längeren, ziemlich angenehmen Aufenthalte in den „welligen Gefilden Wolhyniens“ wurde er in den ersten Tagen der russischen Frühlingsoffensive 1916 in der Umgebung von Ostrow gefangen genommen. Während des Marsches von der Front merkte er bald, das Verhältnis der Mannschaften zu den Offizieren habe sich stark geändert. „Ermahnungen unsererseits brachten die Leute gegen uns auf. Wir sollten die Weisheit für uns behalten, jetzt hätten die Schindereien ein Ende, jetzt wären alle gleich und ähnliche Reden flogen uns zu! Kaum traute ich meinen Ohren! Was war mit diesen Menschen geschehen? Ich verstand damals noch nichts von der schon ausgestreuten, zersetzenden Moral.“ (S. 29/30.) Mit keinem Worte wird angedeutet, dass auch nationale Differenzen einen Grund dieser Verhältnisänderung bildeten; man darf also annehmen, dass die Gründe im Wesen der österreichisch-ungarischen Armee (und des zu lange dauernden Krieges) lagen.

Bald kamen andere überraschende Tatsachen: „In einer Kaserne trennte man uns nach Nationen. Deutsche und Ungarn zusammen. Die Slaven extra. Warum?“ Und wieder: „Die Reichsdeutschen mieden uns. Kühl schienen sie uns zu verachten. Heissblütigere Ungarn beginnen den ersten Streit mit ihnen.“ (S. 31.) „Ein unsriger Leutnant bekam (in Pensa) mit einem Reichsdeutschen beschämenden Krach. Bald hätte es Ohrfeigen gesetzt, wenn nicht der russische Stationskommandant dem dummen Streit auf offener Strasse mit vorgehaltenem Revolver ein Ende gemacht hätte.“ (S. 35.)

Ungefähr drei Wochen dauerte der Transport nach dem Ort ihrer Bestimmung: Astrachan am Kaspischen Meere, „die Stadt der Pelze und des Kaviars“ (S. 37). Nach vorübergehendem Aufenthalt in einem verwanzten Lager gelang es ihrer Gruppe durchzusetzen, dass man sie in eine geräumige Musikschule immitten der Stadt überführte, wo sich ihr Kriegsgefangenenleben ziemlich gut und bequem gestaltete. Die Sehnsucht nach der Heimat führte dazu, dass man täglich Fluchtpläne entwarf. Als dann ihre Unmöglichkeit eingesehen wurde, suchte man Zerstreuung in geistiger oder manueller Betätigung. „Manche wurden tiefsinnig und machten ihrem Dasein ein gewaltsames Ende,“... (S. 44.). Die alten Herren, „die Höheren“, unter ihnen waren „zumeist Przemysler Garde“; noch bei der Weihnachtsfeier im J. 1916 fielen sie durch ihre tadellosen Extrauniformen auf. „Es war die letzte Weihnachtsfeier nach gutösterreichischer Sitte.“ „Letzter Schein sterbender Habsburgergrösse im Feindeslande! Letzes Flackern in Glanzesfreude aufge-

zogener Generation! Letztes harmloses Beglücktseinkönnen am Soldatenspielen!" (S. 48 u. 49.)

Das friedliche Leben in Astrachan, welches er sogar als paradiesisch bezeichnen möchte (S. 67), wurde durch die russische Revolution wesentlich gestört und geändert. „Die grässliche Kunde" von ihrem Ausbruch hat niemanden von ihnen in Freude versetzt. Ein „Praportschik" wurde als neuer Kriegskommandant von Astrachan auch Kommandant der Kriegsgefangenen. Ihre Naturalfassungen wurden unregelmässig, dann auch geringer.

Ende Juli 1917 wurden 400 kriegsgefangene Offiziere aus Astrachan nach Jekaterinburg transportiert. Im November 1917 gelang es dort dem Autor, aus dem Lager zu entkommen: von einem geheimnissvollen Manne, den er als reichsdeutschen Offizier vom Geheimdienst („Spion") bezeichnet (S. 82 u. 160), erhielt er die Legitimation eines reichsdeutschen Bürgers (wurde also Zivilgefangener). Als dann kurz nach Neujahr 1918 ihr Lager aufgelöst und alle Mann nach Syzran an der Wolga evakuiert wurden, war er nicht mehr dabei. Erst 2½ Jahre später kehrte er heim. „Diese 2½ Jahre sind mir zu den wertvollsten meiner jungen Lehr- und Wanderjahre geworden. Denn diese formten erst mein Ich." (S. 89.)

Ende Juli 1918 wurde die Stadt von den tschechoslovakischen Truppen erobert. „Die neuen Herren der Stadt, die Tschechen, hatten mich mangels an Verständnis für meine Freiheit eingesteckt. Ich war wieder Gefangener geworden, diesmal freilich — in Zivil." (S. 93.) Später liest man, dass dies infolge Spionageverdacht geschah. (S. 131.) Diese zweite Gefangenschaft dauerte nicht lange; er wurde freigelassen (S. 161). Lasst uns sehen, wie er das damalige Leben der Kriegsgefangenen beschreibt (S. 93/94):

„Unter den Roten waren sie alle frei gewesen. Jeder hatte sich einer seinem Können oder seiner Findigkeit angemessenen, auf Selbsterwerb angelegten Freiheit erfreut.

Das Regime der Weissen und Tschechen hatte damit gleich aufgeräumt. Die Tschechen führten sofort die „gebundene" Wirtschaft ein. Sie wiesen den Gefangenen eine ihrem tatsächlichen Berufe entsprechende Beschäftigung in ihrem sibirischen Hinterlande zu. Sie organisierten sich auf diese Weise ein verlässliches und willfähriges Arbeiterheer, das nicht nur planmässig und gewissenhaft den Nachschub für ihre Armee sicherstellte, sondern auch noch billig war. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, dass 50 Prozent der Erfolge der tschechischen Legionen dieser organisierten Armee deutscher und ungarischer Kriegsgefangener gutzuschreiben ist.

Denn ohne diese hätten sie sich an den Fronten nicht so mächtig und unabhängig entwickeln können.

Die Zuweisung eines Arbeitsplatzes wurde von allen arbeitsfreudigen Männern begrüsst. Nach wenigen Wochen standen die erst übervollen Baracken wieder leer.

Ich verweilte meistens im Hofe, um als Zuschauer der Ausmusterung der Leute beizuwohnen. Frisches Leben kam dabei in die abgehärmten Gesichter. Aufgeregt packte jeder seine armseligen paar Sächelchen, an denen er hing wie ein Vater an seinem Kinde, und frohen Mutes zogen sie hinaus zum Tore, einer neuen, ungewissen Zukunft entgegen. Zum wievielten Male schon?

Ungarn und Deutsche hatten auf diese Weise bald einen mehr oder minder zusagenden Wirkungskreis erhalten. Sie waren geborgen vor dem Hunger."

Man vergleiche diese schlichten Absätze mit den geschwollenen Schilderungen im Buche von W. H. Braun und man wird gewiss ihre innere Wahrheit erkennen.

Anders sollen nach Appel die Verhältnisse bei solchen Leuten gelegen sein, deren Familienname nicht frei von slavischen oder romanischen Klängen war; die wollte man nicht zur Arbeit lassen, sondern für die Legionen der Ententeverbündeten werben. Lebhaft schildert er eine Szene, wie ein Russe einen Jüngling mit undeutschem Namen, der auch auf Arbeit geschickt zu werden wünschte, zum Eintritt in die *rumänische* Legion nötigte und solange mit breiter Seite seines Säbels auf ihn losschlug, bis der Arme einwilligte. „Solcher Fälle soll es viele gegeben haben! — — —" fügt der Autor zu seiner Erzählung.

Aufrichtig und lebhaft erzählt Appel seine eigenen Erlebnisse weiter: wie er, Lehrer von Beruf, sich als Kartonagearbeiter und Kaffeeröster anstellen liess, wie er sogar Schuhpastaerzeuger wurde, dann aber sein Zivil mit dem weissgardistischen Soldatenrock vertauschte und hier den Rang eines Feldwebels erwarb, dabei aber als „Spezialist" der Werkstätte für Holzbearbeitung vorzustehen hatte und für alle Offiziere der Kompagnie Ballons in die ärarisch-formlosen Hosen nähte, sogar Kerzen aus abgeschöpftem Suppenfett goss. Kettenhandel war eigentlich seine ständige Beschäftigung — auch dann unter dem Sowjetregime. Er arbeitete als Fuhrmann, als Holzfäller, als Reisender in der Umgebung und als Verkäufer in einem Schnittwarengeschäft; er besorgte Gärtnerarbeiten, Dienstbotengeschäfte bei einer Hausfrau, Wäschewaschen, Kochen, Backen und Bügeln; sogar zu einem Hausverwalter wurde er von dem Sowjet

berufen. (S. 131/32.) „Wohl an die hundertmal bestätigten mir aber verschiedene Russen: ‚Ihr Deutsche, Ihr seid doch ein „chytri narod“, ein schlaues, findiges, tüchtiges Volk!‘ “ (S. 134.) An einem anderen Ort: „Schnitzereien, einfache Drechslerarbeiten, Malereien, Entwürfe und dergleichen mehr, erregten bei Offizier und Mann (in der russischen antibolschewistischen Armee, A. d. R.) die ungeteilte Bewunderung: ‚Dieser Niemetz kann doch alles,‘ konnte ich da oft hören. ‚Was man von ihm verlangt, er kann es! Maladietz! Ja, ja, diese Deutschen!‘ “ (S. 138.)

Wie oft findet man solche Sätze in den Memoiren der tschechoslovakischen Legionäre! Dass die Russen zu ihnen — während der Gefangenschaft und während des Dienstes in der Legion — oft sagten: „Molodci Čechi! Kakoj chitryj narod! Kakoj umnyj narod!“ Desgleichen war aber auch in Italien, wo ein italienischer Offizier, Kommandant des Kriegsgefangenenlagers auf Asinara, von einem Tschechoslovaken gesagt haben soll: „Ich lasse ihm eine Nadel, und er macht daraus eine Kanone!“

Die tschechoslovakische Armee verlässt die Uralfront. Bald kommt dann der Triumph des Sowjetsterns. „Damit nähert sich aber auch für uns Kriegsgefangene ein neuer Wendepunkt von ungeahnter Tragweite im Sinne einer neuen Freiheit.“ (S. 146.) Vorläufig aber hatten sie unter Hunger zu leiden, der die Stadt immer mehr bedrohte; auch die Typhusseuche mied gewiss ihre Reihen nicht. Die Stadt wurde zu einer Hölle. Um aus ihr zu fliehen, gab sich der Autor für einen Kongressdelegierten aus und erhielt auf diese Weise eine Ausreisebewilligung. (S. 161.) In Moskau tauchte er als Soldat im Kriegsgefangenenlager unter. Ende Juni 1920 trat er endlich die Heimfahrt an.

In Deutschland wurde ihr Transport herzlich empfangen, ohne Rücksicht auf Nation und Staatszugehörigkeit. Bitter bemerkt A., dass dort niemand war, der sich um die Kriegsgefangenen aus der Tschechoslovakei gekümmert hätte. Erst in Dresden erwartete sie Professor Jungbauer. Endlich kommt die Heimat. „Wir sind in Tetschen! Ein Legionär ist der einzige Mensch, der uns in Empfang nimmt. Nichts ist vorgesorgt: kein Raum, keine Verpflegung, nichts! Unordnung! Sogar unsere tschechischen Schicksalsgenossen werden unwillig. Einen Augenblick entsteht die Gefahr eines Zusammenstosses. Volk kommt heran. Der Legionär verliert die Ruhe. Da kommt eine rasch herbeigerufene Militärabteilung zu Hilfe. Wir dürfen nicht mehr mit den Zivilisten sprechen. Rauchwaren werden uns vom Kommandanten zu Regiepreisen angeboten. Wie, nicht umsonst? Woher sollen wir denn tschechisches Geld nehmen?...

Der allgemeine Tumult wächst. Unsere Kommunisten toben insgeheim. Plötzlich wird neuerlich die Tür aufgerissen und herein tritt der deutsche Bürgermeister. Er spricht zu uns, mahnt zu Ruhe und Geduld. Er entschuldigt sich, bittet um Nachsicht. Was nicht vorbereitet ist, wird nachgeholt werden"... (S. 191.)

Wer trug daran Schuld, dass alles erst „im Gange" war? Abgesehen davon, dass im Jahre 1920 die Aufmerksamkeit der Regierung dem Rücktransporte der Legionäre aus Sibirien zugewendet war und die heimkehrenden Kriegsgefangenen deswegen unterschätzt wurden.

H. Appel hat schlicht, offen und redlich aufgezeichnet, was er während seiner Kriegsgefangenschaft in Russland erlebt und gesehen hatte. Seine Schicksale waren sehr bunt; auch ihm kehrte das Glück oft den Rücken. Aber er verlor den Mut nicht und konnte „Selbstgestalter seines Schicksals sein." Aufrichtig bekennt er: „Ohne Russland könnte ich mir heute mein Dasein nicht mehr denken. Für mich waren die Leiden der kurzen Kriegs-, aber desto längeren Gefangenenzeit eine unersetzliche Lebensschule, die ich nicht mehr missen könnte. Es war dies eine Prüf- und Reifezeit, die ich nur als Gunst des Schicksals deuten kann." (S. 7.)

Er hat sich weder den Weissen — wie E. E. Dwinger — noch den Roten — wie W. H. Braun — angeschlossen. Wenn es Not tat und geboten schien, arbeitete er in der weissen Armee und mit der Sowjetregierung, ohne der sie beseelenden Ideologie zu unterliegen. Er blieb seinem Volke und seiner mitteleuropäischen Geistesanlage treu.

Darin wird man vielleicht die Ursache suchen, dass er — im Gegenteil zu Dwinger und Braun — auch über die tschechoslovakische Armee objektiv schreibt.

RUNDSCHAU

Innenpolitik

Wir haben in den letzten Monaten unsere Zweifel an der inneren Widerstandsfähigkeit der Regierung Udržal, die nach den Wahlen von 1929 die Amtsgeschäfte übernommen hat, an dieser Stelle keineswegs verheimlicht. Das schwere Fuhrwerk, wie der Regierungschef sein System von acht, später von sieben Parteien genannt hat, konnte schliesslich nicht vom Platze als der Finanzminister das Kabinett und die Koalition vor die schwierige Staatsnotwendigkeit eines Budgetausgleiches stellte, bei welchem ein Mindestbetrag von mehr als 1100 Millionen Kč erspart werden musste. Es konnten auch nicht Sparmassnahmen auf Kosten der Staatsangestellten vermieden werden, deren Einkommen in den letzten zwei Jahren ohnehin reduziert worden war und

die nunmehr durch die Anträge, welche neuerliche und empfindliche Opfer von ihnen verlangten, beunruhigt und verstimmt waren. Hinter diese radikalen Ersparungstendenzen konnten sich nur die beiden Agrarparteien, die tschechoslovakische und die deutsche, ohne ernstliche Gefahr stellen, während die übrigen Mitglieder der Koalition, namentlich die drei sozialistischen Parteien, das zahlenmässig starke Element der Staatsbeamten und namentlich ihre niedrigste Kategorie in Schutz nehmen mussten. Die Schwierigkeiten innerhalb der Koalition wurden gesteigert durch die Schwierigkeiten innerhalb ihrer grössten, der Agrarpartei, in welcher der sogenannte radikale, vom stellvertretenden Vorsitzenden Abg. Staněk geführte Flügel einen stärkeren Einfluss auf die politische Führung des Staates anstrebte. Die wirtschaftliche und politische Situation der Republik und der übrigen Welt verlangte eine festere und beweglichere Leitung und auch die Öffentlichkeit verlangte sie immer nachdrücklicher in der mehr oder weniger berechtigten Hoffnung auf eine Besserung der Lage durch einen „Wechsel der Garnitur" oder durch deren Verjüngung. Eine weitere Komplikation war die Erkrankung des Ministerpräsidenten Udržal, der es stets verstanden hat, durch seine besonnene Ruhe die Unzufriedenen, Gereizten und Ehrgeizigen zu besänftigen, der jedoch die Anstrengung und Anspannung, die die Führung einer so vielgestaltigen und auseinderstrebenden Regierungs- und Parteienkombination erfordert, auf die Dauer nicht ertragen konnte.

Die Personaländerungen innerhalb der Regierung, die übrigens schon seit den Sommermonaten angekündigt worden waren, konnten nicht weiter hinausgezögert werden, und so begannen Mitte Oktober die entscheidenden Verhandlungen, die zu der Ernennung der neuen *Regierung Malypetr* am 29. Oktober, am Tage nach dem Staatsfeiertag der Republik, führten. Von Anfang an bestand kein Zweifel darüber, dass in der Parteienzusammensetzung, auf die sich die Regierung Udržal gestützt hatte, keine Änderung eintreten werde. Die radikalnationalen Gruppen in der nationaldemokratischen Partei haben allerdings versucht, die Partei in die Opposition hinüberzuziehen. Sie blieben jedoch ohne Anhang und der erkrankte Führer der Partei, Abg. Dr. Kramář, erklärte sich mit grosser Bestimmtheit für die Mitarbeit in der gegenwärtigen Koalition. Ebenso war es von Anfang an klar, dass der Nachfolger Udržals in diesem Augenblick nur der Vorsitzende des Abgeordnetenhauses Malypetr sein könne, ein einflussreicher Führer der Agrarpartei, der in seiner eigenen Partei weder auf diesem noch auf jenem Flügel auf Widerstand stossen dürfte und der als Vorsitzender des Abgeordnetenhauses die Kunst des Zusammenspiels zwischen den Leitungen der politischen Koalitionsparteien gelernt hat. Malypetr hat dann nach einer Unterredung mit dem Präsidenten der Republik die Vorverhandlungen mit den Parteileitungen eingeleitet, noch bevor er formell mit der Zusammensetzung der neuen Regierung betraut worden war. Er forderte feste Garantien, dass die einzelnen Koalitionsteile sich hinter den vom Finanzminister vorgeschlagenen Sparplan stellen werden und die neue Regierung ihre Funktionen mit einem festen Wirtschafts- und Finanzplan übernimmt und nicht der Gefahr stets neu sich wiederholender Konflikte ausgesetzt wird, die die Ar-

beit der Regierung Udržal im letzten Jahre gebremst hatten. Die Leitung der Parteien, namentlich der sozialistischen Parteien, verhandelte mit den Gewerkschaftsorganisationen der Staatsangestellten, mit denen auch der designierte Ministerpräsident in Verbindung trat, und schliesslich wurde die Einigung über ein Kompromiss erzielt, das dahin geht, dass von den Staatsangestellten zur Deckung des Budgetdefizits ein Opfer in Form von Gehaltsabzügen in der Gesamthöhe von 600 Millionen Kč, statt der 750 Millionen, mit denen der Sparplan des Finanzministers operiert hat, gefordert wird. Die Kürzungen beginnen bei einem Jahreseinkommen von 15.000 Kč und betragen linear 10% des Grundgehaltes. Einkommen unter 15.000 Kč werden ebenfalls gekürzt, jedoch nicht linear, sondern gestaffelt. Gänzlich von der Herabsetzung ausgenommen sind Einkommen bis zu 9000 Kč. Die Herabsetzung der Einkommen erstreckt sich auch auf die Ruhe- und Versorgungsgenüsse. Sämtliche Abzüge werden am 1. Januar in Kraft treten und mindestens zwei Jahre in Kraft bleiben.

Die neue Regierung wird nach Kräften bemüht sein, dem von ihr gegebenen Versprechen nachzukommen, dass sie weitere Sachersparnisse im Staatshaushalt durchführen und ihre hauptsächlichste Sorge ein durchdachter und zielbewusster Wirtschafts- und Finanzplan sein wird, um neue Einnahmequellen zu finden und sowohl die Produktion als auch den Absatz der einheimischen Produkte auf dem Inland- und vor allem auf dem Auslandmarkt zu heben.

Die Stellung der einzelnen Parteien innerhalb der Regierung ist unverändert geblieben. An die Stelle des erkrankten Nationalverteidigungsministers Dr. Viškovský, der drei Wochen nach Übergabe seines Amtes gestorben ist, ist sein Kollege Bradáč getreten, der in der Regierung Udržal an der Spitze des Ministeriums für Landwirtschaft gestanden hat. Seinen Posten hat der Führer des slovakischen Flügels der Agrarpartei Dr. Milan Hodža eingenommen. Neben diesen beiden Ressorts kann die Agrarpartei auch das Innenministerium zu ihrer Einflußsphäre zählen, in dessen Führung ihren slovakischen Abgeordneten Dr. Slávik der Landespräsident in Mähren Jan Černý als Beamtenminister abgelöst hat. Da sich die neue Regierung entschlossen hat, das Verpflegungsministerium aufzuheben, das der Vertreter des Ministerpräsidenten, der sozialdemokratische Führer Bechyně geleitet hat, wurde dieser an die Spitze des Eisenbahnministeriums gestellt, welches im letzten Halbjahr als Fachminister Ministerialrat Ing. Hůla verwaltet hatte.

Der Führer der deutschen Agrarier Minister Dr. Spina hat sein Ressort für öffentliches Gesundheitswesen und körperliche Erziehung behalten. Der Führer der deutschen Sozialdemokraten Dr. Ludwig Czech ist auch in der neuen Regierung Sozialfürsorgeminister, und seine Partei, die in der ersten Nowemberwoche ihren Kongress abgehalten hat, hat das bisherige Vorgehen der Parteileitung mit 415 gegen 27 Stimmen gutgeheissen. Die Hauptpunkte des Aktionsprogramms dieser Partei sind auch fernerhin der Kampf gegen den Faschismus, das gemeinsame Vorgehen mit der tschechoslovakischen Sozialdemokratie und die Fortsetzung der Politik positiver Mitarbeit innerhalb der gegenwärtigen Regierung. Dies liege auch im Interesse der arbeitenden Schichten, das die sozialistischen

Parteien bis jetzt in ausreichender Weise zu wahren verstanden haben. Wesentlich die gleichen Argumenten hat auch der Führer der tschechoslovakischen Sozialdemokraten Hampl für die Beteiligung dreier ihrer Repräsentanten an der Regierung Malypetr vorgebracht. Schliesslich wurde auch dem Regierungsvorsitzenden das unbedingte Vertrauen seiner Agrarpartei auf einem Kongress ausgesprochen, der ebenfalls Anfang November stattfand und die Aufgabe hatte, die Konflikte innerhalb der Parteileitung zu liquidieren, was ihm auch in bedeutendem Masse gelang. Einen starken Eindruck hatte auf die versammelten Delegierten die sorgfältig erwogene und stilisierte Zuschrift des ehemaligen Ministerpräsidenten Švehla gemacht, der sich nach seiner langwierigen Krankheit noch immer jeder politischen Aktivität enthält. Švehla betonte in seiner Zuschrift, dass sich die Demokratie noch keineswegs überlebt habe und man das Verhältnis zwischen Führer und Volk ständig revidieren müsse. „In der Demokratie kan nur der die Führung erlangen, der sich der Wahl des Volkes mehrmals unterzieht.“ Ebenso hat sich der Vorstand der demokratischen nationalsozialistischen Partei und der katholischen Volkspartei für eine loyale Mitarbeit in der neuen Regierung ausgesprochen und somit haben alle Parteien die neue Etappe der Regierungsarbeit mit neuer Energie, erhöhtem Selbstbewusstsein und in der Überzeugung begonnen, dass es nötig sei, sich neuerlich vor die schwere Regierungskarre zu spannen und alle Kräfte aufzubieten, um sie bergauf zu ziehen.

Die Regierungserklärung, die der neue Ministerpräsident am 3. November vor beiden Kammern abgegeben hat, bot nach den Informationen über eine Einigung innerhalb der Regierungsparteien keinerlei Überraschung. Malypetr gab zu, dass die Regierung schwere Aufgaben und grosse Sorgen, in erster Reihe wirtschaftlicher, finanzieller und sozialer Art, zu bewältigen haben wird. Um das finanzielle Gleichgewicht um jeden Preis zu erlangen, sei es notwendig, zu Ersparungsmassnahmen zu greifen, über welche sich die Parteien geeinigt haben. Er kündigte auch an, dass die Regierung mehr als bisher mit der Mitarbeit der gesetzgebenden Versammlungen und ihrer Ausschüsse rechnen wird.

Die zweitägige Debatte über die Regierungserklärung hatte in Anbetracht des Zusammenspiels der Regierungsparteien und infolge Mangels jeder Angriffslust in dem zersplitterten Lager der Opposition einen bemerkenswert ruhigen Verlauf. Ein gewisses Interesse rief die Polemik zwischen den Repräsentanten der beiden autonomistischen Parteien und ihren Wortführern in der Slovakei hervor, die nach einer vierzehnjährigen Erfahrung Grund genug haben, die Ergebnisse der engen wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit zwischen Tschechen und Slovaken zu verteidigen. Der Führer der oppositionellen slovakischen katholischen Volkspartei Monsignore Hlinka hat auch diesmal nicht vergessen, hervorzuheben, dass seine Partei nicht der Magyarophilie oder des Irredentismus verdächtigt werden dürfe, dass sie jedoch auf der Lösung des „slovakischen Problems“ beharre. Im gleichen Sinne sprach sich auch der Führer der kleinen slovakischen Nationalpartei Schriftsteller Razus aus, der sich u. a. darüber beschwerte, dass die tschechische Politik angeblich der Zusammenarbeit mit den Deutschen den Vorzug vor

der mit den Slovaken gebe. Beiden erwiderte der ehemalige Schulminister und slovakische Abgeordnete der Agrarpartei Dr. Štefánek, der darauf hinwies, dass die Mehrheit der slovakischen Wählerschaft hinter den Regierungsparteien steht und die Versuche der Errichtung einer Art chinesischer Mauer zwischen der Slovakei und den historischen Ländern ablehnt. Die Slovaken leben und wollen in dem gemeinsamen Staate als mit den Tschechen gleichberechtigte Bürger leben und es liegt an den beiden slovakischen Oppositionsparteien — die übrigens früher in der Regierung vertreten waren und gern in sie zurückkehren würden — sich den Weg zu einer Zusammenarbeit mit den übrigen tschechoslovakischen Parteien nicht zu verbauen.

Selbstverständlich haben auch die deutschen Oppositionsparteien das Vorgehen der deutschen Regierungsparteien kritisiert und der Wortführer der nationalsozialistischen Fraktion nahm die acht Mitglieder der Jugendorganisation „Jungsturm" in Schutz, die das Brünner Kreisgericht auf Grund des Gesetzes zum Schutze der Republik zur Staatsgefängnisstrafe von sechs bis achtzehn Monaten verurteilt hat, weil sie sich ähnlicher Straftaten schuldig gemacht haben wie diejenigen, wegen welcher — wie wir in der letzten Nummer der „Prager Rundschau" angeführt haben — die Mitglieder der nationalsozialistischen Volkssport-Organisation verurteilt worden waren.

Dem Immunitätsausschuss des Abgeordnetenhauses wurde auch Mitte November das Auslieferungsbegehren der Prager Staatsanwaltschaft gegen fünf nationalsozialistische Abgeordnete wegen des Verbrechens der Vorbereitung von Anschlägen gegen die Republik und wegen des Vergehens ungesetzlicher Vereinsbildung zur Beratung vorgelegt. Die Namen dieser Abgeordneten sind im Verlaufe des Prozesses gegen die Mitglieder der Volkssport-Organisation, die der politischen Leitung der nationalsozialistischen Partei unterstanden hat, wiederholt genannt worden.

In der zweiten Novemberhälfte sind in die Haft des Kreisstrafgerichtes in Prag acht Funktionäre des Vereins der Jungmannen der tschechoslovakischen Faschistengemeinde eingeliefert worden, die verdächtig sind, sich gegen das Gesetz zum Schutze der Republik vergangen zu haben.

Der Regierung Malypetr ist es in der ersten Dezemberhälfte gelungen, das Budget ins Gleichgewicht zu bringen, wobei sich die aktive Zusammenarbeit mit den gesetzgebenden Körperschaften und dem Budgetausschuss des Abgeordnetenhauses voll bewährt hat, der die Mittel zur Deckung des Abganges gefunden hat, der die hohe Ziffer von 2½ Milliarden Kč erreichte. Dem Abgeordnetenhaus und dem Senat wird vor Jahresende das Budgetprovisorium für zwei Monate zur Genehmigung vorgelegt werden und die beiden gesetzgebenden Körperschaften werden ebenso wie die Regierung und die Regierungsparteien in dieser Zeit ausschliesslich mit der Sorge um zielbewusste Massnahmen auf dem wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Gebiete beschäftigt sein.

*

Nationalverteidigungsminister Dr. Karel *Viškovský* war gerade zu der Zeit ernstlich an Grippe erkrankt, als die Regierung Udržal ihre Demission überreichte, und Viškovský von seinem Posten zugunsten seines Kollegen Bradáč abtrat, der in der vorigen Regierung das Landwirtschaftsministerium verwaltet hat.

Da es in der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden war, dass sich der Zustand des Patienten durch Eintritt einer Reihe von Komplikationen verschlimmert hatte, rief die Nachricht von seinem am 20. November erfolgten Tode um so grössere Überraschung hervor.

Viškovský hat fast dreissig Jahre lang am tschechischen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben aktiven Anteil genommen. Als junger Jurist wurde er zum Sekretär der tschechischen Sektion des Landeskulturrates ernannt. In dieser Eigenschaft entwickelte er eine bemerkenswerte Initiative und bald fanden seine Fähigkeiten in seiner Funktion als agrarpolitischer und Finanzexperte Verwendung. Er hat auch in den Kampf um das allgemeine Wahlrecht publizistisch eingegriffen. Im Jahre 1902 wurde er zum Abgeordneten der jungtschechischen Partei gewählt. Bald darauf trat er in die neu gebildete Agrarpartei ein und war von 1908 bis zu seinem Tode ihr Abgeordneter. Der revolutionäre Nationalausschuss stellte ihn Ende Oktober 1918 an die Spitze der wichtigen Getreideanstalt. In der revolutionären Nationalversammlung hat er sich den vorbereitenden Arbeiten für die Durchführung der Bodenreform gewidmet. 1919 wurde er zum Präsidenten des Staatlichen Bodenamtes ernannt, an dessen Spitze er sieben Jahre gestanden hat, innerhalb derer die Bodenreform mit Ausnahme der Wälderverteilung beinahe ganz durchgeführt wurde. Diese seine hervorragende Tätigkeit hat der Präsident der Republik in einem eigenhändigen Schreiben gewürdigt, als Viškovský sein Amt seinem Nachfolger übergab. Er hat hierauf für kurze Zeit das Justizministerium in der dritten Regierung Švehla verwaltet. In den letzten drei Jahren leitete er das Ressort für Nationalverteidigung.

Viškovský war auch nach dem Kriege für in- und ausländische Zeitschriften publizistisch tätig und hat sich an einer Reihe internationaler Wirtschafts- und Finanzkongresse beteiligt.

Durch seine Bildung, seine administrativen Erfahrungen, gewissenhafte Arbeit und seine Kunst, in politischen Dingen, im Amt und in der Gesellschaft mit Menschen umzugehen, ragte er weit über die Durchschnittspolitiker hinaus. Mit ihm ist einer der hervorragenden Repräsentanten des politischen Stabes der Tschechoslovakei in der Nachkriegszeit, der gerade im letzten Jahre viele Verluste zu verzeichnen hatte, hingegangen. Zu Habrman, Stránský und Srdínko gesellt sich als der jüngste Karel Viškovský.

A. Pešl

Aussenpolitik

In den letzten Monaten dieses Jahres spielen in der Aussenpolitik wiederum die Grossmächte die erste Geige. Was Europa betrifft, hat Deutschland, das augenblicklich sozusagen den Schlüssel zur Situation in Händen zu halten scheint, noch immer die Aufmerksamkeit aller auf sich konzentriert. Die Weltwirtschaftskonferenz, die in London zusammentreten wird und versuchen soll, eine gewisse Ordnung in die schreiende Unordnung auf dem Gebiete der internationalen wirtschaftlichen, finanziellen und Handelsbeziehungen zu bringen, wird nicht vom Fleck können, falls sich die politischen Bremsen nicht lockern. Es ist übrigens bekannt, dass die Lausanner Abkommen über die Reparationszah-

lungen nur dann in Kraft treten können, wenn sich die europäischen Gläubiger mit ihrem gemeinsamen amerikanischen Gläubiger über die Herabsetzung der politischen Kriegsschulden einigen. Die Regierung und beide gesetzgebenden Körperschaften der Vereinigten Staaten machen jedes Arrangement zugunsten der europäischen Schuldner von dem Erfolg ihrer Verhandlungen über eine Einschränkung der Rüstungen abhängig. Man muss also sowohl auf dem wirtschaftlichen wie dem politischen Geleise die Fahrt freimachen.

Die Aussichten auf einen Erfolg der Londoner Beratungen werden um so bescheidener ausfallen, je bescheidener der Erfolg sein wird, der in den nächsten Wochen in Genf und den anderen politischen Zentren erzielt werden wird, wo ein Ausweg aus der Krise gesucht wird, in die die Abrüstungskonferenz nach dem Abgang der deutschen Delegation zweifellos geraten war. Ende Oktober und im November begann ein verheissungsvolles Vorspiel zu den entscheidenden diplomatischen und politischen Verhandlungen, und die politische Öffentlichkeit in Europa wurde in Spannung versetzt durch die Kundgebungen und Projekte der Regierungen und Staatsmänner, denen daran gelegen ist, dass ihr Volk und die übrigen europäischen Nationen endlich die schon seit Jahren angekündigten Taten und Entscheidungen mit eigenen Augen sehen.

Die Tschechoslovakische Republik, die bei ihrer sowohl wirtschaftlich wie politisch so stark exponierten Stellung ein lebhaftes Interesse an der Abtragung aller trennenden Mauern hat, die das Zusammenleben und die Beziehungen der mitteleuropäischen und europäischen Nationen stören, gehört sicher zu jenen Ländern, deren Innen- und Aussenpolitik einer aktiven zielbewussten Zusammenarbeit bei der Legung der Grundmauern für eine europäische Gemeinschaft angepasst sind.

Übrigens bieten die vierzehn Jahre Aussenpolitik der Tschechoslovakischen Republik einen genügend anschaulichen Beweis dafür.

Man konstatiert nur eine Tatsache, wenn man hinzufügt, dass es in erster Linie das Verdienst des Präsidenten Masaryk und des Aussenministers Dr. Beneš war, dass diese Politik, ohne das ureigenste Interesse des Staates ausser acht zu lassen, in ihrer Gesamtkonzeption wie in der täglichen Praxis um die dynamische Synthese dieser engeren Interessen mit den weiteren Interessen der europäischen Nachbarschaft bemüht war und für diese ihre Ziele bei allen Regierungen, die einander in den Nachkriegsjahren abgelöst haben, und bei der überwiegenden Mehrheit nicht nur der tschechoslovakischen, sondern auch der deutschen Parteien Verständnis gefunden hat. Die Kontinuität und Organisierung der tschechoslovakischen Aussenpolitik wird allerdings durch den sicher aussergewöhnlichen Umstand ermöglicht, dass sie vom Anfang an von einem Manne geleitet wird, der als einer der weitestblickenden Staatsmänner des jetzigen Europa Gelegenheit hat, aktiv und nicht selten auch initiativ Anteil an internationalen Aktionen zu nehmen, die, wenn man nach dem Kriege nicht neue internationale Institutionen errichtet hätte, Monopol der Grossmächte geblieben wären.

Minister Beneš wurde zum Generalberichterstatter der Abrüstungskonferenz gewählt und seit September vertritt er im Völkerbundsrat zugleich die Tschechoslovakei und die Kleine Entente. Er ist also nicht bloss aufmerksamer Beobachter der Ereignisse in der umgebenden Welt. Man hat daher gerade diesmal erwartet, dass er in seinem Exposé, das er

am 6. November im Aussenausschuss beider Kammern gehalten hat, sagen können würde, wie sich die Dinge tatsächlich verhalten und was von den grossen, um nicht zu sagen historischen Aktionen zu gewärtigen ist, die im nächsten Jahre zu Ende geführt werden sollen.

Benešs Exposé, das durch seine Erwiderung auf die sowohl im Abgeordnetenhause als auch im Senate während der Debatte vorgebrachten Anfragen, Kommentare und Einwände ergänzt worden ist, hat in der tschechoslovakischen Öffentlichkeit einen starken Eindruck und auch im Ausland bemerkenswerten Widerhall hervorgerufen. Beneš hat ganz offen die Frage gestellt: Wird sich Europa für den Frieden oder für den Krieg entscheiden? Darüber wird im Jahre 1933 entschieden werden, in welchem vor allem über eine mehr oder minder weitgehende Rüstungseinschränkung oder — ein neuerliches Wettrüsten entschieden werden wird. Ein Misserfolg der Genfer Konferenz würde also Europa in den Zustand einer schweren Krise stürzen. Die geopolitische Situation der Tschechoslovakei erhellt genügend klar, warum sie an der gegenwärtigen Lösung einerseits der Frage einer weitgehenden allgemeinen Rüstungseinschränkung, andererseits an der Frage der Sicherheit interessiert ist. Hier sind heute wirkliche Taten notwendig, wie Minister Dr. Beneš hervorgehoben hat. „Der Weltfriede ist von dem Frieden auf dem europäischen Kontinent abhängig und dieser wiederum von einem Einvernehmen zwischen Deutschland und Frankreich. Dieses Ziel kann also heute nur durch die definitive Organisierung des Friedens auf dem europäischen Kontinent erreicht werden.“ Es handelt sich dabei um die Geltendmachung des Prinzips der Gleichberechtigung, sowohl was die Abrüstung als auch die Sicherheitsgarantie anbetrifft. Die Tschechoslovakei nimmt keinen Anstand, die berechtigten Ansprüche ihrer Nachbarn Deutschland und Ungarn anzuerkennen, doch macht sie ebenfalls eigene berechtigte Ansprüche geltend.

Minister Beneš befasste sich eingehend mit den Hindernissen, die dem Frieden Europas im Wege stehen. Einerseits haben die angelsächsischen Grossmächte eine Teilnahme an dem neuen kontinentalen Friedenssystem bisher abgelehnt, anderseits haben die im Weltkriege unterlegenen Staaten ein solches System bisher nicht gewünscht, weil sie es als den Versuch einer Petrifikation der Friedensverträge angesehen haben. Wenn auch bei den angelsächsischen Grossmächten die Tendenz zu einem Umschwung und zu einer stärkeren Teilnahme an der Lösung der europäischen Fundamentalprobleme kenntlich ist, steht doch fest, dass der europäische Kontinentalfriede im wesentlichen von der Einigung der drei Grossmächte Frankreich, Deutschland und Italien abhängig ist, in Europa einen Krieg welcher Art immer nicht zuzulassen. Wenn schon alle Grossmächte und alle Staaten der Welt sich durch Unterzeichnung des Briand-Kellog-Paktes verpflichtet haben, keinen Krieg zu führen, soll der kontinentale Europapakt diese Verpflichtung wenigstens so weit lebensfähig machen, wie es der Locarnopakt ist. Wenn dagegen der Abschluss eines solchen Paktes nicht möglich ist, bedeutet dies einfach, dass man eine Kriegsmöglichkeit zwecks Änderung des gegebenen Zustandes offen halten will. Dies ist jedoch dasselbe wie die Vorbereitung eines Krieges, auch wenn die verantwortlichen Staatsmänner eine solche Eventualität vermeiden möchten. Es ist dann besser, der Öffentlichkeit offen zu sagen, wie sich in der Welt die Dinge tatsächlich verhalten.

Demgegenüber muss man sich auch auf der anderen Seite dessen bewusst sein, dass der Abschluss eines europäischen Kontinentalpaktes nichts über die Petrifikation des heute gegebenen Zustandes besagt, da er ausschliesslich bloss die Tatsache bedeutet, dass es in Europa keinen Krieg mehr geben und dass weiterhin einer dem anderen nicht mehr mit Krieg und Gewalt drohen wird. Politische Differenzen hören damit noch nicht auf, denn keine der Parteien gibt ihre Stellungnahme auf, verzichtet auf ihre Forderungen noch auf die Ablehnung der gegnerischen Ansprüche.

Berechtigte Forderungen bleiben stets aufrecht erhalten. Nur unberechtigte Forderungen werden von der Zeit zu Fall gebracht. Dies sollten sich manche der mit der heutigen Ordnung Unzufriedenen bewusst machen. Erst muß man den Krieg verhindern und dann kann über politische Konflikte diskutiert werden.

Heute kommt es nicht nur auf die Abrüstung an, die für sich allein kein Allheilmittel ist. Gleichzeitig muss für alle ohne Unterschied die Frage der Sicherheit gelöst werden.

Ein ernsthafter Versuch einer solchen integralen Lösung ist der Plan der französischen Regierung, den die tschechoslovakische Regierung aufrichtig begrüsst hat. Sie würde auch jeden anderen Plan akzeptieren, der das Einvernehmen und den Frieden zwischen den europäischen Staaten garantieren würde.

Ob dieses Ziel schon jetzt erreichbar ist, darüber wird, wie Minister Dr. Beneš meint, nach den definitiven Diskussionen und Verhandlungen in Genf und London im Jahre 1933 entschieden werden.

In den Aussenausschüssen beider Kammern hat man über die Erklärung des Aussenministers debattiert, wobei mehr die einzelnen Themen, mit denen sich Minister Beneš befasst hatte, als seine Gesamtauffassung der Frage der Abrüstung und der Organisierung des Friedens kommentiert oder kritisiert wurden. Auch diesmal wurde das Thema „Optimismus oder Pessimismus" nicht ausgelassen, doch wurde anerkannt, dass heute energische Taten und Entscheidungen notwendig sind, um den gefährlichen Eventualitäten, auf die Beneš offen aufmerksam gemacht hatte, zuvorzukommen. Sowohl die tschechoslovakischen wie die deutschen und magyarischen Redner nahmen Stellung zu dem Problem der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland und viele von ihnen verbargen nicht ihre Befürchtungen im Hinblick auf die Entwicklung der innenpolitischen Situation in dem benachbarten Deutschen Reiche. Es gab keine Meinungsverschiedenheit darüber, dass die Tschechoslovakei in ihrer konsequenten zielbewussten Friedenspolitik fortfahren muss und dass sie an einem Einvernehmen zwischen den europäischen Kontinentalgrossmächten direkt interessiert ist. In seiner Erwiderung konnte dann Minister Dr. Beneš neuerlich darauf hinweisen, dass es zwischen der Tschechoslovakei und Deutschland bisher zu keinem zwischenstaatlichen Konflikt gekommen ist.

Die Nachrichten aus Genf, die vor Abschluss dieser Nummer nach Prag gelangt sind, wurden mit einem Gefühl der Erleichterung aufgenommen. Der Weg zu weiteren Verhandlungen über die Abrüstung und die Organisierung des Friedens auf dem europäischen Kontinente ist freigemacht und damit wächst die Hoffnung auf einen Erfolg der Bemühungen um eine Regelung des politischen und wirtschaftlichen Zusammenlebens und der Zusammenarbeit der europäischen Völker, die nach rettenden Massnahmen verlangen.

A. Pešl

Volkswirtschaft

Die fortschreitende Abschnürung der einzelnen Volkswirtschaften vom Weltmarkt, deren Zeugen wir im Jahre 1932 sind, hat gemeinsam mit dem Preisverfall eine starke Reduktion des Wertes des Aussenhandels in allen Staaten verursacht. Nicht nur Staaten, welche aus finanziellen und devisenpolitischen Gründen gezwungen werden, die Einfuhr stark zu drosseln und die Ausfuhr zu steigern, sondern auch Staaten mit freier Devisenwirtschaft weisen einen starken Schrumpfungsprozess des Aussenhandels auf.

Der Protektionismus hat in den vergangenen Monaten in der ganzen Welt an Terrain gewonnen, wobei er nicht nur in der Form zollpolitischer Massnahmen, sondern auch in der für den internationalen Warenaustausch weit gefährlicheren Form der Einfuhrkontingente, der Einfuhrverbote und Beschränkungen realisiert wird.

Trotz steigender Arbeitslosigkeit der Industrieländer, deren industrielle Erzeugungskapazität in den meisten Zweigen den tatsächlichen Absatz bereits stark überragt, sehen wir in den Agrarländern die stets vorwärts drängende Tendenz zur Industrialisierung. Ohne Rücksicht auf ihre Unwirtschaftlichkeit und hohen Erzeugungskosten werden ständig neue Industrieunternehmungen in den Agrarländern gegründet, deren Existenz durch hohe Zollmauern geschützt wird. Dadurch wird das ausländische Absatzgebiet der alten ökonomisch arbeitenden Betriebe der Industrieländer ständig geschmälert.

Der steigenden Selbstversorgung der Agrarländer an Industrieprodukten entspricht wiederum die wachsende Selbstgenügsamkeit der Industrieländer in agrarischen Produkten. Diese beiden Tendenzen, *Industrialisierung der Agrarländer und Reagrarisierung der Industriegebiete* tragen viel zu der Schrumpfung der Aussenhandelsumsätze bei, wie wir sie in der ganzen Welt, aber speziell in Mitteleuropa in den letzten Jahren beobachten können und wie sie speziell im Jahre 1932 unter dem Einfluss der akuten Finanzkrise sich intensiv verstärkt hat. Die Bedeutung des inneren Marktes nimmt für die meisten Wirtschaftszweige zu, während die ausgesprochenen Exportzweige in eine Defensive gedrängt werden, was speziell in den letzten Monaten der Fall ist, wo die bereits oben erwähnten zahlreichen neuen Hindernisse für den zwischenstaatlichen Warenaustausch entstanden sind.

Diesen schmerzlichen Prozess, den alle Staaten mitmachen, welche aus früherer Zeit eine hochentwickelte Exportindustrie haben, können wir auch an der wirtschaftlichen Entwicklung der Tschechoslovakischen Republik beobachten.

Die meisten tschechoslovakischen Industrieerzeugnisse hatten seit Jahrzehnten einen guten Markt in den Gebieten der heutigen Nachfolgestaaten und auch die vorwiegend agrarischen Produkte der Nachfolgestaaten fanden guten Absatz auf dem konsumfähigen Markt der tschechoslovakischen Republik. Durch die fortschreitende Industrialisierung der Agrarländer wurde der Absatz der tschechoslovakischen Industrieprodukte ständig vermindert und musste insbesondere jetzt zur Zeit der akuten Wirtschaftskrisis noch stärkere Einbussen erleiden. Dies ist das Hauptmerkmal der Entwicklung in den letzten Monaten, welches wir bei den meisten Exportzweigen beobachten können.

So waren z. B. die tschechoslovakischen *Textilfabriken* früher die

grössten Lieferanten auf den ungarischen, österreichischen, jugoslavischen, rumänischen und anderen Märkten. Im Jahre 1932 bildet die Ausfuhr von tschechoslovakischen Textilien nach diesen Märkten nur einen Bruchteil ihrer früheren Grösse. Der Konsum wird jetzt auf diesen Märkten in stets wachsendem Masse von der eigenen Produktion befriedigt. Ähnliche Veränderungen, wie bei der Textilausfuhr sind auch bei den anderen Exportindustrien zu verzeichnen.

Der Export von Kohle, Holz, Glas, Eisenwaren und anderen Standardwaren der tschechoslovakischen Exportzweige ist im Jahre 1932 auf ein Niveau gesunken, das ein unerwartetes Minimum gegenüber den Vorjahren darstellt.

Die wachsende Bedeutung des Inlandsmarktes und den sinkenden Anteil der Exportmärkte sehen wir am klarsten bei der tschechoslovakischen Zuckerproduktion. Während noch vor einigen Jahren mehr als zwei Drittel der damals über 12 Millionen Zentner Rohzucker betragenden Produktion ausgeführt wurden und nur ein Drittel (ca. 4 Millionen q) der Inlandsmarkt konsumierte, hat bereits in der Kampagne 1931/32 das Verhältnis der Zuckerausfuhr zum Inlandskonsum die Proportion von 1:1 erreicht (Erzeugung ca. 8 Millionen Zentner Rohzuckerwert). Aus den in diesen Tagen veröffentlichten Produktionsziffern der Kampagne 1932/33 ist ein weiterer Rückgang der Produktion auf ca. 6.3 Millionen Zentner ersichtlich, woraus bereits ein Übergewicht des Inlandsabsatzes gegenüber der Ausfuhr im wahrscheinlichen Verhältnis 4:3 sich ergibt. Die früheren Absatzgebiete tschechoslovakischen Zuckers bauen ihre eigenen Zuckerfabriken aus, worunter insbesondere Österreich, die Balkanländer, Italien und England zu nennen wären. Interessant sind diese Verhältniszahlen auch bei der Kohlenproduktion. Während z. B. im letzten Vorkriegsjahr aus den böhmischen Ländern 33.6 Prozent der Steinkohlenförderung und Koksproduktion und 34.4 Prozent der Braunkohlenförderung ausgeführt wurden, hat in den ersten neun Monaten des Jahres 1932 die Ausfuhr bei Steinkohle und Koks bloss 15.1 Prozent und bei der Braunkohle nur 9.7 Prozent der Gesamtproduktion erreicht.

Auch in den landwirtschaftlichen Ausfuhrartikeln, Holz, Gerste, Hafer, Malz und anderen Waren ist eine starke Verminderung der Ausfuhr zu verzeichnen.

Der ständige Rückgang der Exportzweige wirkt sich natürlich auch auf dem Arbeitsmarkt aus, wo die Ende November 1932 festgestellte Zahl von *600.000 Arbeitslosen* ein Maximum zu diesem Zeitpunkt darstellt. Diese Zahl dürfte mit der fortschreitenden Winterzeit aus saisonmässigen Gründen noch steigen.

Dem Rückgang der Ausfuhrmöglichkeiten der tschechoslovakischen Wirtschaft entspricht in einem gewissen Masse auch ein Rückgang der Einfuhrbedürfnisse. Denn in vielen Importzweigen entwickelt sich stetig die einheimische Produktion, so dass sich die Abhängigkeit von den ausländischen Produktionsgebieten ständig verringert. Dies gilt speziell nach der guten Ernte des Jahres 1932 von den meisten landwirtschaftlichen Importartikeln. So ist im Herbst 1932 die Weizeneinfuhr fast vollkommen zum Stillstand gekommen. Das mit der Einfuhrregulierung der Getreidearten betraute *Getreidesyndikat* konnte nach der guten Ernte 1932 jede Weizeneinfuhr bis Ende November unterlassen, ohne die Versorgungslage zu verschlimmern, da reichlich heimisches Weizen- und Mehlangebot dem Konsum zur Verfü-

gung steht. Auch in den anderen landwirtschaftlichen Produkten ist das Importbedürfnis weit geringer als in den Vorjahren. So ist das Einfuhrbedürfnis, insbesondere auch an Futtermitteln (Mais) kleiner und ausserdem die Vieheinfuhr stark gesunken. Die steigende heimische Produktion deckt fast vollständig den Bedarf bei Schlachtrindern, Fleischschweinen und Kälbern. Diese Vieharten wurden daher seit der gebundenen Devisenbewirtschaftung (Ende Januar 1932) nicht mehr eingeführt. In anderen Vieharten oder Produkten, wie z. B. Fettschweine oder Schweinefett, geschieht die Einfuhr in bestimmten festgesetzten Mengen, die von Monat zu Monat bestimmt werden. Auch in diesen Artikeln ist das Einfuhrbedürfnis viel kleiner als in den Vorjahren.

Die stark verminderte Getreideeinfuhr und die bereits erreichte Selbstversorgung in Fleisch bildet natürlich eine grosse Entlastung der Handelsbilanz, was speziell in der heutigen Zeit des intensiven Ausfuhrrückganges für den Gleichgewichtszustand der Handelsbilanz eine grosse Bedeutung hat.

Die steigende Unabhängigkeit von fremden Importen ist nicht nur in landwirtschaftlichen Artikeln zu verzeichnen, sondern auch in einer Reihe von wichtigen Industrieprodukten und Halbfabrikaten. So werden z. B. Automobile fast ausschliesslich heimischen Ursprungs abgesetzt, der Prozentsatz der importierten Wagen ist minimal im Verhältnis zum Gesamtbedarf. Auch viele andere Spezialartikel, in denen die hiesige Wirtschaft bisher auf die Einfuhr angewiesen war, werden jetzt im Inland erzeugt.

Trotzdem konnte dieses Wachstum der heimischen Produktion in jenen Wirtschaftszweigen, welche bisher in hohem Masse auf den Import von Auslandsware angewiesen waren, nicht den Ausfall wettmachen, der speziell auf dem Arbeitsmarkt durch die zwangsläufige Reduktion der bisher starken Exportzweige verursacht wird. So steigt also auch die Arbeitslosigkeit, wie überall in der Welt, und auch die tschechoslovakische Wirtschaft zahlt ihren Preis für die Wertzerstörungen, welche durch den Verfall des Aussenhandels verursacht wurden, der sich in Europa als Folge der steigenden Handelshindernisse und der gegenwärtigen finanziellen und handelspolitischen Absperrungsmassnahmen der einzelnen Staaten im Jahre 1932 einstellen mussten.

Es wäre im Interesse aller Staaten Europas zu wünschen, dass es gelingen möge, die bisher ungelösten internationalen Finanzprobleme (politische und kommerzielle Schulden usw.) im Jahre 1933 einer definitiven Lösung zuzuführen, damit endlich die Zeit der finanziellen Unruhe und der schwankenden Währungen (englisches Pfund, Währungen der skandinavischen Länder, Schillinge, Pengö, Balkandevisen usw.) aufhört, und damit eine Quelle versiegt, aus der die intensivsten Störungen des internationalen Handels entstanden, der bei Nichtfunktionieren der freien Devisenwirtschaft im Verkehr so vieler Staaten die schwerfällige Form von Kompensationsgeschäften und Clearingabkommen annehmen musste.

Wenn auch nach den grossen Strukturänderungen der Wirtschaft und des gegenseitigen Warenverkehrs der meisten Staaten schwer auf eine Rückkehr der früheren Intensität des Aussenhandels zu hoffen ist, so wäre doch der Wirtschaft viel gedient, wenn man wenigstens alle *neuen* Störungen und Hindernisse des Aussenhandels verhindern könnte, die insbesondere aus der ungeklärten internationalen Finanzlage, d. h. aus den

ungeregelten, die reale Leistungsfähigkeit überschreitenden Schuldverpflichtungen in der Welt entspringen.

Erst nach eingehender Analyse der heutigen Entwicklungsphase des europäischen Aussenhandels wird das Gesetzmässige seines Rückganges klar und ist auch die Verminderung der Umsätze im Aussenhandel der Tschechoslovakischen Republik erklärlich, zu der es in den letzten Jahren kam. Die Wirtschaft eines ausgesprochenen Exportstaates wie es die Tschechoslovakische Republik bisher war, fühlt natürlich alle die grossen Schwankungen, zu denen es in den letzten Jahren in Europa und insbesondere in Mitteleuropa kam.

Die Entwicklung des Aussenhandels der Tschechoslovakischen Republik zeigt folgende Tabelle:

Jahresumsatz die Höhe von 15 bis 16 Milliarden kaum überschreiten dürfte. An den 40 Milliarden des Jahres 1929 gemessen, bedeutet dies eine Verminderung um ganze 60% in kurzen drei Jahren.

Die letzten Aussenhandelsdaten zeigen für Oktober 1932 bereits einen auf niedrigerem Niveau erreichten Gleichgewichtszustand der Handelsbilanz. Im Oktober 1932 erreichte die Ausfuhr den Wert von 700 Millionen Kč (gegen 1163 im Vorjahr und 1700 vor zwei Jahren), die Einfuhr 625 (gegen 1108 im Vorjahre und 1271 Millionen vor zwei Jahren). Der Ausfuhrüberschuss beträgt demnach 75 Millionen Kč.

In den ersten 10 Monaten des Jahres 1932 hat die Ausfuhr den Wert von 6 Milliarden erreicht (1931:

Die Entwicklung des tschechoslovakischen Aussenhandels in den Jahren 1925—1931

Jahr	Ausfuhr (in 1000 Kč)	Einfuhr (in 1000 Kč)	Ausfuhrüberschuss (in 1000 Kč)	Gesamtumsatz (Einfuhr plus Ausfuhr) (in 1000 Kč)
1925	18.821,118	17.618,111	1.203,007	36.270,338
1926	17.856,559	15.276,671	2.579,888	33.056,691
1927	20.135,438	17.961,632	2.173,806	38.105,209
1928	21.224,211	19.207,903	2.016,308	40.449,620
1929	20.498,869	19.987,858	511,011	40.476,024
1930	17.473,732	15.714,503	1.759,229	33.215,521
1931	13.149,393	11.800,535	1.348,858	24.949,928

Wir sehen, dass in den Konjunkturjahren 1928 und 1929 der Umsatz des Aussenhandels sein Maximum erreicht hat (über 40 Milliarden Kč) und seit dieser Zeit scharf zurückgeht, und zwar im Jahre 1930 auf 33 Milliarden, 1931 auf ca. 25 Milliarden Kč. Der bisherige Verlauf des Jahres 1932 zeigt sein weiteres Abgleiten. Nach dem Ergebnis der ersten 10 Monate (12 Milliarden Kč) kann geschlossen werden, dass der

10.9, 1930: 14.4, 1929: 16.2 Milliarden Kč), während die Einfuhr 6.1 Milliarden Kč beträgt. (1931: 9.5, 1930: 13.1, 1929: 16.4). Das kleine Passivum von ca. 64 Millionen dürfte bis zum Jahresschluss ausgeglichen sein.

Da auf der Einfuhrseite der Handelsbilanz auch die Importe aus Ländern sind, in denen die tschechoslovakische Wirtschaft aus dem Vorjahr eingefrorene Forderungen hat,

die durch heurige Importe sukzessive abgetragen werden, zeigt der erreichte Gleichgewichtszustand der Handelsbilanz, dass auch die Zahlungsbilanz in den letzten Monaten ihr Gleichgewicht erreicht hat. Dieses Faktum ist übrigens noch überzeugender aus der Entwicklung des Vorrates an Gold und fremden Devisen bei der Nationalbank zu sehen.

Seit Jahresmitte 1932 zeigt dieser Vorrat eine mässige Steigerung. Da in dieser Zeit keine Auslandsanleihen weder der Privatwirtschaft noch für die öffentliche Hand einflossen, ist es klar, dass der Gleichgewichtszustand der Zahlungsbilanz aus den eigenen Kräften der hiesigen Wirtschaft wiederum erreicht wurde. Dies ist insbesondere in einer Zeit wichtig, in der so viele Staaten durch Stillhalteabkommen und andere Formen von Moratorien die Zahlungen an das Ausland, speziell für den Schuldendienst einstellen mussten, während die tschechoslovakische Wirtschaft bisher allen ihren Verpflichtungen pünktlich nachgekommen ist.

Diese günstige Entwicklung ist hauptsächlich durch zwei entscheidende Faktoren zu erklären: 1. die ständig aktive Handelsbilanz in den letzten 12 Jahren und 2. die geringe Auslandsverschuldung.

Das Aktivum der Handelsbilanz in den einzelnen Jahren 1925 bis 1931 ist aus der oben angeführten Tabelle ersichtlich. Für die Zeit von 1920 bis 1931 hat dieses Aktivum den hohen Wert von 25 Milliarden Kč (umgerechnet auf den stabilen Kronenwert des Jahres 1931) erreicht. Aus diesem Aktivum wurden nicht nur die laufenden Posten auf der Passivseite der Zahlungsbilanz beglichen, sondern auch eine systematische Repatriierung von tschechoslovakischen Effekten durchgeführt, was zur Verringerung der Zahlungsverpflichtungen an das Ausland führte.

Den Unterschied, welcher zwischen der Auslandsverschuldung des tschechoslovakischen Staates und den anderen mitteleuropäischen Staaten besteht, sehen wir am deutlichsten aus einer Zusammenstellung, welche der Bericht der Konferenz von Stresa enthält:

Auslandsverpflichtung mehrerer mittel- und südeuropäischer Staaten

	Gesamtsumme der Auslandsverschuldung (öffentliche Schuld) in Mill. Schw. Fr.	Pro Kopf in Schw. Fr.	Jährlicher Schuldendienst (Zinsen und Abzahlungen) in Mill. Schw. Fr.	Prozent der Ausfuhr 1931
Tschechoslovakische Republik	2.037	138	105	5
Österreich	2.423	361	214	22
Bulgarien	679	121	33	15
Griechenland	2.418	378	140	49
Ungarn	3.774	432	248	48
Polen	4.457	139	268	24
Rumänien	5.266	292	203	28
Jugoslavien	3.269	235	124	29

Die Tabelle zeigt, dass im Verhältnis zur Ausfuhr 1931 der jährliche Schuldendienst für Auslandsanleihen bei der Tschechoslovakischen Republik bloss 5 Prozent beträgt, während er bei manchen anderen Staaten bereits im Jahre 1931 die hohe Quote von über 40 Prozent betrug. Da im Jahre 1932 der Wert der Ausfuhr noch weiter fiel, ist das Missverhältnis zwischen den hohen Auslandsverpflichtungen und dem gesunkenen Wert der Warenausfuhr noch krasser und die Zahlungseinstellungen an das Ausland erklärlich.

Der tschechoslovakischen Wirtschaft rentiert es sich jetzt, dass man die finanziellen und währungspolitischen Fragen in der Tschechoslovakischen Republik mit grosser Vorsicht behandelt hat und speziell auch in den vergangenen Konjunkturjahren den Lockungen der Auslandsanleihen widerstanden hat, obwohl sie in den Jahren 1928 bis 1930 stark angeboten wurden. Die Tschechoslovakische Republik steht auch jetzt als einer der wenigen solventen Staaten in Mitteleuropa da und hat für die Abtragung der verhältnismässig geringen Auslandsverpflichtungen vorgesorgt.

Die relativ geringere Belastung mit Auslandsverpflichtungen bedeutet natürlich keineswegs, dass die Tschechoslovakische Republik auch die aus den interalliierten Schulden auf sie entfallenden Zahlungen weiter leisten könnte. Denn durch die Moratorien der Nachbarländer ist auch die Grundlage des tschechoslovakischen Aussenhandels stark angegriffen und es ist klar, dass in der Zukunft seine Ergebnisse nicht so günstig sein können wie in den vergangenen Jahren. Es muss daher ein Nachlass der aus dem Weltkrieg resultierenden Verpflichtungen angestrebt werden, damit auch in der Zukunft das Gleichgewicht der Zahlungsbilanz gesichert bleibt.

*

Neben den grossen handelspolitischen Fragen sind es vor allem Budgetsorgen, die in allen Staaten die verantwortlichen Politiker und Wirtschaftler vor grosse Aufgaben stellen.

Die Wirkung der langandauernden Wirtschaftskrise auf die Staatsfinanzen ist tiefgehend. Die mit der Krise zusammenhängenden Ausgaben steigen (Arbeitslosenunterstützung usw.), während die Einnahmen der Staatskasse geringer als in den vergangenen Jahren sind. Diese Entwicklung hat sich in der ganzen Welt eingestellt und auch vor der Tschechoslovakischen Republik nicht haltgemacht. Obwohl in dem Budget für 1932 die Ausgaben insgesamt um ca. 520 Millionen Kč niedriger präliminiert wurden, waren in der Finanzgebarung des Staates während des ganzen Jahres Schwierigkeiten, welche auch durch einige neue Steuern nicht wettgemacht wurden.

Im Laufe des Jahres 1932 wurde es klar, dass das Budget für das Jahr 1933 auf ganz neue Grundlagen gestellt werden muss, wenn man vermeiden wollte, dass das Budgetdefizit durch seine beunruhigende Wirkung auf den Geldmarkt zur Verlängerung der Wirtschaftskrisis beitrage. Es handelte sich vor allem um eine *radikale Senkung der öffentlichen Ausgaben*, denn nur durch neue Steuerprojekte war das drohende Defizit nicht mehr zu beseitigen. Als nun im September 1932 der Finanzminister mit dem Plan einer Senkung der Statsangestelltengehälter kam, löste dieses Projekt in der politischen Öffentlichkeit grosse Unruhe aus, die auch zur Regierungsumbildung führte. Aber auch das neue Kabinett

Malypetr stand Ende Oktober vor denselben schwierigen Aufgaben wie die frühere Regierung *Udržal*.

Mit den bisherigen Methoden der gegenseitigen kleinen Konzessionen der einzelnen Ressorts oder Parteien war das Budget nicht in Ordnung zu bringen, daher schritten die sieben in der Regierung vertretenen Parteien zur Bildung einer Budgetkommission (Siebenerausschuss), welche Vollmachten erhielt, den Umbau des tschechoslovakischen Staatsbudgets durchzuführen. Nach dreiwöchiger Arbeit, während die Vertreter von allen Ressorts und Staatsunternehmungen vor der Kommission erscheinen mussten, war das Ergebnis dieser Arbeit eine Verbesserung des Budgets um den hohen Betrag von ca. 920 Millionen Kč, wovon ca. 710 Millionen durch radikale Ausgabenstreichungen erzwungene Ersparnisse darstellen, während ca. 200 Millionen Kč durch Anordnungen erzielt wurden, welche die Ergebnisse in einigen Staatsbetrieben (Tabakregie, Staatsdomänen usw.) verbesserten. Neben dieser aus der Reduktion der Sachausgaben fliessenden Verbesserung um ca. 920 Millionen Kč wurde auch die Einigung über die Reduktion der Statsangestelltengehälter erzielt, deren Ergebnis auf ca. 650 Millionen Kč veranschlagt wird. Durch diese beiden Massnahmen ist eine radikale Verringerung des Defizits um den hohen Betrag von ca. 1600 Millionen Kč ermöglicht, was aber trotzdem noch nicht ausreicht, da neben dem grossen Einnahmenentfall an Steuern die Staatskassa auch mit einem neuen starken Defizit der Eisenbahnen rechnen muss.

Es muss noch ein Betrag von ca. 900 Millionen Kč gedeckt werden, wozu teilweise weitere Streichungen der Ausgaben und auch neue Steuereinnahmen dienen sollen.

Während im Jahre 1932 mit Einnahmen in der Höhe von 9.320 Millionen Kč gerechnet wurde, rechnet das Budget für 1933 bloss mit 8.632 Millionen Kč, trotz der grossen Reihe neuer Steuern und Steuererhöhungen, zu denen geschritten werden wird.

Die Ausgaben für 1933 werden mit 8.634 präliminiert, wobei die Arbeitslosenunterstützung in der Höhe von 600 Millionen Kč bereits im ordentlichen Etat enthalten ist, während sie im Budget für 1932 ausser Etat gedeckt wurde. Auch im Budget der Staatsbetriebe wird mit weit niedrigeren Ausgabenziffern gerechnet (7.867 Millionen Kč gegenüber 8.930 für 1932). Die aus den Staatsbetrieben der Staatskasse zufliessenden Summen werden für 1933 mit bloss 1.063 Millionen Kč präliminiert, was gegenüber dem Budget 1932 (1.579 Millionen Kč) einen Minderertrag von ca. einer halben Milliarde bedeutet.

Es kann also gesagt werden, dass sich das Budgetpräliminare für 1933 bereits stark den gesunkenen Wirtschaftsziffern anpasst.

Wichtig für die weitere Entwicklung bleibt die bereits bei den meisten verantwortlichen Politikern durchgedrungene Überzeugung, dass um jeden Preis das Budget für 1933 in ein absolutes Gleichgewicht gebracht werden muss. Die unseligen Folgen der Defizite von öffentlichen Budgets für die ganze Wirtschaft sind der Öffentlichkeit bereits ins Bewusstsein gekommen. Darin liegt auch die Gewähr für eine Besserung in der Zukunft. *M. Bitterman*

Dreimalige Bemühung um den Kollektivroman

Wenn wir das zeitgenössische tschechische Romanschaffen verfolgen, erkennen wir, dass es sich in zweierlei Typen entwickelt. Der erste knüpft an den individualistischen Roman an, d. i. an einen Roman, dessen Handlungsgrundlage die Schicksale von Einzelwesen bilden und dessen Streben vor allem dahin geht, individuellen Fällen weitere Gemeingültigkeit zu verleihen, um durch das Individuum gleichzeitig auch die Zeit, die Gesellschaftsklasse und das Milieu zum Ausdruck zu bringen, um es auf einen bestimmten gesellschaftlichen Typus festzulegen. Sein anderes Ziel ist die Form; das Wort wird im Roman zu einem wichtigen Bestandteil der Epik und zum Hauptausdruck eines neuen Lebensgefühls. Wollten wir klassische Parallelen heranziehen, so könnten wir diesen Roman als Flaubertschen Roman bezeichnen, als den Roman der abgeschlossenen Schicksale, der Gefühlsanalyse und des feingeschliffenen Wortes. Der andere Romantypus steuert in anderer Richtung; ihm handelt es sich zunächst nicht so sehr um die Schaffung einer neuen Form, als um die Erzielung der rohen Lebenswirklichkeit, um die gesellschaftliche Chemie, die neue soziale Gebilde gestaltet. Dieser Roman knüpft an den Gesellschafts- und an den Milieuroman an und wir könnten ihn als Kollektivroman bezeichnen, weil das Einzelwesen in ihm keine grössere Bedeutung hat als die Geltung einer am Kollektivprozess beteiligten Zelle. Das Vorbild, dem dieser Roman sich nähert, ist nicht Flaubert, sondern eher Balzac, und sein hauptsächliches Ausdrucksmittel ist nicht das Wort, sondern die Handlung.

Der tschechische Nachkriegsroman hat sich eher dem ersten Typus genähert und an einer nahezu als Generationsmangel zu bezeichnenden Unzulänglichkeit gelitten: an Blutarmut im Epischen. Die Handlung, welche im Roman wie ein reissender Strom die Räder der Menschenschicksale in rasenden Schwung versetzen soll, wurde in den Werken der jüngeren Generation in der Regel zu einem mässig rinnenden Bächlein verengt, das die Welt oder des Autors eigenes Antlitz nur leise spiegelte. Die Romane Vladislav Vančuras, die den entscheidenden Ton angeben, sind Wortromane. Für Vančura ist nämlich die Sprache nicht bloss der Ausdruck, sondern geradezu das Wesen der Welt, und der Verbalismus, sofern wir diesen Begriff rein grammatikalisch und ohne Tadel auffassen, bedeutet ihm die einzige reine Literaturform. Der Schriftsteller soll seiner Ansicht nach weder von Leidenschaften noch von Ideen besessen sein, sondern vom Wort: er ist vor allem ein vollendeter Handwerker der Sprache, der die Wortgefüge mit derselben Beharrlichkeit und Liebe bearbeitet, wie der Tischler das Holz oder der Werkmann die Metalle. Das Wort gestaltet in Vančuras Roman häufig tatsächlich eine neue und materielle Realität, in welcher der fiebernde Pulsschlag der Nachkriegswelt erkennbar wird; aber es waltet in ihnen nicht das Berauschtsein von ihrer Pluralität, von der dynamischen Durchdringung und Kreuzung ihrer Kräfte, von dem wahnsinnigen Karussell der Menschenschicksale, das einstmals die Stärke der Epik gewesen ist. Die Romane von Vítězslav Nezval, die uns den anderen Pol des Romanschaffens der Nachkriegsgeneration darstellen, sind Romane eines besessenen Narzissismus, dem die

ganze Welt nur als Spiegel einer entblössten Erotik dient. Weder dem einen noch dem anderen dieser Typen nähert sich die Mehrzahl der Werke der jüngeren Romanschriftsteller: die Form ersetzt in ihnen in beträchtlichem Masse den Stoff und das Wort die Handlung.

Auf den Kollektivroman, der die Antithese zu dieser Epik ohne Handlung darstellt, steuerte vor allem František *Götz* zu, der sich mit seinem Theaterroman „Padající hvězdy" („Sternschnuppen") zum ersten Male aus dem Bereich der Kritik und Essayistik auf das Gebiet der erzählenden Prosa begeben hat. Er hat vor allem dadurch überrascht, dass er sozusagen programmatisch auf die Grundlagen der Epik zurückgeht und den Romanen des Wortes wiederum einen Roman entgegenstellt, in welchem die Handlung sowohl die treibende Kraft als auch die Grundform ist. Götz spricht nur ganz selten jenseits der Handlung zu dem Leser. Die Gestalten, welche die verschiedenen Schichten der zeitgenössischen Theaterwelt repräsentieren, lernen wir ausschliesslich in der Aktion kennen, das heisst, insofern sie Bestandteile, Gärstoff oder Hindernis des kollektiven Lebensprozesses sind. Der Rhythmus eines durch eine verdunkelte Landschaft rasenden Schnellzugs, der den Auftakt des ersten Kapitels bildet, ist gleichsam der unterirdische Rhythmus dieser ganzen epischen Lawine; die Fieberhast und Roheit des Lebens, die Hysterie der Theateratmosphäre, der sittliche Verfall, die Selbstsucht und die Rekordanspannung aller Kräfte — alle diese Elemente des Kampfes, die der Autor vor uns entfaltet, erscheinen bereits durch die Rasanz der Geschehnisse an sich, durch die reportagehafte Knappheit und eine vielfach geradezu dramatische Komposition der Begebenheiten ausgedrückt. Das Theatermotiv, das der Autor — von Beruf Dramaturg am Nationaltheater in Prag — gewählt hatte, trägt gleichsam auch etwas Theatralisches in den Roman hinein: immer wieder findet man hier Menschen in dramatisch zugespitzten Situationen einander gegenüber stehend, immer wieder spielt sich hier eine Theaterszene direkt im Leben ab, und an einigen Stellen macht sich äusserlich Theatralisches recht misstönend bemerkbar. Götz hat jedoch diese Unzulänglichkeiten durch Reichtum an lebendigem Stoff, Aktualität der Motive und ein episches Tempo ausgeglichen, welches die Poesie der Worte durch eine Poesie der Tatsachen ersetzt. Das Leben offenbart sich uns in seinem Buche nicht bloss in einem schmalen Ausschnitt, sondern als eine riesenhafte Stampfmühle, die die schwachen und unfruchtbaren Einzelwesen zermalmt, als gärende Masse aus Geld, Not, Selbstsucht und Laster, die irgendwo auf dem Grunde zu neuer Menschlichkeit geläutert wird.

Das Theater und das Leben — dies also ist das Grundthema des bewegten Romans von František Götz. Aber trotz der realistischen und dokumentarischen Reichhaltigkeit, die uns auf Schritt und Tritt konkrete Theaterereignisse und Bruchstücke lebender Modelle erraten lässt, ist dieser Roman im wesentlichen eine Vision, welche die gesamte europäische Theaterkrise zusammenfasst und ihren geistigen Ursachen auf den Grund zu gehen bemüht ist. Die Gestalten sind also nicht einzelne Schauspieler, sondern vielmehr Schauspielergenerationen, das Publikum, die Presse, das Kapital, die Politik und der Hunger. Es ist kein Kampf von Personen, sondern der Kampf zweier Epochen und zweier Kunstbekenntnisse. Der Direktor Kronský, welcher dreissig Jahre lang

ein Theater geleitet und den Geschmack des Prager Publikums bestimmt hatte, wird weder durch den Bankdirektor Spona, der ihm den Kredit kündigt und ihm die Geliebte abspenstig macht, besiegt, noch auch durch das Kollektiv junger proletarischer Schauspieler, welche bei seiner Premiere einen Skandal veranstalten und schliesslich auch sein Publikum zu sich herüberziehen. Das sind nur die Vollstrecker eines höheren Willens. Sein tatsächlicher Feind ist viel mächtiger: es ist die Zeit selbst, welche Kronský nicht mehr zu verstehen fähig ist und die ihn wie eine leere Schale wegwirft. Es ist der Fall eines Theater-Solness, welcher erfolglos gegen die an seine Tür pochende Jugend ankämpft; und es ist zugleich der Fall eines Theater-Lear, welcher plötzlich inmitten einer fremden Welt erwacht, die seinen Vorstellungen nicht gleicht. Konkret gesprochen: es ist ein wenig Reinhardt und ein wenig Barnowsky, und es sind auch alle anderen, die ihre Zeit überlebt haben und nicht rechtzeitig zurückzutreten verstanden haben.

Kronský, dem Repräsentanten des seines Lebensinhalts und seiner Kraft entblössten alten Theaters, stellt Götz als Kämpfer um die Theaterzukunft ein Kollektiv von neun jungen Schauspielern entgegen, die durch Not und Verzweiflung zu gemeinsamer geistiger Haltung und einheitlichem Willen zusammengeschweisst worden sind. Die Kapitel, welche das Leben in der Pension „Bankerott" schildern, wo diese arbeitslosen Schauspieler sich zusammengefunden haben, des Rechtes auf Kunst und Leben entäussert, gehören zu den fesselndsten und zutiefst ausholenden Partien des Buches. Das Pensionat „Bankerott" — das ist eine Art Schauspieler-„Nachtasyl", von Trauer, Zynismus und Hoffnungslosigkeit erfüllt, in welchem neun gescheiterte Einzelwesen die Umgeburt vom gemeinsamen Hass zur gemeinsamen Läuterung und zum gemeinsamen Glauben erfahren. Die Verzweifelten verwandeln sich in eine begeisterte Künstlergemeinschaft, die Nihilisten in Menschen, welche danach lechzen, am Aufbau einer neuen Welt mitzuwirken: ihre Kunst soll den Fanatismus der Wahrheit und den Glanz des Herzens, die Wirklichkeit und ihre geistige Transparenz verkünden.

In den Kapiteln, welche die menschliche und künstlerische Entwicklung des Schauspielerkollektivs und seinen Kampf um einen neuen Ausdruck des Theaters schildern, liefert Götz sein eigenes künstlerisches Glaubensbekenntnis, das wir im wesentlichen aus seinen Theateressays kennen: es ist der Glaube, dass ein neuer Theaterausdruck nur aus neuen Lebensinhalten geboren wird, die den Schauspieler jeglicher privaten Individualität entkleiden und ihn in einen empfindsamen Reproduktor der Zeit und ihrer Massenleidenschaften des Schmerzes und der Hoffnungen verwandeln. Wir finden hier, übereinstimmend mit Götz' theoretischen Aufsätzen, eine gewisse Labilität in den Begriffen Persönlichkeit, Individualität und Kollektiv, und es ist uns nicht hinreichend klar, bis zu welchem Grade die Persönlichkeit eine Befreiung und bis zu welchem ein Ballast der neuen Kunst ist. Man könnte auch dagegen Einwände erheben, dass Kronský im Verhältnis zu seinen Gegnern in künstlerischer Hinsicht nicht fertig gezeichnet worden ist, und dass er einseitig zu einem Despoten und Intriganten erniedrigt worden ist, welcher eher um seine Macht als um seinen Lebensglauben kämpft. Man könnte noch mancherlei aussetzen, zum Beispiel die übermässige

romantische Regie mancher Episoden und den einigermassen papiernen Glanz mancher erotischen Szenen. Alles in allem ist der Roman von František Götz ein Werk, das nicht nur wegen seiner Lebendigkeit, Aktualität und Interessantheit Aufmerksamkeit verdient, sondern vor allem auch um jener grosszügigen, lauteren epischen Gestaltung willen, der es gelungen ist, das zeitgenössische Theaterleben in all seiner Kompliziertheit, Dynamik und Totalität einzufangen.

Noch konsequenter als František Götz hat Marie *Majerová* in ihrem Roman „Přehrada" („Die Talsperre") die Form des Kollektivromans zu verwirklichen versucht. Sie schildert darin die Entstehung und den Ausbruch einer in der Phantasie eines proletarischen Dichters geborenen Revolution. Ihr Roman hat keine Helden, aber er hat auch keine zusammenhängend umrissenen Gestalten: wir sehen hier die Menschenleben nur in flüchtigen Fragmenten, je nachdem, wie die Autorin momentweise ihr rotierendes episches Objektiv auf sie einstellt. In der „Talsperre" handelt es sich nämlich nicht um die Schilderung von Einzelschicksalen, sondern nur um ihre Kreuzung und ihren Gleichlauf, der einer Mainacht ihren verhängnisvollen Masseninhalt verleiht. Die Methode, mit welcher Marie Majerová das Bild der Revolution festzuhalten versucht, ist rein filmisch: die einzelnen Szenen, die sie uns in den kurzen und rasch wechselnden Kapiteln zeigt, haben ihre Bedeutung nicht an und für sich, sondern nur als Glieder einer Kette, als Bilder eines sich abwickelnden laufenden Bands. Die Wirklichkeit soll sich hier in ihrem ganzen vielgestaltigen, ungeheuerlichen und gleichsam metaphysischen Ausmass eben dadurch offenbaren, dass sie dem Leser gleichzeitig von mehreren Seiten gezeigt wird, dass das Grundmotiv in eine vielstimmige Polyphonie ausgeführt wird und dass zugleich im selben Moment ein Querschnitt durch die verschiedenen Schichten der Wirklichkeit gezogen wird.

Das Grundmotiv des Romans bildet die Štěchovicer Talsperre, die mit einem Aufwand von vielen Millionen errichtet worden ist und gerade am Festtag der Arbeiterschaft, am ersten Mai gefüllt werden soll. Das Werk, welches als der Gipfel technischer Vollendung gerühmt wird, ist der Gipfel der Korruption und kapitalistischer Ausbeutung geworden. Die Lieferanten haben bei der Materialbeistellung betrogen, die Überwachungskommissionen haben Bestechungen angenommen und die Arbeiter selbst haben sich als Mithelfer an dem Verfall beteiligt, indem sie heimlich dem schlechten Beton Stoffe beimengten, welche die Bindung beeinträchtigen. Und so ragt die Talsperre, die ein Triumph der Technik werden sollte, wie ein apokalyptisches Ungeheuer über Prag empor, die von Lastern zerfressene Stadt zu verschlingen bereit, und der Tag, an dem sie gefüllt werden soll, wird gleichzeitig zum Tag der Vergeltung bestimmt. Geheime Revolutionsausschüsse arbeiten im verborgenen in den Eingeweiden der Stadt, um die Panik zur Einsetzung der Herrschaft des Proletariats auszunützen. Und nun entwickelt Marie Majerová ein Bild der Revolution in den letzten Augenblicken vor ihrem Ausbruch. Sie zeigt uns, wie eine riesige Kollektivbewegung sich aus Hunderten und Tausenden kleiner Bewegungen zusammensetzt, die sich wechselseitig ergänzen und kreuzen. Die Revolution wird uns hier unter einem Mikroskop demonstriert, wo wir gleichsam die einzelnen Zellen

beobachten können, die ihr Gewebe zusammensetzen. Wir gewahren sie wie im Streiflicht in der Stube eines armen Arbeiters, unter Dieben, die befrackt in einer nächtlichen Bar tanzen, in einer Ministerratssitzung, in romantischen unterirdischen Gängen, in Geheimdruckereien, in der Elektrizitätsanstalt und in den Augen der Liebenden, die einander auf dem nächtlichen Flusse umarmen. Es ist ein Parallelismus der verschiedenen gleichzeitigen Geschehnisse, von denen die untergangeweihte schlafende Stadt vollgesogen ist. Im kompositorischer Hinsicht wurde die Autorin offenbar auch durch das biblische Motiv der Sintflut unterstützt, und der realen Handlung sind auch einige phantastische Szenen einverleibt, wie beispielsweise der nächtliche Marsch der Prager Bildsäulen mit dem heiligen Wenzel an der Spitze, die vor der drohenden Überschwemmung auf die Pankrácer Anhöhe entrinnen. Phantastisch grotesk ist auch der Auftritt, in welchem die Mitglieder des Ministerrats, um sich vor dem in Aufruhr geratenen Proletariat in Sicherheit zu bringen, sich als Apostel verkleiden und in der Turmuhr am Altstädter Rathaus verstecken.

Marie Majerová wollte also einen Kollektivroman schreiben, in welchem der alleinige Held die Masse wäre und welcher an Stelle einer einheitlichen, sich in der Zeit entfaltenden Handlung dem Leser eine Reihe simultaner Ereignisse, die alle dem gleichen Ziele zustreben, vorführen sollte. Ihr Vorhaben ist ihr jedoch nur zum Teil gelungen: denn die Episoden, die anfangs tatsächlich ein sich zusammenhängend entwirrendes Knäuel bilden, weisen keine hinreichende Konzentration auf und es begibt sich, dass sie in dem Augenblick, da sie sich wie Quellen zu einem einheitlichen mächtigen Strom vereinigen sollen, gleichsam ratlos in einer Reihe Genreszenen auseinanderspritzen. Die Schicksale der Menschen, die wir durch blitzhaften Hinblick kennengelernt haben, durchdringen einander nirgends und die Gestalten, einen Moment lang in den Lichtschein des Reflektors der Autorin gerückt, verschwinden wiederum spurlos im Dunkel. Und so verbleibt trotz dem interessanten Versuch einer Synchronisierung des Geschehens schliesslich doch nur eine Reihe unzusammenhängender Kapitel, deren einige durch den feingeschärften dichterischen Blick oder durch die ätzende Satire auf die Demokratie fesseln, während andere nicht sehr beträchtlich über das Ausmass einer Zeitungsreportage hinauswachsen. Die Autorin streut mit Vorliebe auch Betrachtungen in die Handlung ein, zum Beispiel über die Mission der Maschine, über die Elektrizität, über die Diener, über die Zeit und die Uhr usw., in welchen sie gleichsam zum ersten Male den Gegenstand, an den sie herantritt, aus einer überzeitlichen, fast schon legendären Ferne mustert. Wir finden hier auch eine Reihe lyrischer Passagen, so z. B. die an Smetana anklingende Beschreibung der Moldau und ihres Laufes, und obwohl der Blick der Autorin allem persönlich Menschlichen ausweichen wollte, verweilt er doch immer wieder bei der Liebesintimität der von der Liebe berauschten oder gemarterten Menschenherzen. Und eben diese Kapitel zeigen uns, dass Marie Majerová trotz ihrer Bemühung um ein Kollektivgemälde menschlichen Elends das Leid der Frau und die Wege ihrer Liebe am nächsten bleiben: von den Schicksalen, die wir in ihrer „Přehrada" flüchtig zu Gesicht bekommen, sind am innigsten und klarsten wiederum die der „Märtyrerinnen" skizziert.

Um einen Kollektivroman, den Gemeinschaftsroman der Knabenpubertät, hat sich auch Václav *Krška* in dem Buch „Klaris a šedesát věrných" („Klaris und die sechzig Getreuen") bemüht. Krška verlässt darin zum ersten Male den Boden des stilisierten Realismus, der seine vorangegangenen Bücher kennzeichnete, und erschafft frei eine Art hellenischer Vision, deren Leitmotive die Sonne, das Meer, Ephebenleiber und die lebenstrotzende fessellose Jugend sind. Die Handlung spielt sich irgendwo auf einer südlichen Insel ab, wo eine reiche internationale Gesellschaft eine spartanische Musterkolonie gegründet hat, deren Ziel die Heranbildung gesunder und genialer Individuen ist, welche eine Neugeburt der Gesellschaft bewirken sollen. Da sind sechzig heranreifende Knaben aller Rassen, die einer gemeinsamen Dressur unterzogen werden, die ihren Willen und ihre Kraft stählen soll. Die Abgeschiedenheit und das Leben in der Natur sollen sie vor allen Schwächen und Versuchungen der Welt bewahren. Ihre Sinne sollen sich nur in physischer Bewegung und in der Berauschung durch den eigenen Körper ausleben: daher hat keine Frau Zutritt auf die Insel, ausser Mabel Rufford, die Mitglied des Professorenkollegiums ist. Aber eben durch diese einzige Frau gelangt die erste Versuchung auf die Insel der Jünglinge. Die sinnliche und verdorbene Mabel, in ein enganliegendes schwarzes Ordenskleid gehüllt, wittert sofort, dass die ganze Insel mit einer erotischen Atmosphäre geladen ist, und reizt mit raffinierter Grausamkeit die unterbewusste Geschlechtlichkeit der halbwüchsigen Knaben. Und nun stellt sich auch die erste Katastrophe ein: der zarteste unter den Zöglingen, erblich belastet, erträgt dieses grausame Spiel mit der Pubertät nicht und verfällt in Krämpfe, die ihn schliesslich in den Selbstmord treiben.

Miss Mabel wird von der Insel entfernt und durch einen trockenen Pedanten ersetzt, welcher die gestörte Disziplin durch Kasernenzucht erneuern soll. Aber es ist bereits zu spät: die Männlichkeit, vorzeitig durch Sonne, Weib und Phantasie hervorgepeitscht, beginnt zu rasen und bemächtigt sich der Herrschaft über die Insel. Die Lehrer werden zum Teil ausgewiesen und zum Teil interniert, und an die Spitze der Revoltierenden stellt sich der stärkste Jüngling, der „Mächtige Sepp", der für die Kolonie die neue Religion der fünf Sinne verkündigt. Er will die Körperlichkeit bis zu den höchsten Möglichkeiten emportreiben und eine Art von physischem Über-Leben ohne Herz und ohne Frau erschaffen. Sepps Religion ist aber eine Revolte gegen die Weltordnung, denn durch die Verleugnung der Liebe verleugnet sie deren tiefsten Sinn — das Leben. Die Kraft als Selbstzweck beginnt an den Strängen zu zerren und die unterdrückte Erotik entlädt sich in wilden Ritten und brutalem Ringen, welches immer mehr den Beigeschmack der Homosexualität annimmt. Zwei Knaben unterliegen der verhängnisvollen Liebe und ertrinken gemeinsam wie ein unglückliches Liebespaar, und ein dritter stirbt durch einen Pistolenschuss, als er ein junges Mädchen erblickt. Einzig Doktor Umarov, ein alter und weiser Arzt, begreift, was sich mit den rebellischen Knaben begibt und wartet auf ein Wunder, das die natürliche Ordnung wieder herstellen würde. Das Wunder geschieht: der „Mächtige Sepp" verrät selber als erster seine Religion der Sinne um der Liebe willen und verrät so auch

seine sechzig Getreuen. Er hat ein heimliches Liebesverhältnis mit der Schafhirtin Klaris, die eines Abends auf der Insel gelandet ist, und als nach Jahresfrist bei der Olympiade ein Konflikt mit den Getreuen ausbricht, beschützt er Klaris und sein Kind mit seinem eigenen Leibe und entflieht mit ihr auf dem letzten Boote von der in Wahnsinn verfallenen Insel, welche nach einem Vulkanausbruch in die Meerestiefe versinkt.

Krškas Roman ist also im Wesen eine Utopie, in welcher manche Gemeinsamkeit mit Karel Čapek zu finden ist. Die einsame Insel im Meere, wo der Direktor Schmidt mit seinen Gehilfen eine Art spartanischer Roboter heranbilden will, gemahnt an die Insel des Dr. Rossum und dessen künstliche Menschen, und der gutherzige Arzt Dr. Umarov, welcher von allem Anbeginn vor der Katastrophe warnt und die Lebensnorm gegen die Willkür des Menschen verteidigt, erinnert an den Baumeister Alquist aus „R. U. R.“ und seine Versuche mit Klaris und Sepp sind ein Pendant zu der Geschichte der Robotin Helena und des Roboters Primus. Bei Krška, ebenso wie bei Čapek, kapituliert der menschliche Prometheismus am Ende vor der ewigen Lebensnorm. Trotz dieser Ähnlichkeit besteht hier allerdings ein grundsätzlicher Unterschied. Čapek ist ein Intellektueller, bei welchem der Gedanke immer seinen reinen Grundriss hat und der Hauptbestandteil des Ausdrucks wie der Handlungskonzeption ist. Bei Krška, der durch und durch sinnenhaft ist, ist hinwiederum der Gedanke ein blosses Hilfsmittel zur Entfachung des Feuerwerks einer glühenden Phantasie, welche jeden Augenblick nahezu in ekstatisches Lallen übergeht. In der tschechischen Nachkriegsliteratur finden wir nicht viele Bücher, in denen der Lyrismus mit so elementarer Heftigkeit und Zügellosigkeit strömte wie in dem Roman von Klaris und den sechzig Getreuen: es sind darin Stellen enthalten, die gleichsam aus Licht und Duft modelliert sind, wo jede Vorstellung den berauschenden Rhythmus eines jungen Leibes hat. Es ist ein romantisch gesteigerter Traum von der Wiedergeburt der Antike und gleichzeitig ein Chorgesang der erwachenden Sinnlichkeit und Pubertät, welcher in formaler Hinsicht Jaroslav Durychs lyrischer Symphonie „Na horách“ zunächst steht. Wie bei Durych ist es eine aus Realität und Traum geschaffene Welt, welche zum Schluss einigermassen gewaltsam zu einer Allegorie gesteigert wird: aber es ist eine Welt, durch welche unablässig die glühende Lava einer zarten und verderbten, leidenschaftlichen und ungeheuerlichen, frischen und dekadenten Phantasie strömt, die gelegentlich gleichsam irgendwoher aus den Tiefen des Freudschen Unterbewusstseins spritzt. Aber es ist eine leider oft auch formlose Phantasie: der Mangel an schöpferischer Zucht und eine allzu narzissistische Bespiegelung in den Worten sind die hauptsächlichen Unzulänglichkeiten von Krškas Roman, in welchem gar manches unverhältnismässig in die Breite gezogen ist und dessen Wortreichtum vielfach zu einem ästhetenhaften Verbalismus zusammenschrumpft, welcher leere Worte drischt. Aber trotz dieser Mängel verdient das Buch Beachtung: denn Krška hat das Problem des lyrischen Romans weitaus erfolgreicher bewältigt als Vítězslav Nezval in seiner „Kronika z konce tisíciletí“ („Chronik vom Jahrtausendende“) oder in „Posedlost“ („Besessenheit“).

Miroslav Rutte

Ein Jahr tschechoslovakische Musik

In der Zeit der Wirtschaftsnot bedeutet immer grössere Besorgnisse die Frage, wie das Niveau des musikalischen Lebens, wie die zentralen Institutionen : das Nationaltheater und die Tschechische Philharmonie, ihren Aufgaben entsprechend am Leben erhalten werden könnten. Das erste Jahrzehnt nach dem Kriege war eine Zeit eines erstaunlichen Aufschwungs der Kunst; diese Zeit hat im Nationaltheater wie in der Philharmonie grosse schöpferische und reproduktive Werte hervorgebracht, die jetzt nicht nur durch den Mangel an finanziellen Mitteln, sondern hauptsächlich auch durch den Mangel an Interesse bedroht werden. Als ob sich in diesen zehn Nachkriegsjahren alles Interesse für und alles Bedürfnis nach Kunst erschöpft hätte. Die finanziellen Sparmassnahmen, die im Staatsbudget die Ausgaben für Kunst streichen und die Subventionen herabsetzen, gestalten die Lage des Theaters und der Philharmonie noch unsicherer, und es ist kein Wunder, wenn beide sich auf ihre Weise bemühen, eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit zu erlangen und wenn das Diktat des Budgets in das künstlerische Programm eingreift.

Das *Nationaltheater* ist im Jahre 1930 verstaatlicht worden. Seit 1930 ist als Vertreter des Staates Stanislav *Lom* sein Direktor, der Autor mehrerer Schauspiele, ein Mann mit dem richtigen Blick für das Theater und reichen Erfahrungen, der sicher für diesen Posten berufen ist. Er hat im Theater eingreifende wirtschaftliche und administrative Reformen durchgeführt, die dem Betrieb des Theaters förderlich waren und das staatliche Institut dem modernen Geiste öffentlicher Unternehmungen anpassten. Er betreibt die Theaterpolitik nach den Grundsätzen eines praktischen Hauswirtes, der bemüht ist, das Institut mit allem zu versehen, was es künstlerisch fördert, gleichzeitig aber die Proteste des Publikums, die dem Besuche abträglich sind, dadurch liquidiert, dass er die Ursachen der Unzufriedenheit beseitigt. Dieses Streben hat, wie es scheint, weitreichende Bedeutung. Denn gerade die Oper war während der ganzen zwölf Jahre Gegenstand schwerster Konflikte und künstlerischer Kämpfe zwischen Konservativen und Fortschrittlichen. Die Oper hat unter Leitung ihres Chefs *Ostrčil* in unserer Opernproduktion und dem Begriff des Theaters als einer künstlerischen Institution überhaupt ein gutes Stück revolutionärer Arbeit geleistet: Im Repertoir, in welchem sie die künstlerischen Prinzipien wahrte und alles ausschloss, was mit dem ideellen Prinzip des Nationaltheaters (des Theaters als Kunstinstitutes) im Widerspruch stand. Ferner in der neuen Konzeption der Opernwerke, die sich in der künstlerischen Leitung des Sängers kundgab; er wurde streng in den Dienst am Werk gestellt, alle egozentrischen Liebhabereien und opernhaften Manieren wurden ausgemerzt. Schliesslich in der modernen Ausstattung, die bildenden Künstlern von gutem Namen anvertraut wurde, denen hier ein neues Gebiet schöpferischer Arbeit eröffnet wurde, und in der neuen, modernen Regie. Diese kompromisslose und zielbewusste Tätigkeit Ostrčils bekämpfte erfolgreich den modernen Kitsch der Operette und der Revue, der in der Übergangszeit weit verbreitet war und die übrigen Theater überschwemmte. Wie jede grosse Kunst stiess auch dieses Streben auf den Widerstand der Kreise, die in der Oper eher eine repräsentativ ge-

sellschaftliche Veranstaltung sehen. Die ganze zwölfjährige Arbeit war ein ständiger zäher Kampf mit den künstlerisch konservativen Elementen. Durch den Eintritt Loms in die Theaterverwaltung und seinen Wunsch, das Theater zu fördern und diese feindliche Stellungnahme des konservativen Teils der Bevölkerung, die für die Theaterkasse entscheidend ist, zu liquidieren, wird die Freiheit der künstlerischen Entscheidung über die Wirtschaftsinteressen in bedeutendem Masse eingeschränkt und das bisher einheitliche künstlerische Programm wird damit notwendigerweise verlassen werden. Die Sorge um einen erhöhten Theaterbesuch hat Lom zu verschiedenen Massnahmen veranlasst: er hat eine Kontrolle der Besucherzahl eingeführt und Vorstellungen, die nicht das Mindestmass für die Kasse aufwiesen, wurden vom Repertoir gestrichen. Es waren häufig gerade die wertvollsten Werke der modernen tschechischen Oper. Auf diese Weise wurde das Repertoir gerade solcher Werke beraubt, die ihm nicht nur seinen individuellen tschechischen Charakter und Stil gaben, sondern auch das künstlerische Ergebnis eines zwölfjährigen künstlerischen Ringens darstellten. Um zu zeigen, wie schwer dieser Kampf war, braucht man nur an die zur traurigen Berühmtheit gelangte und ausgepfiffene Aufführung des „Wozzek" zu erinnern. Dasselbe Schicksal erlitt auch ein grosser Teil der Werke Fibichs, die Werke Foersters, Nováks; auch der bedeutsame Mozart-Zyklus und der neu einstudierte „Siegfried" blieben nicht verschont. Das neue wirtschaftliche System behielt nur die bereits hinreichend bewährten Opern bei. Neu einstudiert wurden seither Rossinis „Aschenbrödel", „Lakmé", „Turandot" und „Louise"; es wurde ein System von Gastspielen eingeführt, das zu einer weiteren Stagnation beitrug. Der früher ideell einheitliche und künstlerisch zielbewusste Spielplan büsste bedeutend an seiner festen Gestaltung ein, ohne das diese Konzession entsprechende wirtschaftliche Vorteile gebracht hätte. Eine grosse Zahl der Gastspiele hervorragender ausländischer, vor allem italienischer Sänger, enttäuschte, denn das Stammpublikum des Theaters, dessen Geschmack durch zwölf Jahre an der Darstellung grosser Werke musikalischer Dramatik durch ein ausgeglichenes und homogenes Ensemble geschult worden war, hatte den Sinn für Gipfelleistungen des Gesangs verloren und eigentlich gar nicht das entsprechende Interesse für die stetig wiederkehrenden Opernwerke Verdis, Puccinis, Massenets u. a. m. Der Kampf um das Nationaltheater ist also nicht nur ein existenzieller, sondern in erster Reihe ein künstlerischer Kampf.

Aus dieser Schilderung der Verhältnisse ist ersichtlich, dass die Zahl wirklicher Novitäten stark reduziert worden ist. Ein grosses Stimulans bilden für das Theaterleben die Jubiläen. Das Nationaltheater bereitete vor und brachte zum *Mozart-Jubiläum* einen ganzen neu einstudierten Zyklus der Opern Mozarts heraus, der mit dem Jugendwerk „Idomeneus" eingeleitet wurde. Damit ist der aus den Hauptwerken zusammengesetzte und bei uns im grossen und ganzen oft gegebene Mozart-Zyklus („Die Entführung aus dem Serail", „Figaros Hochzeit", „Don Juan" „Cosi fan tutte", „Die Zauberflöte") um ein hierzulande und auch sonst wenig bekanntes Werk bereichert worden. Der Zyklus, der wirklich feierlichen und aussergewöhnlichen Charakter trug, ragte sowohl durch die Besetzung, als auch die Auffassung hervor. Ostrčil leitete selber alle Vorstellungen und er-

zog Orchester und Ensemble zu einem unverfälschten Mozartstil. Seine strenge Stilisierung wertete namentlich die volkstümlichen Singspiel-Einlagen um, die bisher auf vielen Bühnen mit einer Menge operettenhafter Banalitäten und Extempores überladen wurden und werden, und veredelte sie in ihrer Spielfreudigkeit und zarten Sinnlichkeit, so dass die Werke von innerer Reinheit und künstlerischer Wahrhaftigkeit geradezu strahlten. Die eigentliche Entdeckung des Mozartzyklus, der bereits im vorhergehenden Jahre durch die Neueinstudierung von „Figaros Hochzeit“ und „Don Juan“ vorbereitet worden war, war ausser dem „Idomeneus“, für welchen Jan Zrzavý eine in Linien und Farben klassisch reine Szene geschaffen hatte, die „Zauberflöte“, die, von allem pittoresken orientalischen Beiwerk befreit und streng nach der musikalischen Niederschrift gegeben, ihre tiefe ideelle Grundlage und ethische Kraft hervortreten liess. Es war eine künstlerische Grosstat, die den Wert des künstlerischen Schaffens der Staatsoper neuerlich erkennen liess. Nach dieser bedeutsamen Retrospektive veranstaltete Ostrčil im Theater einen abschliessenden Konzertabend, an welchem er neben der G-Moll-Symphonie das „Requiem“ aufführte. Nach dem, was vorangegangen war, lauschte man in einer eigentümlichen Atmospäre diesem letzten Werk des Meisters, das eine ergreifende Synthese war, in welcher jeder Sänger und Musiker ein organisches und harmonisches Element darstellte. Es war ein erhebendes Bewusstsein, dass die Bedeutung Mozarts in dem Nationaltheater so rein begriffen und gewürdigt wird, eines Meisters, mit dem die tschechische Kunst und das tschechische Theater durch eine tiefe innere Zusammengehörigkeit verbunden sind, nicht nur direkt, sondern auch durch die Zusammenhänge, welche zu unserer Kunst hinführen und im Werke Smetanas in die Erscheinung treten. Das Nationaltheater hat im Mozartjahr bewiesen, dass es ein festes und das zuverlässigste Bollwerk reinster Kunst ist, in deren treuem Dienst es uns frei über die Zerrüttung der Zeit zu einem fruchtbareren und hoffnungsreicheren Morgen trägt.

Nach dem Mozartzyklus folgte ein interessantes und gewagtes Experiment: Der dritte Teil des Melodramas von Fibich-Vrchlický „Hippodamiens Tod“ wurde statt mit Schauspielkräften mit Opernsängern gegeben. Dieses durch technische Umstände verursachte Experiment ist erstaunlich gut gelungen. Bisher war die Theaterpraxis vom Drama Vrchlickýs, das als Schauspiel aufgeführt wurde, ausgegangen. Der eigentliche Schwerpunkt der Aufführung lag im Wortdrama. Es war immer ein Kompromiss zwischen zwei grundverschiedenen Elementen gewesen. Der Schauspieler schuf, vom Sänger wesentlich unterschieden, nur aus den Worten des Dichters heraus und, bei dem Mangel an Fachkenntnissen, konnte man von ihm nicht wohl ein korrektes Memorieren der Partitur wie von einem Sänger fordern. Jetzt, da Ostrčil dieses Werk mit Opernkräften aufführte, zeigte sich, dass man für das Melodrama eine Frage von grundlegendem Charakter gelöst hatte. Das organisch mit der Musik verbundene Wort erhielt einen spezifisch musikalisch bestimmten Charakter, Farbe, Tempo, Dynamik und die ganze tektonische Struktur des aus der Musik hervorgegangenen Melodramas eine neue Grundlinie. In der musikalisch empfindlichen Interpretation drang das Werk bis in die Tiefen zarter Seelenstimmung vor. Dort, wo früher das Wort die

Musik und die Musik das Wort vergewaltigt hat, strömen nun beide ohne Unterbrechung gemeinschaftlich hin. Das Drama verschmilzt so vollkommen mit der Musik, dass die Worte in der Schattierung und Vertonung sich färben und zum Gesang werden, die Musik trägt die Stimme, begleitet den Ausdruck des vorgetragenen Wortes in streng abgestufter Höhe, streng abgemessenem Rhythmus, Verlangsamung und Beschleunigung; Redestrom und Pausen sind der Instrumentalfarbe angepasst. In die Bühnenhandlung gelangen durch die musikalische Interpretation auch neue Bewegungsmotive, die auf den musikalischen Rhythmus abgestimmt sind und nicht nur aus der notwendigen Anschaulichkeit der dramatischen Situation entspringen. Die Mimik wird von der Stimmstärke und ihrem Charakter, ihrem Ansetzen und Austönen und der dynamischen Spannung der Rede bestimmt. Die Aufführung des Melodramas von Fibich durch Opernkräfte war also neben einem gewagten Experiment auch die konsequent durchgeführte Reproduktion der dramatischen Idee Fibichs und bedeutete eine neuartige Auffassung und Einreihung des Werkes dorthin, wohin es gehört.

Eine weitere künstlerische Tat von Bedeutung war Wagners „Siegfried", der nach seiner tschechischen Premiere in Brünn nun auch zur ersten tschechischen Aufführung auf der Prager Staatsbühne gelangte. Ostrčil, ein Dirigent in Wagners Geist, der das Werk menschlich erlebt und fühlt, gab ihm metaphysische Grösse und zugleich naive Märchenlyrik. Er verfügte bei diesem anspruchsvollen und hochgespannten Werk nicht über sein gewöhnliches ausgeglichenes Solistenensemble. Die Siegfriedrolle, die O. Masák einstudiert hatte, sang bei der Premiere Olšovský aus Brünn und gegen den Mangel an einem Tenor und geeigneten Darsteller Siegfrieds hatte auch die festere Verankerung der Oper im Repertoir zu kämpfen. Durch den Abgang Zd. Zikovás, der Darstellerin der Brunhilde, zur Wiener Staatsoper wurde der „Siegfried" noch stärker betroffen.

Die neue Saison wurde im Herbst 1932 durch eine ganze Exhibition von Gastsängern eingeleitet. Neueinstudiert wurde die „Louise", zu deren Aufführung der Dirigent Arturo *Lucon* aus Mailand und Regisseur Branko *Gavella* aus Brünn eingeladen wurden. Hier machten sich bereits die Eingriffe der neuen Verwaltung bemerkbar, die zu den alten bewährten Theatermitteln greift. Ein wirkliches Ereignis war erst die tschechische Premiere von *Szymanowskis* „König Roger" (23. Oktober). Das Werk, 1918 komponiert, ist ein Drama von philosophischer Fiktion, in welchem die Töne des späten Impressionismus und szenischen Symbolismus Debussys ausklingen. Es ist für uns einigermassen überholt, aber durch seinen spirituell-religiösen Charakter und seinen grosszügigen architektonischen Aufbau steht es der Kunstanschauung Ostrčils sehr nahe. Die Aufführung zeigte eine grossartige szenische Realisierung und beste Besetzung. Bei seiner Vorbereitung und der der Aufführung vorangehenden Propaganda wurde das Bestmögliche geleistet. Es wurde auch bei der Premiere mit offener Begeisterung aufgenommen, die durch die Anwesenheit des Komponisten, der hierzulande schon durch seine symphonische und Kammermusik gut bekannt ist und als führende Persönlichkeit der modernen polnischen Musik respektiert wird, noch gesteigert wurde.

Die Wintersaison 1932 ist durch eine Reihe von Jubiläen charakterisiert, die sich auf bedeutungsvolle

Daten in der Entwicklung unserer Oper beziehen und viel Interesse und Beachtung im Publikum finden. Hervorgehoben wurde besonders die Fünfzigjahrfeier der ersten Aufführung zweier Hauptwerke der tschechischen Oper: *Dvořáks* „Dimitrij" und *Smetanas* „Teufelswand", deren jetzige Popularität eine erfreuliche Genugtuung für ihr früheres trauriges Schicksal eines unverstandenen Werkes ist. „Die verkaufte Braut" hat bereits ihre zwölfhundertste Aufführung erlebt. Des Jubiläums des Interimistischen Theaters wurde durch eine Aufführung von *Cherubinis* „Der Wasserträger" gedacht, mit welchem die Oper dieser Bühne vor siebzig Jahren ihre Tätigkeit eröffnet hatte. Das Interimistische Theater, der Vorgänger des Nationaltheaters, ist durch die Dirigententätigkeit Smetanas geheiligt und denkwürdig, weil auf seiner Bühne die Premieren der Opern Smetanas stattgefunden haben und mit ihm überhaupt die erste Blütezeit der tschechischen Oper verbunden ist.

Im Zusammenhange mit der tschechischen Staatsoper muss man auch die zweite Prager Oper, die Oper des Neuen deutschen Theaters, die im Prager Musikleben immer eine hervorragende Rolle gespielt hat, erwähnen. In der Tradition Alexander Zemlinskys, dessen Tätigkeit man immer in Erinnerung behalten wird, war die deutsche Oper bis vor kurzem bemüht, mit den avantgardistischen Tendenzen der reichsdeutschen Theater Schritt zu halten. Die Leitung des Theaters hat in diesem Jahre ein neuer Direktor, der ehemalige Dramaturg Dr. Paul *Eger* übernommen, der die Oper in ein Staggione verwandelt, eine Reihe hervorragender Sänger engagiert hat, die zwischen Prag und anderen Bühnen in Deutschland alternieren. Für das italienische Repertoir hat er den italienischen Dirigenten Antonio *Votto*, einen Schüler Toscaninis, engagiert, der das populäre italienische Repertoir, vor allem Verdi und Puccini, mit seinen Glanzrollen für die engagierten „Stars" neu einstudiert. Die Schwedin Thorborg, eine Altistin mit aussergewöhnlichem Stimmfond, aber mit wenig dramatischer Aktion, und Lydia Kindermann aus Berlin, Anny Helm (Aïda und die Gräfin im „Figaro"), der Heldentenor Adolf Fischer aus München und der jugoslavische lyrische Tenor Riavec, Jaro Prohazka und der Bassist Hölzlin, von tschechischen Sängern Nessy Bächer und der Tenor O. Masák bilden ein Ensemble von ungewöhnlicher Stimmqualität, aber verschiedener Nationalität und Kultur. Eine solche Theaterpolitik repräsentiert geradezu den direkten Gegensatz zu der Richtung, die bisher auf dem tschechischen Nationaltheater eingehalten wurde. Dieses neue Regime, das sicherlich für die Kasse des deutschen Theaters, dessen Publikum zumeist vermögende Kreise bilden, die eine solche Oper verlangen, die Rettung bedeutet, hat natürlich auch das Interesse eines ähnlich zusammengesetzten Publikums aus den Reihen der tschechischen Gesellschaft gefunden, die sich auch die eigene tschechische Oper als eine Art internationaler Filiale der italienischen Staggione vorstellt, was jedoch im direkten ideellen und sozialen Widerspruch zur Tradition, dem Werk und der Sendung der tschechischen Staatsoper steht. Als daher das Nationaltheater der Ungunst der Zeit ähnliche Kompromisse brachte und analog das gangbare internationale Repertoir mit geladenen Gästen zur Geltung brachte, kam es selbstverständlich zu einer Art scheinbaren Konkurrenzkampfes zwischen beiden Theatern, in welchem das deutsche

Theater, das viel weiter ging, die Oberhand behalten musste, und der keinem der beiden Theater künstlerische Vorteile bringen kann. Aus dieser Konstellation beider Theater, die sich auf sehr abseitigem Boden als Konkurrenten bekämpfen, wird klar, welche künstlerisch gefährlichen Tendenzen die Massnahmen der neuen Nationaltheater-Direktion annehmen können, die anscheinend durchaus ehrlich im Interesse einer Hebung des Opernbesuches gemeint sind, aber im Grunde die künstlerische Arbeit der Oper hemmen.

Die Tschechische Philharmonie befindet sich in den letzten zwei Jahren in dem Stadium eines gewissen Überganges von einer früher künstlerisch einheitlich geführten Institution zu einer Art kollektiver Zusammenarbeit von Dirigenten. Nach dem Abgange des früheren Chefs Václav *Talich,* der definitive Verpflichtungen im Ausland übernommen hat und der das Repertoir der Tschechischen Philharmonie ebenso wie das hohe Niveau ihrer Reproduktionen geschaffen hatte, gab es keinen Nachfolger, der die volle Leitung und die volle Verantwortung übernommen hätte. Der einzige, der durch seine künstlerische Persönlichkeit, seinen Weitblick und seine Kenntnisse hierfür in Betracht kam, war K. B. *Jirák,* der sich jedoch als Chef der Musikabteilung des Radiojournals nicht völlig frei machen konnte. Die Saison 1930/31 wurde daher in der Weise geregelt, dass von zehn Abonnementkonzerten sechs Jirák und vier Jiří Scheidler dirigierte, ein Dirigent, der von tschechischen Eltern abstammt, aber sonst russische Kultur und russische Orientierung hat. Ein junger, sehr talentierter Mann, der in der Tschechischen Philharmonie eine ausschliesslich auf russische und moderne Musik spezialisierte künstlerische Arbeit leisten konnte, im einheimischen Repertoir aber unverwendbar war. Unter einem solchen Regime, ohne künstlerischen Leiter, wuchsen die Existenzsorgen der Tschechischen Philharmonie von Tag zu Tag. Es waren keine Mittel vorhanden, um der wachsenden Unsicherheit zu steuern, und keine künstlerischen und moralischen Argumente waren für die Öffentlichkeit stark und überzeugend genug, dass die Existenz der Tschechischen Philharmonie gewissermassen ihre Sache ist und in die Reihe der dringenden Probleme gehört, für deren Lösung Sorge getragen werden muss.

Die Gründe der ungünstigen Verhältnisse in der Tschechischen Philharmonie sind allgemeiner Natur. Die grossen Investitionen, der kostspielige Apparat nötigen sie, mehr zu produzieren, als auf der schmalen sozialen Basis ihrer Wirkensstätte konsumiert werden kann. Die Tschechische Philharmonie ist ein Saisonunternehmen, das in sechs Monaten die Reserve für die minder günstigen Frühjahrs- und Sommermonate ersparen muss. Sie muss daher aus reinen Existenzgründen eine bestimmte Anzahl von Konzerten absolvieren, die weder vom Standpunkt des Konsumenten, d. h. des Publikums, noch vom Standpunkt ihrer künstlerischen Aufgaben, dem Bedarf entsprechen. Dabei hat die Philharmonie ihr Abonnenten-Stammpublikum verloren, das früher ihre finanzielle und moralische Stütze gewesen ist, und in den entscheidenden Augenblicken der sozialen Umschichtung vermochte sie es nicht, sich eine neue Plattform zu schaffen.

In der Saison 1930/31, da zu ihrem Intendanten als Vertreter des Staates der Ministerialbeamte Dr. Klima ernannt wurde, hatte sie gehofft, in geschäftlicher Politik ihr Heil zu finden. Sie hat sich finanziell erholt, aber in künstlerischer Hinsicht ge-

schwächt. Es wurden bedeutende Dirigenten und internationale Künstler in Menge eingeladen, die das Interesse steigerten, aber das Publikum verlor den Zusammenhang mit dem heimischen Musikleben. Eine Reihe grosser Künstler fluktuierte hier unpersönlich und ohne Beziehung zu den Menschen und Dingen. Ihre künstlerische Höhe reduzierte sich auf den blossen Geldwert. Die Philharmonie verwandelte sich durch das Überwiegen dieser repräsentativen Geschäftskonzerte in eine grosszügige Konzertagentur. Zu Beginn dieser Saison bedeutete dies eine augenblickliche, zeitweilige finanzielle Aushilfe, die jedoch wirtschaftlich keine Rettung brachte und deren künstlerische Verirrung ebenso erkannt wurde wie ihr konkurrierender verderblicher Einfluss auf die eigenen Abonnementkonzerte.

Deswegen hat man in der diesjährigen Saison darauf geachtet, die Abonnementkonzerte wie ehemals in den Vordergrund des Interesses zu stellen und nichts zu veranstalten, was ihren Besuch schädigen könnte. Tatsächlich wurde gegenüber dem Vorjahr eine Erhöhung des Abonnements erzielt. Nach den gesammelten Erfahrungen hat sich das entsprechende nüchterne Verständnis für die vielleicht weniger blendende, aber unausweichliche Arbeit auf einheimischem Boden mit einheimischen Kräften eingestellt. Man hörte mit jenem Import auf, der nur von finanziellen Interessen diktiert und jeder Entwicklung feindlich war, und liess sich die Auswahl von Werten, Künstlern und Werken angelegen sein, die einen flüssigen Austausch von Gedanken und Anschauungen anregen und künstlerischen Gewinn bringen.

In den Abonnementkonzerten wechselte also Jirák mit Scheidler ab. Jirák, der, wenn auch nicht eigentlicher Chef, doch in Anbetracht seines Namens und seiner Bedeutung in der tschechischen Musik Verpflichtungen gegenüber dem einheimischen künstlerischen Schaffen und volle künstlerische Verantwortlichkeit in die Philharmonie hineintrug, fand eine ziemlich schwierige Situation vor. Er übernahm nach Talich ein vollkommen ausgebautes Repertoir, das das gesamte einheimische Schaffen bis zu den modernen Komponisten und an ausländischer Literatur eine sehr gründliche und umfassende Übersicht über Vergangenheit und Gegenwart umfasste. Talich, ein sehr impulsiver Dirigent, hatte dieses ganze Programm in einer so ausgeprägten und persönlichen, allgemein und offiziell anerkannten Auffassung hinterlassen, dass das Dirigieren mancher Werke, die er zuerst aufgeführt hatte, geradezu als eine Art unzulässiger Enteignung angesehen wurde: so Suks „Lebensreifen" (Zrání) und „Asrael", Nováks „Sturm" und „Pan" und Strauss' Dichtungen. Jirák hatte die zweifache Aufgabe, ein neues Programm zu bringen und seine persönliche Auffassung der Kompositionen durchzusetzen, oder zu zeigen, dass sein künstlerisches Programm genügend neue Gedanken und Aufgaben bringt, um das Interesse an der Philharmonie neu zu wecken, zu organisieren und darzutun, dass er als Dirigent seinem neuen Programm reproduktives Niveau und Überzeugungskraft zu geben vermag. Seine sechs Konzerte traten der neuen Situation mit offenem Visier entgegen. Er leitete sie mit Dvořák, Janáček und Smetana ein, aus der deutschen Literatur nahm er gleich die grundlegenden Werke von Strauss und Mahler und Debussys „Meer"; von modernen tschechischen Meistern Novák und Ostrčils „Kreuzweg". Zum Schluss Suks „Lebensrei-

fen", das die endgültige Kraftprobe bedeutete und mit dem er erst das Dirigentenpult der Philharmonie endgültig für sich erworben hat. Jirák, als Künstler jünger als Talich, ohne romantische Pose, ist mehr intellektuell als dieser, musikalisch sachlicher seine Anlage und sein Temperament sind im Wesen nicht so sinnlich, er hat eine breitere Erudition, aber auch eine andere Auffassung. Ihre Antipolarität wird eindeutig durch die Tatsache erhärtet, dass Talich der Dirigent Straussens und Jirák der Mahlers ist. Die Auffassung Jiráks entspricht einer Zeit mehr, die, der Gefühls- und Gedankenwelt eines extremen Subjektivismus fern, vor allem absolute musikalische Werte schätzt. Von einheimischen Novitäten führte er in der vorjährigen Saison *Vomáčkas* Kantate „Jugend" auf, über die hier schon referiert worden ist. Ferner *Křičkas* „Tiroler Elegien", eine Kantate, der das klassische Werk Havlíčeks zugrunde liegt. Die leichte und mutwillige Gedanken- und Gefühlswelt Křičkas wird Havlíčeks Parodie, die mit dem Leben bezahlt ist, nicht gerecht. Křičkas leichte Eindrucksfähigkeit und enormes Imitationstalent sind einer tieferen Konzentration auf den Stoff hinderlich und machen es ihm unmöglich, sich mit einem so ernsthaften Thema selbständig auseinanderzusetzen. Seine Kantate ist ein Seismograph, der jede Erschütterung der Übergangsstilarten, des Ausdruckes und der Technik empfindsam registriert. Es gibt keine Grenzlinie zwischen seiner komischen Oper und dieser Kantate. Reminiszenzen an Smetana, ein volkstümlicher Ton, Nachkriegs-Synkopen und nach Bedarf eine mondäne groteske Zuspitzung der Situation. Eine gewisse Überraschung bot das Präludium für Streichorchester von V. *Kálik,* einem bekannten und bewährten Chorkomponisten, der sich nach früheren weniger gelungenen Versuchen in diesem Präludium zum erstenmal als Instrumentalkomponist überzeugend bewährt hat. Kálik, der bisher nur Programmusik geschrieben hat, tritt hier als Verfechter einer neuen objektiven Musik auf. Das Präludium hat die obligate dreiteilige Form, mit seinem erregten Anfangs- und Schlusssatz kontrastiert der chorartige Mittelteil. Er wirkt durch seinen satten intensiven Ton und die fliessende polyphone Arbeit.

Der zweite Dirigent der Abonnementkonzerte der Tschechischen Philharmonie, *Jiří Scheidler,* ist insofern ein Gewinn für das tschechische Musikleben, als er uns von neuem systematisch mit der klassischen und modernen russischen Musik bekannt macht, die gegenüber der westlichen Musik bisher nicht entsprechend beachtet wurde und für die heutige Entwicklung gewisse Ausgangspunkte bietet. Er hat Stravinskijs „Phantastisches Scherzo", Prokofěvs klassische „Symphonie", Mossols „Fabrik", Skrjabins „Poema divina", Mussorgskijs „Bilder von einer Ausstellung" und Šostakovičs „Symphonie in D-Moll" aufgeführt. Auch einige tschechische Neuheiten hat er dirigiert: vor allem die symphonische Ouverture Emil *Axmans,* eines der fruchtbarsten von unseren heutigen Symphonie-Komponisten. Fest im volkstümlichen Boden verankert (er stammt aus Mähren), schöpft er aus ihm den Impuls zu seinem Schaffen und die Gesetze seiner Technik. Seine „Ouverture" aus dem Jahre 1931, bewegt und temperamentvoll, quillt aus starken sinnlichen Eindrücken und Empfindungen und erschöpft sich in elementaren Kontrasten. Aus dem Charakter seiner Inspiration entspringt auch der musikalische Stil des Werkes. Er verwendet einfache Ausdrucksmittel.

Die Stärke seiner Musik liegt in seiner natürlichen, einfachen und verständlichen Sprache, die, vehement und robust, zwischen melancholischer, lyrischer Weichheit und brutaler Rauheit wechselt. Ein anderes, von Scheidler zum erstenmal aufgeführtes Werk war das musikalische Gedicht „Nächtliche Pilgerfahrt" von *Josip Mandić*, einem Komponisten jugoslavischer Herkunft, der sich jedoch als Komponist in Prag geschult hat und in Prag wirkt. Es ist ein älteres Jugendwerk Mandićs, überlastet und in seiner erregten Phantasie noch nicht völlig beherrscht, im Verhältnis zu seinem gedanklichen Inhalt überflüssig kompliziert in den Ausdrucksmitteln. Eine weitere Neuheit war das „Notturno in Belmont", ein Stimmungsbild von J. B. *Foerster*, das inhaltlich und motivisch an den dritten Akt seiner Oper „Jessika" anknüpft. Ein Werk von einschmeichelnder Lyrik, nicht alltäglichen melodischen Ideen, zartem Rhythmus und ausgeglichenen Details. Ein ruhiges, aber innerlich erregtes Werk. B. *Martinůs* „Serenade für Kammerorchester" wirkt durch ihre rhythmische Lebhaftigkeit und instrumentale Pikanterie, ist leicht funkelnd und unterhaltsam, technisch gewandt, ganz im Sinne moderner Grundsätze.

Die bewegte und reichhaltige vorjährige Saison der Philharmonie hat in den Abonnementkonzerten nicht ohne künstlerischen Gewinn geschlossen und für die neue Saison die wertvolle Lehre gezeitigt, dass die Arbeit der Philharmonie nach aussen unendlich bescheidener, alltägliche Detailarbeit sein muss, wenn sie die Berechtigung für ihre weitere Existenz gewinnen soll. Der verheissungsvolle Anfang einer soliden Programmarbeit zeigte sich schon zu Beginn der neuen Saison 1932 darin, dass die eigentliche Arbeit nicht mehr durch abseitige Geschäfts- und Konkurrenzunternehmungen gekreuzt wurde. In diesem Jahre werden zwölf Abonnementkonzerte gegeben, von denen vier K. B. Jirák, vier Scheidler und vier der zweite langjährige Kapellmeister der Tschechischen Philharmonie *Fr. Stupka* dirigiert. Im Vorjahr hat er bloss in populären Konzerten und solchen ausser Abonnement gewirkt. Er ist ein Dirigent von grosser Praxis und Routine und bedeutendem Ehrgeiz, der leider nicht durch seine entsprechende Schaffenskraft und Erudition ausgeglichen ist. Deswegen kam er auch als Leiter der Philharmonie nicht in Betracht, obgleich er bei ihr seit 1918 tätig ist. Gleich sein erstes Konzert in diesem Abonnementjahr unterschied sich scharf von den Konzerten Jiráks und Scheidlers und war, was das Programm und Reproduktion anbetraf, künstlerisch belanglos. Jirák führte im ersten Konzerte als Neuheit die V. Symphonie *Řídkýs* auf. Řídký, der Harfenist der Philharmonie, der neben anderen Kompositionen fast jedes Jahr eine Symphonie leistet, ist im Orchestralen ein grosser Routinier und ein Epigone, seine seichten Einfälle ermangeln aber der Reflexion. Sie bleiben ohne Feile und unausgeglichen, zerfliessen durch eine Reihe von Episoden in unmögliche Breite und lassen jeden Aufbau vermissen. Ohne Zusammenhang mit seiner Zeit und ihren Strömungen, komponiert er zufrieden und selbstgefällig, ohne dass hinter seinem Musikerinstinkt schöpferische Probleme spürbar wären. Scheidlers Konzert brachte durchaus Erstaufführungen, von denen die bemerkenswerteste Karel *Hábas*, eines Bruders des Bekenners des Viertelton-Systems Alois Hába, „Suite zur Oper Janošík" war, deren Aufführung die Staatsoper für diese Saison vorbereitet. Karel Hába, der

bei seinem Bruder Alois gelernt hat, ist ein robustes Komponistentalent, das sich offenbar von den Harmonieexperimenten seiner Frühzeit emanzipiert und mit seinem ganzen Temperament zu einem rudimentär elementaren und sinnlich satten Ausdruck inkliniert. Seine Suite zählt fünf dynamisch und rhythmisch scharf von einander unterschiedene Sätze und entspricht vollkommen ihrer Vorlage. Die „Drei Balladen" von Josef ***Mandić***, für Sopran und Orchester, zu einem Text von Antonín Sova, sind Lyrik von impressionistischem Stimmungsgehalt. Mandić hat, im Gegensatz zu seinem musikalischen Gedicht, von dem oben die Rede war, hier bei einem lyrischen Thema seinen Stoff formell und im Ausdruck weit besser beherrscht. ***Weinbergers*** Passacaglia, eine für den amerikanischen Markt neu orientierte Mache, kann zu Hause nicht einmal mehr Erregung hervorrufen, höchstens Verwunderung darüber, dass es auf solche Weise möglich ist, sich heute in Europa einen Namen und eine glänzende Existenz zu schaffen.

Nach der Erwähnung der gesamten Produktion im Laufe eines Jahres, wie sie in den Hauptzentren der dramatischen und symphonischen Musik verlaufen ist, ist es noch wichtig, die Jubiläumsfeierlichkeiten des ***Böhmischen Quartetts*** zu erwähnen, das seines vierzigjährigen Wirkens gedachte, vierzig Jahre einer ausdauernden, emsigen künstlerischen und Propagandaarbeit. Als es gegründet wurde, lag vor seinen Mitgliedern ein ganzer grosser Komplex von klassischen romantischen Werken, Literatur einer grossen und fruchtbaren Zeit. Es stand vor ihnen eine riesige propagandistische Aufgabe, in den engen unentwickelten Verhältnissen des damaligen tschechischen Kunstlebens, während eines einzigen Menschenlebens kaum durchführbar. Sie zogen mit den Quartetten Smetanas und dem Vermächtnis Dvořáks in die Welt, setzten sich durch ihre Wiedergabe der klassischen Werke, die wie eine Entdeckung gewirkt hat, durch; ihr Beethoven ist zu einem Markstein geworden. Sie erlebten und durchlebten die ganze neue Produktion samt allen Nebenerscheinungen, die im Laufe der Entwicklung verschwanden und nur eine Auslese der besten Werke zurückliessen. Sie haben unsere Kammermusik und ihren Stil erbaut und ihrer Initiative ist eine grosse Zahl von Zeitgenossen gefolgt. Sie haben nicht nur zu Hause, sondern auch auf dem Boden des klassischen Wien und Deutschlands zum internationalen Repertoir manches Neue beigetragen. Zum Maßstab ihrer künstlerischen Kraft ist ihr Beethoven geworden. Die Individualität des Böhmischen Quartetts liegt in seinem universalen Repertoir. Sie sind in die Reihe der besten Kammermusiker getreten und haben sich unter ihnen den ersten Platz erobert. In der Entwicklung der Kammermusik bedeuten sie eine Epoche. Eine der nächsten Nummern der „Prager Rundschau" wird der Würdigung dieser ihrer hier nur kurz skizzierten Bedeutung eine eigene Studie widmen.

A. J. Patzaková

August Naegle

der bekannte Führer im Kampfe gegen das tschechoslovakische Universitätsgesetz ist am 12. Oktober d. J. gestorben. Beruflich wirkte er als Professor für Kirchengeschichte an der Prager Deutschen Universität. Wie so vieler seiner Universitätskollegen, hat auch seine Wiege im Ausland gestanden. Er stammte aus dem bayerischen Rheingebiet, wo er am 23. August 1869 in Annweiler geboren war. Seine Universitätskarriere begann er als Dozent an der theologischen Fakultät der Universität in München und als ausserordentlicher Professor an der theologischen Fakultät in Passau. Von hier wurde er in verhältnismässig jugendlichem Alter — im Jahre 1906 — als ordentlicher Professor nach Prag berufen, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Zu Naegles Lob sei gesagt, dass er für die wissenschaftlichen Bedürfnisse seiner Wirkungsstätte Verständnis zeigte. Doch muss man gleich hinzufügen, dass er trotzdem im böhmischen Milieu fremd blieb und ihm jedes tiefere Verständnis für das besondere historische Gefüge der deutsch-tschechischen Kulturzusammenhänge abging.

Denkwürdig bleibt in dieser Hinsicht seine Rektoratsrede vom 4. Dezember 1929: „Hussitismus und Katholizismus", worin er in einer Weise, die in der ernsthaften historischen Literatur vereinzelt dasteht, eine Verurteilung des Hussitismus aussprach und nicht einmal für das moralische Pathos von Hus' Auftreten ein Wort der Anerkennung oder der Bewunderung fand. Dabei hat er in der Einleitung zu dieser Rede erklärt: „Das Ziel, dem der Kirchenhistoriker unablässig unter Aufgebot des ihm zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Quellenapparates zustrebt, ist demnach einzig und allein die volle Wahrheit, ein der objektiven Wirklichkeit möglichst entsprechendes Bild der kirchlichen Vergangenheit in ihrer Gesamtheit und in ihren Einzelerscheinungen zu gewinnen." Unter allen Voreingenommenheiten ist die gefährlichste die unbewusste Voreingenommenheit, bei welcher sich der Autor selbst für vollkommen objektiv hält.

Naegle hat sich in jungen Jahren mit den Problemen der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche befasst. Es scheint, dass damals die erhabene Gestalt des unversöhnlichen Moralisten St. Johannes Chrysostomos seinem Herzen besonders nahestand. Nach seiner Übersiedlung nach Prag wandte sich Naegle von den allgemeinen kirchengeschichtlichen Themen den Spezialproblemen der böhmischen Geschichte zu. Die Frucht dieser Studien ist vor allem seine Kirchengeschichte Böhmens, von der allerdings nur der erste Band erschienen ist: „Einführung des Christentums in Böhmen", und zwar der erste Teil 1915, der zweite Teil 1918. In der Einleitung zum zweiten Teil hat Naegle sorgfältig alle Urteile deutscher Kritiker zusammengestellt, die ihm alle als Zeugen dienen sollten, dass seine Arbeitsmethode objektiv war. Aber waren in dieser Sache deutsche Kirchenhistoriker die berufenen Kritiker? Es war übrigens nur natürlich, wenn er, selber von bayerischer Herkunft, den Anteil Bayerns an der Christianisierung Böhmens unterstrich und, da ihm die ostslavischen Zusammenhänge im grossen und ganzen fremd waren, die slavischen Einflüsse mehr zurückstellte. Es lässt sich schwer entscheiden, was dabei bewusste und was unbewusste Tendenz war. Im Jahre 1928 gab Naegle zur Tausendjahrfeier des hl. Wenzel eine

Schrift: „Der heilige Wenzel, der Landespatron Böhmens“, heraus. Er legt darin Gewicht auf Wenzels Beziehungen zur deutschen Kirche, führt an, dass Wenzel „ferner ohne irgend welche nationale Einseitigkeit oder Voreingenommenheit in grossem Maßstab aus deutschen Landen, aus der deutschen Kirche deutsche Priester und damit deutsche Kulturträger herbeigerufen (hat), um durch sie sein Land und sein Volk immer mehr dem christlichen Glauben und der christlichen Zivilisation zuzuführen.“ So vermischt sich bei Naegle die Wissenschaft mit seiner persönlichen politischen Stellungnahme.

Die Tätigkeit Naegles hätte wahrscheinlich den gewöhnlichen Rahmen des akademischen Wirkens nicht überschritten, wenn er nicht zufällig gerade im Jahre 1918 zum Rektor gewählt worden wäre. Es war allerdings keine Sache des Zufalls mehr, sondern das Ergebnis seiner Tätigkeit, dass er nach einem Jahre zum zweitenmal zum Rektor gewählt wurde. Nach zehn Jahren wurde er sogar zum drittenmal gewählt.

Die dreimalige Rektorswahl ist Beweis einer in der Universitätsgeschichte, wie ich glaube, einzig dastehenden Beliebtheit und Anerkennung. Uns, die wir auf einem anderen Standpunkt stehen, erscheint allerdings Naegles Wirken in diesen stürmischen Jahren in einem minder günstigen Licht. Auch wir können allerdings anerkennen, dass er die Interessen der Deutschen Universität leidenschaftlich und mutig vertreten hat. Doch scheint uns bei allen seinen Handlungen mehr der Nationalist als der Theolog zur Geltung zu kommen. Er war immer zum Kampfe bereit und niemals war bei ihm der Wille ersichtlich, nach dem Kampfe zum Frieden mit dem anderen Volke und zu einem positiven Verhältnis zum neuen Staate zu gelangen. Ich will hier nicht allgemein bekannte Geschehnisse anführen. Es interessiert mich dabei weniger der Politiker Naegle als der Historiker jener bewegten Tage. Ich nehme seinen Rektoratsbericht vom Jahre 1920 zur Hand und lese darin z. B.: „Doch damit nicht genug! Der Leiter der oben genannten Abordnung des Národní výbor hielt es für notwendig, das Universitätsarchiv, das sich im deutschen Trakt des Karolinums befindet, durch Militärposten extra bewachen zu lassen. Diese Militärwache wurde trotz meines schärfsten und energischesten Widerspruchs auf akademischen Boden aufgestellt und patrouillierte Tag und Nacht im Hausflur des Karolinums, obwohl es ein in allen Kulturstaaten angenommener Grundsatz ist, dass Militär und Polizei auf akademischem Boden nichts zu tun haben: ein Grundsatz, der stets auch in Prag selbst bei den schwierigsten Situationen und Krawallen beobachtet worden war. Erst durch Vermittlung ruhig denkender Kollegen von der Tschechischen Universität, die ein solches Vorgehen sehr unliebsam empfanden, erreichte ich die Abberufung der selbstverständlich auch die deutsche Professoren- und Studentenschaft aufreizenden und provozierenden Militärwache.“

Halten wir uns vor Augen, dass dies in den Umsturztagen war, halten wir uns vor Augen, was alles zu jener Zeit in anderen Städten und Ländern geschah! Wie anderswo die neuen Nationalstaaten mit anderssprachigen Universitäten umgingen und hier handelte es sich bloss um eine Militärwache im Hausflur! Für Naegle ist es charakteristisch, dass er in seinem ganzen ausführlichen Bericht kein einziges Wort der Anerkennung für eine Regierung gefunden hat, die es mehrere Monate

geduldig mitansah, dass ihr der Rektor und mit ihm der Senat der Universität (einer Universität am Sitze der Regierung!) ihre Anerkennung verweigerten. Immer und immer wieder eiferte Naegle gegen das Universitätsgesetz vom Jahre 1920, aber in seiner Darstellung findet man kaum eine Erwähnung dessen, dass sich die Deutsche Universität dem Gesetz nicht gefügt hat, die Insignien und das Siegel behalten hat, die nach dem Gesetz der tschechischen Universität zufallen, und dass sie deswegen von der Regierung in keiner Weise zur Verantwortung gezogen wurde. Dabei hat Naegle vielleicht irrtümlich selber geglaubt, dass seine Darstellung gerecht ist.

Vor mir liegt noch eine andere Kundgebung Naegles. Es ist der Artikel „Das Verhältnis der zwei Universitäten in Prag — vergiftet", der am 19. Februar 1930 in der „Bohemia" erschienen ist. Auch dieser Artikel gibt ein verzeichnetes Bild der Universitätsfrage. Naegle sprach den Wunsch nach einem freundschaftlichen Verhältnis zwischen den Universitäten aus, aber er hat seine Aufforderung irrtümlich nur an das tschechische Lager gerichtet. Eine nüchterne Erwägung hätte ihn sicher davon überzeugen können, dass er sich eher an die Mitglieder seiner eigenen Universität und vor allem andern — an sich selber wenden müsse.

August Naegle wird in der Geschichte als Verfechter der Rechte der Deutschen Universität in Prag fortleben. Die Bewertung seiner Tätigkeit muss der Zukunft überlassen bleiben. Ich glaube, dass mit der Zeit auch auf deutscher Seite die Erkenntnis durchdringen wird, dass es besser gewesen wäre, wenn in der kritischen Zeit an der Spitze der Deutschen Universität ein Mann von einheimischer Abkunft und fortschrittlicherer Gesinnung gestanden hätte, ein Mensch von grösserer Versöhnlichkeit und mit besserem Verständnis für das Milieu, die Zeit und ihre Erfordernisse.

B. Mendl

K. B. Mádl

Auf zwei Gebieten der kunsthistorischen Arbeit hat sich der am 19. November 1932 verstorbene Professor Dr. h. c. K. B. *Mádl* hervorgetan: auf dem der wissenschaftlichen Forschung und auf dem der Kunstkritik. In Wien, wo er zu Ende der siebziger Jahre Schüler der Kunstgewerbeschule wurde, hat Mádl kunsthistorische Universitätsvorlesungen besucht, hat Thausing und Eitelberger, Riegl und Wickhoff gehört, was zur Folge hatte, dass er sich vollends der Kunstgeschichte zuwandte. Auch die häufigen Besuche der Wiener Sammlungen haben das ihrige dazu beigetragen. Doch neben der historisch gewordenen Kunst war es die zeitgenössische, der Mádl, der stets mit Künstlern Umgang gepflogen hat, volles Interesse und Verständnis entgegenbrachte. Als er zu Beginn der achtziger Jahre nach Prag kam, war er also vollauf für die Aufgaben vorbereitet, die seiner dort harrten.

Als Kritiker war Mádl streng, gerecht, war parteiisch in dem guten Sinne, dass er sich stets auf seine eigene Kunstanschauung gestützt und nie davon abgewichen ist. In den Zeitungsaufsätzen, welche er fast vierzig Jahre lang (1883—1921), vornehmlich für die „Národní listy", geschrieben hat, ist tatsächlich das ganze damalige Prager Kunstleben enthalten. Zu Kunstausstellungen, Kunstschulen, zur Denkmalpflege, zur Fachlite-

ratur, zur Theaterausstattung — kurz zu allen Fragen, welche die bildende Kunst betreffen, hat Mádl Stellung genommen. Als Kritiker war er modern. Seine Liebe galt zwar zunächst dem Schöpfer der tschechischen modernen Kunst Josef Mánes und der ihm folgenden Generation, die unter dem Namen der „Generation des Nationaltheaters“ bekannt ist. Zu ihr gehörten Aleš, Hynais, J. V. Myslbek, ältere Zeitgenossen Mádls. Doch daneben hat die moderne tschechische Kunst der Zeit um 1900 herum, also das Werk bedeutend jüngerer Künstler, das Herz Mádls erobert. Er kämpfte für den jungen Kotěra, der 1893 aus Wien nach Prag kam, für A. Slavíček, den herrlichen Impressionisten, für Max Švabinský. Der damals gegründete Verein „Mánes“ hatte in ihm den eifrigsten Förderer. Die kritischen Methoden Mádls kann man als impressionistisch bezeichnen — auch darin war er zeitgemäss. Rein gefühlsmässig hat er das Kunstwerk aufgefasst, seine Sprache war malerisch, stimmungsvoll. Die kunstkritische tschechische Terminologie hat er ungemein bereichert.

Auch als Kunsthistoriker war Mádl modern, hat nie die Entwicklung der kunsthistorischen Wissenschaft aus dem Auge gelassen, war stets bestrebt, die neuen methodologischen Ergebnisse in seinen eigenen Arbeiten zu verwerten. In der Geschichte der tschechischen Kunst war er initiativ, hat sich mit Vorliebe schwere Themen gewählt, u. a. als erster die schwierige Datierung der böhmischen romanischen Rotunden behandelt, als erster die Tätigkeit der spätgotischen Baumeister Rejsek und Rejt zu umreissen versucht, den Einfluss Dürers auf die böhmische Malerei verfolgt, Wesentliches zum Studium des Dienzenhoferschen Barock beigesteuert. Ähnlich wichtige Studien und Aufsätze Mádls sind sehr zahlreich.

Von den grossen Arbeiten Mádls sind zu erwähnen: der erste Band einer allgemeinen Kunstgeschichte, welcher die Antike umfasst (begonnen 1891), eine überaus wertvolle und bisher unübertroffene Studie „50 Jahre tschechischer bildenden Kunst 1848—1898“, die monumentale Monographie über Josef Mánes (1905), die Aleš-Monographie (1912), das Buch über den vormärzlichen Porträtisten A. Machek (1929).

Seit 1886 war K. B. Mádl an der Prager Kunstgewerbeschule, zuerst als Sekretär und Dozent, vom J. 1894 als Professor der Kunstgeschichte und Bibliothekar tätig. Die, mustergültig angelegte, reiche Fachbibliothek der Schule zählt zu seinen grössten Verdiensten.

Aus Anlass seines siebzigsten Geburtstags im Jahre 1929 wurde Professor K. B. Mádl der philosophischen Fakultät der Karlsuniversität das Ehrendoktorat zugesprochen, eine Ehrung, welche er durch seine grosse, tiefgehende und initiative wissenschaftliche Arbeit redlich verdient hat. *J. Pečírka*

Gustav Meyrink

Der an der Dezemberschwelle verstorbene Erzähler Gustav Meyrink wird mit seinem Lebenswerk für alle Zeiten Zeugnis ablegen von den unheimlich starken Anziehungskräften, die von der böhmischen Hauptstadt ausgehen. Er ist in Wien geboren, taucht aber so tief in die Seele

Prags ein, dass er durchaus dem wesenhaften Bestande des sudetendeutschen Schrifttums einzuverleiben ist. Meyrinks Verhältnis zu der Stadt, die sein Schicksal und die Weckerin seines dichterischen Ingeniums wurde, ist eine wahlverwandtschaftlich fundierte, von der bei deutschen Autoren sonst so häufigen völkischen Komponente völlig freie Hassliebe. Meyrinks Prag-Erlebnis ist synthetisch: er fasst die Emanationen der slavischen, der deutschen, der jüdischen Menschenseele Prags zusammen und gibt dem durch alptraumartige Vision verschweissten synthetischen Produkt den halluzinatorisch gesteigerten Lebensrhythmus gehetzter Unrast, pochender Herzensangst, rätselhafter Bedrängnis und Verstrickung, jenseitiger Heimsuchung und zerquält aufbegehrender Unerlöstheit. So entsteht sein Hauptwerk, der *„Golem"*, eindringlichste Wiederbelebung und Umdeutung der rabbinischen Ghetto-Sage, visionäres Nachtgesicht des Prager Ahasverismus, giftiger Brodem unverweslicher Ungestilltheit, die sich mit den Schwaden der Moldaunebel über die ganze Stadt ergiesst, Eroberung einer Stadt durch ihr seelenkerkerndes Ghetto, das hier, eindringlich wie bei keinem anderen Gestalter, zu seiner geheimen überkonfessionellen Bedeutung aufsteigt. Ist es ein ungeschriebenes Gesetz, dass die sudetendeutschen Dichter die Nachtansicht Prags erleben, gibt Meyrink die Stadt immer wieder in einem ausschliesslich mitternächtigen, spukhaft-okkulten Aspekt, in Nachtstücken in Callots Manier, in der geisterseherischen Groteske. In den Bereichen eines angsttraumartigen Stadterlebnisses reicht dem völlig unlyrischen und unerotischen Meyrink sein Zeitgenosse Paul Leppin, der lyrische Zecher an Prags erotischen Giftbrunnen die nachtwandlerische Bruderhand; die inspirative Dämonie der Stadt wird in Meyrinkschen Zusammenhängen zu messen sein auch an einigen Romanen des Iglauers K. H. Strobl, an der Roman-Phantasmagorie „Die andere Stadt" des grossen Malers Alfred Kubin (durchwegs unbetretenes Neuland für die tschechische Literaturforschung!); aber von Meyrink gehen auch geheime Verwobenheiten zu der tiefsten und abgelöstesten Sublimierung der Stadterlebnisses, zu Franz Kafka.

Noch manches bliebe zu sagen: In einem späteren Roman deponiert Meyrink hellhörig das skurrile deutsch-tschechische Kauderwelsch des Prager Hochadels, fügt zu dem Prag der Revenants das unterirdische Prag einer politischen Verschwörung; ist das Atmosphärische im „Golem" zugleich ein Ausdruck des beklommenen schlechten Weltgewissens vor 1914, gehen von Prag auch Meyrinks wirklich meisterliche, seine Romanschöpfungen überlebende satirische Grotesken von souverän knapper Formung aus, die zusammen mit Paul Scheerbart, Mynona, Frank Wedekind, Heinrich Mann, Carl Sternheim, einen George Grosz vorwegnehmen und, das Gesicht der herrschenden Klasse zeichnend, das Ende des Kaiserreichs, die Krise der europäischen Institutionen einläuten.

Auch hier gab sich bei Gustav Meyrink hinter den Schleiern von Stoff und Tendenz die Seele der Stadt kund, die ihn zum Dichter gemacht hatte, um ihn zeitlebens nicht mehr loszulassen, mochte er auch leiblich und im Geiste noch so ferne Bezirke abschreiten. *Paul Eisner*

Ein Buch über die nationalen Minderheiten

Dr. Zdeněk *Peška*, Professor an der juridischen Fakultät der Komenský-Universität in Bratislava, hat als B. 35 der Publikationen der Fakultät ein Buch über die nationalen Minderheiten und die Tschechoslovakei herausgegeben („Národní menšiny a Československo". Bratislava 1932, gr. 8°, 234 S.). Das Thema, das der Verfasser im Titel ankündigt, wird von seiner Arbeit teils überschritten, teils nicht eingehalten. So schildert z. B. die Darstellung der historischen Entwicklung des internationalen Minderheitsschutzes nicht nur die Anfänge des internationalen rechtlichen Schutzes der Nationalitäten, sondern auch den recht entlegenen Stoff der Entwicklung des Freiheitsschutzes der konfessionellen Minderheiten. Die gültigen Bestimmungen des nationalen Minderheitsschutzes, die hier sowohl in materieller wie in prozessueller Hinsicht geschildert sind, werden ebenfalls nicht nur in bezug auf die Tschechoslovakei behandelt, sondern in ihrem ganzen Umfange, wie sie durch die Friedensverträge und die damit zusammenhängenden Abkommen, sowie durch einige spätere Akte und namentlich die des Völkerbundes festgelegt wurden. Diese Überschreitung der vom Titel des Buches umrissenen Grenze ist jedoch eine Bereicherung der tschechischen Literatur, der es bislang an einer so allseitigen und bis zu den jüngsten Daten fortgeführten Darstellung der Institutionen des internationalen Minderheitsschutzes fehlte.

Was der Verfasser der vollständigen Ausfüllung seines Themas, wie es im Titel des Buches formuliert ist, schuldig blieb, das gibt er teilweise in der Einführung selbst an: er gibt keine soziologische Analyse der Minderheitsfrage in der Tschechoslovakei, was er dadurch erklärt, dass bisher die Ergebnisse der Volkszählung von 1930 unveröffentlicht blieben. Aber das gewählte Thema verlangt auch nach einer Darstellung der von den Minderheiten der Tschechoslovakei angestrebten Reform der gültigen Institutionen und der an ihnen geübten Kritik, sowie der Reflexe, die diese Bestrebungen beim Mehrheitsvolk hervorgerufen haben — kurz, nach einem politischen Kapitel. Wenn wir aber dieses soziologische und politische Kapitel im Buche auch vermissen, so bedeutet es freilich nur, dass der Titel nicht das präzise Stichwort des Inhalts ist. Der Inhalt selbst, d. i. die juridische Analyse der Nationalitätenfrage in der Tschechoslovakei de lege lata, weist keinesfalls irgendwelche wichtige Lükken auf. Im nachstehend wiedergegebenen Inhalte seines Buches bekundet der Verfasser eine überaus souveräne Beherrschung des juristischen Stoffes, der Normen und der Judikatur, sowie der Literatur, die er selbst dort verfolgt, wo sie in nicht nur speziell juristischen Revuen, ja vielfach auch in journalistischen Bemerkungen und Diskussionen zum Vorschein kommt.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte: der erste handelt vom internationalen Nationalitätenrecht, der andere vom innerstaatlichen Nationalitätenrecht der Tschechoslovakei. Über den ersten Teil haben wir bereits unser Urteil formuliert. Den zweiten Teil gliedert er nach dem normativen Stoff, dem er angepasst ist: zuerst handelt er von den allgemeinen Vorschriften der Gleichberechtigung (Art. 7 des Vertrages von Saint-Germain und §§ 128, 134 und 106 der Verfassungsurkunde). Der Autor verteidigt hier die

Verfassung gegen die Kritiken der deutschen Juristen, dass die Verpflichtungen des Vertrages nicht eingehalten worden wären, weil in die entsprechenden Klauseln über die Gleichberechtigung der Bürger und der Einwohner der Republik das Wort „in den Grenzen der allgemeinen Gesetze" eingefügt ist. Dieser im innerstaatlichen Recht notwendige Vorbehalt, eben weil von allgemeinen Gesetzen die Rede ist, die sich auf die Mehrheit und die Minderheit gleicherweise beziehen, tut dem Grundsatz der Gleichberechtigung keinen Abbruch. Hingegen teilt der Autor die Ansicht des Obersten Verwaltungsgerichtes nicht, dass die Bestimmungen des § 128, Teil 1 lediglich eine Rahmennorm gewesen seien, die ohne Durchführung die subjektiven Rechte nicht begründet. — Ein weiterer Absatz handelt von den Normen der Volkszählungen. Überaus ausführlich ist das Sprachenrecht reproduziert, wobei der Verfasser zu einer Reihe strittiger Fragen entschieden Stellung nimmt: z. B. in der Frage des Sprachenrechtes der Ausländer, die zur Sprache der nationalen Minderheiten gehören, stellt er sich zur Sache durchaus positiv; sehr kritisch verhält er sich zu der eingeführten restriktiven Auslegung des § 3 des Sprachgesetzes über die Rechte der Minderheitssprachen auf dem Gebiete der lokalen Selbstverwaltung; er erkennt die Gesetzmässigkeit des Art. 99 der Sprachverordnung über die Rechte der Staatssprache auf dem Gebiete der Handelsbeziehungen nicht an, usw. Es folgt eine Darstellung der rechtlichen Stellung der Nationalität in der Tschechoslovakei auf dem Gebiete des Schulwesens und anderer kultureller Institutionen, in der Frage der Staatsangehörigkeit und in der Frage Karpathorusslands, dieses speziellen Falles einer territoriellen nationalen Autonomie in der Tschechoslovakischen Republik.

Die neue Arbeit Prof. Zd. Peškas, die nach einer Reihe vorbereitender kleinerer Arbeiten entstanden ist, ist gründlich und zugleich unvoreingenommen. Der Verfasser lässt sich weder von eng juristischen, noch von nationalpolitischen Vorurteilen leiten. Dabei ist das Werk nicht nur eine landläufige Analyse, sondern auch eine objektive Kritik. Dadurch ragt es über das übliche Niveau derartiger Arbeiten hinaus. *E. Sobota*

Dreissig tschechische Erzähler

Dass uns in Österreich, lange, allzulange fürwahr, die tschechische Literatur ziemlich gleichgültig liess, gehört in die Reihe jener höchst beklagenswerten Versäumnisse, aus denen die Geschichte der letzten Jahrzehnte, unerbittlich, wie sie nun einmal ist, ihre Schlüsse gezogen hat. In der Tat, allzulange trat die Literatur der Tschechen für uns hinter deren allerdings unvergleichlicher Musik zurück: Neben Smetana und Dvořák, den Genialen, war in unserm Bewusstsein wenig Raum für ihre Zeitgenossen, die Schriftsteller und die Dichter. Und dies, obwohl unsere Besten es sich angelegen sein liessen, immer wieder mit Nachdruck auf sie zu verweisen. So hat Rainer Maria Rilke (den wir in diesem Zusammenhang gewiss einen guten Österreicher im einstigen Sinne dieses Wortes nennen dürfen) als ein halber Knabe schon „böhmischen Volkes Weise" gepriesen und Jaroslav Vrchlický hoch verehrt. So hat Hugo von Hofmannsthal bis in den Krieg hinein zu vermitteln getrachtet und

um Verständnis geworben. So ist Stefan Zweig, um die Jahrhundertwende schon, mit aller Leidenschaft seines entdeckerischen Temperaments für die kosmische Lyrik Otokar Březinas eingetreten.

Seit dem Krieg ist es nun in mancher Hinsicht besser geworden. Die Sachlage hat sich insofern zugunsten der tschechischen Literatur geändert, als die Theaterstücke der Brüder Čapek und und des nicht minder begabten František Langer sich alle europäischen Bühnen, und somit auch die deutschen und die österreichischen, erobern konnten. Nicht nur im Politischen hatte sich, das spürte man, ein gründlicher Wandel vollzogen: Auch das künstlerische Selbstgefühl der Nation war im Verlauf der beiden letzten Dezennien mächtig erstarkt. Neben dem Theater setzte sich nun aber auch das erzählerische Element kräftig durch: Die Romane Karel Čapeks und etlicher anderer tschechischer Zeitgenossen wurden übertragen, in deutscher Sprache gedruckt und gern gelesen.

Was aber immer noch fehlte, ja was bis heute fehlt, war und ist der grosse Zusammenhang. Denn wir kennen nun wohl ein paar Gestalten dieser tschechischen Literatur unserer Tage, wir verehren, wir lieben sie; aber wir sehen noch nicht, wie sie recht eigentlich zueinander stehen, wir wissen noch zu wenig von ihren Vorläufern, Neben- und Hintermännern. Kurz: es fehlt uns gleichsam noch an Stoff, an Material, woraus sich erst eine Gesamtschau ergäbe. Diesem Mangel hilft nun höchst anerkennenswert das Buch „Dreissig tschechische Erzähler" ab, das Anna Auředníček soeben im Darmstädter Verlag zu Darmstadt erscheinen lässt. Einen Querschnitt durch die erzählende tschechische Dichtung der letzten fünfzig Jahre will sie hier, wie sie einleitend mitteilt, geben. Und sie stellt ausdrücklich fest: „Es ist Zweck der vorliegenden Anthologie, die Kenntnis dieser Literatur zu erweitern und das allgemeine Bild zu ergänzen". Wie uns Aussenstehenden, für die das Buch nun einmal bestimmt ist, scheinen will, wurde diese Aufgabe mit viel Geschmack und Glück gelöst.

Von fachmännischer Seite allerdings lassen sich gegen Werke, wie dieses, natürlich leicht genug Einwände erheben. Denn absolut vollständig kann ein solches Buch niemals sein; vollständig ist auch diese Liste von dreissig Autoren gewiss nicht, die von Jan Neruda, Svatopluk Čech, Alois Jirásek und Vrchlický bis zu den Jungen und Jüngsten heraufreicht. Überdies ist es unmöglich, von so vielen Schriftstellern verschiedener Generationen durchaus Gleichwertiges zu wählen. Doch gerade weil das Buch vieles bringt, wird es manchem etwas bringen: Ein wenig altväterische Geschichten aus dem hunderttürmigen Prag, Bauerngeschichten, noch sentimental oder auch schon derb-realistisch gesehen, Anekdotisches, das ungestüm und unbedenklich der Pointe zustrebt, Tiergeschichten — viel Herzeleid meist kleiner Leute und zuweilen frohes Lachen. Auch enthält es Namen, die, abgesehen von den bereits erwähnten, ohne Zweifel in ihrer Heimat ausgezeichneten Klang haben: Ignát Herrmann, Vilém Mrštík, Josef K. Šlejhar, Josef Jahoda, K. Elgart-Sokal, Viktor Dyk, Jaromír John, Jaroslav Durych, Eduard Bass und Benjamin Klička; dann die Frauen Maria Anna Tilschová, Marie Majerová, Jarmila Hašková. Etliche andere noch.

Darf ich nun aber aufs Geratewohl von diesen Dreissig ein paar besonders loben, deren Beiträge mich persönlich vielleicht am allerstärksten ergriffen haben? — Da ist Vojtěch

Rakous, der so entzückend das Leben der tschechischen Juden in der Provinz zu schildern versteht; da ist Růžena Svobodová, die ein farbensattes Bild einer slovakischen Zigeunerhochzeit entwirft; da ist František Kubka mit einer schönen exotischen Novelle; da ist Josef Kopta, der sich als glänzender, an den Russen geschulter Psychologe erweist; da ist endlich der blutjunge, zu früh verstorbene Jiří Wolker, der in seiner meisterlichen „Magd" — einer Episode aus der Prager Peripherie von heute — den grossen Zug in das Genialische hat. Was sie aber alle, die Berühmten und die uns bisher Unbekannten, gemeinsam besitzen, das ist die starke Ursprünglichkeit, mit der sie an ihren reichen Heimatboden innerlich festgebunden sind. Im ganzen also will uns scheinen: ein schönes und zugleich wichtiges Buch, dessen Wert durch einen vortrefflichen biographisch-bibliographischen Anhang noch gesteigert wird. Es legt sehr beredtes Zeugnis dafür ab, wie die tschechischen Erzähler in diesem halben Jahrhundert aus dem Provinziellen allmählich in das Europäische hineingewachsen sind, und wirkt doch am nachhaltigsten auf uns immer noch dort, wo es aus der Stadt hinaus in die schwellende, gesegnete Landschaft führt.

Anna Auředníček, der unermüdlichen Übersetzerin, die seit drei Jahrzehnten für die tschechischen Autoren so viel geleistet hat, gebührt nicht allein der Dank dieser Autoren, vielmehr auch der unsre. Es ist frohe Pflicht, ihr dies bei solchem Anlass einmal zu sagen. Dieses Buch ist zwar nur ein schmaler Ausschnitt aus ihrem Werk, doch wie spricht es für sie! — Seit dreissig Jahren hat sie, unbekümmert um die Strömungen und Gegenströmungen der Zeit, die schönste Aufgabe der Frau erfüllt: Liebe zu lehren und Frieden zu stiften, wo so viele andre Hass gesät und Zwietracht geerntet haben.

Mehr denn je tun uns solche Frauen, solche Menschen wie Anna Auředníček heute not — hüben und drüben. *Erwin Rieger, Wien.*

Pražský linguistický kroužek

Die *„Prager Linguistische Vereinigung"*, von deren Publikation über die tschechische Schriftsprache und die sprachliche Kultur Prof. B. *Trnka* in diesem Heft handelt, ist im Herbst des Jahres 1926, einer Initiative des Anglisten Prof. V. *Mathesius* folgend, gegründet worden. Eine Anzahl jüngerer Forscher, die auf dem Boden der neuen Sprachwissenschaft stehen, haben sich damals zusammengeschlossen, um in gemeinsamer Arbeit in der Form von Vorträgen und Diskussionen die aktuellen Probleme der Sprachwissenschaft zu bearbeiten. Noch im Jahre 1926 fanden drei solcher Diskussionsabende statt, im Jahre 1927 waren es 9, im Jahre 1928 13, im ersten Halbjahr 1929 6. Im Herbst des Jahres 1929 trat der „Kroužek" bei Gelegenheit des I. Kongresses der slavischen Philologen in Prag zum ersten Mal mit einer Sammelpublikation an die Öffentlichkeit, die als 1. Band einer Reihe *„Travaux du cercle linguistique de Prague"* unter dem Titel „Mélanges linguistiques dédiés au premier congrès des philologues slaves" erschien und ausser einer Reihe von Abhandlungen in französischer und deutscher Sprache von Trnka, Trubetzkoy, Mathesius, Karcevskij, Slotty, Havránek, Mukařovský, Savickij, Brun und Weingart neun Thesen über Fragen der slavischen Sprachwissenschaft enthielt,

die bestimmend für die Verhandlungen der linguistischen Sektion des Kongresses geworden sind. Als 2. Band der „Travaux" war gleichzeitig eine Monographie von R. *Jakobson* „Remarques sur l'évolution phonologique du russe comparée à celle des autres langues slaves" erschienen.

Der „Kroužek" hatte es von vornherein verstanden auch ausserhalb Prags Mitarbeiter unter den Fachgenossen zu gewinnen, deren wissenschaftliche Bestrebungen gleichgerichtet waren. Während der Tagung des I. *Internationalen Linguistenkongresses* im Haag (1928) hatte eine Gruppe von Kongressmitgliedern, der u. a. V. Mathesius und R. Jakobson angehörten, beschlossen, eine *Internationale Phonologische Arbeitsgemeinschaft* zu gründen. Diese Arbeitsgemeinschaft berief für die zweite Dezemberhälfte 1930 einen Kongress nach Prag, dessen Verhandlungen als Band 4 der „Travaux" erschienen sind: *„Réunion phonologique internationale tenue à Prague"* (1930). Der Band enthält ausserdem zwei Vorschläge über die Festlegung der phonologischen Terminologie und Transkription, die dem II. *Internationalen Linguistenkongress* in Genf 1931 vorgelegt worden sind. Im Jahre 1932 hat die Internationale Phonologische Arbeitsgemeinschaft (Association Internationale pour les études phonologiques) im Zusammenhang mit dem Internationalen Kongress der phonetischen Wissenschaften (Amsterdam, 1932) die 1. Nummer eines *„Bulletin d'information"* veröffentlicht. Als Band 3. der „Travaux" hat B. *Trnka* eine Monographie „On the Syntax of the English Verb from Caxton to Dryden" veröffentlicht. Als Sonderpublikation des „Kroužek" sind zwei Studien unter dem Titel „Masaryk a řeč" (Masaryk und die Sprache) erschienen, in denen der Stil Masaryks (von J. *Mukařovský)* und die sprachlichen Probleme im Werk Masaryks (von *R. Jakobson)* behandelt werden. Die jüngste Publikation ist eine Festschrift, die anlässlich des 50. Geburtstages des Gründers des „Kroužek" herausgegeben worden ist: „Charisteria Gvilelmo Mathesio quinqvagenario a discipulis et Circuli lingvistici Pragensis sodalibus oblata" (1932). Der Band bringt 29 Beiträge aus dem Bereich der allgemeinen und speziellen Linguistik sowie benachbarter Disziplinen. Neben der Publikationstätigkeit hat der „Kroužek" seine internen Diskussionsabende systematisch weitergeführt — Tätigkeitsberichte sind laufend im „Časopis pro moderní filologii" veröffentlicht — und für die nächsten Monate u. a. mehrere Vorträge über Fragen der tschechischen dichterischen Sprache angekündigt.

Mgr.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Erwin *Rieger* (geb. 1889), Schriftsteller in Wien I, Schottenring 17.

Dr. Vilém *Santholzer* (geb. 1903), Kommissar des Staatlichen Radiologischen Institutes; Praha-Podolí.

Dr. Bohumil *Trnka*, (geb. 1895), Professor der englischen Sprache und Literatur an der Karls-Universität in Prag; Praha XIX, čp. 581.

Dr. František *Ulrich* (geb. 1899), Dozent der Mineralogie an der Karls-Universität in Prag; Praha II, Albertov 6.

Die PRAGER RUNDSCHAU erscheint jeden zweiten Monat im Umfang von 6 Bogen (96 Seiten) fallweise mit Bilderbeilagen. — Herausgeber Dr. Kamil Krofta, Prag. Verantwortlicher Redakteur: Dr. A. Hartl, Prag. — Redaktionsschluss am 15. Dezember.




3 0000 108 687 652

